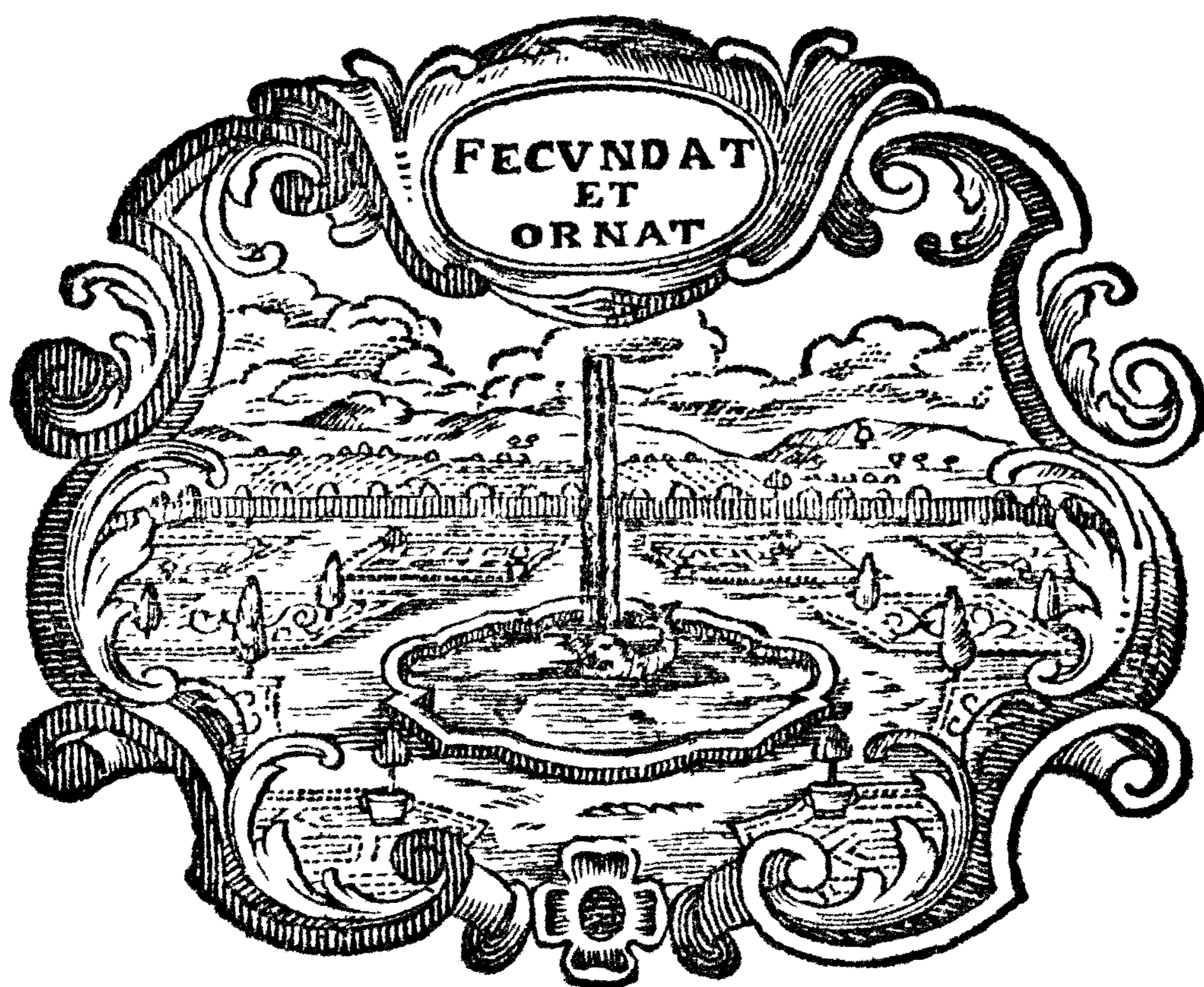


Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der erste Band  
auf das Jahr 1836.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

# Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1836

by unknown author

Göttingen; 1836

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

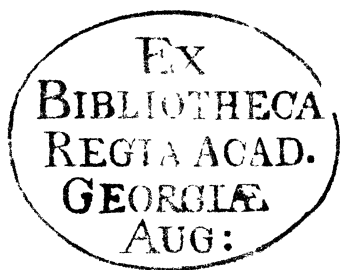
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGE

AUG:

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

1. Stück.

Den 4. Januar 1836.

---

G ö t t i n g e n .

Wir haben den Anfang eines neuen Jahrganges dieser Blätter (dießmal des 98sten) mehrmals dazu benutzt — ohne jedoch uns dazu verbindlich zu machen — einen Rückblick auf den Zustand unserer Universität in dem verflossenen Jahre zu werfen, um einige Nachrichten darüber mitzutheilen. Wir glauben daß dieß um so mehr an seinem Orte sey, da es nicht nur in dem Zwecke dieser Blätter liegt, als Annalen unserer Universität zu dienen, sondern es auch nicht an Beweisen fehlt, daß die Zahl derer, die daran Theil nehmen, keinesweges in Abnahme begriffen ist.

Auch das verflossene Jahr gehört zu denen, welche wir nur zu den glücklichen zu zählen haben. Keine Störung der öffentlichen Ruhe ist in demselben eingetreten, und hätte nicht der

Verlust zweyer öffentlichen Lehrer, des einen durch den Tod, des andern durch Versetzung, uns betroffen, so würden wir keine widrigen Vorfälle zu erwähnen haben. Daß aber die dadurch entstandenen Lücken theils schon besetzt sind, theils werden besetzt werden, dafür sorgt die väterliche Fürsorge unsers hohen Curatoriums. Die übrigen Anstellungen öffentlicher Lehrer in den verschiedenen Facultäten, sind bereits aus diesen Blättern bekannt.

Unter den uns zu Theil gewordenen Glücksfällen sehen wir billig den Beweis der Gnade S. M. des Königes oben an; dessen hoher Freygebigkeit wir es verdanken, daß der Bau eines neuen Universitätsgebäudes nicht nur angefangen, sondern auch mit solcher Anstrengung hat fortgeführt werden können, daß dasselbe bereits unter Dach gebracht ist. Die genauere Nachricht darüber müssen wir der Einweihung desselben vorbehalten.

Der Flor unserer öffentlichen Institute mit der Benutzung derselben hat fortgedauert.

Die Bereicherungen welche die öffentliche Bibliothek erhalten hat, sind größtentheils, wenigstens die größern Werke, bereits in diesen Blättern bemerklich gemacht. Wir hoffen denselben dadurch einen höhern Werth zu geben, indem wir unsern Lesern die Bekanntschaft solcher Werke verschaffen, welche durch ihre Kostbarkeit, oder auch durch die Entfernung des Druckorts zu den Seltenheiten gehören, und nur wenigen zugänglich seyn können.

Die verschiedenen medicinischen Institute sind auch in diesem Jahre von gleicher, und zum Theil noch größerer, Anzahl benutzt worden.

Der Reichthum des botanischen Gartens ist dadurch vermehrt, daß auf Befehl S. M. des Königes unser Herr Garten-Inspector Fischer nach England berufen ward, wo er sich überall in den dortigen großen Anlagen der besten Aufnahme zu erfreuen hatte, und mit reicher Ausbeute von dort zurückkehrte.

Die Beobachtungen über den Erdmagnetismus sind in dem dafür erbauten Observatorium fortgesetzt, und der Bericht darüber ist bereits in St. 36 dieser Anzeigen vom v. J. bekannt gemacht.

Es ist öfter geklagt, und den Universitäten zum Vorwurf gemacht, daß zu wenig wechselseitiger Verkehr in Rücksicht der Wissenschaft zwischen Lehrern und Zuhörern auf ihnen Statt finde. Es mag uns erlaubt seyn, aus unserm neuesten Lectionsverzeichnis zu bemerken, daß in demselben gleich in der theologischen Facultät von öffentlichen und Privatlehrern mehrere wöchentliche Zusammenkünfte zu diesem Zwecke angekündigt sind. Auch in den andern Facultäten, in denen ohnehin die Practica schon ausbilden, fehlt es daran nicht.

Die Frequenz der Universität ist sich nicht bloß gleich geblieben, sondern hat auch noch einigen Zuwachs erhalten. Wir haben es zwar schon öfter erklärt, daß wir bloß und zunächst darin

keinesweges den Maßstab ihrer Blüthe suchen. Allein wir glauben aus einer andern Ursache noch darauf aufmerksam machen zu müssen. Die Inländer bindet keine Zwangsmaßregel; der Besuch aller Universitäten in den deutschen Bundesstaaten, auch derer die gegen uns sperren, steht ihnen frey, so gut wie den Ausländern. Auffallend ist es, daß ungeachtet der eingetretenen Hindernisse gerade die Zahl von diesen sich vermehrt hat.

Als vor zwey Jahren auf dem Wiener Congreß auch die Universitäten in die Berathung gezogen werden sollten, wagten wir es in diesen Blättern ein freyes Wort über das zu sagen was zu ihrem Wesen gehört. Unsere Hoffnung ward nicht getäuscht; es ward dort wie in den darauf folgenden Beschlüssen des Bundestages unverletzt erhalten. Sollte es uns nicht gestattet seyn dasselbe in Beziehung des freyen Besuchs unserer deutschen Hochschulen zu thun? Weit entfernt den Maßregeln der Regierungen entgegen zu treten, wünschen wir nur den Gesichtspunct deutlich zu machen, aus dem uns dieser Gegenstand als allgemeine Angelegenheit erscheint. Wir thun dieß mit so größerer Zuversicht, da es noch wohl nie einen Zeitpunkt gab in welchem fast alle, besonders die Regierungen der größern deutschen Staaten, mit gleichem Aufwande und angestrongter Thätigkeit für das Beste derselben gesorgt hätten. Neue Tempel, auch durch ihren äußern Glanz die Wichtigkeit aussprechend die man auf sie legt, sind auf K. Preussischen, Sächsischen, Bayrischen Universitäten wie auf der unsrigen entweder schon errich-

tet, oder werden ihnen errichtet. Wohl nie war der Wettstreit größer, eröffnete Lehrstellen würdig zu besetzen, oder die Institute deren sie bedürfen theils neu zu gründen, theils zu bereichern und zu vervollkommen. Man werfe einen Blick auf die Hochschulen des achtzehnten Jahrhunderts und vergleiche sie mit den gegenwärtigen. Hatte selbst unter der Regierung des großen Königes Preußen eine Hochschule wie die welche jetzt seine Hauptstadt schmückt? Und in einem solchen Zeitalter sollte gerade das ihnen fehlen was für sie das wünschenswertheste, ja eigentlich ihr Zweck ist, die Freyheit der Benutzung?

Die Angelegenheit scheint uns, wir gestehen es, nicht bloß die Angelegenheit einzelner Bundesstaaten, sondern auch zugleich des gesammten deutschen Vaterlandes zu seyn. Unsere Nation, dieß räumen selbst die Fremden ein, steht in wissenschaftlicher Ausbildung so hoch, daß sie den Vergleich mit keiner andern zu scheuen hat. Dieß ist ein wesentlicher Theil unsers Ruhms, nicht weniger wesentlich als der durch die Waffen gegründet ist, den zu erhalten das allgemeine Interesse erfordert. In welchem hohen Grade aber diese wissenschaftliche Ausbildung an die Universitäten geknüpft ist, dieß kann auch dem Kurzsichtigsten nicht entgehen. Denn wenn auch die Freunde, ja selbst die Kenner der Wissenschaften, in Deutschland keineswegs bloß auf den Universitäten zu suchen sind, so haben sie doch fast ohne Ausnahme den Grund zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung auf den Universitäten gelegt. Erinnert sich doch selbst oft ein Humboldt dankbar seiner frühesten hiesigen Studien.



Es ist jetzt wohl eine allgemein anerkannte Sache, daß sie nicht bloß die Bestimmung haben sollen dem Staate seine Diener zuzustutzen, sondern daß die ganze höhere wissenschaftliche Ausbildung der gesammten Nation, so weit sie durch Unterricht erlangt werden kann, ihnen übertragen ist. Wenn also gleich die Universitäten ihren Einrichtungen und ihrem Bestande nach einzelnen Staaten angehören, so sind sie doch auch ein geistiges Ganzes, ein deutsches Gemeingut, und dadurch zugleich eins der größten und schönsten Bande, welches bey der politischen Zerstückelung doch unsere Nation zusammen hält. Sollte es nicht auch der Politik gemäß seyn dieses zu verstärken?

Die Schranken sind größtentheils gefallen welche den materiellen Verkehr der deutschen Staaten erschwerten; steht aber mit diesem der geistige Verkehr in keiner Verbindung? Denn was ist die ganze äußere Thätigkeit eines Volks, wenn sie nicht durch das Geistige belebt und geleitet wird? Noch nie aber gab es eine Zeit wo dieß mehr der Fall war als gegenwärtig. Die Wissenschaften — wir wollen nur an die Naturwissenschaften in ihrem vollen Umfange erinnern — sind in einem viel höheren Grade practisch geworden als sie es sonst waren, und werden es nach ihrer ganzen Tendenz glücklicherweise noch immer mehr werden. Auch die Weber, die Färber, die Metallarbeiter und andere Fabricanten sie können nicht bestehen ohne die Anwendung der Kenntnisse, welche von den höheren Lehranstalten ausgehen, auf diesen mitgetheilt werden, und von diesen — wenn auch

erst vielleicht durch die zweyte und dritte Hand — zu ihnen kommen. Selbst unsere Gewerbs- und polytechnischen Institute wie würden sie ohne die höheren Lehranstalten gedeihen, wo auch sie ihre Wissenschaft schöpfen müssen! Geistige und materielle Ausbildung sie müssen gleichen Schrittes gehen, wenn beide fortschreiten sollen. Dazu aber gibt es keine bessere Mittel als Freyheit des öffentlichen Unterrichts.

Die Zeiten sind nicht mehr wo in den Augen aufgeklärter Regierungen noch die alten Besorgnisse, daß bey der Freyheit des Besuchs der Universitäten das Geld aus dem Lande gehe, von Gewicht seyn könnten, um so weniger da es ja am Tage liegt, daß bey wechselseitiger Freyheit sich dieses von selbst ausgleichen würde. Und hoffentlich sind ja auch wohl die Besorgnisse verschwunden, welche die Gegner der deutschen Hochschulen so geflissentlich verbreiteten, daß Grundsätze, den Staaten gefährlich, auf ihnen gelehrt würden; da, so weit unsere Kunde reicht, selbst die Verläumdung keine einzige namhaft machen könnte, wo dieß zu befürchten wäre. Gewiß, nicht von den Cathedern gehen die Gefahren aus, welche die Sicherheit der Staaten bedrohen können; sie kommen von andern Seiten, die wir wohl nicht genauer zu bezeichnen brauchen.

Wir wollen nicht wiederholen, was bereits bey andern Gelegenheiten von uns gesagt worden ist; daß bey der großen Erweiterung der Wissenschaften, und der des academischen Unterrichts, indem er mit den Bedürfnissen der Zeit, so weit

ihm möglich ist, gleichen Schritt hält, es auch bey der größten Vorsorge, und noch so großem Aufwande, doch unmöglich sey alle wissenschaftlichen Fächer auf einer und derselben Hochschule, oder auch selbst wo mehrere in Einem Staate bestehen, gleichmäßig zu besetzen. Nur Eine Betrachtung sey es uns erlaubt noch hinzuzufügen. Je unverdienter das Mißtrauen ist, welches durch die Hindernisse des freyen Besuchs unserer Hochschulen gezeiget wird, desto schmerzlicher ist es für die öffentlichen Lehrer. Sie haben noch einen andern und edlern Maßstab als den des etwaigen höhern Gelderwerbs, mit dem der große Haufe nur mißt; ihr Maßstab ist der der Achtung und des Vertrauens in welchem sie bey den Regierenden wie bey dem Publicum stehen; 'denn (wie einst ein berühmter hiesiger Lehrer sagte) unsere Achtung ist unser halber Gehalt'; durch diese haben unsere Lehranstalten geblühet, und können sie auf die Dauer nur blühen. Diese Achtung aber, wodurch wird sie mehr gefährdet, als durch die Verbote oder Erschwerung der Benutzung ihres Unterrichts?

Es liegt nicht in dem Plan dieser Blätter die hier in Betrachtung kommende Frage erschöpfend zu beantworten. Nur aufmerksam machen wollten wir auf ihre Wichtigkeit, es bescheiden, jedoch mit Zuversicht, der Zeit überlassend, daß sie dereinst von selbst herbey führen wird, was die Gegenwart nicht gewährt.

Sn.

---

# Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

2. 3. Stück.

Den 7. Januar 1836.

---

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1835: Erste Reise nach dem nördlichen America in den Jahren 1822 bis 1824, von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg. VI u. 394 Seiten in gr. Octav. Mit einer Karte von Louisiana.

Wenn wohl unterrichtete, vielseitig gebildete Männer sich nur in der Absicht den zahlreichsten Beschwerlichkeiten und Entbehrungen langer Reisen in entfernte Länder unterwerfen, um sich durch eigene Ansicht von Dingen zu belehren, welche nur Wenige in den Kreis ihrer Beobachtungen aufnehmen können, so darf die Wissenschaft es sich als hohen Gewinn anrechnen, den Verlauf solcher Reisen in einer zusammenhängenden Darstellung erzählt zu sehen. 'Als ich meine erste Reise nach Nord-America unternahm (sagt Se Hoheit in der Vorrede des vorliegenden Werkes), war es nicht meine Absicht, dem Publicum einen vollständigen historischen Reise-

bericht vorzulegen. Der Zweck der Reise selbst war kein anderer, als der, Kenntnisse des Landes, seiner Einwohner und Producte zu erlangen. In dieser Absicht verfaßte ich mein Tagebuch, und erst nach wiederholter Aufforderung entschloß ich mich, die für meinen eignen Gebrauch gesammelten Notizen möglichst geordnet dem Publicum vorzulegen. Diese unbefangene, auf keine öffentliche Bekanntmachung berechnete Aufzeichnung gibt nun vorliegender Reisebeschreibung einen ganz eigenthümlichen Werth, indem jede Beobachtung sachgemäß vor uns tritt, ohne zugleich durch das Vormwalten des individuellen Gefühls oder des freyen Urtheils der Wahrheit des Einzelnen wie des Ganzen Eintrag zu thun. Mit der lebendigsten Empfänglichkeit für alles Bildende der Natur und des Menschen gibt der Verf. sich den wechselnden Eindrücken seiner Reise hin, und mit scharfer Auffassung und richtiger Würdigung der wichtigsten Einzelheiten entwirft er die treffendsten Bilder des Americanischen Lebens und der physischen Beschaffenheit des Landes und seiner Erzeugnisse. Die Heiterkeit und Frische der Darstellung zeugt überall von der Unabhängigkeit der äußern Lage, durch die Seehöhe als ein bekannter und hochverehrter Reisender sich überall den Weg zu seinem Ziele bahnte, und vorzugsweise nur die Nähe der gebildeten Kreise berührte, die im Wetteifer, seinen Wünschen zuvor zu kommen, nie ermüdeten. Unter ganz andern Einflüssen sind freylich die meisten andern Reisebeschreibungen entstanden, die uns den factischen Zustand von Nord-America bisher geschildert haben. Fehlgeschlagene Pläne der Ansiedelung, oder andere bürgerliche Interessen, auch wohl Mangel an äußern Mitteln, und noch öfter unbefriedigter Genuß einer schwindelnden

Freyheit trüben das Urtheil der Menschen in der Regel mehr, als man glaubt; und wüßte man den Lebenslauf der gewöhnlichen Schriftsteller über America oder nur die Entstehungsgeschichte ihrer Reisebeschreibungen, so würde man oft genug Ursache haben, einen vorsichtign Gebrauch von ihren Berichten zu machen. Wer aber von solchen einseitigen Richtungen frey und mit sich selbst über das Leben in allen seinen Formen gehörig im Klaren ist, dem kann man schon an und für sich die in solchen Dingen nöthige Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe zutrauen.

Obgleich Se Hoheit bereits vor dem Herzoge Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach (welcher bekanntlich in den Jahren 1825 und 1826 in gleich edler Absicht und mit gleich glücklichem Erfolge Nord-America besucht und beschrieben hat) die erste Reise durch die westlichen Regionen der Vereinten Staaten vollendete, und selbst noch nachher im Jahre 1831 fast gleichzeitig mit dem Prinzen von Neu-Wied andere Theile des nördlichen America durchwanderte, so scheint doch die etwas verspätete Herausgabe des vorliegenden Reiseberichts dem Interesse des Ganzen keineswegs zu schaden, da sich des Verfß. Bemerkungen größtentheils auf Verhältnisse und Zustände beziehen, deren genauere Kenntniß zu jeder Zeit wichtig bleibt. Ref. muß nur bedauern, aus dem großen Reichthume der mitgetheilten Notizen weder einen der Wichtigkeit der Sache entsprechenden Auszug liefern (denn so kurz dieser auch seyn mag, so wird er doch immer die Grenzen einer bloßen Anzeige überschreiten), noch sich auch in eine eigentliche Beurtheilung des ganzen Werkes einlassen zu können, da eine solche ebenfalls mehr Raum erfordert, als der Zweck dieser Blätter erlaubt.

Doch wird es dem Ref. vergönnt seyn, in einer allgemeinen Uebersicht des Inhalts die wichtigsten Momente so zusammen zu drängen, daß daraus die lehrreiche Vielseitigkeit des Buchs einigermaßen hervorgeht.

Zwey volle Monate der unfreundlichsten und stürmischsten Jahreszeit brachte Se Hoheit auf der Ueberfahrt von Hamburg nach Neu-Orleans zu (vom 18. Oct. bis 18. Dec.). Die Leere der Seereise wurde größtentheils mit meteorologischen Beobachtungen und ichtthyologischen Studien ausgefüllt. Auch stellte der Verf. Versuche über die Temperatur der verschiedenen Meerestiefen unter verschiedenen Breitegraden an, und zog überhaupt alles, was sich im Meere außerordentliches zeigte, in den Kreis seiner Aufmerksamkeit. Das Leuchten des Meeres bey Nacht, welches die Westindien-Fahrer unter gewissen Umständen der Temperatur und der Strömung in der Regel zu beobachten Gelegenheit haben, zeigte sich zuerst etwa unter dem  $48^{\circ}$  der nördlichen Breite, doch noch nicht in jenem Glanze, wie es später in den mittäglichen Regionen erschien. Die Masse des erregten Seewassers zeigte noch nicht jenes helle, beynah feurige Licht, welches den tropischen Meeren eigen ist. Dagegen erschienen mehrere jener einzelnen und hell leuchtenden sternförmigen Körper, welche lange noch in den Tiefen funkelten, bis sie dem forschenden Auge entschwanden. Diese großen leuchtenden Punkte sieht man oft noch einige Secunden auf jenem Wasser glimmern, welches durch das Brechen der Wellen auf das Berdeck geworfen wird. Am meisten nahm dieses Leuchten, nach des Verf. Beobachtung, unter dem  $30^{\circ}$  bis zum  $25^{\circ}$  der Breite zu, verlor sich aber etwas in der Nähe des Wendezirkels des Krebses,

und bey der Einfahrt in den Golf von Mexico, wo die Strömung am stärksten ist. Die leuchtenden Theilchen, welche gleich Funken im Schaume und in der Masse des bewegten Wassers erscheinen, verändern überhaupt ihre Form und Ausbildung in den verschiedenen Regionen der Meere, so wie auch zu verschiedenen Jahreszeiten. So fand der Verf. dieses Leuchten nirgends so auffallend als im Innern des Golfs während des Decembers, besonders wenn die Luft electricisch überladen war. Im Januar hingegen erschien dieß Leuchten unter denselben Umständen und in demselben Golfe sehr schwach, und nicht in Gestalt eines leuchtenden Schaumes, sondern nur als einzelne helle Punkte, die, mehrere Sekunden sichtbar, gleich kleinen Sternen in der bewegten See glänzten. Bey heftigen Gewittern ist sonst dieser Purpurschimmer gerade am stärksten; und der Verf. versichert, er habe das Meer nie in einem so feurigen Glanze gesehen, als bey heftigen und anhaltenden electricischen Entladungen, wo das Schiff wie in einer Lichtmasse zu schwimmen scheint. Ob daher wohl die Electricität als mittelbare oder unmittelbare Ursache dieser eben so merkwürdigen als unerklärten Erscheinung anzunehmen sey, muß der Entscheidung der Physiker überlassen bleiben. Gewiß aber ist, daß in den tropischen Regionen, wo die Atmosphäre beständig mit Electricität fast überladen ist, und deshalb zu den häufigen und furchtbaren Gewittern wie zu den glänzendsten meteorischen Phänomenen in der Heiterkeit des nächtlichen Himmels Veranlassung gibt, auch das Leuchten des Meeres am stärksten gesehen wird. Nichts Ungewöhnliches ist dieß indeß auch unter den nördlichen Breitengraden des Atlantischen Meeres, wo bey ruhiger See die schäumende



Furche des Steuerruders wie von hüpfenden electrischen Funken beleuchtet wird, zwar nicht in allen Jahreszeiten, doch ganz besonders im May und den folgenden Sommer-Monaten. Dem erfahrenen Seemann ist dieß eine so gewöhnliche Erscheinung, daß er kaum darauf achtet. Die Südsee so wohl als auch das Mittelmeer bietet häufige Schauspiele dieser Art dar. Beobachtet hat sie bereits das Alterthum in den kleinern Meeren um Griechenland. So sagt z. B. Homer (Od. β, 427) von dem Schiffe, welches bey Nacht (δύσεται τ' ἠέλιος, σκιάωντό τε πᾶσαι ἄγναι) von Ithaka nach Pylos fuhr: ἀμφὶ δὲ κῦμα στεῖρη πορφύρεον μέγα λαχε, νηὸς ἰούσης. Und von dem Schiffe, welches bey Nacht (κατέδυ φάος ἠελίοιο) von der Phäaken-Insel nach Ithaka segelte, heißt es ebenfalls: κῦμα δ' ὄπισθε πορφύρεον μέγα δὲ πολυφλοίσβοιο θαλάσσης (Od. ν, 84). Freylich nimmt man diese Purpur-Wogen allgemein für schwarze oder sonst dunkelfarbige, ohne zu bedenken, daß Homer für alle verschiedenen Färbungen des stürmischen oder ruhigen Meeres, bey bewölktem oder heiterm Himmel, in der Nähe von hohen oder niedrigen Küsten, bey tiefem oder flachem Grunde, jedesmal andere und zwar die treffendsten Benennungen gewählt hat. Purpurn ist ihm daher nur das Leuchten des Meer-schaums, oder das blutgefärbte Wasser des Skamandros (Il. φ, 324), oder die lichtdurchstrahlte Wasserwölbung, unter welcher Poseidon einst schlief (Od. λ, 242). Dann wurde es auch, wie so viele andere von einzelnen Erscheinungen hergenommene Beywörter, eine stehende Bezeichnung des Meeres (Il. π, 391. α, 482, Eurip. frag. inc. CLXXXII), die Euripides auch durch πορφυροειδής ausdrückt (Tr. 124). Der pur-

purne See bey demselben (Hipp. 744) scheint eine Beziehung auf die Abendröthe im Lande der Hesperiden, wo die goldnen Äpfel wachsen, zu enthalten; und der purpurne Strudel (Hipp. 738) des Eridanos heißt so wegen des Bernsteins. Aber das eigentliche Leuchten des Meeres war auch den Römern nicht unbekannt. Das Wasser des Hellesponts nennt Valerius Flaccus in der Beschreibung einer nächtlichen Scene ebenfalls purpurn (3, 422); und so auch Propertius (2, 20, 5), indem er die vom goldenen Widder getragene Helle bezeichnet. Ja Cicero gibt bereits einen doppelten Grund dieses Leuchtens an, nämlich das Wehen des Favonius (Acad. pr. 2, 33), und den Schlag der Ruder (fr. apud Non. 2, 717): unda, quum est pulsa remis, purpurascit. Doch legt der Dichter Furius (bey Gell. 18, 11 fin.) dem entgegengesetzten Eurus dieselbe Wirkung bey: Spiritus Eurorum virides quum purpurat undas. Bekannt ist übrigens die Bedeutung des purpureus vom weißen Lichtstrahl (Virg. Ae. 6, 690, Ovid. F. 6, 251) oder Glanze, so daß Horatius selbst die Schwäne damit bezeichnen konnte (4, 1, 10).

Ferner spricht der Verf. mit Entzücken über die häufigen und glänzenden electrischen Luft-Erscheinungen der tropischen Gegenden, worüber auch Humboldt schon genaue Beobachtungen angestellt hat. Da dem Verf. die nöthigen physikalischen Instrumente, womit er sich versehen hatte, immer zur Hand waren, so konnte er die wissenschaftlichen Bestimmungen mit vieler Genauigkeit verzeichnen, und viel zur nähern Kenntniß der einzelnen Phänomene beytragen. Auch die zahlreichen Bewohner des Meeres beschäftigten die Aufmerksamkeit des Verfassers. Die flie-

genden Fische der Gattung *exocetus* sah er nur bey eintretendem Nord-Ost oder Nord-Winde erscheinen, und selbst während der Nacht häufig auf das Berdeck fallen. Solche Beobachtungen über das Ziehen und Wandern der fliegenden Fische besonders in der Nähe der Antillischen Inseln, wo sie sich in großer Menge in die Luft schwingen, verdienen von Reisenden in den verschiedenen Fahrzeiten und namentlich in den Sommermonaten wiederholt zu werden; so wie denn die Naturgeschichte der Fische, welche besonders in Betreff ihres öconomischen Lebens in tiefem Dunkel schwebt, überhaupt einer größeren Berücksichtigung bedarf. Humboldt machte zuerst auf die ungewöhnliche Größe der Schwimmblase dieser *Exoceten* aufmerksam, wodurch sie mehr in ihrer schwingenden Bewegung durch die Luft als im Schwimmen unterstützt werden. Auch von den fliegenden Fischen der Japanischen Flüsse (*scorpenus dactyloptera*, *porcus*, *scrofa*) ist es jetzt bekannt, daß sie größere Schwimmblasen als andere Fische haben. Außerdem beobachtete der Verf. einige Arten der Medusen, welche haufenweise von Süd-Ost nach Nord schwammen, also wahrscheinlich auf dem Golf-Strome trieben, durch den sie auch leichter zu den nördlichen Theilen des Atlantischen Oceans gelangen, aber nur in den Sommermonaten, während sie in den tropischen Meeren zu jeder Fahrzeit zu sehen sind. Der Verf. glaubt, ihre eigentliche Heimath seyen die südlichen Inseln, von deren Felsen sie sich losrissen. Sie erscheinen indeß überall auf der hohen See bey ruhigem und warmem Wetter. Es ist sehr schwer, diese Weichthiere in guten Exemplaren aufzubewahren. Bey der Berührung des Weingeistes verlieren sie ihre schöne Farbe und ihre gallert

artigen Theile lösen sich sehr leicht auf. Ihre vielverzweigten Geschlechter sind noch nicht alle bekannt, und ihre Lebensweise so wie ihre Anatomie ist noch sehr im Dunkel. Ihre Größe und ihre Farbe ist sehr verschieden. Es gibt sehr kleine Arten, die kaum einer Linse gleich kommen; aber auch einige, welche mehrere Pfund wiegen. Das Geschlecht der *Beroë*s ist gewöhnlich hellblau und meistens von der Größe einer Wallnuß. Es gibt aber auch andere eben so große braune Arten dieser Mollusken, welche in der Nähe der großen Sandbank von Neu-Fund-Land erscheinen, und sich besonders durch die Länge ihrer beweglichen schleimartigen Fasern auszeichnen, welche von der concaven Kunde ihres immer nach unten gefehrten Gesichts wohl mehr als einen Fuß tief in das Meer hinabhängen. Mit diesen Fasern, deren sie wohl zwölf bis vierzehn haben, fangen sie ihre Beute, sie vertheidigen sich damit gegen ihre Feinde, indem ihre Berührung einen heftigen brennenden Schmerz verursacht (daher die Benennung *urtica marina*, Seenessel), und sie erhalten damit ihr Gleichgewicht bey dem Schwimmen und Segeln. Denn auf der Mitte ihres convexen Rückens haben sie eine Blase, welche sie, wie ein Segel, spannen oder einziehen können (daher der Ausdruck der Englischen Seeleute *Portuguese men of war*, i. e. Portugisische Kriegsschiffe), und vermöge welcher sie sich immer mit dem Winde, wenn dieser nicht zu heftig ist (denn sonst ziehen sie ihr Segel ein, und tauchen so tief unter, daß sie gar nicht zu sehen sind) forttreiben lassen. Auf der Oberfläche des Wassers zeichnen sie sich bey Windstillen durch eine rotative Bewegung aus. Das Zellengewebe ihres runden schleimigen Körpers so wohl als auch die am Rande desselben hinab-

hängenden schleimigen Fasern sind beynahe transparent und inwendig mit einer Flüssigkeit angefüllt. Sie haben aber auch Luftgefäße, die mit ihrer Rückenblase in Verbindung stehen, obgleich man die Art und Weise ihrer Respiration nicht kennt. Greift man sie unvorsichtig an, so schlingen sich ihre langen Fasern um den Arm, und man muß sie in Stücken wieder davon reißen, indem sie braune schwellende Streifen zurücklassen, deren Schmerz sehr heftig ist, und oft einige Tage lang dauert. Die größeren Arten dieser Schleimthiere (Engl. sea-blubber, auch sea-blobber; deutsch Qualle; Holländ. Kwal) kommen häufig auf der Südsee vor, und sind die gefährlichsten Feinde der kleinern Fische. Ueberhaupt sind alle Medusen sehr gefräßig und verdauen sehr schnell. Ref. hatte im Sommer 1825 Gelegenheit, diese merkwürdigen Thiere an der südlichen Spitze der Bank von Neu-Fund-Land zu beobachten, indem er deren mehrere in großen mit Seewasser angefüllten Gefäßen aufbewahrte. Sie starben jedoch sehr bald, und zerrannen dann bey der leisesten Berührung. Mr Brewster, Capitän des Schiffes Bramin, eines ehemaligen Ostindienfahrers, auf dem sich Ref. damals befand, behauptete, hellgrüne Portuguesen men of war von ungewöhnlicher Größe auf seinen früheren Reisen nach Hindostan gesehen zu haben.

Etwa  $\frac{1}{2}$  Meile von den Mündungen des Mississippi entfärbt sich das Wasser so plötzlich, daß dem Verf. der Vordertheil des Schiffes in gelbem, der Hintertheil dagegen in schwarzem Wasser zu schwimmen schien. Das Wasser des Mississippi ist nämlich zu jeder Jahreszeit sehr trübe und gelb, und scheidet sich von der Schwärze des klaren Seewassers sehr ab. In dieser Rücksicht so wohl als auch noch in vielen andern Be-

ziehungen hat dieser Riesen-Strom viel Aehnlichkeit mit dem Nil. Durch die Thonerde, welche beide Flüsse mit sich führen, vergrößern und erhöhen sie allmählich das Land um ihre vielen Mündungen durch regelmäßige Ansätze und Niederschläge, und machen das Land durch Ueberschwemmungen ungemein fruchtbar. So wie das Aegyptische Delta wo nicht ganz doch größtentheils eine seit vielen Jahrtausenden vor sich gehende Schöpfung des Nils ist, so scheint auch das flache Land von Louisiana und die niedrigen Inseln um den Ausfluß des Mississippi Alluvial-Boden zu seyn, der aus besondern Gründen noch schneller zunimmt als das Aegyptische Delta. Denn der Mississippi reißt mit seinen großen Nebenströmen, welche ihren Lauf durch Urwälder nehmen, beständig die Vorsprünge der baumreichen Ufer besonders bey fallendem Wasserstande gewaltsam mit sich fort, und schwemmt die mit Wurzeln und Aesten in einander geschlungenen Baummassen nach und nach bis an seine Mündungen. Hier von der Gewalt des Meeres aufgehalten, stopfen sich die ungeheuern Stämme, von denen nur wenige die hohe See erreichen, und dann von der Golf-Strömung fortgetrieben bald in den Atlantischen Ocean gelangen, wo sie oft für Masten und Balken zertrümmerter Schiffe gehalten werden. Doch die um die Mündungen selbst sich anhäufenden Holzdämme verengern die Ausflüsse immer mehr und mehr, und verwandeln sich durch die dicken Erd-Niederschläge bey den häufigen und regelmäßigen Ueberschwemmungen des Flusses in ein neues Land. Da diese Ufer ganz unwegsam sind, so ist auch eine Landung daselbst ganz unmöglich, und sie bilden bey stürmischem Wetter sehr gefährliche Punkte für die Schiffe, deren schon eine große Menge dort

versunken sind. Wenn ein Schiff genöthigt wird, dort Anker zu werfen, so verfängt sich dieser gewöhnlich in den versunkenen Massen, und dann ist er unwiederbringlich verloren. Außerdem häuft der Strom Hügel von Erde vor seinen Mündungen an, welche in der Ferne wie Klippen aussehen, und auf denen die Schiffe oft Wochen lang sitzen bleiben, bis sie durch die Kraft des Stromes, der diese Thonlager beständig von einem Orte zum andern schiebt, wieder flott werden.

Die Fahrt auf dem Mississippి gab dem Verf. vielfache Gelegenheit, die natürliche Beschaffenheit der Ufer und deren Gewächse, so wie auch die den Fluß bewohnenden Thiere, besonders die Crocodile, genau zu beobachten. Von Neu-Orleans erhalten wir eine allgemeine Schilderung rücksichtlich seiner so sehr gemischten Bevölkerung, seiner ausgebreiteten mercantilen Verbindungen und seines Gesundheitszustandes. Eine ungesündere Lage in der Mitte von Sümpfen hat wohl keine Stadt der Welt; aber für die unermesslichen Vortheile des Welthandels und für die ungeheuere Ausdehnung der innern Schifffahrt auf dem Mississippิ und auf dessen großen Nebenflüssen, welche aus weiter Ferne von Osten und Westen ihm zufließen, konnte wohl kein günstigerer Punct gewählt werden. Etwa 100 Engl. Meilen von der Mündung des Mississippิ und etwa 1000 Meilen von dem Ausflusse des Ohio entfernt, beherrscht Neu-Orleans den ganzen fruchtbaren Westen, welcher ihm auf unzähligen Schiffen die rohen Producte zur Ausfuhr zusendet, und dafür die reichsten Ladungen ausländischer Sachen empfängt. Dieser ungemein lebhabte Handel hat diese Stadt bereits zu einer der reichsten in America gemacht,

und würde gewiß schon ihre Bevölkerung der von Neu-York gleich gemacht haben, raffte nicht das gelbe Fieber jährlich so viele Tausende ihrer Einwohner weg. Vorherrschend sind hier bekanntlich die Französischen und Spanischen Creolen, deren Geistesrichtung und Umgangsformen einen auffallenden Contrast mit der Anglo-Germanischen Bevölkerung bilden, und besonders dem Reisenden aus den gebildeten Europäischen Ländern von hohem Interesse seyn müssen. Das Abweichende ihrer Sitten entspringt vorzüglich aus der heterogenen Mischung des Romanischen, Indianischen, Africanischen und zum Theil auch des Germanischen Elements; während der Anglo-Germanische Norden der Union einen mehr rein Europäischen Character hat, und sich noch dazu durch eine größere Strenge der sittlichen Bildung auszeichnet, was von jeher ein charakteristisches Merkmal des Germanischen Stammes gewesen ist. Alle Romanischen Völker hingegen sind schon an und für sich nach Außen auf den raschen Genuß des flüchtigen Augenblicks gerichtet; um wie viel mehr muß dieß nun unter einer Bevölkerung der Fall seyn, die in ihr Romanisches Element noch einen starken Zusatz von wildem Indianischen und Africanischen Blute aufgenommen hat. Dazu kommt noch der Ueberfluß an äußern Mitteln und das gierige Haschen nach Vergnügungen, ehe eine plötzliche Epidemie dieselben unterbricht. Neu-Orleans ist vielleicht die einzige Stadt in der Union, wo Musik, Tanz, Jagd und lustiges Wesen selbst an den Sonntagen vorherrschend ist, und zwar zum größten Uergerniß der Anglo-Americanischen Presbyterianer, deren religiöse Pedanterey durchaus keine Lustbarkeit am Sabbath zuläßt, und die oft unter die des Sonntags an allen Straßen-Ecken besessigten Franz



zösischen Theaterzettel andere Englische Zettel anschlagen lassen, auf denen die Heiligkeit des Sabbats mit Bibelstellen belegt, und Gottesdienst für die Abendstunden angekündigt wird. Doch, wenn sich auch Creolen und Anglo-Americaner noch so schroff in ihren Meinungen und religiösen Ansichten, so wie in Sitte und Sprache einander entgegen stehen, so vereinigt sie wieder Politik und Handel, diese beiden mächtigen und einflußreichen Bindemittel, die zuletzt nur allein das Borurtheil besiegen und selbst die größten Contraste ausgleichen können. Wie wäre ohne dieselben Ruhe und Friede unter einem Gemisch von so vielen Nationen, von Franzosen, Spaniern, Portugiesen, Irländern, Engländern, Deutschen, Indianern, Negern, und der so zahlreichen Zwischenbevölkerung von Mulatten, Messizern, Sambos, Quarterons u. s. w., die theils frey theils Slaven sind, und wodurch ein sehr ungleiches Verhältniß und ein sehr schroffer Standesunterschied entstanden ist, auf längere Zeit möglich? Und wie groß ist dort die Sprachverwirrung! Wie in einem zweyten Babel hört man alle möglichen Sprachen der gebildeten und ungebildeten Welt. Kurz man hat hier Proben von Allem. Im Merz ist die Stadt am vollsten, und dann bietet der Markt die Producte aller Welttheile dar. Hunderte von Dampfschiffen kommen und gehen.

Da die Jahreszeit für eine Reise in die nördlichen Theile des Mississippithals zu ungünstig war, so unternahm Se Hoheit im Januar vorläufig eine kleine See-Partie von Neu-Orleans nach der Insel Cuba, wo ein freundlicherer Himmel und eine blühendere Natur seiner warteten. Habana, die eigentliche Metropolis der neuen Welt, und der sonstige Stapelplatz von Neu-

Spanien, wird uns in seinen jetzigen Verhältnissen ausführlich geschildert; und diese Schilderung liefert manchen sehr schätzbaren Beleg und manche treffliche Ergänzung zu Humboldt's bekanntem Berichte. Obgleich die Kriege zwischen dem Mutterlande und den Colonien dem ganzen Spanischen America damals eine neue politische Gestaltung gaben, so war dieser Zeitpunkt dennoch den Reisenden, Spanier ausgenommen, unter gewissen Berücksichtigungen der Vorsicht nicht ganz ungünstig. Die im Jahre 1822 herrschenden politischen Verhältnisse Spaniens hatten die Insel Cuba, als eine der wenigen treu gebliebenen Colonien, mit in jene Unruhen verwickelt, welche das Mutterland in eine ungewisse Stimmung der Selbständigkeit versetzt hatten. Von Seiten der Spanischen Regierung war unter den früheren Königen ziemlich viel für die Aufklärung und für die wissenschaftliche Bildung dieser Insel geschehen. Kurz nach der Einführung der Verfassung in Spanien wurde den Reisenden gestattet, das Innere der Insel zu erforschen, und das oft sehr willkührliche Verfahren, welches die Gouverneurs sich sonst gegen die Fremden erlaubt hatten, unterblieb jetzt zwar; aber die allgemeine Sicherheit wurde wegen der geschwächten Mitwirkung der Regierung sehr gefährdet, da Niemand so recht wußte, wer befehlen und wer gehorchen sollte. Se Hoheit berichtet manchen Auftritt von Gewaltthätigkeit und Meuchelmord in den Straßen von Habana und in der Umgegend. Besonders dient die Stadt La Regla, welche Habana gegenüber am südöstlichen Ufer der Bay liegt, einer Menge von Seeräubern zum Armatur-Platze. Deshalb wagt sich auch kein fremdes Schiff unbewaffnet in jene Gegenden. Der Vf., von den Ober-Behörden

der Insel besonders beschützt, konnte indeß seine geographischen und naturhistorischen Forschungen in ungestörter Muße verfolgen, und selbst das Innere der Insel durchwandern, wo ihm eine reiche botanische Ausbeute zu Theil ward, wovon der vorliegende Reisebericht nur allgemeine Notizen mittheilt, indem die specielleren wissenschaftlichen Beobachtungen in besondern mit Zeichnungen begleiteten Abhandlungen bekannt gemacht werden sollen. Die zu diesem Zwecke angelegten Sammlungen sollen dann erst gehörig benutzt werden. Wer die so üppige und mannigfaltige Vegetation der Tropenländer kennt, wird leicht ermessen können, wie viel Bereicherungen die Botanik daraus noch zu erwarten hat. Man hat seit Kurzem bey Habana einen botanischen Garten von sehr großem Umfange angelegt, welcher durch eine geschickte Verwaltung leicht zu einem bequemen Zwischenplatze für die Gewächse des innern tropischen America und Europa gemacht werden könnte. Die etwas empfindlichen und für die langen Seereisen nicht geeigneten Pflanzen des Americanischen Continents würden ohne Gefahr und sehr bequem bis nach Habana speditiert werden können, um hier in dem botanischen Garten durch gehörige Pflege im vollkommensten Zustande erhalten zu werden. Von Habana aus sind, nach des Vfs. eigener Erfahrung, so wohl Samen als auch lebende Pflanzen im Sommer leicht nach einem Europäischen Hafen überzuschiffen; und beynabe sämtliche Samen, welche der Verf. aus Cuba nach Europa brachte, sind keimfähig geblieben.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 4. Stück.

Den 9. Januar 1835.

---

Stuttgart und Tübingen.

Beschluß der Anzeige: Erste Reise nach dem nördlichen America in den Jahren 1822 bis 1824, von Paul Wilhelm, Herzog von Württemberg. 2c. 2c.

Nur die Palmenfasen ertragen größtentheils die Seereisen nicht, und verderben trotz aller Vorsicht, mit welcher sie verpackt werden. Dieß ist um so mehr zu bedauern, da die Tropenländer eine so reiche Mannigfaltigkeit von Palmarten darbieten, die zum Theil noch gar nicht bestimmt sind. Leicht keimt freylich der Samen der Königs-Palme (*oreodoxa regia*); aber die Nüsse der palma sombrero (*corypha tectorum*), der Barrigon-Palme (*cocos crispa*, einer von Humboldt aufgestellten Art) und der sogenannten coroyo gehen nach einer Seereise wohl nie auf. Auf Cuba ist auch der Brotfruchtbaum der Süd-See-Inseln mit Glück angebaut worden, und der fruchtreiche Pfirsich der heißen Zone Asiens und Africas gedeiht in keinem Welttheile voll-

kommener als in America. Bekanntlich verlieren aber auch die Samen des Brotfruchtbaums, so wie die des cacao, wenn sie auch noch so vollkommen ausgebildet sind, bey der Ueberfahrt nach Europa ihre Keimfähigkeit.

Die Stadt Habana selbst bot dem Verf. manchen Gegenstand von hohem Interesse dar. Unter den alten Gebäuden erinnert noch manches sehr lebhaft an die ersten Entdecker der neuen Welt. Hierher gehört vorzugsweise die Cathedralkirche des Bischofs von S. Yago de Cuba, welche zu Anfange des 16ten Jahrhunderts in einem hohen und edlen Stile erbaut ist, und jetzt auch die Asche des großen Cristoval Colon, und die Ketten bewahrt, womit dieser Entdecker der neuen Welt durch die größte der Undankbarkeiten, zum Lohne seines unsterblichen Verdienstes belastet wurde. Eine sehr passende Inschrift bezeichnet das einfache Mausoleum:

O Restos e ymagen del grande Colon,  
Mil siglos durad unidos en la Urna,  
Al codigo santo de nuestra Nacion.

Ferner wird noch jetzt auf dem nördlichen Rande des Hafens ein uralter Caiba mit besonderer Sorgfalt beschützt und verehrt, in dessen Stamm dicht an den Wurzeln ein ziemlich verwittertes Kreuz von Eisen eingestossen ist. Der Sage nach soll dieses Denkmal im Jahre 1494 zum Andenken an die erste unter diesem Baume bey Entdeckung des Places gelefene Messe errichtet worden seyn. Dvando umschiffte nämlich in jenem Jahre zuerst die Insel Cuba, und berichtigte so die Meinung des Entdeckers, welcher Cuba für einen Theil des Indischen Continents hielt. Se Hoheit findet es jedoch wahrscheinlicher, daß das Kreuz erst 1511 unter Leitung des Velasquez, oder de Barba, dem Gründer von Habana,

aufgepflanzt worden sey. Die Krone des Stammes ist schon öfters abgestorben; doch hat sich der unvergängliche Caïba immer wieder aus der Wurzel erneuert.

Von Habana fuhr der Verf. im Merz zurück nach Neu-Orleans, und bereitete sich hier zu einer weit beschwerlicheren und langwierigeren Reise nach dem innern nordwestlichen Theile America's vor. Der erwachende Frühling belebte die Landschaft wieder mit unzähligen neuen Gewächsen, und gab dem forschlustigen Verf. die beste Gelegenheit, die Entwicklungsperiode der bunten Pflanzenwelt beym Uebergange der kalten Jahreszeit in die warme in einem Lande zu beobachten, welches so nahe dem heißen Erdgürtel gelegen, dennoch den gemäßigten Climates sich nähert, und dadurch von den eben so niedrig gelegenen Ländern der alten Welt unter gleicher Breite sich auffallend unterscheidet. Besonders günstig ist auch im Frühjahr der hohe Wasserstand des Mississippi zu einer Fahrt stromaufwärts, da sonst bey niedrigem Wasserstande der reißende Strom selbst die Kraft der Dampfschiffe an vielen Stellen bedeutend gefährdet. Mit vielen trefflichen Bemerkungen stattet der Verf. seinen Reisebericht aus. Seine Reise ging anfangs Plaquemine, Baton Rouge, Bayou Sarah und St. Francisville vorbey bis nach Pointe Coupée, wo ein längerer Aufenthalt zu vielfachen Wanderungen und Forschungen benützt wurde. Kein Strom der Welt hat wohl so viele Ausflüsse und Wasserverbindungen durch eine Unzahl von Landseen, Bayous, kleineren Strömen und Canälen aufzuweisen, als der Mississippi, der in dieser Rücksicht unter den uns bekannten Flußgebieten der Welt ganz einzig in seiner Art ist. Eine genau gezeichnete Charte, welche im vierfachen Maßstabe

der in Philadelphia bey Lea erschienenen entworfen, und dem vorliegenden Werke beygefügt ist, gibt eine vortreffliche Uebersicht des ganzen hydrographischen Systems des Mississippis-Thals vom 33sten Breitegrade abwärts. Die vielen Seen und Sümpfe, welche innerhalb des Delta liegen, welches vom Acheffalaya und Mississippigebildet wird, hängen beynahe alle wieder durch Canäle mit einander zusammen. Der Bayou Plaquemine bildet selbst einen großen Ausfluß des Mississippis von Nord nach Süd-West, und ist für die hydrographische Verbindung in dem westlichen Theile von Louisiana von großer Wichtigkeit, indem er nicht nur das sumpfige Delta, sondern auch die fruchtbaren Landstriche der Atacapas und Opelousas für Boote zugänglich macht. Auch der Falsche Fluß (fausse rivière) und der Bayou Tunica sind im Zufluß-Systeme des Mississippis nicht unwichtig. Der Verf. hielt sich hier lange auf, und lernte auch diese Gegend genau kennen. Dann fuhr er weiter stromaufwärts vor der Mündung des Acheffalaya und des rothen Flusses (welcher in den Savanen Neu-Spaniens entspringend, dort Rio Colorado de Nachitoches genannt wird, und nächst dem Mississippis der größte Fluß in Louisiana ist) vorbey in das Gebiet des Mississippis-Staates nach Natchez; von da passierte er die Mündungen des Sazou und des noch größern Arkansas, des weißen und des St. Franciscus-Flusses, und segelte in den Ausfluß des Ohio hinein bis nach Louisville in Kentucky. Der Zusammenfluß dieser beiden ungeheuern Wassermassen gehört zu den staunenswürdigsten Natur-Scenen Americas, und kann einst einer der wichtigsten Plätze unserer Erde und die reichste Quelle der Weltgeschichte werden. Wenn nur die Ufer der Vereinigung des Ohio

und Mississippi weniger niedrig und sumpfig, und den hohen Ueberschwemmungen weniger ausgesetzt wären, so hätte man schon längst den Plan, eine Stadt daselbst zu gründen, weiter ausgeführt, als bisher geschehen ist. Die Spitze bildet fast einen rechten Winkel, wo der klare und ruhige Ohio seine grünfarbige Wassermasse in der Mitte dichter Urwälder mit den trüben und pfeilschnellen Fluthen des aschenfarbigen Mississippi vermischt. Beide Flüsse mögen da wohl dieselbe Breite haben. Unterhalb ihrer Vereinigung erscheinen große sumpfige Wälder auf beiden Ufern, die durch den Einfluß der starken Strömung und den Druck, welchen die entgegengewirkenden Wassermassen auf einander äußern, einer sehr großen Veränderung ihrer Lage unterworfen sind, da sie nicht aus festen Felsenmassen, sondern aus niedrigem und weichem Boden geformt sind. Durch die reißende Strömung des Mississippi und die größere specifische Schwere desselben wird die Wassermasse des Ohio sehr gedrängt, und es entstehen dadurch viele für die Schifffahrt gefährliche Stellen, wo sich die Fluth in rotativer Bewegung zischend hebt und so in converen Massen sich ewig erneuernd davon eilt. Der Strom scheint immer in Wuth zu seyn, indem er mit Riesenkraft baumreiche Ufer von der einen Seite fortreißt und dann diese Beute an einer andern Stelle wieder ansetzt. Die kreisenden Wirbel und die Menge der sich darauf zeigenden Wasserblasen, so wie die oft sehr hohen und kurzen Wellen lassen auf eine große und unregelmäßige Tiefe des Strombetts an der Mündung des Ohio schließen, die sich häufig verändert, so daß die richtige Tiefe durch das Senkbley nicht ergründet werden kann.

Von Louisville am Ohio ging die Wasserfahrt



zurück in den Mississippi, hinauf nach St. Louis in Missouri. Der Mississippi nimmt oberhalb seiner Verbindung mit dem Ohio einen noch wilderen Character an. Seine ungeheuere Strömung treibt besonders hier unzählige zum Theil ganz dürre, zum Theil aber noch belaubte Stämme, welche der noch reißendere Missouri ihm hauptsächlich zusendet, mit sich fort, und wirft sie oft an die Ufer oder auf seichte Stellen, wo sie in großen Massen mit Aesten und Wurzeln in einander verwickelt große Holzstöcke bilden, welche bey hohem Wasserstande der Schifffahrt sehr gefährlich sind, und daher mit Recht von den Creolen embarras genannt werden. Es ist unglaublich, wie viele Fahrzeuge hier schon zu Grunde gegangen sind. Nur der geschickte Schwimmer rettet sich zuweilen aus diesen Gefahren und der Neuling zittert vor dem Anblicke dieser furchtbaren Natur=Scenen. Zum Theil gehen die Stämme in Verwesung über, oder bilden jahrelang an den Ufern die sogenannten snags oder sawyers d. h. die wie lange Pfähle von den Ufern oder seichten Stellen (wo sie sich verfangen haben und gleichsam fest gemauert sind) in den Strom vorschießenden Stämme, an denen die Fahrzeuge scheitern. Bey hohem Wasserstande werden aber diese Holzmassen zuweilen wieder flott, und oft erst nach jahrelanger Fahrt erreichen sie das untere Stromgebiet, nachdem sie, aus einem unbekanntem Norden stammend, mehrere tausend Engl. Meilen zurückgelegt haben. Auch machen die zahllosen Inseln, welche den Mississippi ober- und unterhalb des Ohio füllen, die Strömung an vielen Stellen sehr schmal und sehr heftig, so daß die Gewalt des Wassers die Lage der einzelnen Inseln oft bedeutend ändert. So viel sich Ref. erinnert, sind diese Inseln nie ge-

zählt worden. Manche von ihnen sind ziemlich groß und mit dicker Waldung bewachsen. Sie gewähren mit ihrer üppigen Vegetation einen sehr erfreulichen Anblick, und theilen, wenn sie lang sind und ihrer mehrere neben einander liegen, den Mississippi in mehrere Ströme und Rapiden, gerade wie dieß auch mit dem St. Lorenz zwischen Montreal, Brockville und Kingston der Fall ist, wo die sogenannten Thousand Islands diesem Strome die größte Aehnlichkeit mit dem Mississippi geben. Die britische Regierung hat die Inseln des St. Lorenz zählen lassen, und nach vier Jahren 2322 heraus gebracht, auf denen Vegetation zu sehen ist, ohne die nackten Felsen mitzurechnen. Ref. erfuhr dieses an Ort und Stelle, als er im Sommer 1828 mit den Dampfschiffen St. Lawrence und Neptun bis Prescott, und von da mit der Alciope nach Niagara segelte.

In St. Louis wurde Sr. Hoheit von der Pelzhandel-Gesellschaft (American fur company) zur Fortsetzung der Reise auf dem Missouri nach Nord-West auf alle mögliche Weise Vorschub geleistet. Von jetzt an beginnt der höchst interessante Bericht über die Ureinwohner jener wilden und unangebauten Gegenden. Noch in St. Louis hatte der Verf. Gelegenheit, die Poutowatomis-Indianer und eine Horde Osagen kennen zu lernen, welche mit dem General Clarke, dem Aufseher aller Indianischen Stämme im Nordwesten, einige streitige Punkte verhandelten, und völlig zufrieden gestellt, wieder in ihre Wälder zogen. Es ist nämlich das Streben der vereinigten Staaten, die Ureinwohner mit den Eingewanderten zu versöhnen, und jene unschädlich zu machen, indem man sie im vollen Genuße ihrer Rechte und Jagdfreyheit läßt. Die Osagen

bilden noch eine mächtige Nation, und werden für die größten und muskulösesten Indianer der westlichen Gegenden gehalten; auch sind alle sprachverwandte Stämme von demselben starken Körperbau und bekrunden auch hierdurch die Gemeinschaft ihrer Abkunft. Sie bewohnen jenen großen Strich Steppenlandes westlich vom Mississippi und Missouri, welcher durch die Andenkette begrenzt wird, und scheinen viel früher als die Pahnis die Herren des Landes gewesen zu seyn; wenigstens deuten ihre dunkeln Traditionen darauf hin. Wahrscheinlich scheint es dem Wf., daß die Pahnis sich erst seit wenigen Jahrhunderten aus Süd-Westen nach Norden gezogen haben, und daß sie wohl nur ihrer größern Tapferkeit den ungestörten Besitz jenes Landstrichs, den sie jetzt bewohnen, verdanken. Früher gehörten auch die Rikaros zu den Pahnis; sie leben aber jetzt abge sondert an den obern Ufern des Missouri. Zu den Völkern des Osagen-Stammes zählt man auch die Comazen, Arkansas, Kanzas, Omahas, Ponkaras und noch einige andere kleinere Völkerschaften, über welche es aber, da sie in den entfernten westlichen Steppen leben, noch völlig an bestimmten Nachrichten mangelt. Trotz der offenkundigen Stammverwandtschaft, die aus ihrer Sprache und aus ihren Gebräuchen hervor geht, verfeindeten sich diese Völkerschaften wegen gegenseitiger Eingriffe auf ihre Jagdbezirke, und kehrten die Waffen gegen einander; und auch mit den Pahnis und Sioux in steter Fehde lebend, mußten ihre Scharen bald zusammenschmelzen, und gewiß sind die kleinern Nationen zum Theil ausgestorben. In neuern Zeiten ist indeß durch Vermittlung der Agenten der vereinten Staaten eine Versöhnung unter diesen wilden Horden zu Stande

gekommen, und es ist sogar gelungen einen Frieden zwischen den Osagen und Pahnis zu bewirken, was beiden Nationen einen großen Vortheil bringt, da sie sich nun gemeinschaftlich gegen ihre Erbfeinde, die Sioux, schützen können.

Die Reise des Vf. ging den Missouri hinauf bis zur Mündung des Osage, wo er die eigentlichen Wohnsitze des Osagen-Stammes besuchte. Der Osage hat seine Quellen in den großen Savannen zwischen den Kanzas und Arkanzas; und hier ist es wo die Indianer noch in ihrer ursprünglichen Wildheit hausen, und ihre alten Sitten und Gebräuche ungestört beybehalten können. Die Einschränkungen der Jagd, welche das Hauptnahrungsmittel dieses Stammes ist, haben sie freylich etwas mehr nach Westen zurück gedrängt, indem die fortschreitende Europäische Bevölkerung sie bereits aus den großen Waldungen, welche den Missouri und die ihm zollbaren Nebenflüsse begrenzen, vertrieben hat. Aber auf jenen unermesslichen Steppen, wo der Bison in großen Scharen weidet, nomadisieren sie noch jetzt wie zur Zeit der Entdeckung von America. Ihr jetziger Jagdbezirk ist vielleicht der einträglichste der vereinten Staaten. Den Bison ereilt der Osage zu Pferde und erlegt ihn mit Pfeilen. Seine Tapferkeit macht ihn seinen Nachbarn furchtbar. Er ist aber weniger grausam, als diese. Menschenopfer und der Genuß des Menschenfleisches, dem die andern wilden Horden noch nicht zu entsagen gelernt haben, scheinen ihm fremd zu seyn.

Den Missouri noch weiter hinauf fahrend, traf der Verf. abermals mit einer Horde Wyowas zusammen, die den Strom abwärts fuhren, um in St. Louis bey dem General Clarke um Gnade

und Schonung zu betteln, da sie durch ihre Greuelthaten die Waffen der Americaner gegen sich gewandt, und einer gänzlichen Ausrottung ihres Stammes, der nur noch aus 200 Köpfen besteht, entgegensehen. Der Missouri selbst wird oberhalb Franklin, einem kleinen Städtchen von etwa 1000 Einwohnern, sehr reißend und ist stromaufwärts sehr schwer zu befahren. Deshalb zog der Verf. die Landreise bis an die Mündung des Kanzaß vor. Hier hört nun alle Europäische Bevölkerung auf, und der Reisende erblickt die Natur, nur von wilden Urvölkern und zahlreichen Thieren aus allen Reichen belebt, in ihrer eigenthümlichen Gestalt. Der Stamm der Kanzaß, welcher früher den weißen Ansiedlern viel zu schaffen machte, lebt jetzt mit diesen in friedlichen Verhältnissen. Ihr jetziger Häuptling Wa-kan, ze-re hat zu diesem mildern Verkehr sehr viel beygetragen. Se Hoheit hatte eine Zusammenkunft mit den Ersten des Stammes, die ihn mit einem kräftigen hau! dem gewöhnlichen Freundschaftszuruf, und dann mit der Friedens-Pfeife begrüßten, und versicherten, sie betrachteten ihn als einen nahen Bruder der großen Oberhäupter über dem großen See im Osten. Diese seyen mächtiger als alle Häuptlinge der rothen Leute, und so mächtig, wie der große Vater der langen Messer.

Am flachen Flusse (rio de la plata von den Spaniern in Neu-Mexico genannt) angelangt, setzte der Vf. seine Reise den Missouri hinauf bis nach den sogenannten Council-Bluffs fort, wo die Pelzhandel-Gesellschaft eine Niederlage hat. Der flache Fluß ist unstreitig der größte unter den vielen Strömen, welche in den Missouri münden. Seine Quellen, obgleich noch nicht ganz

genau bekannt, entspringen in den ungeheuern Eismassen der nördlichen Cordilleren Mexico's, in den Regionen des ewigen Frostes innerhalb der Schneelinie. Sein Lauf geht beynabe 200 deutsche Meilen lang durch Savanen (daher sein Name), in denen noch viele Indianische Stämme hausen, die wegen ihrer Raublust verrufen sind. Der Vf. lernte die Stos, Missouri und Wyomas genauer kennen, und schildert die Lebensweise und den Cultus der letzteren sehr ausführlich. Auch hatte er am Elkhorn-Strome eine Zusammenkunft mit den Häuptern der Dmahas, und traf noch andere Indianer am Ausflusse des rapid water river oder eau qui courre, der durch die bekannte Expedition von Lewis und Clarke erst im Jahre 1804 genauer bestimmt worden ist. Von dem Ponka-Flusse an ging darauf die Land-Reise in gerader Richtung nach Norden, und dann wieder zurück auf dem Missouri bis zum Siour-Flusse, welcher aus Osten dem Missouri zufließt. Die Rückkehr zu Wasser nach den Council-Bluffs gab eine Gelegenheit, die Stos und Pahnis zu besuchen, die den Verf. freundlich aufnahmen, und ihm die Friedens-Pfeife reichten mit einem kräftigen hau! hau!

Von nun an beginnt die Rückkehr nach St. Louis, und dann mit dem Dampfbote Cincinnati den Mississippi hinunter nach St. Geneviève, wo das Dampfboot, welches den Verf. schon früher von Louisville nach St. Louis getragen hatte, verunglückte. Mit einer andern Gelegenheit fuhr Se Hoheit den Mississippi hinunter nach Neu-Orleans, und von da mit der Brigg Smyrna nach Frankreich.

## P a r i s.

Gedruckt bey Paul Renouard: Metaponte, par le Duc de Luynes et F. J. Debacq. 1833. Fol. II und 49 S. und 10 Tafeln, theils Kupferstich, theils Steindruck.

Der Herzog von Luynes, der an dem gegenwärtigen Aufschwunge der archäologischen Studien in Frankreich einen sehr bedeutenden Antheil hat, hat auf einer Reise nach Italien, in den Jahren 1825 — 28, in den Ruinen von Metapont, wie von Lokri und Pandosia, genaue Untersuchungen angestellt. Von den letztern sind die Resultate in den *Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica* T. II. p. 3. und IV. p. 3 — 18. *Monum. ined.* tv. 15 u. 49 bekannt gemacht; die der erstern liegen in dem gegenwärtigen Prachtwerke vor. Zwar wurden die Nachgrabungen, welche der Herz. v. Luynes bey den Tempelruinen Metaponts veranstaltet hatte, durch die Ausgießungen des nahen Flüsschens Bradano unterbrochen und mußten darum ganz eingestellt werden: indessen war die Ausbeute der vorgenommenen architectonischen und topographischen Arbeiten immer bedeutend genug, um den Ueberresten von Metapont, welche man bisher nur durch zwey sehr oberflächlich gemachte Ansichten in dem Werke von St. Non kannte, ein eigenes prächtig ausgestattetes Werk zu widmen, welches nach der Absicht des Herausgebers einem größern Werke über die Geschichte und Alterthümer Groß-Griechenlands gleichsam zur Einleitung dienen soll. Der Herzog v. Luynes gibt zugleich in diesem Werke keine bloße Beschreibung der Denkmäler, sondern eine ziemlich vollständige Behandlung des alten Metapontum

überhaupt. Der Text des Buches zerfällt in folgende, doch meist nicht eben ausführliche, Abschnitte: Topographie; temps héroïques; temps historiques; temps philosophiques (eine etwas sonderbare Bezeichnung der Blüthezeit des Pythagoreischen Bundes); décadence et chute; numismatique; explication des planches. In dem Abschnitte über die mythischen Zeiten legt der Verf. großes Gewicht auf die Colonie der von Troja zurückkehrenden Gefährten des Nestor, welche Metapont gegründet haben soll, und bringt damit außer den Leichenopfern der Pylischen Heroen auch den Cultus und die Spiele des Acheloos in Verbindung, von denen uns in einer von Millingen (Transactions of the Roy. Society of Literature I. p. 142. vergl. diese Anzeigen 1829. S. 2029) zuerst erklärten sehr interessanten Münze (mit der Umschrift AXEAOIO AΘAON) ein sicheres Denkmal erhalten ist; dieser Metapontinische Acheloos soll nämlich nicht der Aetolische, sondern der Arkadische, ein unbedeutendes Nebenflüßchen des Alphaios im Gebiet von Theisoa (Paus. VIII, 38, 7), seyn. Von dieser Pylischen Colonie ist indeß nur so viel als historisch anzusehen, daß sich Geschlechter in Metapont befanden, die den Cultus der Meliden, den wir geschichtlich daselbst vorfinden, dahin gebracht hatten: übrigens steht und fällt sie mit den übrigen angeblich sehr zahlreichen Niederlassungen der von Troja zurückkehrenden Heroen in Groß-Griechenland. Sicher dagegen ist, daß Metapont außer der Achäischen Colonie des Leukippos eine andere aus dem südlichen Phokis und den benachbarten Landstrichen, namentlich Aetolien, erhalten hat: wie auch Millingen a. a. D. und Osann,



im Kunstblatte 1831. №. 16 annehmen. Ephoros nannte Daulios, den Tyrannen von Krissa, als Gründer von Metapont, in welchem Namen die Tradition eine von Krissa und Daulis ausgehende Colonie personificiert zu haben scheint. Neben Daulis liegt Panopeus, welches Homer als Stadt des Epeios kennt: Theilnehmer jener Colonie aus Panopeus werden also wohl die Sage von Epeios mitgebracht haben, der alsdann, nach dem gewöhnlichen Prochronismus der Griechischen Mythologie, selbst auch als Gründer von Metapont genannt wird. Auf der andern Seite scheint Metapa, eine Stadt am Trichonischen See in Aetolien, dem Namen nach mit Metapont zusammenzuhängen: zumal da der alte Historiker Antiochos bey Strabo und Andere Μέταρον für Μεταπόντιον als alten Namen der Stadt angeben, wovon auch die Glosse des Hesychios: Μεταβολοι . . . . οἱ Μεταποντινοὶ παρὰ Ἰταλοῖς eine dunkle Spur enthält. Vornehmlich aber deutet auf diese Gegend der erwähnte Cultus des Acheloos, der gewiß nur der in ganz Griechenland berühmte Fluß von Aetolien ist; sein Cultus war auch bey den Akarnanen, wie bey den Metapontinern, mit Agonen verbunden (Schol. Il. 24, 616). Diese Niederlassung muß besonders unter dem Einfluß des Delphischen Orakels (welches damals noch im Gebiet von Krissa lag) gestanden haben; daher der in goldenen Aehren (χρυσῶν δέρος) bestehende Tribut der Metapontiner an den Pythischen Gott. Auf diesen Punct würde der Verf. bey der Erklärung der Münzen wohl aufmerksam geworden seyn, wenn ihm die neuen deutschen Arbeiten über diese Gegenstände zugänglicher gewesen wären.

Wir wenden uns zu den Kupfertafeln. Diese enthalten: Taf. 1. eine kleine Karte der Lage von Metapont. Taf. 2. eine Ansicht des ehemaligen Hafens der Stadt, und zwey Ansefixa aus Terracotta, welche auf dem Boden von Metapont gefunden worden sind. Taf. 3. eine Ansicht der an dem tavola dei Paladini genannten Orte noch stehenden Tempelruine von Metapont, von der auf Taf. 4 bis 6 Plan, Aufsriß und die architectonischen Details der Säulen gegeben werden. Diese Ruine besteht aus 15 Dorischen Säulen, welche einem hexastylen Peripteral-Tempel angehörten. Die Säulen haben ziemlich 10 moduli in der Höhe, sind also schon weit schlanker als die Säulen des großen Tempels von Pastum, auch schlanker als die der ältesten Tempel in Sicilien. Ueberdies haben sie eine übermäßig starke Verjüngung nebst entsprechender Ausladung des Capitäls, welche, nach den Tempeln von Selinus zu urtheilen, erst gegen die Zeit der Perserkriege in diesen Gegenden aufgefunden ist, und eine bauchige Schwellung nach Art der bey den jüngern Gebäuden in Pastum beobachteten. Die übrigen Tafeln, 7 bis 10, beziehen sich auf einen Tempel, dessen Anlage und Gestalt erst durch die Nachforschungen des Herausgebers aus einem bisher wenig beachteten Trümmerhaufen bey der chiesa di Sansone ans Licht getreten ist. Auch dieser ist im Dorischen Styl, und zwar nach der Taf. 9 gegebenen Restauration in noch stärkeren Verhältnissen gebaut, als die früher erwähnte Ruine. Aber von besonderem Interesse sind die Bruchstücke aus gebrannter Erde, die man in diesen Trümmern gefunden hat, und an denen

noch der antike Farbenüberzug vollkommen zu erkennen ist. Sie gehören dem Kinnleisten, an welchem auch die Löwenköpfe noch wohl erhalten sind, und der inneren Decken-Verzierung an; zum Theil auch den Dachziegeln, welche ebenfalls gemahlt waren. Die Mittheilung dieser Terracotta-Fragmente in genauen Abbildungen Taf. 7. 8, die nur um die Hälfte verkleinert sind, gibt diesem Werke einen besondern Werth für die neuen Untersuchungen über die polychrome Architectur. Wenn die Abbildungen die Farbentöne genau wiedergeben: so muß man gestehen, daß, so bestimmt und scharf auch die Färbung im Einzelnen ist, doch das Ganze nicht den Eindruck einer unangenehmen Buntheit macht, sondern den ernstesten Character behauptet, welcher der Dorischen Baukunst allein angemessen war. Auch kann man sicher seyn, daß die einfachere Färbung der Säulen und Wandflächen des ganzen Tempels mit dem reicheren Colorit jener verzierten Glieder zu einem harmonischen Eindruck zusammenwirkte, indem der nackte Stein bey diesen aus einem groben Kalktuf gebauten Tempeln wohl nirgends zum Vorschein kam; auch bey diesem Gebäude haben sich, nach der Angabe des Herausgebers, noch Stücke eines gelblichen Stucco's gefunden, womit die äußeren Flächen der Bausteine überzogen waren.

R. S. M.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 5. Stück.

Den 11. Januar 1835.

---

### M I t t e n a.

Ben Hemmerich, 1834: Der Jude, oder Journal für Gewissensfreyheit, in zwanglosen Heften, herausgegeben von Dr. Nießer. Erstes Heft. VI u. 108 S. in 8.

Der Verf. hat während der Jahre 1832 und 33 eine Zeitschrift unter ähnlichem Titel heraus gegeben, und macht hier den Anfang, sie ohne fremde Hülfe fortzusetzen. Auch wird der Gegenstand, der vorausgesandten Erklärung zufolge, durch Ausschließung alles rein theologischen beschränkt.

Der Aufsatz der das vorliegende erste Heft füllt, zeichnet sich durch einen klaren und leichten Vortrag und seltne Gewandtheit in der Sprache aus. Dieses ist jedoch das geringste von dem Lobe das ihm gebührt. Er ist mit außerordentlicher Wärme und hin und wieder mit wahrer Beredsamkeit geschrieben. Pectus est quod disertum facit. Die Stellen, worin der Verf. seinen Unwillen über unverdiente Zurück-

sehung Einzelner seines Stammes äußert, die sich nicht bloß durch Kenntnisse und verständige und nützliche Anwendung derselben, sondern auch durch höhere und sittliche Bildung auszeichnen, sind von edelm Gefühle eingegeben; dieses belebt seinen Ausdruck, und hierbey ist sogar die eingeflossene Bitterkeit nicht zu tadeln. Das Bewußtseyn erlittenen Unrechts erregt die besten Empfindungen des Menschen in solchem Grade, daß man auch dem bloß vermeintlich gekränkten Rechtsgeföhle viel zu Gute halten muß.

Mit allem dem ist nicht zu erwarten, daß die Sache, die Hr Dr Rießer führt, durch diese Schrift eine günstigere Wendung erhalten werde. Sie ist bestimmt polemisch, und folgt Schritt vor Schritt einem Vortrage, den Herr von Rottel in der Badenschen Ständeversammlung als Wortführer einer von ihr ernannten Commission gehalten, welche zu untersuchen hatte, ob den dortigen Israeliten die begehrte Gleichstellung in bürgerlichen Rechten zugestanden werden solle. Hr Dr Rießer widerlegt — oder widerspricht auch nur jeder einzelnen Aeußerung. Eine solche Behandlung ist aber eigentlich nur für eine berathende Versammlung geeignet, in welcher jede Rede Gegenrede hervorruft, und die Sache damit einer Entscheidung näher gebracht wird. Hr von Rottel wird sich schwerlich berufen fühlen, mit dem Verf. dieser Schrift einen Streit vor dem Publicum zu führen. Als Referent des ständischen Ausschusses hätte er kein Interesse dabey; und wenn er auch in einem oder andern Stücke Unrecht hätte, so könnte jedes andere Mitglied der Stände, das mit ihm gestimmt hat, auftreten, und den gefaßten Beschluß mit andern Gründen rechtfertigen.

Wenn man aber von dem besondern Zwecke

dieser Schrift absieht, so bleibt noch zu erwägen, was die Aufklärung eines Gegenstandes, über den gegenwärtig in ganz Deutschland mit so großer Lebhaftigkeit gestritten wird, durch sie im Allgemeinen gewonnen? Doch ist auch dieses nicht viel: da schon die Aufschrift zeigt, daß der Verf. gleich andern Vertheidigern seiner Sache, einen Weg einschlägt, der nicht zum Ziele führen kann.

Es ist wirklich nicht vom Glauben und der Freyheit desselben die Rede. Dieser ist schon seit sehr langer Zeit in Deutschland nicht bedrückt. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hat ein fanatischer Erzbischof von Salzburg seine protestantischen Unterthanen aus seinem — und ihrem — Lande vertrieben. Zu derselben Zeit konnte aber in ganz Deutschland das Sprichwort: unter dem Krummstabe ist gut wohnen, vorzüglich auch auf die tolerierten Juden angewandt werden. Hingegen kann man den Regierungen darüber gegründete Vorwürfe machen, daß sie es vernachlässigten, den bürgerlichen und sittlichen Zustand von Menschen zu verbessern, die sie nicht bloß im Lande duldeten, sondern ihren Unterthanen aufdrängten. Diese bewiesen eine sehr starke Abneigung, die alle Völker gegen einen im Aeußern, in Sprache, Sitten, und hier gar auch in Gesetzen und in der Religion verschiedenen Stamm hegen; und die immer stärker hervorzutreten pflegt, je näher sie einander rücken, ohne jedoch ganz verschmolzen zu werden. Diese Abneigung gegen die Israeliten hat jetzt in Deutschland sehr abgenommen: und es hat eine solche Annäherung statt gefunden, daß eine laute und bedeutende Stimme, die sich indessen noch gar nicht für eine allgemeine ausgeben darf, eine vollständige Gleichstellung in bürgerlichen Rechten fordert. Nun be-

hauptet Hr Dr Nießer mit allen andern Schriftstellern seiner Parthey, die Religion sey der einzige Grund, eigentlich nur ein Vorwand, diese Gleichstellung zu verweigern. Dabey kommt ihm die Unbestimmtheit des Ausdrucks Religion zu statten. Unter derselben versteht der Eine den Glauben, ein Anderer, die Gemeinschaft mehrerer im Glauben, ohne welche eine Ausbildung religiöser Vorstellungen und Gesinnungen nicht wohl gedenkbar ist; ein dritter, die äußere Form, dadurch diese Vereinigung Bestand erhält; auch wohl die Gebräuche, welche die Theilnehmer einer kirchlichen Vereinigung in unzähligen Abstufungen mehr oder weniger für wesentlich halten. Endlich kommt bey den Israeliten, und nur bey ihnen, eine ganz eigenthümliche, den sämtlichen europäischen Völkern fremde Gesetzgebung hinzu, welche sie selbst für ein heiliges und ihnen ausschließliches Eigenthum erklären. Dennoch wird die Behauptung aufgestellt, der Glaube sey der einzige Grund der Ausschließung israelitischer Einwohner von bürgerlichen Rechten. Sie wird sehr geflissentlich dadurch unterstützt, daß man dem Ausdrucke, der Nationalität andeutet, einen andern ganz unpassenden unterschiebt, und die Israeliten Bekenner des mosaischen Glaubens nennt. Wenn einige von diesen sich jetzt, um der Sache abermals durch einen neuen Ausdruck Gunst zu verschaffen, Bekenner oder Anhänger des mosaischen Gesetzes nennen, so verrathen sie damit unvorsichtiger Weise selbst, daß es nicht die Verschiedenheit des Glaubens ist, die ihrem Begehren im Wege steht, und nähern sich dem wahren Verhältnisse der Sache. Dem Dr Nießer selbst entwischt in der Lebhaftigkeit seiner Declamation ein Ausdruck, der seiner Ansicht widerstreitet. Er spricht S. 49 mit großer Wärme von der politischen

Bereblung seines Volkes. Sein Eifer für die sogenannte Emancipation der Juden erhält dadurch einen höheren und edleren Character. Aber sie sind also doch, nicht eine religiöse Secte, sondern ein Volk. Ursprünglich waren sie sogar in dem was das allgemeinste und stärkste Band verwandter Stämme ausmacht, in der Sprache, verschieden. kaum sechzig oder siebenzig Jahre sind verflossen, seitdem es noch in vielen Ländern nöthig gefunden ward, den jüdischen Handelsleuten zur Pflicht zu machen, daß sie ihre Bücher in deutscher und nicht in einer nur ihnen und ihren Stammesverwandten in andern Ländern verständlichen Sprache führen sollten: weil ohne dieses kein rechtlicher Verkehr mit ihnen statt finden konnte.

Seit dieser Zeit hat sich gar vieles in Deutschland sehr verändert: auch die Israeliten. Hr Dr Kießer behauptet, diese verdankten ihre allerdings sehr auffallenden Fortschritte in der sittlichen Cultur, der Ausbildung theologischer und philosophischer Lehrer ihrer eigenen Schule, welche vor vielen hundert Jahren in Spanien blühte. Eine solche, auf einheimischem Grunde beruhende und daraus mit eigener Kraft hervorgegangene Bildung ist unstreitig die sicherste und vorzüglichste. Sie mag wohl ein gerechtes Selbstgefühl der Nation erzeugen: aber sie führt auch dahin, die Trennung von andern Völkern schärfer zu bezeichnen und zu verewigen: und es ist sehr auffallend, daß der Schriftsteller mit dem wir uns hier beschäftigen selbst, in einer früheren und gehaltvolleren Schrift (über die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland, 1831) auf Maßregeln dringt, welche eine verschiedene Nationalität aufrecht erhalten. In seiner Ansicht hat er vollkommen Recht; und die Wärme, mit der er



sich gegen den Uebertritt zur christlichen Kirche, aus Beweggründen des bloßen Interesse erhebt, zeugt von einem edeln Gefühle für das Wohl seines Stammes, und von Einsicht in die Bedürfnisse desselben. Denn was sollte aus ihm werden, wenn alle die sich durch Kenntnisse, Bildung, Vermögen und äußere Bedeutung auszeichnen, der Gemeinschaft entsagten? Die bürgerliche Ordnung würde durch den übrig bleibenden Haufen sehr gefährdet. Sie könnte wohl durch die Regierungen geschützt werden. Wie sollten diese aber es anfangen denselben zu veredeln, und besserer bürgerlichen Verhältnisse fähig zu machen, wenn die wirksamsten Mittel dazu ihnen durch die Israeliten selbst entzogen würden? Doch kann hier auch nicht unbemerkt bleiben, daß der Verf. in seinem lobenswerthen Eifer gegen die Gleichgültigkeit in der Religion, welche äußerer Vortheile wegen zum Uebertritte in die christliche Kirche bewegt, so weit geht, Maßregeln zu empfehlen, die mit dem von ihm selbst aufgestellten Principe der Gewissensfreyheit nicht harmonieren. Denn es steht, nach den eigenen Grundsätzen des Hn Dr Nießer, unstreitig den Israeliten doch auch frey, zu glauben, daß die allgemeinen Religionswahrheiten, auf denen alle Frömmigkeit und Sittlichkeit beruhet, eben so wohl in christlichen Kirchen gelehrt werden können, als in jüdischen Schulen. Solche werden sich aber auch durch ihren Glauben berechtigt halten, zu der Kirche des Landes zu treten, in dem sie leben. Sie werden in diesem Schritte nicht bloß ein Mittel sehen, lucrative Bürgerrechte zu erwerben, die vielleicht die Vortheile ihrer Verbindung mit weit verbreiteten Stammgenossen nicht aufwiegen. Sie werden ihn vielmehr thun, um in eine vollständige bürgerliche und sittliche Gemeinschaft mit den Bewohnern

und rechtmäßigen Besitzern des Landes zu treten, in dem sie nicht bloß wohnen, sondern dem sie ganz angehören wollen.

Wenn aber den Israeliten verstattet werden muß, Genossen des mosaischen Glaubens und Gesetzes zu bleiben: können sie daneben volles Bürgerrecht in den deutschen Staaten erhalten, in welchen sie nur als Schutzverwandte aufgenommen sind und bisher gelebt haben? Sie fordern dieses als ein allgemeines Recht der Menschheit. Dabey wird aber eine gänzliche Trennung des Staats von der Kirche vorausgesetzt, die in keinem europäischen Staate anerkannt wird, sogar in Frankreich nicht, wo sie als Princip der ganzen Staatsverfassung von der constituierenden Versammlung 1789 ausgesprochen ward, aber aller seitdem angewandten Bemühungen sie geltend zu machen, doch immer noch in der Wirklichkeit nicht herrscht, und dem die deutsche Bundesacte ausdrücklich widerspricht, indem diese vielmehr die Gleichheit aller anerkannten christlichen Religionsparteyen festsetzt. Zu diesen sind die Anhänger des mosaischen Glaubens und Gesetzes nicht zu rechnen. Sie bestehen also in Deutschland als eine besondere, jenen nicht gleiche Partey. Wenn man aber auch annehmen will, daß eine Gleichheit aller Staatsbürger das Ziel ausmache, nach welchem die fortschreitende Civilisation streben soll, so folgt daraus doch nicht, daß man damit anfangen müsse, eine Gleichheit einzuführen, die nur unter Bedingungen Statt finden kann, welche noch nicht vorhanden sind, und erst durch jene Gesetze herbeygeführt werden sollen.

Ein anderer Schriftsteller, einer der vorzüglichsten unter denen welche sich mit dem Gegenstande beschäftigt haben, (Wie verloren die Juden das Bürgerrecht im römischen Reiche? von Ludwig Schragge, Berlin

1832) zeigt, daß sie das römische Bürgerrecht gehabt, und nur durch die Unduldsamkeit christlicher Kaiser verloren haben. Mit der Unduldsamkeit, meint er, könne auch die Entziehung bürgerlicher Rechte aufhören: und dieses werde auch nach und nach geschehen. Seine Ausführung beweiset aber nur, daß in einem großen Reiche, dessen Regent mehrere Völker beherrscht, Colonien von verschiedenenen Stämmen neben und mit einander im Verhältnisse der Rechtsgleichheit bestehen können. Noch jetzt sieht man solches in großen rein monarchischen Staaten. So können auch im republicanischen Nordamerica israelitische Gemeinden gleiche Rechte mit andern Einwohnern haben und ausüben. Als einige deutsche Fürsten im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die von Ludwig dem Bierzehnten vertriebenen Protestanten in ihre Länder aufnahmen, fanden sie es rathsam, ihnen Orte anzuweisen, wo sie als besondere Colonien unter eigenen Verwaltungsz und Gerichtsbehörden standen. Nach mehreren Generationen haben diese Anordnungen aufgehoben werden können: aber jene Colonisten waren von den ursprünglichen Landeseinwohnern in der Religion gar nicht, und in Sitten, Gebräuchen und bürgerlichen Gesetzen nur wenig verschieden. Die Sprache allein erzeugte Schwierigkeiten. Noch weit mehr Gründe sprachen dafür, die Israeliten welche in Deutschland aufgenommen wurden, als eigene Colonien zu behandeln. Aber die Kaiser, Fürsten, und noch andere geringere Gewalthaber fanden es ihrem, nicht des Landes, Interesse angemessener, Anordnungen zu treffen, deren höchst nachtheilige Folgen, endlich eine Abänderung herbeiführen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

# G e t t i n g e n g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

6. 7.   S t ü c k .

Den 14. Januar 1836.

---

A l t o n a .

Fortsetzung der Anzeige: Der Jude, oder Journal für Gewissensfreyheit, herausgegeben vom Dr. Nießer. 2c. 2c.

Mögen aber die Israeliten in besondern Colonien, oder einzeln im ganzen Lande zerstreut leben: immer ist es nothwendig, daß sie eine eigene Kirchenverfassung behalten, die nicht ganz von innerm Zwange frey seyn kann. Denn wenn Alles, auch das bloß Sittliche, dem gemeinen bürgerlichen Gesetze allein unterworfen seyn, und übrigens der individuellen Freyheit anheim fallen soll, so kann dieß doch unmöglich von der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder gelten. Auch in Frankreich, wo man keine andere politische Theilung des Volks dulden will, als geographisch gebildete Districte und Municipalitäten, sind alle im ganzen Reiche zerstreute Israeliten durch ein Central- und mehrere Departements-Consistorien

mit einander verbunden; und diese sind nicht frey von aller Aufsicht der Regierung. Unmittelbar an die Kirchenverfassung schließt sich aber auch der Unterricht der Jugend an: und das nicht bloß der religiöse. Denn es ist unmöglich, diesen vom gemeinen Schulunterrichte in den allgemeinen Kenntnissen, und Fertigkeiten zu trennen: wie noch neuerlich die in Irland mißlungenen Versuche gemeinschaftlicher Schulen bewiesen haben; wobey doch nur von Kindern verschiedener christlicher Parteyen die Rede war. Wir dürfen uns hier nur auf einen 1832 zu Cassel gedruckten Bericht der Israelitischen Vorsteher an die Stände berufen, worin dieser Gegenstand vortrefflich dargestellt ist. Aus diesem mit großer Sorgfalt abgefaßten Vortrage erhellt aber auch unwidersprechlich, daß selbst im Churfürstenthume Hessen, wo die Israeliten in der neuen Verfassungs-Urkunde Alles erhalten haben, was sie nur immer begehren konnten, dennoch keinem dortigen Israeliten, der jetzt Staatsbürger geworden, verstattet werden dürfe, sich irgendwo im Lande niederzulassen und eine Familie zu stiften, wo nicht so viele seines Glaubens sind, daß eine jüdische Synagoge und Schule errichtet werden kann. Mehr als dieses wird aber kein verständiger Gegner der Emancipation fordern, dafern er nur Sicherheit erhält, daß das Gesetz nicht zum Vorwande gebraucht werde, unter welchem sich Individuen einschleichen, denen ohne denselben die Aufnahme am Orte verweigert werden würde.

Die deutschen Israeliten sind ein eigenes Volk, und wollen es bleiben, zugleich aber auch Deutsche seyn, wenn es auf bürgerliche Rechte und Gleichheit ankommt. Bisher gab es nur deutsche, polnische, französische u. s. w. Juden.

Forthin soll es nicht mehr solche geben, sondern sie sollen israelitische Deutsche, Franzosen u. s. w. seyn. In Frankreich ist es durch den Code Napoleon sanctioniert, daß es nicht mehr französische Juden, sondern nur israelitische Franzosen gebe, oder vielmehr geben solle. Doch gesteht er diese Eigenschaft nur den in Frankreich geborenen, oder naturalisierten Juden zu. Das französische Gesetz geht doch nicht so weit, als der französische Convent von 1793, der dem Repräsentanten des Menschengeschlechts Anacharsis Cloots die Ehre der Sitzung zusprach, und nach dessen Grundsätzen keinem Menschen auf der Erde das französische Bürgerrecht hätte verweigert werden können: und auch in Deutschland wird doch nicht geradezu darauf angetragen, der ganzen Masse des israelitischen Volks ein Privilegium zu ertheilen, vermöge dessen jedes Individuum desselben fordern dürfte, deutscher Bürger zu werden. Aber auch in Ansehung der in Deutschland geborenen und der ausdrücklich darin aufgenommenen, hat die Sache große Schwierigkeiten, wegen der unvermeidlichen Folgen eines jeden Schrittes einer einzelnen Regierung auf alle andere deutschen Länder. Hr Dr Nießer behauptet zwar, die Sache sey schon in der Bundesacte für ganz Deutschland entschieden. Allein dieses ist irrig. In ihr steht nur, der Bund werde sich mit allgemeinen Bestimmungen beschäftigen. Diese sind aber so schwierig und bedenklich gefunden worden, daß man die Sache den besondern Regierungen hat überlassen müssen: und für diese gehört sie auch, so lange sie noch einen Schatten der Souveränität behalten, die ihnen als Mitglieder des Bundes zugesprochen ist.

Kann nun die Entscheidung der Frage von

der bürgerlichen Gleichheit der Israeliten weder von abstracten Principien, noch von allgemeinen Bundesbeschlüssen abhängig gemacht werden, so hat jede einzelne Regierung sie nach den besondern Umständen ihres Landes zu fassen. Anders wird sie in Altona ausfallen; anders in Hamburg, woselbst nicht bloß das materielle Interesse des Gewerbes und des Handels, sondern auch die Verfassung des republicanischen Staats zu beachten ist; anders noch in jedem deutschen Fürstenthume. Die Badensche Regierung hatte daher wohl Ursache, ja sie war verpflichtet, zuvörderst zu untersuchen, in wie fern die von den Israelitischen Einwohnern ihres Landes verlangte Gleichstellung mit ihren religiösen und socialen Grundsätzen vereinbar sey? Der Verfasser vorliegender Schrift rechtfertigt die Vorsteher, welche sich geweigert haben, sich auf die Beantwortung der ihnen desfalls vorgelegten Fragen einzulassen, weil weder ihnen noch irgend einer andern Behörde, Autorität über den mosaischen Glauben zustehe. Doch hatte der von Napoleon berufene Sanhedrin sich hierdurch nicht abhalten lassen, die von ihm begehrten Erklärungen abzugeben: und erst auf diese ist den französischen Juden gewillfahrt worden. Kann aber die Badensche Regierung auf keine Weise erfahren, was denn in der Mosaischen Religion in den Dingen, die mit den bürgerlichen Verhältnissen in so naher Verbindung stehen, von ihren Bekennern für wesentlich gehalten wird, und nicht aufgegeben werden kann, so würde sie sich wirklich einer Vernachlässigung landesherrlicher Pflichten schuldig machen, wenn sie leichtsinniger Weise Gesetze gäbe, deren Wirkungen sie gar nicht zu übersehen vermag.

Die Frage berührt alle wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung: Freyheit der Gewerbe; Aufhebung alles Unterschiedes zwischen Stadt und Land in Rechtsverhältnissen; Verfassung der Städte; Auflösung aller Corporationen in Aggregate von Individuen. Ja man muß noch höher hinauf gehen, bis zu dem letzten Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft; wie denn auch der Verf. der hier oben angeführten historischen Abhandlung ausdrücklich auf den Ausspruch des Spinoza hinweist, daß die Sicherheit den alleinigen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft ausmache. Kann nun wohl ein Schriftsteller, dem man so viel Einsichten zutrauen muß, als In Dr Rießer, die Entscheidung aller dieser Fragen für so leicht, und irgend ein Resultat der Untersuchung für so evident halten, daß Regierungen und Stände, die mit ihm, dem Schriftsteller, nicht übereinstimmen, der 'Engherzigkeit, Hartnäckigkeit, verachtenden Hochmuths, und des bloßen Strebens nach persönlicher Bevorzugung und Zurücksetzung anderer' (S. 47) beschuldigt werden dürften? Regierung und Stände sind in diesem Streite der mächtigere Theil. Sie werden sich daher nicht über den Ungeßüm ihres Gegners entrüsten. Ein solcher Ton kann ihm aber unmöglich bey seinen Zuhörern Gunst erwerben.

Nicht bloß in jedem Lande, auch in Ansehung des Gegenstandes, muß die Untersuchung in das Einzelne eingehen. Wollen Israeliten Landwirthschaft treiben und liegende Gründe kaufen, so entsteht der Zweifel, ob ihnen die Befugniß ertheilt werden dürfe, Frohndienste (so lange solche noch bestehen) nach der Convenienz des jüdischen Gesetzes zu fordern, und damit die nicht jüdischen Bauern zu verdrängen, um sie mit Israe-



litischen Knechten zu ersetzen. Wenn von Gewerben die Rede ist, und dem Handwerksmeister verboten werden soll, jüdische Lehrlinge der Religion wegen abzuweisen, so muß erwogen werden, ob es denn auch möglich sey, dieses mit den mosaischen Gesetzen über den Sabbat und andere jüdische Festtage, die bey den Israeliten weit mehr als bey Christen alle Gewerbe stören, und auf die man bey jedem Schritte stößt, zu vereinigen? und ob Menschen die nicht mit einander essen dürfen, in häuslicher Gemeinschaft leben können? In einem deutschen Lande ist kürzlich die Frage aufgeworfen, ob Israelitische Gymnasiasten von den am Sabbat aufgegebenen Arbeiten zu dispensieren seyen? und die Verneinung gilt für Bedrückung. Es wird also ein Privilegium gefordert: und hier zeigt sich es, wie allenthalben, daß keine Minorität aufhört über Verfolgung und Unterdrückung zu klagen, bis die Mehrheit genöthigt worden, sich in ihren Willen zu fügen.

In Sachsen, wo die Israeliten, wie allenthalben Gleichheit der Rechte begehren, sind ihrer, den öffentlichen Nachrichten zufolge 800 unter 1,600,000 deutschen Sachsen. Kann es diesen jetzigen Bewohnern des Königreichs und ihren Nachkommen gleichgültig seyn, ob diese 800 binnen eines vielleicht nicht sehr langen Zeitraums bis auf 8000 anwachsen? denn dieses kann leicht geschehen, wenn jeder in irgend einem deutschen Staate zum Bürger aufgenommene Israelit auch fordern darf, für einen Sachsen zu gelten. Die Beweglichkeit des liegenden Grundbesitzes hat durch die staatsrechtliche und öconomische Geldwirthschaft der neuern Zeiten so zugenommen, daß ein neues Geschlecht allenthalben

die alten Besitzer verdrängt; und die neuen Gesetzgebungen befördern dieses auf alle Weise. *Veteres migrate Coloni* heißt es. Weichet, zwar nicht der Gewalt, aber dem Gelde. Ihr dürft verkaufen, und nun müßt ihr verkaufen. Da nun die ungeheuersten Massen von Gelde bey den Israeliten, die Deutsche sind und werden wollen, sich aufgehäuft finden, so ist es offenbar, wem die Ablösbarkeit und Verkäuflichkeit aller Landgüter zu Gute kommen werde. Dey öffentlichen Nachrichten zufolge ist im Leipziger Kreiße, bald nach dem Frieden von 1815 nur noch ein Sechstheil der landtagsfähigen Rittergüter im Besitze alter Geschlechter gewesen. Ist es dem Lande gleichgültig, ob sie alle an jeden Fremden übergehen, der da zahlt?

Auch für alle andere, größere und kleinere deutsche Staaten hat die Sache, in jedem ein eigenes mehr oder weniger bedeutendes Interesse. Ganz besonders aber für die freyen Städte. Lübeck und Frankfurt sind doch dem Principe nach souverain; eben so souverain als Bayern und Sachsen. Wie kann man nun der Bürgerschaft von Lübeck, welche als Reichsstand nicht genöthigt werden konnte Israeliten aufzunehmen, unter dem Vorwande diese seyen Deutsche, ansinnen, ihre alte Verfassung aufzugeben? Und wie kann man Frankfurt nöthigen wollen, eine unbeschränkte Vermehrung ihrer jüdischen Mitbürger zu gestatten, wodurch bald im Herzen von Deutschland eine Hauptstadt aller germanisirten Israeliten entstehen und das ursprüngliche Geschlecht verschwinden würde?

Um auf die Badensche Regierung zurückzukommen, so hat diese um so mehr Ursache, sehr vorsichtig zu seyn, da jetzt eben dicht an ihrer

Gränze ein Versuch gemacht worden ist, das ganze Gewicht des französischen Reichs in Bewegung zu setzen, um eine kleine schweizerische Gemeinde, die gern bey der Sitte ihrer Väter bleiben möchte, zu zwingen, daß sie diese aufgebe, und einem Israeliten, weil er französischer Bürger ist, auch das Schweizerische Bürgerrecht gebe. Doch ist der Canton Basel-Landschaft von Frankreich selbst als Souverain anerkannt, und hat also das Recht die Bedingungen zu bestimmen, unter denen er Fremde aufnehmen will. Fordert doch auch der Code civil zur Ausübung des französischen Bürgerrechts nicht bloß den Besitz eines Eigenthums auf französischem Boden, sondern persönliche Qualification.

Es ist zu erwarten, daß die Verfechter der sogenannten Emancipation der Israeliten, welche sich auf das Beyspiel von Nord-America berufen, dessen Gesetzgebung jedoch in keinem einzigen Stücke auf die alten europäischen Staaten, nicht einmal auf regenerierte, anwendbar ist, um so viel mehr die neuesten Schritte in dem uns viel nähern England, als ein schlagendes Argument für sich anführen werden.

(Der Beschluß in einem der folgenden Stücke.)

### P a r i s.

Bey H. Fournier dem jüngern, 1832: *Homère et ses écrits par M. le marquis de Fortia d'Urban, membre de l'institut de France etc. etc.* 250 Seiten in Octav.

Eine neue Stimme erhebt sich hier gegen die zuerst in Frankreich ausgestreuten Zweifel an Homers Daseyn und an der ursprünglichen Ein-

heit und Ganzheit der Iliade und Odyssee, — Zweifel, die noch vor Kurzem wieder in der Academie des inscriptions et belles-lettres von Neuem laut wurden, und sich für F. A. Wolf's Hypothese erklärten. Dieser wiederholte Angriff von Seiten der Academie, deren Mitglied der Verf. der vorliegenden Abhandlung ist, scheint nach des Hn Marquis eigenem Geständniß auch die erste Veranlassung zu dieser neuen Vertheidigung gewesen zu seyn, welche er bereits im Jahre 1831 der genannten Academie im Auszuge vorgelesen zu haben versichert. Die Richtung, die er darin verfolgt, stützt sich überall auf positive Zeugnisse des Hellenischen oder Römischen Alterthums. Vergebens hat nach seiner Ansicht der Scharfsinn neuerer Forscher diese zahlreichen Zeugnisse zu entkräften gesucht, gegen deren vereinte überwiegende Kraft die Zweifelsucht Einzelner gar nicht in Betracht kommt. Wie die Iliade und Odyssee jetzt vor uns liegen, sind sie von einem und demselben Homer niedergeschrieben worden, und haben in dem Laufe von beynähe drey Jahrtausenden keine wesentliche Veränderung erfahren. So dachten unsere Altvordern; und was diese geglaubt haben, dürfen wir nicht verschmähen und von uns stoßen, sondern müssen es wie ein schätzbares Vermächtniß der Nachwelt gewissenhaft überliefern. Um daher bey der neuerungssüchtigen Mitwelt den Vater Homer in seine alten wohl erworbenen Rechte wieder einzusetzen, bemüht sich der Verf., den jetzt vorherrschenden Scepticismus mit der Gewalt seiner Auctoritäten zurück zu drängen, und wünscht nichts so sehr, als daß die Französische Academie endlich einmal diese Streitfrage durch ein ähnliches motivirtes

Gutachten, als sie einst über den Cid ausstellte, entscheiden möge \*). Bis dahin glaubt er seine Pflicht zu thun, wenn er nach Kräften die Principien zu begründen sucht, die einem solchen Gutachten einst zur Stütze dienen können. Larcher, Sainte-Croix und Villoison haben in dieser Rücksicht schon vieles im Einzelnen vorgearbeitet, was sich auch mit Leichtigkeit benutzen und zur Herstellung der Grundmauer des zerstörten Gebäudes anwenden läßt, welches Lange in Deutschland nach doppelt bewiesener Meisterschaft wieder aufzuführen gedenkt, und von dessen Festigkeit der Hr Marquis Fortia hohe Erwartungen hegt.

Die vorliegenden Beiträge zur Herstellung des zertrümmerten Gebäudes bestehen nun hauptsächlich in sehr wohlgemeinten Versicherungen, daß die Nachrichten des Alterthums über Homer und seine Gedichte im Ganzen wahr und zuverlässig seyen. Allgemeine Betrachtungen über die noch vorhandene Sagengeschichte der Vorzeit machen den Anfang, und verbreiten sich dann über die Erfindung der Buchstabenschrift, deren hohes Alter, und bequemere Anwendung in Griechenland der Verf. zu vindicieren sucht. Der Beweis der persönlichen Existenz eines Homer wird durch die Vertheidigung der Authenticität seiner sechsfachen Biographie geführt. Im dritten Kapitel beginnt die äußere Geschichte des Homerischen Epos in den Händen der Rhapsoden und unter der Fürsorge des Ly-

\*) Il serait à desirer que vous püssiez enfin décider la question par un avis motivé, pareil à celui que l'Académie française donna sur le Cid. p. 245.

Furgoß und Peisistratos. Dann werden im vierten Kapitel die in Aegypten und Hellas veranstalteten Recensionen bis zum Anfange der christlichen Zeitrechnung aufgezählt und mit einer Beschreibung der für Homer errichteten Ehrendenkmäler begleitet. Ferner untersucht das fünfte Kapitel die Paradoxen des Flavius Josephus und Dion Chrysostomos, und führt die Geschichte der Homerischen Poesie bis zum sechzehnten Jahrhunderte herunter. Das sechste Kapitel enthält eine Antwort auf Aubignac's und Perrault's Angriffe, und auf Vico's System. Hierauf folgt siebentens eine Darstellung der Wolffschen Hypothese, deren Schwäche der Verfasser aufgedeckt zu haben glaubt, und deren Hauptirrhümer dann noch achtens in den Schriften von Wolf's Schülern nachgewiesen werden. Im neunten Kapitel gibt der Verfasser seinen Lesern einen Begriff von der Richtung der neuen Schule in Deutschland, welche sich der Wolffschen Ansicht mit siegreichen Gründen gegenüber gestellt hat; und das zehnte und letzte Kapitel zeigt endlich die Einheit und Ganzheit der Iliade und Odyssee, auf deren spätere Zusammensetzung Wolf die Kraft seiner ganzen Argumentation gerichtet hatte.

Dies ist in gedrängter Kürze der Inhalt einer Schrift, welche zwar die genaueste Bekanntschaft mit der Literatur ihres Gegenstandes beurkundet, die aber gern alles auf positive Zeugnisse zurückführen möchte, und kaum die Schwierigkeiten kennt, welche die Strenge der historischen Kritik dem Forscher überall entgegen stellt. Statt uns z. B. die Bedeutung und den Zweck der Schreibekunst für das Le-

ben von einem philosophischen Standpuncte aus zu entwickeln, gibt der Verfasser uns nur ein Verzeichniß der ältesten Zeichen, womit man Gedanken zu versinnlichen gesucht hat. Die dreysfache hieroglyphische Schrift setzt er nach Champollion in das neunzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; die symbolische und ängstliche hält er für nicht minder alt, und für die Einführung der Phönikischen Buchstabenschrift in Hellas setzt er das Jahr 1428 v. Chr. fest, so daß man nach seiner Ansicht an der Wahrheit des Herodoteischen Zeugnisses über die drey vortroischen Inschriften zu zweifeln durchaus nicht zweifeln darf. Von dem frühen Gebrauche der Erzplatten, Steintafeln, Bleylagen, Thonscherben und Holzflächen, als den ältesten Schreibmaterialien, worauf die Griechen einzelne Namen und Zahlen und auch wohl kurze Sentenzen oder Gesetze den fernern Enkeln zu überliefern suchten, macht der Verfasser einen raschen Schluß auf die zum literarischen Gebrauche allerdings besser geeigneten Thierhäute (*διφδέραι*), und läßt alle jene vorhomerischen und vortroischen Dichter, welche die Hellenische Mythengeschichte namhaft anführt, ihre zahlreichen Poesien auf dieser Stoff niederschreiben. Linos, der mythische Dichter, beschrieb zuerst die Züge des Dionysos mit Phönikischen Buchstaben, welche nachher auch Pelasgisch genannt wurden, und deren sich auch Orpheus, Pronapides und Thymötes bedienten. Ja schon Prometheus lehrte um das Jahr 1606, wie der Verfasser genau berechnet hat, seine Griechen die Schreibkunst, welche Etruskisch gewesen seyn soll. Dieß sind dem Verfasser wohlbeglaubigte Thatsachen, welche er mit Citaten aus Diodor

u. a., wie mit Brief und Siegel belegt, und die er als die Hauptstützen der Behauptung, auch Homer habe seine Gedichte niedergeschrieben, betrachtet wissen will.

Man wird hier gewiß keine Widerlegung dieser Citate vom kritisch-historischen Standpuncte aus erwarten, da überhaupt das Gebiet der historischen Kritik dem Verfasser zu entfernt liegt, als daß eine Annäherung oder auch nur eine Ahndung desselben denkbar wäre. Als das würdigste Gegenstück dieser Schrift bezeichnen wir die neue historia Homeri, deren Kenntniß indeß dem positiven Standpuncte eben so wenig gefruchtet haben würde, als die Bekanntschaft mit den Wolffschen Prolegomenen und mit andern in demselben Geiste verfaßten Werken ihm genügt hat.

Was nun ferner die Quellen anlangt, aus denen die Existenz Homers bewiesen werden soll, so sind dieß keine andern, als die bekannten Biographien, welche die Kritik von jeher mit Vorsicht benutzte, und seit Kurzem ganz in den Hintergrund zurück gedrängt hat. Herodot soll nicht nur der wirkliche Verfasser der Homerischen Biographie seyn, sondern es wird auch alles, was wir darin lesen, für wohlverbürgte historische Wahrheit ausgegeben, wenn man etwa ein Paar Zeilen am Ende der Schrift ausnimmt, welche der Verfasser für ein unpassendes Einschiesel hält. Ganz anders urtheilten freylich die Alten, die bereits in der Alexandrinischen Periode und vielleicht schon früher anfangen, mit der größten Sorgfalt die in den



Homerischen Gedichten selbst enthaltenen, oft sehr versteckten Winke über des Dichters Vaterland und Lebenszeit zu wohlbegründeten Vermuthungen zu benutzen, und außer dieser einzig zuverlässigen Quelle keine spätern historischen Angaben über sie gelten lassen. Von der Annahme und weitem Ausbildung dieses Grundsatzes hängt in der That alles bey dieser Untersuchung ab, und indem er in den besten deutschen Schriften über Homer jetzt vorherrschend geworden ist, haben wir es ihm allein zu verdanken, daß die Homerischen Forschungen unter uns tiefer in das Wesentliche der alten Gesangwelt eingehen und eine höhere Bedeutung gewinnen.

Von der Fortpflanzung der Homerischen Gedichte bis auf Enkurgs Zeitalter weiß uns der Verfasser eben auch nichts Befriedigenderes zu sagen, als daß Rhapsoden die einzelnen Gesänge an den zahlreichen Hellenischen Festen oder auch an den Tafeln der Reichen vorgetragen hätten. Freylich verbürgt uns das Alterthum auch keine der vielen und oft sehr gewagten Vermuthungen, die man irgend einer vorgefaßten Meinung zu Liebe über den rhapsodischen Vortrag der alten Epik im Einzelnen wie im Ganzen aufgestellt hat. Selbst eine ursprünglich geschriebene Ilias und Odyssee ist doch in den Händen so vieler Rhapsoden-Generationen, die den verschiedensten Theilen von Hellas und seinen Asiatischen Colonien angehörten, und die ganz unabhängig von einander ihre Thätigkeit den verschiedensten Situationen und Nebenabsichten anpassen konnten und oft anpassen mußten, den größten und willkürlichsten Verände-

rungen ausgefekt. Diese Veränderungen bestanden aber nicht so wohl in einzelnen Worten und Angaben (denn diese konnte die Kritik eines mehr hörenden als lesenden Zeitalters um so leichter übersehen, da sie selbst dem geübten Scharfsinne der Alexandrinischen Philologen zum Theil entgangen sind), als vielmehr in dem Gange und der organischen Anordnung des Ganzen. Wenn daher die Alten von Verschiedenheiten der Ausgaben reden, die sich in den verschiedenen Hellenischen Städten vorfanden, so dürfen wir uns die Abweichungen derselben von einander wohl größer und bedeutender denken, als die in neueren Zeiten veranstalteten Recensionen etwa darbieten. Wie konnte dieß auch anders kommen bey der völligen Unabhängigkeit der Rhapsoden, von denen wir doch nothwendig annehmen müssen, daß sie nur höchst selten oder vielleicht nie die ganze Ilias oder die ganze Odyssee auf einmal vorgesungen oder vorgelesen haben. Der Hellene, so hörlustig er auch war, liebte doch in allen Dingen das rechte Maß zu sehr, als daß er sich an seinen Freudenfesten oder bey der Heiterkeit seiner Gastmähler so ausschließlich mit Homerischen Gesängen hätte beschäftigen sollen, zu deren langsamer mit Musik begleiteter Recitation selbst die längsten Feste der Hellenen zu kurz gewesen seyn würden. Das gewöhnliche Maß eines einzelnen rhapsodischen Vortrags im epischen Zeitalter selbst hat Homer ohnehin durch das Beyspiel seines Phemios und Demodokos deutlich genug bestimmt; und wenn in spätern Zeiten besondere Vorkehrungen getroffen wurden, an den größten Festen der Hellenen längere Vorträge durch mehrere Rhapsoden, die

sich einander ablösen, halten zu lassen, so war dieß weder allgemeine Sitte, noch liegt darin die Andeutung eines zusammenhängenden Vortrages der ganzen Ilias oder der ganzen Odyssee, der, als Neben Zweck eines Volksfestes betrachtet, selbst für die großen Panathenäen noch immer viel zu lang ist. Unabhängigkeit der Rhapsoden von einander, und vereinzelte Ausbildung und Abänderung der beliebtesten Rhapsodien der beiden großen Epopöen ist also eine nothwendige Annahme, die unsere Wünsche und kritischen Aussichten höchstens auf den Besitz eines Alexandrinischen Homers beschränken muß. Die rhapsodische Erweiterung und Abänderung einzelner Partien erstreckte sich aber gewiß nur auf episodische Nebenumstände, und hat nie der Grundidee des Ganzen geschadet, wiewohl sonst der Mangel an Kunsturtheil von Seiten der Rhapsoden durch Platons Zeugniß erwiesen ist, und wohl manchem Rhapsoden bey der Recitation des Einzelnen die Idee des Ganzen entging. Indem man also die ursprüngliche Einheit der beiden Homerischen Gedichte anerkennt, kann man jedoch nicht umhin, sich von der Ansicht derjenigen zu entfernen, die behaupten, Homer selbst habe ursprünglich nur allerley rohen Stoff von sich gegeben, den die nächste Adon- und Rhapsoden-Generationen so lange wiedergekäuert, bis er genießbar geworden.

G. H. B.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

8. Stück.

Den 16. Januar 1836.

---

W ü r z b u r g.

Gedruckt bey Becker: Zum Jubelfeste der treuen Bayern am 13ten October 1835 bringt die K. Universität Würzburg ihre Huldigung dar. Inhalt: Beiträge zur Geschichte der Univ. Würzburg in den letzten zehn Jahren von Dr. A. F. Ringelmann, ö. o. Prof. der Rechte. 1835. 90 S. in 4.

Universitäten gehören nicht allein dem Staate an, unter dessen besonderer Leitung sie gerade stehen, sondern sie sind Gemeingut aller gebildeten Länder, und in sofern sie Wissenschaften und Künste treu bewahren und pflegen, auch dem Staate seine künftigen Glieder heranbilden, so hat man ihnen von jeher von allen Seiten die größte Aufmerksamkeit und das höchste Interesse gezollt. Darum haben Schriften, welche die einzelnen betreffen, auch einen allgemeinen und weit verbreiteten Werth. Mögen auch in der neuesten Zeit diese Anstalten und ihre Einrichtungen hie und da verdächtigt worden seyn, mag man hier von man-

cher Seite her die Quelle eines Uebels haben finden wollen, an welchem wahrlich die Universitäten ihrem Zwecke nach unschuldig sind, man müßte denn schon einen Verein von geistreichen und gebildeten Männern, wie er sich auf jeder Universität der Natur der Sache nach finden muß, als einen gefährlichen nicht dulden wollen: so haben die weiseren Männer des Staats diese ehrwürdigen Institute zu schützen gewußt, wohl einsehend, daß die Umwandlung unserer höhern Lehranstalten und die gänzliche Umgestaltung derselben, sie möge bewirkt werden wie sie wolle, nicht zu berechnende Folgen mit sich bringen würde, die für alle künftigen Zeiten, wenn der gewiß vorübergehende Zeitschwindel längst sich an der bessern Ueberzeugung aller Gutgesinnten und an ihrer festen Beharrlichkeit gebrochen haben wird, auf das schmerzhafteste fühlbar blieben. Bestehendes umzustürzen, es mit einem Nachtworte zu vernichten, ist leicht: aber schwer ist es, solches wieder herzustellen, wo man die Nachtheile, die aus seinem Umsturze hervorgegangen, erkannt hat; um so schwerer, wenn das neu eingerichtete schon eine längere Zeit hindurch bestanden haben muß, ehe sich diese Nachtheile erst bemerkbar machen. Offen und zugänglich muß daher auch die Geschichte der Universitäten, die ihrer Entwicklungen, Einrichtungen und Leistungen dem richtenden Publicum vorliegen: der Zweifler wird und muß seine auf unrichtig gebildete Principien und falsche Annahmen gegründete Vorurtheile zurücknehmen, wenn er einen Blick in das innere Wesen der Hochschulen thun kann, wenn er ihren auf feste Grundpfeiler gestützten Bau kennen lernt, der von frommen und edeln Vorfahren gegründet sich darum des Schutzes dankbarer Nachkommen erfreuen muß. — Ein zeitgemäßes Unternehmen können wir es daher nennen, wenn der würdige

Vf. vorliegender Schrift uns die Schicksale einer unserer ehrwürdigsten Universitäten, die bereits 1782 ihr zweytes Jubeljahr feierte, mittheilt; und wir hier in drey Abschnitten die äußere Einrichtung, die verschiedenen Facultäten und die Anstalten, welche zur Universität gehören, beschrieben finden. Sind auch gleich nur vorzugsweise die letzten 10 Jahre (seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königes von Bayern) berücksichtigt (die frühere Geschichte der Hochschule hat Bö n i c k e 1782 in zwey Bänden herausgegeben); so hat der Vf. doch überall, wo es ihm nöthig geschienen, auf die nächste Vergangenheit zurückgewiesen, und seine Leser in den Stand gesetzt, mit Beurtheilung des früheren das jetzt bestehende gehörig würdigen zu können. Auch theilt er in der Einleitung S. 5—8 ganz kurz die Schicksale der Univ. seit 1802, wo der Krummstab dem weltlichen Scepter weichen mußte, mit, und macht auf die Ordnung der Dinge, wie sie sich durch drey maligen Regierungswechsel seit dem genannten Jahre gestaltet, aufmerksam. Der erste Abschnitt, mit der Ueberschrift 'die Universität' enthält die Darstellung der Einrichtung des Studienwesens in Bayern überhaupt, woraus wir das Gesetz, daß das Studium auf der Universität mit den allgemeinen Wissenschaften begonnen werden muß, wobey indessen auch einleitende Fachcollegien gehört werden können, als ein höchst zweckmäßiges hervorheben. Ein in diesen Fächern am Ende des ersten oder längstens des zweyten Studienjahres bestandenes Examen gestattet erst den Uebergang zum Fachstudium. Eben so ist der Besuch ausländischer Hochschulen den Inländern gestattet, aber nur erst nach genügendem Bestanden haben in der philosophischen Zwischenprüfung. Wenn daher auch die Bayerische Regierung gesorgt, und durch die That den Satz ausgesprochen hat:

daß auf ihren Universitäten das Bedürfniß ausländische Anstalten zu besuchen, nicht statt findet; so erkennt sie doch an, daß im Gebiete der Wissenschaft nichts abgeschlossenes seyn darf, und diese selbst nicht an die Scholle gebunden seyn kann, und daß durch entgegengesetzte Maßregeln nur Einseitigkeit, wir wollen nicht sagen, Selbstdünkel, der die Wissenschaft nie befördert hat, bewirkt wird. Schließlich theilt der Verf. die Gesetze mit, welche für die Bewerber um Privatdocenten = Stellen bestehen. Ein solcher muß vor allem die philosophische Doctorwürde erlangt haben. 2. Die Verfassung der Universität betreffend, so hat Würzburg statt der früheren Obercuratel einen eigenen Ministerialcommissär erhalten, der besonders zur Beaufsichtigung des Disciplinarwesens und des öffentlichen Unterrichts angewiesen ist. Der jedesmalige Rector steht an der Spitze des Senats, welchen zwey ord. Professoren aus jeder der 4 Facultäten, und ein Professor aus der cameralistischen Facultät bilden. 3. Die Finanzverwaltung des Vermögens der Universität, welches in Gütern, Gefällen und Capitalien besteht, geschieht unter einem stabilen Ausschusse von Professoren, unter welchem das nöthige Unterpersonal steht. 4. Ist das Verhältniß der Repräsentation der Universität bey dem Landtage geschildert. — Der zweyte Abschnitt beschreibt die Facultäten, deren hier fünf sind, indem in Folge eines allerhöchsten Rescripts von 1822 die cameralistische sich als eigene Facultät constituirte. Der Vf. hat bey jeder Facultät die Lehrer mit Angabe der ihnen übertragenen Fächer genannt, wobey die in den jüngst vergangenen Jahren Gestorbenen oder sonst Abgegangenen erwähnt werden. Auch ist bey jeder Facultät die Frequenz der Studierenden angegeben, nämlich Theologen im Durchschnitt 80—120, Mediciner 170—190, Philosophen 70—100. Da-

gegen vermissen wir die Angabe der Frequenz der Juristen und Cameralisten: in Bezug auf erstere führt der Vf. an, daß die Frequenz zwar seit Verlegung der Universität Landsbut nach München abgenommen, sich indessen in der neuesten Zeit wieder etwas gehoben habe. Eben so steht es mit der cameralistischen Facultät. Dagegen erfreuet sich das Spruchcollegium, an welchem sämtliche Professoren der Facultät Antheil nehmen, noch immer sehr zahlreicher Sendungen von auswärtigen Acten, so daß die jährlich erledigten Proceßes sich auf 50 — 70 belaufen. Das Directorium hier, welches früher unter den Decanen dieser Facultät wechselte, ist seit 1828 dem Senior des Collegiums bleibend übertragen. Ein Verzeichniß aller derjenigen, denen die betreffenden Facultäten Ehrendiplome gesendet haben, beschließt diese Darstellungen. — Im dritten Abschnitte gibt uns der Vf. eine Beschreibung der wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten, welche zum Wohl und Gedeihen einer Universität unentbehrlich sind. Sie sind gleichsam das materielle, durch welche sich das Geistige in lebendig gewordener Kraft verkündet, durch sie tritt das, was der menschliche Geist herrliches erdacht und erfunden, ins Leben über, und wirkt von hier aus, wenn es sich an dem Probiersteine der practischen Prüfung bewährt gefunden, am segensvollsten auf die Zöglinge ein. Aus der Beschaffenheit solcher Institute läßt sich daher am besten auf den Standpunct der Universitäten schließen, welchen diese in der Reihe der Lehranstalten heutiger Zeit einnehmen. Sehen wir, was Würzburg in dieser Hinsicht bietet. Oben an ist die Bibliothek beschrieben, als das erste Hülfsmittel zur Erreichung des Zwecks einer Hochschule. Der gegenwärtige Zustand derselben ist so, daß dieselbe in jeder Hinsicht mit den meisten deutschen Universitäts-Bibliotheken den Vergleich aushalten kann.



Eine vollständige Geschichte derselben wird demnächst, durch den Bibliothecar Dr Kuland bearbeitet, erscheinen. Sie besitzt unter andern 900 Manuscripte, und 4000 alte Druckstücke, einen wahren Schatz für die Geschichte der Buchdruckerkunst. Sie hat außer den bekannten Zuschüssen von Matrifelgeldern zc. einen Capitalstock von 66,000 Gulden, der stets abgesondert verwaltet wird. Die Geschäfte selbst werden von einer Commission, bestehend aus Mitgliedern der 5 Facultäten verwaltet, in welchem der Vorsitz jährlich nach dem Senium alterniert. — B. Naturwissenschaftliche Anstalten: 1. Naturhistorisches Cabinet, von dem bekannten Bonav. Blank gegründet, an die Universität gegen eine Leibrente von dem Besitzer abgegeben, und seitdem nach den Bedürfnissen vermehrt. Die zoologische Abtheilung, Conservat. Prof. Reiblein, die botanische, unter der Leitung desselben, und die mineralogische, Prof. Rumpf. 2. Das physicalische Cabinet (Conserv. Prof. Dsann) mit den nöthigen Apparaten versehen. 3. Sternwarte (Prof. Schön) auf dem seiner weiten Aussicht über die ganze umliegende Gegend wegen sehr gelegenen Thurm der Neubaukirche. 4. Chemisches Cabinet unter der Leitung des Prof. Pichel, seit 28 Jahren Senior der Universität (geboren 1751, seit 1782 Prof. der Chemie. 5. Botanischer Garten (Prof. Heller). — C. Medicinische Anstalten. Zu den glänzendsten Attributen der Hochschule gehört das vom frommen Fürstbischefe Julius am Ende des 16. Jahrh. gegründete, und im vorigen Seculo besonders vom edeln Franz Ludwig verschönerte Hospital, nach dem Stifter das Juliuspital genannt. Seit 1725 ward in dieser äußerlich und innerlich prachtvoll eingerichteten Anstalt durch den Prof. M. Wilhelm die erste

medicinische Klinik eröffnet, und ihm folgten in einem 40jährigen Zeitraume die Professoren Chr. v. Siebold, Thomann, von Hoven, Friedreichsen, Schönlein, und seit 1832 Marcus. Dasselbst befindet sich auch die chirurgische Klinik (mit jährlich aufgenommenen 600—700 Patienten), seit 1791 durch den in den Annalen der Heilkunde, insbesondere der Chirurgie und Anatomie hochgefeierten Carl Casp. v. Siebold eingerichtet. Ihm folgte sein Sohn Barthel, und nach dessen frühem Tode (er starb 1814, 39 Jahr alt) Marcard und seit 1816 Textor als Vorstand. (Warum ist aber hier Jäger nicht erwähnt, der doch auch eine Zeitlang, während Textor nach Landshut versetzt war, die chirurgische Klinik dirigierte? Die Note S. 28 welche auf diese durch Zeitumstände, an die zu erinnern dem Vf. freylich sehr unangenehm war, herbegeführte Veränderung hindeutete, hätte daher hier S. 58 eine bessere Stelle gefunden.) 3. Das chirurgische Armamentarium unter Prof. Textor. 4. Die geburtshülflliche Anstalt, 1805 von Cl. v. Siebold errichtet, seit 1816 unter v. d'Outrepont's Leitung, in der Nähe des Juliusspitals, mit einer bedeutenden Sammlung von geburtshülfllichen Präparaten und Instrumenten. Mit ihr ist zugleich eine Hebammen-Lehranstalt verbunden. 5. Das medicinische Poliklinicum, 1807 von Horsch gegründet, jetziger Vorstand Prof. Fuchs. 6. Anthropotomische Anstalt, im Garten des Juliusspitals: an ihr lehrten Carl Casp. und Barthel v. Siebold, Fuchs, Döllinger und Heusinger; gegenwärtiger Vorstand ist Prof. Münz. Dieser Anstalt, welche 1827 bedeutend erweitert worden, stehen jährlich über 300 Leichen zu Gebote; sie besitzt ein sehr reichhaltiges Cabinet. 7. Die zootomische Anstalt.

Hat gleich schon Döllinger seit 1807 der vergleichenden Anatomie seine vollste Aufmerksamkeit zugewendet, und privatim in seinem Hause Thierzergliederungen von einem engern Kreiße von Zuhörern anstellen lassen, so gründete doch erst 1824 Heusinger eine öffentliche zootomische Anstalt. Seßiger Vorstand ist Prof. Münz, welchen ein Professor unterstützt. Im Sommer werden hier zootomische Zergliederungen angestellt, die, um den Eifer der Studierenden zu erwecken, unentgeltlich gemacht werden. Mit dieser Anstalt ist gleichfalls eine Sammlung verbunden. Wir halten gerade dieß Institut für ein sehr wichtiges, und können den Wunsch nicht unterdrücken, daß Institute dieser Art da, wo sie noch nicht bestehen (sie fehlen noch gar mancher Hochschule!) als durchaus zeitgemäß errichtet werden möchten, indem die Bedeutung der vergleichenden Anatomie für die Physiologie überhaupt und für die Entwicklungsgeschichte insbesondere eine so hochwichtige geworden ist. — D. Anstalten für Archäologie, Kunst und Gewerbe. Hieher gehören: 1. Das technologische Cabinet unter Prof. Geier, enthaltend Modelle für mechanische Arbeiten, Apparate zu chemischen Experimenten, landwirthschaftliche Gegenstände u. s. w. 2. Das ästhetische Attribut, Architectur, Sculptur, Malerey u. s. w. umfassend, seit 1832 errichtet, unter der Direction des Prof. Fröhlich, ist noch im Werden. 3. Dagegen steht das musicalische Institut ebenfalls unter der Leitung des Prof. Fröhlich, von ihm vor 30 Jahren gegründet, in der schönsten Blüthe. Ein ausgezeichnet schöner Saal, der sogenannte Wappensaal des ehemaligen Domcapitels, der allein ein Orchester für 250 Menschen in sich faßt, nebst einem Nebensaale dient zu öffentlichen Auffüh-

rungen. 4. Das Münzcabinet unter Prof. Ringelmann's Aufsicht: Besondere Erwähnung verdient hier eine fast durch 4 Jahrhunderte fortlaufende Reihe von fürstbischöflich Würzburgischen Münzen. — Dieß ist der gegenwärtige Zustand einer Universität, welche in Beziehung auf ihr Bestehen mit zu den ältesten gehört, die aber in Hinsicht auf die durch die Zeitumstände nothwendig gewordenen eingeführten Veränderungen keineswegs mehr zu denjenigen Instituten gehört, welche jetzt in veralteter Form nur noch eine Ruine früheren Glanzes darstellen. Möge die ehrwürdige Julia, auf welche ehemalige Schüler älterer und neuerer Zeit in froher Erinnerung zurückblicken, die ewig grünende Frische eines erfahrenen Alters bewahren, und möge sie den Beweis geben, wie da, wo bereits gediegenes vorhanden, den durch Zeiterfordernisse herbegeführten Reformen und Verbesserungen eben darum der Segen nicht ausbleibt, weil sie auf fester Basis, auf gehaltvollem Boden sich stützen. Möge aber auch der Verf. dieser interessanten Schrift auf andern Hochschulen Nachahmer finden, damit es uns gestattet sey, die innere Geschichte einzelner Universitäten genau kennen zu lernen, und zwar aus den Federn solcher, die auch vermöge ihrer Stellung dazu in jeder Beziehung befähigt sind: keinesweges aber sey dieß Sache unberufener und derjenigen, welche sich oft durch sehr unlautere Motive zu solchen, dann aber auch ganz seichten und werthlosen Darstellungen verleiten lassen.

Ed. K. S. von Siebold.

B e r l i n

Bey G. Reimer, 1833: Pluto Brasiliensis.  
Eine Reihe von Abhandlungen über Brasilien

**Gold-, Diamanten- und anderen mineralischen Reichthum, über die Geschichte seiner Entdeckung, über das Vorkommen seiner Lagerstätten; des Betriebs, der Ausbeute und die darauf bezügliche Gesetzgebung u. s. w. von W. L. von Eschwege, Königl. Portugies. Ingenieur-Oberst und Oberberghauptmann. Nebst lithographierten Karten und Zeichnungen. XVIII u. 622 Seiten in Octav.**

Da unsere Kunde von den unterirdischen Schätzen Brasiliens und ihrer Gewinnung bisher sehr unvollkommen war, so ist das vorliegende Werk, welches von Allem was sich auf diese Gegenstände bezieht, die genaueste Auskunft gibt, und um so mehr Glauben verdient, da der Verf. langjährig dem Brasilianischen Bergwesen vorstand, ein willkommenes Geschenk. Man darf freylich nicht erwarten, aus diesem Buche wesentliche Belehrungen für berg- und hüttenmännische Technik schöpfen zu können, wenn man es nicht etwa lehrreich findet zu ersehen, wie man bey dem Bergbau und dem Hüttenwesen nicht verfahren darf, wenn der Betrieb ein kunstgerechter und öconomisch vortheilhafter seyn soll. Auch wird man sehr getäuscht, wenn man mit der gewöhnlichen Meinung von dem unermesslichen und unerschöpflichen Metallreichthume Brasiliens das Buch in die Hand nimmt. Allerdings sind in Brasilien außerordentliche Schätze an Gold und Demanten gehoben, und nach den Berichten des Vf. ist der dortige Reichthum an Eisen vielleicht bedeutender, als in irgend einem anderen Theile der Erde; aber dessen ungeachtet kann man Brasilien, selbst wenn anzunehmen ist, daß viele Lagerstätten von nußbaren Mineralien noch nicht bekannt und aufgeschlossen sind, nicht zu den besonders metallreichen Ländern zählen, wenn man nämlich den großen Umfang des Landes in Anschlag bringt, und dazu nimmt, daß das

was außer dem Golde und Eisen an Metallen in Brasilien entdeckt worden, höchst unbedeutend ist. Der Vf. gibt die vollständigsten, größtentheils actenmäßigen Aufschlüsse über den Gang der Entdeckung der mineralischen Schätze Brasiliens, so wie über die Maßregeln, welche zu ihrer Gewinnung ergriffen worden. Aber ein trauriges Bild erhält man dadurch von dem dortigen Zustande des Bergwesens; von der großen Unkunde der Regierung; von den daher rührenden unzähligen Mißgriffen; von den erstaunlichen, in der Natur des Landes wie in den Beschaffenheiten und Verhältnissen seiner Bewohner begründeten Schwierigkeiten, womit der Bergbau zu kämpfen hat; und den unerhörten Ränken, denen fast jede Unternehmung dort früher oder später unterliegen muß.

Die erste Abtheilung des Buches enthält die Geschichte des Goldes in Brasilien; namentlich die Geschichte der Entdeckung dieses Metalles in den Provinzen S. Paulo, Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso, Ceara, Rio Grande do Sul, und Rio Janeiro. Die zweyte Abtheilung handelt von der Bergmännischen Verfassung des Goldgewinnes. Der Vf. liefert einen Auszug der Berg-Gesetzgebung für die Goldgräbereyen und Wäschereyen. Das erste Gesetz vom 15. August 1603. Unter den neueren Gesetzen sind die wichtigsten: die Anordnungen von Gewerkschaften in Matto Grosso und in Minas v. J. 1817, und das Decret v. 3. März 1825 in Betreff der Stiftung einer Englischen Gewerkschaft. — Von dem Quinto d'Ouro (Goldfünften) und den verschiedenen Arten seiner Entrichtung. — Ueber den Werth des Goldes in Brasilien. Man ersieht aus den mitgetheilten Notizen, wie außerordentlich der Werth des Goldes gestiegen ist. Dabey ist er aber bis zu den neuesten Zeiten nicht in das richtige Verhältniß zum Werthe des Silbers gestellt,

daher das goldreiche Brasilien kaum eine Goldmünze aufzuweisen hat. — Ueber die Goldschmelzhäuser in Brasilien. Vormals bestanden in jeder Provinz Schmelzhäuser. Mehrere derselben sind aber wegen der Verringerung des Goldes wieder eingegangen und nur die in Minas Geraes haben sich erhalten. Die Mineiros, welche auf eigene Rechnung das Gold gewinnen, müssen solches an die Schmelzhäuser abliefern, wo es auf Kosten der Regierung zu Barren geschmolzen wird, die dann, nach Abzug des Fünftel, dem Eigenthümer zurückgegeben werden. Diese mit dem Königl. Stempel und einem Geleitszettel versehenen Goldbarren cursieren als Münze in den Provinzen des Innern, müssen aber auf den Gränzen der Küsten-Provinzen bey den Zollhäusern angegeben werden. Man erhält von diesen einen Schein über den Werth der Barren und wird bey Strafe verpflichtet, dieselben an die Münze abzuliefern. Das Einschmelzen des Goldes geschieht in Töpfer Tiegeln. — Die dritte Abtheilung ist dem Vorkommen des Goldes und den Arbeiten darauf gewidmet. Von dem Vorkommen des Goldes auf seinen Lagerstätten. Man fand das Gold zuerst in Körnern und größeren Stücken an der Oberfläche, besonders in trockenen Wassergruben und im aufgeschwemmten Boden. Dieses führte zur Untersuchung der Flußbetten und der angrenzenden Anschwemmungen bis zu den Abhängen der Berge hinan; und erst später, da man ohne viele Mühe diese Anschwemmungen der mechanisch zusammengeführten Reichthümer abgebaut, aber auch durch unzuweckmäßiges Verfahren große Schätze tief in die Urbetten der Flüsse vergraben hatte, sah man sich genöthigt, die ursprünglichen Lagerstätten des Goldes aufzusuchen, welches keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen war, da man nur den Quellen der goldhaltigen Flüsse und Bäche nachzuspüren brauchte. Die in einem Zeitraum von

etwa 100 Jahren unternommenen Nachgrabungen haben gelehrt, daß das ursprüngliche Vorkommen des Goldes auf die sogenannten Urgebirgsgebilde beschränkt ist und zwar auf die Gruppe derselben, welche den sogenannten Urthonschiefer begreift. — Von dem Betriebe der Goldwäscheren und Goldgräberen. Diese Arbeiten sind von sehr verschiedener Art: 1. Arbeiten in den Fluß- und Bachbetten; 2. Arbeiten in den Flußufern und zunächst liegenden Niederungen aufgeschwemmter Lager; 3. Arbeiten in aufgeschwemmten Lagern an den Abhängen der Gebirge; 4. Arbeiten in durchgängig goldhaltigen, mürben Gebirgsmassen mit goldhaltigen Quarzadern; 5. Arbeiten auf Lagern in Thälern; 6. Arbeiten in den Gebirgen auf Lagern und Gängen. Bey den Wascharbeiten wendet man allgemein flach trichterförmige, runde Waschschüsseln von 2 — 3 Palmen Durchmesser an, welche von Africanischen Negerclaven eingeführt worden, die schon in ihrem Vaterlande das Geschäft des Goldwaschens auf diese Weise betrieben hatten. — Ueber die Menge von Gold welche Brasilien in der Zeit von 1600 bis 1820 geliefert hat. Nach den von dem Vf. gegebenen, aus officiellen Quellen geschöpften Uebersichten beläuft sich der Werth des in jenem Zeitraume gewonnenen Goldes auf 974,329,040 Cruzados oder 649,486,026 $\frac{2}{3}$  Thaler, welche Summe von den in mehreren Schriften, z. B. in Mawes: Reise in Brasilien und in Deudants Mineralogie enthaltenen Angaben sehr abweicht. Die Summen des Quinto haben 107,843,240 Th. betragen, wovon beynahe der dritte Theil zum Baue des Klosters von Maffra verwendet seyn soll. — Geognostisch-bergmännische Bemerkungen, die Goldbergwerke betreffend.

Die vierte Abtheilung enthält Alles, was sich auf das Vorkommen und die Gewinnung von Diamanten und farbigen Edelsteinen bezieht. Ge-



sichte der Entdeckung der Demanten und anderer Edelsteine. Im J. 1573 verbreitete sich zuerst das Gerücht der Entdeckung von Smaragden, und mit unbeschreiblicher Begierde haben Hunderte von Menschen sich den größten Mühseligkeiten und Gefahren ausgesetzt, um die angeblichen Smaragde zu finden, die nichts Anderes als grüne Turmaline waren, wie man sie noch jetzt in den Seratoes am Rio S. Matheus und den Americanas zugleich mit weißen Topasen und blauen Beryllen, mit Gefahr von den Botecudos lebendig gebraten zu werden, gräbt. Die erste Entdeckung von Demanten wurde in dem Districte von Serro do Frio, in den Bächen os Morinhos gemacht. Streifzügler hatten sie zufällig bey dem Goldwaschen gefunden und sich derselben, ohne ihren Werth zu ahnen, als Spielmarken bedient. Ein gewisser Bernhar do da Silva Lobo brachte die glänzenden Steinchen zuerst im J. 1728 nach Lissabon, wo sie zufällig dem holländischen Consul zu Gesicht kamen, der sie als Demanten erkannte. Lobo gab sich nun als Entdecker derselben aus, und erhielt eine ansehnliche Belohnung vom Könige. Als die Nachricht davon nach Brasilien gelangt war, stellte der Gouverneur von Minas Untersuchungen über das Vorkommen der Demanten an, und erstattete darüber Bericht. Eine Carta Regia vom 8. Febr. 1730 autorisierte ihn darauf die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um für die Krone die möglichsten Vortheile aus der Entdeckung zu ziehen. Bis zum J. 1771 war die Gewinnung der Demanten, zum großen Schaden der Krone, in den Händen von Pächtern; von jener Zeit an hat sie die Krone auf eigene Rechnung betreiben lassen. Nach den von dem Vf. gegebenen Uebersichten hat das Gewicht der in dem Zeitraume von 1730 bis 1822 in Brasilien gewonnenen Demanten 2,983,691 $\frac{1}{2}$  Karat betragen. Diese zu einem mittleren Preise von 8000 Reich das Karat

gerechnet, ergibt einen Werth von 39,782,556 $\frac{1}{2}$  Th. Pr. Cour. In 93 Jahren hatte die Krone dadurch einen reinen Gewinn von 10,355,573 $\frac{1}{2}$  Th. Der Vf. glaubt aber, bis zum J. 1801, wo die Kön. Familie nach Brasilien kam, den Betrag der heimlich ausgeführten Demanten, dem durch die Kön. Verwaltung gegangenen Betrage gleich setzen zu können, und meint, daß von dieser Zeit an, wo allen Nationen der Handel mit Brasilien geöffnet wurde, durch den Schleichhandel wohl doppelt so viel ausgeführt seyn dürfte. — Ueber die Art und Weise wie die Demanten gegraben und gewaschen werden, nebst anderen Bemerkungen über den technischen Betrieb und das Vorkommen der Demanten. Der Vf. ist der Meinung, daß das ursprüngliche Muttergestein der Demanten Brauneisenstein sey, entweder aus dem Gebilde des Eisenglimmerschiefers, oder aus dem sogenannten Stabirit, vermuthlich aus dem letzteren. Wenn das Vorkommen von Demanten in Brauneisenstein wirklich als ausgemacht anzunehmen seyn sollte, so würde damit denn doch ihr eigentlicher Ursprung noch nicht ganz aufgeklärt seyn, indem jener Brauneisenstein selbst wahrscheinlich ein secundär gebildeter Mineralkörper ist. — Ueber den Gold- und Demantenschleichhandel, und die Ursachen der Verminderung des Goldausbringens.

In der fünften Abtheilung ist von dem Vorkommen anderer Metalle und salziger und brennbarer Fossilien die Rede. Geschichte der Entdeckung und kurzen Bearbeitung eines Bleyglanzganges im Sertão von Abanté in der Provinz Minas Geraes.

Die sechste Abtheilung handelt von dem Eisen in Brasilien. In der Provinz S. Paulo wurde zuerst Eisenstein entdeckt, und schon vor 200 Jahren eine kleine Eisenhütte mit Zerrennfeuern angelegt. In neuerer Zeit ist durch den bekannten Manoel

*Ferretia da Camera*, der sich früher in Deutschland aufgehalten hat, um sich mit dem Bergwesen bekannt zu machen, in der Provinz Minas Geraes eine Eisenhütte auf Kön. Kosten angelegt, deren Leistungen indessen dem darauf verwandten großen Capital nicht entsprochen haben. In der Provinz S. Paulo, zu S. Joao de Npanema wollte das Gouvernement ein großes Eisenwerk anlegen lassen, und im J. 1810 wurde der auch bey uns bekannte Obristlieutenant *Barnhagen* beauftragt, einen Plan dazu zu entwerfen, der aber unausgeführt blieb. Durch einen von Schweden verschriebenen Hütten-Director, der eben so unwissend war als das von ihm mitgebrachte zahlreiche, für die Anlage und den Betrieb der Hütte bestimmte Personal, wurde erst im J. 1814, mit dem Aufwande von mehr denn 900,000 Cruzados, ein kleines Werk mit 4 Schwedischen Bauernöfen zu Stande gebracht, auf welchem nur ein geringes Quantum unbrauchbares Stabeisen producirt ist. Nachdem ein sehr bedeutendes Capital unnütz vergeudet worden, erkannte man den Mißgriff, dankte die Schwedische Gesellschaft ab, und übertrug dem *Hn Barnhagen* aufs Neue die Leitung des Unternehmens, der darauf eine Hütte mit zwey Hohöfen erbauete, über deren Betrieb der Vf. einige Notizen mitgetheilt hat. Auf dieser Hütte sind später durch Berliner Förmer sehr gute Gußwaaren verfertigt, für welche sich aber ein so geringer Absatz fand, daß nicht einmal die Kosten des Betriebes bestritten werden konnten. Auch *Hr v. Eschwege* hat in der Provinz Minas Geraes, bey *Congonhas do Campo* eine kleine Eisenhütte angelegt, über deren Einrichtung und Betrieb in seiner Schrift Nachrichten enthalten sind. Aus diesem Allen ersieht man, daß im Verhältniß zum großen Reichthum an rohem Material, bis jetzt doch nur sehr wenig Guß- und Stabeisen in Brasilien producirt worden. Es scheint auch, daß wegen der sehr geringen Bevölkerung und des Mangels an wohlfeilen Transportmitteln eine große Eisenhütte dort noch nicht bestehen kann. Der Vf. ist der Meinung, daß bey den jezigen Verhältnissen die Anlage kleiner, in verschiedenen Provinzen zerstreut liegender Eisenwerke, deren jährliche Production 2000 Arroben nicht übersteigt, am vortheilhaftesten seyn würde.

In der letzten Abtheilung redet der Vf. über den Einfluß, den die Aufhebung des Sclavenhandels auf die Bergwerke haben wird, und stellt Betrachtungen darüber an, wie die Bergwerksverfassung in Brasilien beschaffen seyn müßte, um den Bergbau in einen blühenden Zustand zu versetzen. Die Beachtung und Befolgung seiner Rathschläge wird schwerlich bald zu erwarten seyn.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

9. Stück.

Den 18. Januar 1836.

---

Paris.

Voyage de decouvertes de l'Astrolabe, exécuté par l'ordre du Roi, pendant les années 1826, 1827, 1828, 1829, sous le commandement de M. J. Dumont-d'Urville, capitaine de vaisseau. Botanique par M. A. Richard. 1834. LVI u. 164 S. in gr. 8. Mit einem Kupfer-Atlas in Roy. Fol.

Der historische Theil dieser Reise oder der eigentliche Reisebericht ist bereits von einem andern Recensenten in St. 162. 163. vom Jahre 1832 umständlich angezeigt, den wir daher als bekannt voraussetzen können. Herr Richard, mit der Bearbeitung der botanischen Abtheilung beauftragt, wozu ihm alle, von Herrn Lesson auf der Reise gesammelte Pflanzen mitgetheilt wurden, hat schon vor einigen Jahren über die Flora von Neu-Seeland, wo die bedeutendsten Entdeckungen gemacht wurden, seine Bemerkun-

gen unter dem Titel 'Essai ou Esquisse de la Flore de la nouvelle Zélande' heraus gegeben. Manuscripte und Original-Exemplare aus Forster's Nachlaß, die der Verf. zu benutzen Gelegenheit hatte, geben dieser Schrift einen noch größeren Werth. Vorliegendes Werk, auch mit dem besondern Titel: Sertum Astrolabianum versehen, welches Herr Richard als den zweyten Theil des Ganzen betrachtet, und welches die übrigen auf der Reise gemachten Entdeckungen in sich begreift, zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste gibt einen Ueberblick der Vegetation der einzelnen, von dem Astrolabe besuchten Inseln, wie Tonga-Taboa, Havre-Carteret (Neu-Irland), Port-Dorei (Neu-Guinea), Bau-roa, Amboina und Celebes (Moluckische Inseln), Ticopia, Banikoro, Guaham und Ascension.

Den Floren dieser Inseln sind meistens Bemerkungen über Boden, Klima und über die Vegetation im Allgemeinen voran geschickt, von denen wir Einiges ausheben wollen: Tonga-Taboa selbst gehört zu den neuern Formationen und erscheint als ein fast steriler, aus Mardreporen gebildeter Kalkfelsen. Coa hingegen, sehr nahe bey Tonga liegend und wahrscheinlich vulcanischen Ursprungs, ist sehr gebirgig und reich an Waldungen, welche viele den Molucken eigenthümliche baumartige Gewächse enthalten, wie Pandanus odoratissimus, Cocos nucifera, Corypha umbraculifera, Mussaenda frondosa, Hernandia ovigera u. m. a. Farnkräuter sieht man weniger als auf den angrenzenden Inseln; häufiger sind Gräser. Auch gibt es wohl wenige Inseln, wo so viele zur

Nahrung dienende Gewächse angebaut werden als in Coa. Die Vegetation von Neu = Ir = land hat, der geographischen Lage nach, ein mehr tropisches Ansehen. So weit das Auge reicht, erblickt man undurchdringliche Massen großer Bäume, deren Belaubung eben so verschieden der Form als der Farbe nach. Unter diesen treten besonders hervor: Mimosen, *Tectona grandis*, *Pterocarpus*, *Terminalia* und mehrere Palmen, welche alle mit Lianen durchschlungen sind. Niedrige, krautartige Gewächse, die zu ihrem Gedeihen der Luft und der Sonnenstrahlen bedürfen, gibt es daher nur wenige, und von Gräsern fand sich nur *Thuarea involucrata*. Die Baumstämme, besonders der *Cocos nucifera*, sind reich an parasitischen Orchideen und Apocynen, untermischt mit Farnkräutern und Lichenen. Noch großartiger und mannigfaltiger ist die Vegetation von Neu = Guinea (Port = Dorei). Außer vielen, dort vorkommenden Gewächsen verdienen als eigenthümlich und neu bemerkt zu werden: *Forrestia hispida* (den Asparagineen zunächst verwandt), *Aegiceras nigricans* Rich. und *Evodia longifolia* Rich.; auch gibt es hier viele Farnkräuter, unter welchen einige bisher nicht bemerkte sich vorfanden. *Baniforo* zeichnet sich durch einen tropisch, asiatischen Character aus: große, undurchdringliche Wälder mit *Inocarpus*, *Calophyllum* und vielen schönen baumartigen Leguminosen, besonders aus den Gattungen *Caesalpinia* und *Pongamia*. Alte Baumstämme bedecken Moose, Flechten, viele Farnkräuter und Orchideen. Zu den seltenen und eigenthümlichen Pflanzen:

von Banikoro gehört *Hedyotis Lapeyrousii*, welche De Candolle dem Andenken des hier verunglückten Lapeyrouse gewidmet hat. Wir erwähnen nur noch der Insel Ascension, einst ein nackter Felsen, worauf, außer Kryptogamen, kaum 15 Phanerogamen dürstig vegetierten, hat durch eine Englische Niederlassung jetzt ein ganz anderes Ansehen gewonnen, indem mit den eingeführten und zufällig hinzugekommenen Gewächsen, die Gesamtzahl leicht 40 Arten betragen mag. Unter den seltenen und wirklich einheimischen zeichnen sich aus: *Aristida Ascensionis* Sw., *Mariscus polycephalus* Rich. und *polystachyus* Ad. Brongn. Eigenthümlich ist *Hedyotis Ascensionis* DC., ein kleiner Halbstrauch, das einzige Gewächs, dessen sich die Insulaner zur Feuerung bedienen können. *Physalis barbadosensis* früher eingeführt, bedeckt jetzt alle Anhöhen der Insel und ist von den Bewohnern wegen der süßlich-säuerlichen Früchte sehr geschätzt. — Die Pflanzen dieser einzelnen, nach Jussieu geordneten Floren sind nur namentlich aufgeführt; einigen der neuen aber, besonders den Farnkräutern und Kryptogamen, ist eine Diagnose, auch wohl eine kurze Beschreibung beygefügt.

Die zweyte Abtheilung dieses Werkes enthält die genaue, sehr umständliche und musterhafte Beschreibung der übrigen neuen, zuvor noch nicht characterisirten Arten, deren Zahl 56 ausmacht. Wir gedenken zuerst der hier als neu aufgestellten Gattungen *Forrestia*, *Carteretia* und *Macrolepis*. Erstere

scheint gleichsam in der Mitte der Asparagineen und Colchicaceen zu stehen, doch glaubt Herr K. sie des einfachen Griffels, so wie des Oeffnens der Kapsel wegen jenen beizählen zu müssen, worin wir ihm auch ganz beizupflichten. Nur eine Art (*hispida*) ist bis jetzt bekannt, welche als Staudengewächs die Wälder von Neu-Guinea bewohnt. Der Atlas gibt Tab. 1. eine Vorstellung derselben. Die beiden letzten gehören den Orchideen an. *Carteretia* entspricht den Characteren der Gruppe der Malaxideen von Lindley, läßt sich aber, wie des Verfassers genaue Beschreibung hinlänglich darthut, mit keiner der dahin gerechneten Gattungen vereinigen. Die einzige Art dieser Gattung, *paniculata* genannt, kömmt als Parasit in Neu-Guinea vor. *Macrolepis longiscapa* (Tab. 10) hat ganz das Ansehen einer *Pholidota*, besonders der *imbricata* Hook. (Exot. Flor. t. 138); doch ist sie den wesentlichen Characteren nach mehr mit *Dendrobium* verwandt, unterscheidet sich aber durch die inneren, sehr kleinen Seitenlappchen des Kelchs, so wie auch durch die eigenthümliche Gestalt des Labelli. Die andern neuen Orchideen gehören zu *Dendrobium* und *Oberonia* Aus der Familie der Sapindaceen, welche man bisher auf Süd-America beschränkt glaubte, werden drey, in Neu-Holland entdeckte Pflanzen characterisirt: *Thouinia australis*, *Cupania anacardioides* und *pseudorhus*, welche zugleich einen neuen Beweis geben, welche Schätze noch in jenem großen Lande verborgen seyn mögen. Die *Amperea spartioides* Brongn. (Euphorbiaceen) wird genauer beschrieben und eine Abbildung der weiblichen



Pflanze mitgetheilt, von welcher durch Brongniart nur die männliche vorgestellt war. *Tasmania* (*monticola*) und *Aegiceras* (*nigricans*) erscheinen als neu, zugleich aber die Gattungscharacterere beider erweitert und berichtigt. Außer einigen andern wohl wenig bekannten Pflanzen, die der Kürze wegen übergangen werden müssen, verdient die Gattung *Senecio* noch erwähnt zu werden, von welcher allein 22 Arten beschrieben sind, die in Neu-Holland vorkommen und (*quadridentata* und *australis* ausgenommen) bisher unbekannt waren.

„ Angehängt sind Berichtigungen und genauere Bezeichnungen zu mehreren, von Herrn Richard in seiner *Flora Novae Seelandiae* erwähnten Algen, besonders aus den Gattungen *Sargassum* und *Laminaria*. An diese schließt sich die Characteristik einiger neuer und seltener Algen, welche Herr Lesson an den Küsten von Neu-Holland entdeckte, und die Erklärung der Kupfertafeln des Atlasseß.

Was den Atlas selbst anlangt, so wird derselbe, laut des beygefügtten Verzeichnisses, 78 Tafeln enthalten, wovon die eine Hälfte der *Flora Novae Seelandiae*, die andere dem *Serto Astrolabiano* angehört. Wir haben erst zwey Lieferungen, jede mit 8 Tafeln, erhalten, die in artistischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig lassen.

Schrö.

## G ö t t i n g e n.

Bey Deuerlich: Der Tempel des Herrn. Gebete auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs von Ludwig Aschenbach, Prediger der

reformierten Gemeinde zu Göttingen. 1835.  
302 S. in Octav.

Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob Altargebete (denn als solche sind vorliegende liebliche Gaben ursprünglich gesprochen, und zu demselben Zwecke verdienen sie auch die wärmste Empfehlung) als ein Bestandtheil des evangelischen Cultus, mit Recht sich des poetischen Schmuckes bedienen, und die Innigkeit der Gedanken noch durch Reim und Metrum erhöhen dürfen. Vielleicht ließe sich gerade aus der spirituellen Richtung unseres credo und unseres Cultus dagegen einiger Einwand erheben, weil man dabey doch dem einfachen Sinne des Gebets nicht Gewalt genug über die Gemüther zutraut, und ihm mit künstlerischer Hand einige Nachhülfe zu geben vermeint. Wirklich hat unser Cultus sich so ziemlich von der künstlerischen Beyhülfe losgesagt, daß man beynabe etwas Wesentliches für ihn in dieser Resignation erblicken möchte, und schon hat eine andere kirchliche Partey, die desto begieriger Alles, was die Sinne aufregt, in ihr Bereich zieht und für ihren Cultus benützt, uns über unsern Puritanismus recht erhebliche Vorwürfe gemacht. Allein woher ein solches kunstfeindliches Princip bey uns eigentlich stammen soll, läßt sich weder durch die Geschichte der protestantischen Bekenntnisse, noch aus ihrem Princip ermitteln. Die Reformatoren wenigstens dienen gerade zur stärksten Widerlegung solcher Ansichten; von Luther bedarf dieß keines Beweises, und von Calvin, der vielleicht in seinem vollendeten Spiritualismus hier angeführt werden dürfte, läßt sich eben so bestimmt das Gegentheil darthun. Jene gigantische Consequenz in Calvins Prädestinationlehre, in welcher das sittliche Indivi-

duum sich gänzlich der höheren ethischen Gewalt unterwirft, zeigt wenigstens eine so tiefe Auffassung des Lebens, daß wenn sie auch dogmatisch nicht gerechtfertigt werden kann, doch wenigstens historisch für sie keine andere Analogie gefunden zu werden vermag, als in der Griechischen Tragödie und ihrer sittlichen Resignation; also wohl Beweises genug, daß auf den Höhen der geistigen Zustände die Religion den vollendetsten Bund mit der Poesie einzugehen vermag. Die Geschichte der evangelischen Kirche bestätigt dieß auf allen Puncten; denn längst ist es ja anerkannt, daß die Zahl der Kirchenlieder bey uns völlig dem gleich kommt, oder wohl gar das überwiegt, was alle übrigen christlichen Parteyen an geistlichen Gesängen zu allen Zeiten geliefert haben.

Mit vielem Dank werden deshalb auch vorliegende poetische Ergüsse aufgenommen werden, in welchen der Herr Verfasser die beiden Hauptbedingungen der geistlichen Poesie, Einfachheit und Innigkeit so trefflich mit einander verknüpft hat. Für jeden kirchlichen Feiertag sind zwey zweckmäßig kurze Gebete mitgetheilt, die sich einem biblischen Motto, meistens abwechselnd aus dem Alten und Neuen Testamente gewählt, anschließen. Gewiß wird die wohlwollende Absicht dabey nicht verfehlt werden, daß manches zarte Gemüth dadurch religiöse Anregung finde, und manches sonst stille Gefühl hier sich die Worte verliehen sieht. Das Versmaß ist, wie es sich wohl allein hier eignete, das fünffüßige Sambiische und Trochäische.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

10. 11. S t ü c k .

Den 21. Januar 1836.

---

W i e n .

Ein hier bey Beck in gr. 8. 1835. erschienener Bogen de *Ulpiani institutionum fragmento* in bibliotheca palatina Vindobonensi nuper reperto epistola ad F. C. (de) Savigny Prof. jur. Berol. — Scripsit *Stephanus Endlicher*, enthält eine für die Quellen des Vorjustinianischen Römischen Rechts bedeutende Entdeckung, welche der durch ähnliche Verdienste in andern Fächern bekannte Herr D. Endlicher, Concepts-Practicant bey der K. K. Hofbibliothek (ungefähr was sonst bey uns Auditor in einer Rathsstube im Gegensatz von dem in der Secretarienstube geheissen hätte) in dem Einbände einer Papyrus-Handschrift des Hilarius de trinitate, von deren Ursprung man weiter nichts weiß, als daß ein Graf Camillo Colloredo sie Joseph II. geschenkt hatte, gemacht hat. Es sind fünf schmale Streifen, Ueberbleibsel eines Doppelblatts. Die zwey kürzern gehören

der einen Hälfte desselben an, die drey längern, beiden. Von den kürzern Streifen enthält der eine, nur auf einer Seite beschriebene, nach dem oben daran sitzenden leeren Pergamente, offenbar der oberste Theil des Blattes, bloß die Worte *Ulp. Inst.*; der andere aber, welcher zu diesem genau paßt, hat auf jeder Seite eine ganze Zeile. Eben so sind die längern Streifen auf beiden Seiten beschrieben. Auf jeder finden sich zwey neben einander stehende, durch einen zollbreiten Zwischenraum getrennte Columnen (das Wort für eine ganze Seite, nicht bloß für eine Spalte genommen), jede von acht Zeilen, wovon aber ein Mal die erste Zeile fehlt, und welche, nach dem unten daran sitzenden leeren Pergamente, der untere Theil des Doppelblattes gewesen seyn müssen. Alles ist auf beiden Seiten lesbar. Der Gegenstand ist unläugbar doppelt; 1. die Contracte, nämlich *mutui datio*, *depositum*, *commodatum* und *locatum et conductum*, wo es bey dem zweyten und vierten heißt, auch sie seyen aus dem *jus gentium*; dann 2. die Interdicte, und zwar erst höchst wahrscheinlich eine Verbindung der Eintheilung in *adipiscendae* und *recuperandae poss.* und etwas von dem anderswo benannten *exitus interdictorum*, wie ihn Gajus beschreibt, Justinian aber als veraltet wegläßt. Ein bisher unbekanntes Interdict: *QUAM HEREDITATEM* hinter dem erst in Mai's Palimpsesten de usufructu p. 10. l. 28. (oder wenn jemand eine Ausgabe hat, die nur nach freylich oft sehr langen Paragraphen zu citieren erlaubt, §. 92) vorkommenden *QUEM FUNDUM*, und etwa der Satz: es gebe auch Interdicte, die theils *adipiscendae*, theils *recuperandae possessionis* seyen, sind vielleicht das einzige

Neue, was wir von Sätzen des Römischen Rechts hier lernen. Aber für die Form unserer Quellen lernen wir bey dieser Gelegenheit Etwas, was wir allerdings auch ohne diesen neuen Fund hätten ahnen können, was aber, so viel der Unterz. weiß, noch nie zur Sprache gekommen ist. Wir finden nämlich hier, wie auch der Herausg. schon bemerkt hat, die letzten Worte des fr. 1. §. 3. D. 43, 26: *uti re commodata permittat*, als den Anfang von acht Zeilen, so daß nur die zwey ersten Buchstaben noch auf einer vorhergehenden nicht gefundenen Zeile gestanden haben müssen. Nun soll aber die Stelle in den Digesten, die auch dem Zusammenhange nach sehr gut zu dem neuen Funde paßt, noch der Uberschrift, aus dem ersten der zwey Bücher, woraus, auch nach dem alten Verzeichnisse der ausgezogenen Werke eines jeden Rechtsgelehrten, dieses Werk Ulpian's bestanden hat, genommen seyn, und dieß ist doch nach Allem, was wir vom Institutionensystem wissen, rein unmöglich, denn dieses stellt die Interdicte hinter die Actionen und die Exceptionen, ob sie gleich zur Zeit, da dieses System entstand, so wenig wie die Exceptionen, Actionen waren, sondern nur, gerade wie die, vor den Actionen vorhergehenden, Obligationen, eine auf die Actionen folgende ähnliche, wenigstens ihnen weit mehr, als der Lehre von der Verschiedenheit der Personen und der Erwerbung von Rechten an Sachen, ähnliche Lehre waren. Man kann alle Stellen, die wir aus dem ersten und zweyten Buche von Ulpian's Institutionen in den Digesten haben, durchgehen (sie sind hier auf den sechs letzten Seiten nicht ganz vollständig und nicht ganz nach der bey Hommel beobachteten Ordnung

der Digesten abgedruckt; daß die Stellen über die *legitima hereditas*, die wir in der *lex dei* haben, aus dem zweyten Buche sind, hat keine Handschrift, sondern nur eine Vermuthung für sich), immer paßt die Digestenstelle über das *precarium* weit eher hinter die ersten Stellen des zweyten Buches, als vor dieselben. Die einzige Möglichkeit, daß die Stelle, welche uns hier beschäftigt, in dem ersten Buche gestanden habe, nämlich die, daß schon bey der Lehre vom *jus gentium* die *Interdicte* erwähnt worden wären, ist doch gar zu unwahrscheinlich, da dieß mit einer Ausführlichkeit geschehen seyn müßte, die bey einem Werke von nur zwey Büchern ganz unverhältnißmäßig gewesen wäre. Bedenkt man nun, wie überflüssig für Justinian's Untertanen die genaue Angabe nicht nur des Verfassers, sondern auch seines Werks, und wenn dieses aus mehreren Büchern bestand, auch des Buches, war, da man die Quelle fast nie nachschlagen konnte, und, um Gebrauch davon zu machen, nicht einmal durfte, und wie bald man sich im Orient für die Basiliken, und im Occident für fast alle Handschriften, außer der in Florenz befindlichen, von dieser damals ganz unnützen und erst in den letzten siebenzehn Jahren, noch dazu nicht mit allgemeiner Uebereinstimmung, recht gebrauchten Genauigkeit losmachte, so ist wohl die Verwechslung von *libro secundo*, wie es heißen sollte, mit *libro primo*, wie es nun heißt, gar wohl denkbar, wenn gleich in der Handschrift zu Florenz, wie man aus dem *fac simile* der hiesigen Ausgabe sieht, die Zahlen ausgeschrieben, und nicht, wie in der Laurellischen Ausgabe, mit Zahlzeichen angegeben waren.

Auch daß hier auf demselben Doppelblatte von Contracten und von Interdicten gehandelt wird, ist weit eher begreiflich, wenn man annimmt, wir haben Stellen aus dem zweyten Buche; aber selbst dann steht die Lehre von Contracten im Institutionen-System um ein ganzes Buch, also um ein Viertel der ganzen Institutionen des Gajus und Justinian's, von den Interdicten entfernt, daß man, auch angenommen, die beiden Blätter desselben Doppelblatts hätten zwischen sich noch mehrere andere Doppelblätter gehabt, nicht wohl begreifen kann, wie beide Lehren auf demselben Doppelblatte stehen konnten. Dazu kommt noch, daß die Obligationen durch Contracte gewiß vor den Interdicten standen, und daß die *mutui datio*, als ein *Contract re*, nach der Ordnung der Institutionen, der Bücher *ad Sabinum* und *ad edictum*, vor der *locatio et conductio* stehen mußte. Dieß widerspricht aber aller denkbaren Ordnung der vier größern Bruchstücke, jedes von sieben oder acht Zeilen, die wir hier haben. Es ist zwar ganz willkürlich, daß hier zwey neben einander stehende Stücke von acht Zeilen *pagina recta*, und zwey andere *pagina versa* heißen, da man völlig eben so gut diese Bezeichnungen vertauschen könnte; aber so viel ist doch ausgemacht, daß die Reihe von Zeilen (es versteht sich, daß hier die beiden Worte nicht gleichbedeutend sind, wie man sie oft braucht), welche rechts steht, wenn man beide Reihen neben einander hat, die erste, und die andere, welche alsdann, wenn man die beiden Blätter umwendet, links steht, die Rehrseite seyn muß. Also fängt, nach der Bezeichnung a und b für Das, was hier *pag. recta* heißt, c aber und d für *pag.*



versa, daß Ganze entweder, wie bey dem Herausgeber, mit b d. h. dem commodatum und der locatio an, geht dann zu c, d. h. der mutui datio und dem depositum fort; darauf folgt denn d, es gebe Interdicte, die so wohl adipiscendae als recuperandae possessionis seyn könnten, und den Beschluß macht a von dem exitus interdictorum; oder aber die Ordnung ist umgekehrt d, a, b, c. Keines von beiden paßt zu der Ordnung der Institutionen, wenn b und c die obligatio ex contractu seyn soll, denn da muß, wie gesagt, e vor b stehen. Allein das von dem Herausg. so glücklich aufgefundenene fr. 1. D. 43, 26 hilft uns aus der Noth, indem es bey dem Interdicte de precario den Unterschied dieser Art des Besizes, die aus dem jus gentium sey, von der donatio, und die Ähnlichkeit mit dem commodatum vorträgt, in unserem Funde aber ist von der locatio und von dem depositum auch gesagt, daß jus gentium habe sie eingeführt. Es scheint also, die Contracte sind nur bey Gelegenheit der Interdicte hier erwähnt, etwa um zu sagen, bey den erwähnten Contracten habe kein Interdict Statt, wie bey dem precarium, ungeachtet auch bey ihnen der Eine Etwas besitze, was ihm der Andere auf eine Zeit lang zu gebrauchen gestattet habe und es wenigstens bey zwey Contracten auch heißt, sie seyen juris gentium, wie dieß die Digesten-Stelle vom precarium sagt, und wie wenigstens der Unterz. den Zusammenhang dieses Umstandes mit Interdicten und Actionen mehr nur dunkel ahndet, als irgend mit Bestimmtheit angeben kann.

Manche Leser werden wohl wünschen, der Herausg. möchte ein fac simile gegeben haben; im

Grunde ist aber schon dieser Wunsch ein Beweis, wie sehr wir in den neuesten Zeiten verwöhnt sind, denn wie mancher Herausgeber hat sich sonst vor und nach Erfindung der Buchdruckerkunst begnügt, das Gefundene so zu geben wie er glaubte, daß es am leidlichsten zusammenpasse, ohne irgend Etwas zu thun, wodurch der Leser in den Stand gesetzt würde, die Gründe zu beurtheilen. Es sey dem Unterz. erlaubt, da aus dem Buche selbst Gründe der Entscheidung oder des Zweifels zu nehmen sind, hier nun die neu aufgefundenen Stellen selbst abdrucken zu lassen mit Abweichungen, bey einzelnen Worten, von der Wiederherstellung des Herausgebers. Dabey hat der Unterz. zuerst die Bemerkungen desjenigen seiner Collegen benutzt, welchen wohl Jedermann erkennen wird, wenn er ihn als den bezeichnet, der sich am meisten um die Entzifferung juristischer Handschriften verdient gemacht habe; dann die unsers Lehrers der Diplomatik; ferner die des Herrn D.A. Blume, welcher eine eigene Anzeige eingeschickt, sie aber wieder zurückgenommen hat, da doch der Unterz. sich sehr darauf freute, nur Nachträge zu derselben zu liefern, und endlich was Herr Dr Endlicher selbst die Güte gehabt hat, ihm auf seine Anfrage zu antworten. Alle Ergänzungen sollen hier in Parenthesen und mit Cursivschrift, und alle Abweichungen von der Handschrift oder von der Wiederherstellung in der vor uns liegenden epistola, außer der Cursivschrift auch noch mit einem Sternchen vor dem Worte bezeichnet werden, und bey dem Anfange einer neuen Zeile ist ein senkrechter Strich gemacht. Zum Versuche möge denn auch hier eine andere von den zwey möglichen Ord-

nungen der Stellen befolgt seyn, also die Interdicte den Anfang machen, und was von Contracten gesagt ist, sich daran anschließen.

Also zuerst die einzelne Zeile, welche oben an einem Blatte gestanden hat:

(*adipiscendae possessionis causa com*)<sup>1)</sup> | *paratum est interdictum velut cui ini(tium est QUORUM BONORUM)*<sup>1)</sup>.

Dann die rechte Seite d:

(*Quaedam interdicta sunt tam*)<sup>1)</sup> | *adipiscendae quam recipiendae* | *possessionis, qualia sunt interdicta: | QUEM FUNDUM et*<sup>2)</sup> *QUAM HEREDITATEM. | \*nam*<sup>3)</sup> *si fundum*<sup>4)</sup> *vel hereditatem ab aliquo | petam, nec lis \*defendatur*<sup>5)</sup>, *cogitur \*is*<sup>6)</sup> | *ad me transferre*

- 1) Diese drey Ergänzungen finden sich nicht in dem Briefe. Statt *cui initium* hat Gajus *cujus initium*.
- 2) So steht in der Handschrift; *vel* in der Wiederherstellung ist ein Versehen.
- 3) Der Herausgeber liest die Abkürzung hier, wie noch einmahl, *nempe*.
- 4) *funeum* bey den Worten der Handschrift ist ein offener Druckfehler, der auch in der Wiederherstellung verbessert ist.
- 5) Diese Stelle hat die meisten Schwierigkeiten gemacht, da es sehr zweifelhaft scheinen konnte, ob von einer *lis* schon die Rede seyn könne, ehe der Gegner sich vertheidige, und da in dem Abdrucke der Handschrift nur ein *N* vor *lis* stand, so hatte der Vorschlag viel für sich, *ni is* zu lesen. Allein der Herausgeber versichert, hinter dem *N* stehe noch ein Häkchen, und *l* sey ganz deutlich. In der Handschrift und in der Wiederherstellung steht aber *defendat*, woraus hier, wie noch öfters, das Passivum gemacht werden muß, ungeachtet das Häkchen, wodurch dieses bezeichnet würde, entweder vergessen worden oder erloschen ist.
- 6) Dieses Wörtchen ist nicht in der Handschrift ausge-

possessionem, | sive numquam possedi, si-  
ve \*antea posse|di, deinde \*amisi possessio-  
nem 7).

Nun folgt ein neues Stück, hier mit a be-  
zeichnet:

(*restitutoria vel exhibitoria* 8) *per formu-*  
*lam*) arbi 9) |trariam \*explicantur 10), aut  
per spon|sionem, semper prohibitoria \*ve|ro  
per sponsionem \*explicantur 11). | Restitu-  
torio vel exhibitorio interdicto | reddito 12),  
si quidem arbitrum postu|laverit is, cum  
quo agitur, formulam \*ac|cipit 13) arbitra-  
riam, per quam arbiter

Auf einer Seite, die keine Kehrseite ist, folgt  
nun als b:

schrieben und fehlt in der Wiederherstellung. In der  
Handschrift steht aber — und nach Kopp's Paläogr.  
2, 167 bedeutet ein ähnliches Zeichen den Genitiv  
is und hier fehlt sonst das Pronomen.

- 7) Diese letzte Zeile steht oben an einer Seite, die also  
die Kehrseite gewesen seyn muß, und auf dieser Kehr-  
seite muß denn auch das Folgende gestanden haben.
- 8) Diese zwey Worte fehlen in der Wiederherstellung.
- 9) Von diesen vier Buchstaben ist die obere Hälfte  
weggeschnitten.
- 10) Hier ist die Bemerkung zu wiederholen, die am En-  
de der fünften Anm. über *defendatur* gemacht wor-  
den ist.
- 11) Auch hier ist die vorige Anm. zu wiederholen.
- 12) Die Handschrift hat *reddicto*, aber schon der Her-  
ausg. erkennt dieß für falsch, wie sich denn auch  
der Fehler aus dem unmittelbar vorhergehenden, bis  
auf dieses c in den fünf letzten Buchstaben ganz  
ähnlichen, *interdicto*, leicht erklären läßt.
- 13) Diese Buchstaben fehlen in der Handschrift.

(*sed ut ei ut*) <sup>14)</sup> | *i re commodata permit-*  
*tat. | Locatum quoque et conductum jus*  
*gentium induxit, \*nam* <sup>15)</sup> *ex quo coe-*  
*pi-* *mus possessiones proprias et res | habere,*  
*et locandi jus nantissimus et conducendi*  
*res alie|nas, et is, qui conduxit, jure gen-*  
*titium tenetur ad mercedem ex*

Auf der dazu gehörigen Rehrseite c folgt nun :

*reddis, quod accepisti, sed aliam pe-*  
*niam ejusdem quantitatis. | Mutuae autem*  
*dari possunt res non | aliae, quam quae pon-*  
*dere, numero, | mensura continentur. | De-*  
*positi quoque qualitatem jus gen|tium pro-*  
*didit, ut quis custodien|dam rem suam ani-*  
*malem vel.*

Ueber die Worte *Ulp. Inst.* welche oben auf einer Seite gestanden haben, ist noch die Bedenklichkeit zu bemerken, daß man es wohl nicht für ausgemacht annehmen darf, die ganze Handschrift, aus welcher die fünf Streifen geschnitten, gewiß nicht gebrochen sind, daß also das Wort: Bruchstücke nur uneigentlich paßt, und eher von Schnitzeln die Rede seyn kann, seyen die Institutionen von Ulpian gewesen. Es steht dahin, ob je eine Handschrift ihren Namen auf jeder Seite oder jedem Blatte wiederholt hat, wie es jetzt bey Französischen Büchern oft geschieht, ohne daß daraus irgend ein Vortheil zum bequemeren Aufschlagen entstünde, wie es bey bestimmteren Columnentiteln so sehr

14) Diese Worte sind aus der oft erwähnten Digesten = Stelle.

15) s. die Anm. 3.

der Fall ist; sondern die Handschriften haben ihren allgemeinen Titel nur vorn mit incipit, oder hinten mit explicit. Wenn nun also der Name eines Werks auf einem Blatte steht, das, wie hier der Fall ist, weder das erste noch das letzte seyn kann, so könnte man eher vermuthen, das Ganze sey eine Sammlung von Stellen aus ganz verschiedenen Werken, wie z. B. Mai's juristische Palimpsesten, an welche man bey unserm Funde um so eher denken kann, als das in unsern Digesten gar nicht vorkommende große Werk von Ulpian: *de interdicitis*, zu welchem unsere Stellen so sehr gut passen, in jenen Palimpsesten bey der Stelle, die oben wegen des Interdicts *quem fundum* angeführt worden ist, öfters auch und mit verschiedenen Büchern vorkommt.

Das Verdienst des Hn Dr Endlicher um die alte Literatur überhaupt, wird durch diesen Fund, und die Bereitwilligkeit, mit welcher er sich beeilt hat, ihn den Leuten vom Fach mitzutheilen, noch dadurch erhöht, daß dieß eines der ersten Beyspiele einer neuen Art von Aehrenlese auf dem Felde der Handschriften ist. Seitdem wir nämlich immer weniger Hoffnung haben, eine volle Ernte von ganzen Handschriften bisher unbekannter Werke halten zu können, müssen wir uns begnügen, theils aus Palimpsesten, deren Werth für das Römische Recht nun gewiß Niemand verkennen wird, theils durch einzelne Blätter oder Stücke von solchen, die zum Einbände gebraucht worden sind, wie z. B. das altdeutsche Evangelium Matthäi, welches Herr Dr Endlicher mit Herrn Prof. Hoffmann in Breslau bearbeitet hat, oder diese unsere fünf Streifen, mehr oder weniger einzelne Kör-

ner zu gewinnen. Von letzteren meint Herr Dr. G. müßte sich bey gar vielen Papyrus-Handschriften, namentlich in Genf, noch gar Manches finden, und da mögen denn alle Bibliothecare und deren Gehülffen angelegentlichst gebeten seyn, sich von der Bekanntmachung einiger juristischen Zeilen dadurch nicht abhalten zu lassen, daß diese für sie gar keinen Werth haben. Vielleicht, meint er, könnte selbst die von Cramer wieder entdeckte Stelle des Pomponius über die Untheilbarkeit der Servituten, im sechzehnten Jahrhundert auf einem solchen Einbandstreifen gefunden worden seyn.

Hugo.

### P a r i s.

De l'imprimerie royale: Musée de Sculpture antique et moderne par M. le Comte de Clarac. 7ème Livraison. 1834.

Dieses bedeutende Werk ist jetzt bis auf einen Punct gelangt, wo es passend scheint, nach der frühern Anzeige in diesen Blättern (Jahrg. 1829. St. 29) von neuem darauf aufmerksam zu machen. Mit der sechsten Lieferung schließt nämlich die Reihe der Tafeln, welche die antiken und modernen Bildwerke des Louvre und der Tuilerien enthalten, nur daß einige Tafeln später noch mit der achten Lieferung nachgesandt werden sollen. Mit der siebenten beginnt nun eine neue umfassende Reihe von Statuen, welche fast aus allen Museen Europa's, theils nach den Werken, die darüber heraus gegeben sind, theils nach Zeichnungen, deren Anschaffung der Herr Graf seit vielen Jahren

eifrigst betrieben hat, in derselben Umriß-Ma-  
 nier, wie die Statuen des Louvre, mitgetheilt,  
 und nach einer mythologischen Folge geordnet  
 sind. Die vorliegende Lieferung enthält auf  
 Taf. 395 — 543 die Numern 660 — 1143, de-  
 ren Zahl noch durch viele mit B. C. D. bezeich-  
 nete vermehrt wird, welche die Gottheiten Kro-  
 nos, Kybele, Zeus, Hera, Demeter, Flora,  
 und andere Landgottheiten, Athena, Apollon und  
 die Musen mit den in ihren Vorstellungen vor-  
 kommenden Nebenfiguren betreffen. Von dem  
 Reichthum dieser Zusammenstellung kann man  
 sich daraus einen Begriff machen, daß dreyßig  
 Statuen und Bronzefiguren des Jupiter, neun  
 und siebenzig des Apollon mitgetheilt sind, un-  
 ter denen nicht wenige unediert sind. Auch ist  
 die Art der Zusammenstellung mit Rücksicht auf  
 Stellung und Costüm der Gottheiten gemacht,  
 so daß manche Ergebnisse der Kunst-Archäolo-  
 gie dadurch unmittelbar veranschaulicht werden.  
 Freylich würde eine solche Zusammenstellung  
 von Statuen noch viel fruchtbarer seyn, wenn  
 diese nicht bloß mit Reliefs (von diesen wird  
 Einiges zur Vervollständigung der Musenfigu-  
 ren gegeben, eine durchgängige Benützung fehlt  
 aber auch hier), sondern auch mit geschnittenen  
 Steinen und Münz-Typen in eine solche Ver-  
 bindung gebracht würden, daß sie dadurch gleich-  
 sam von selbst sich vervollständigten. Denn da  
 gerade die Statuen am allermeisten gelitten ha-  
 ben, so zeigt eine solche Reihe, oberflächlich  
 beachtet, ohne Berücksichtigung der Restaura-  
 tionen — und bey sehr vielen Figuren war es  
 dem Herausgeber unmöglich sich die Kenntniß  
 der Ergänzungen zu verschaffen — eigentlich  
 weit mehr, nach welchen Ideen die neueren



Künstler die Antiken ergänzt, als nach welchen die alten sie gearbeitet haben. Und wir möchten wohl wissen, nach welchen Principen die zahllosen nationalen Gewandfiguren unserer Museen ohne erhaltene Attribute hier unter die Namen: Hera, Demeter, Mnemosyne, vertheilt worden sind.

Wir fügen einige kleine Berichtigungen und Zweifel, welche die Anordnung betreffen, hinzu; vielleicht kann der Herausgeber in dem Texte zu dieser Lieferung, der noch nicht erschienen ist, davon Gebrauch machen. Pl. 395. n. 660 (die erste Figur) ist jetzt nicht mehr inédit, sondern in Raoul-Rochette's *Monumens inédits* pl. 77, 4 bekannt gemacht, auch schwerlich ein Saturn, sondern der in der Inschrift genannte Cornutus mit seinen Kindern. Warum wird bey der Magna-Mater, pl. 396 B. n. 664 G und H, und andern Bildwerken aus Boissard die Inschrift nicht gleich mit gegeben, da sie den hauptsächlichsten Werth des Monument's ausmacht? Pl. 404. n. 693. Der Jupiter sous la figure de Diane ist als ein Virbius erkannt. Pl. 406. n. 695. *Enlèvement d'Europe*, aus dem Vatican, ist gewiß eine Νίκη *βουδυτροῦσα*. Pl. 407. n. 703. hätte bey der zu Ostia gefundenen, ausnehmend schönen Statue des Museo Chiaramonti tav. 11 schon der Name ΦΑΙΔΙΜΟΣ an dem Baumstamme, über den der Jüngling mit Schale und Krug sich hinbeugt, zeigen können, daß die Figur kein Ganymed, sondern ein Attischer Eutrophor sey, wie er auf Gräber unverheiratheter Jünglinge und Jungfrauen gestellt wurde. Er bildet dann das

Gegenstück zu der weibliche Eutrophoren in Berlin (s. diese Anz. 1830. S. 2016), indem nach Demosthenes und Harpokration angenommen werden muß, daß Figuren von beiden Geschlechtern zu diesem Behufe angewandt wurden. Indes geben auch die Erklärer des Museo Chiaramonti die Statue für einen Ganymed, und nehmen den Namen ΦΑΙΔΙΜΟΣ — ohne ΕΠΟΙΕΙ — für einen Künstler-Namen, gegen alle Wahrscheinlichkeit. Unter den Herabildern verwundert man sich pl. 415. n. 719 und 719 A. die Figuren der Villa Albani zu finden, die größere Aehnlichkeit mit Artemis-Daduchos haben, aber wohl für Geburtsgöttinnen zu achten sind. Der bloße Busen, das entgürtete Gewand, die Fackel in der Hand, und das deutlich ausgedrückte hülfreiche Herbeyskommen spricht für die *Ελευθρια Σεαί*. Dabin wird wohl auch Mus. Borbonico V, 22 gehören. Auch sonst ist unter den Junonen sehr viel höchst zweifelhaft. Die angebliche Ceres aus dem Berliner Museum, pl. 429. n. 772, ist dieselbe Figur, wie die Ceres aus Villa Mattei pl. 434. n. 786 b., nur mit veränderten Restaurationen; der Catalog der Berliner Sammlung besagt davon (n. 31): Apollo Musagetes, in sitzender Stellung als Ceres ergänzt, sonst im Marmorschlosse bey Potsdam, auf Befehl S. M. des Königes Friedrich Wilhelm II. durch Herrn von Erdmannsdorf in Rom gekauft, wo selbige in der Villa Matthäi stand. Die Figur ist übrigens eben so wenig eine Ceres, als ein Apoll. Die Ceres pl. 435. n. 792 h. aus Boissard ist nach der Inschrift, die dabey stehen sollte, eine Spes. Bey der Figur pl. 447. n. 819 und allen ähnl-

lichen ist Silvan ein viel besser begründeter Name als Vertumnus. Die interessantesten, bisher nicht heraus gegebenen Figuren des Museum Chiaramonti, pl. 447. n. 821 und 448, 822, können nicht wohl l'automne und l'hiver heißen, da beide weiblich sind, und die Symbole des Winters unmöglich bloß in der Begleitung von Croten, welche Enten fangen, Schildkröten und Wassergewächsen bestehen können; es scheinen Localgöttinnen zu seyn. Die Figur der Giustinianischen Sammlung, Gal. Giustin. I, 8. pl. 474. n. 890, ist gewiß keine Minerva, sondern, wenn die Abbildung nicht trügt und die Statue keine moderne Zusammensetzung ist, am ehesten für eine Personification einer Stadt oder Nation zu halten, die dem Genius Imperatoris Opfer bringt. Pl. 495. n. 964 ist wohl kein Apollon, sondern ein Croß als Todes-Genius. Pl. 497. n. 973 wird die jüngere Figur unter den berühmten Statuen, die zu Herculaneum auf dem Gute des Duc d'Elouef gefunden worden sind, für eine Mnemosyne gegeben; aber wie eignete sich dieß Mädchen zur Mutter der Musen? Eher ist es das Costüm der Polymnia, mit welchem diese idealisierte Porträtstatue bekleidet ist. Die Klio, pl. 501. n. 989, ist eine Venus Genitrix, wie bekannte Gegenstücke zeigen.

R. S. M.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

12. Stück.

D e n 23. J a n u a r 1 8 3 6.

---

A l t o n a.

Beschluß der in Stück 6. 7. abgebrochenen Anzeige: Der Jude *ic. ic.*

Es hat wirklich schon Hr Dr Rießer von den ersten Versuchen die im Parlamente gemacht wurden, die in England geborenen Israeliten für Engländer zu erklären, Anlaß genommen, seiner Sache von dieser Seite Gunst zu verschaffen. Im Jahre 1833 ist von ihm erschienen:

Verhandlungen des englischen Parlaments im Jahre 1833 über die Emancipation der Juden. Altona, bey Hemmerich. 86 S. in 8.

Der Antrag, 'die bürgerlichen Unfähigkeiten, denen die sich zur jüdischen Religion bekennenden Unterthanen Sr Majestät unterworfen sind, hinweg zu räumen: mit denselben Ausnahmen, welche in Betreff derer welche sich zur catholischen Religion bekennen, festgesetzt sind', war im Unterhause durchgegangen, im Oberhause aber verworfen. Die Berathungen beider Versammlungen

sind hier aus den Englischen Tagesblättern ausführlich mitgetheilt; und der deutsche Herausgeber begleitet sie mit einer Lobpreisung aller derer welche für den Antrag, und Tadel derer welche dagegen gesprochen haben. Diese Berathungen sind aber für deutsche Leser von geringer Bedeutung. Vorzüglich im Oberhause, wo die Gegner die stärksten waren, ist nur die religiöse Ansicht hervor gehoben. Die politische Seite der Frage aber kann gar nicht beurtheilt, ja nicht einmal begriffen werden, ohne die eigenthümlichen Verhältnisse und Geseze Englands in Ansehung der Nationalität zu kennen.

In Großbritannien gilt ein sehr strenges, aber eigenen Bestimmungen unterworfenenes Indigenat. So wie in einigen Gegenden von Westphalen die Luft eigen machte (welches man leibeigen nannte), so macht die Englische Luft frey. Ein Slave, der mit seinem Herrn den Englischen Boden betritt, wird von dem Augenblicke an frey; jeden, der in Englischer Luft (auch auf einem königlichen Schiffe) geboren wird, macht sie zum Engländer. Fremde, welche in England leben, haben alle Rechte freyer Einwohner, können auch Eigenthum erwerben, aber kein unbewegliches; also auch kein Recht ausüben, welches den Besitz liegender Gründe voraussetzt. Ein Fremder kann pachten, und als leaseholder zu Parlamentswahlen mit wählen: aber auch der nationalisierte Fremde, der sich ankaufen darf, kann keine Stelle bekleiden, die mit einiger Auctorität verbunden ist (Place of trust). Er könnte Unterstaats-Secretär werden, aber nicht Friedensrichter. Da er nicht freeholder werden kann, so ist ihm der Eintritt in das Parlament verschlossen. In Corporationen kann er aufgenommen werden, in so fern er die besondern Bedingun-

gen des Eintritts erfüllt. Unter diesen waren bisher das Wichtigste, gewisse Eidesformeln, wodurch jeder ausgeschlossen ward, der sich nicht zur herrschenden Kirche hielt: und diese Beschränkung traf auch die israelitischen Eingeborenen.

Der gesetzliche Zustand derselben ist überhaupt so unbestimmt, daß der Kanzler Lord Eldon vor etwa funfzehn Jahren im Parlamente sagen konnte, in England sey ein Jude dem Vogel unter dem freyen Himmel gleich, der nirgends seine Füße auf die Erde setzen könne. Eduard III. hatte sie 1270 vertrieben. 1740 erhielten die Juden wieder Erlaubniß in England zu leben und nationalisirt zu werden: aber die Gesetzgebung hatte sich mit ihnen nicht beschäftigt. Hieraus war ein unbestimmtes und verwickelttes Verhältniß entstanden, wovon eine im Jahre 1830 auf Anlaß der hier erwähnten Parlamentsdebatte in London gedruckte Schrift: a history of the Establishment and Residence of the Jews in England, and an Inquiry into their civil disabilities, by John Elizah Blunt, ausführliche und gründliche Auskunft gibt. Zufolge dieser besteht das wesentliche des gesetzlichen Zustandes in folgendem.

Nach den Gesetzen, welche vor der Vertreibung der Juden in Kraft waren, konnten sie kein Land besitzen. Diese Gesetze sind noch immer nicht aufgehoben, obgleich es vielleicht nicht unmöglich ist, sie zu umgehen. Von der Ausübung bürgerlicher Rechte, so wie auch von öffentlichen Aemtern sind sie dadurch ausgeschlossen, daß Eide erfordert werden, welche die Juden nicht so, wie vorgeschrieben ist, leisten können. Nun verlangten sie für Engländer erklärt, und mit den im Jahre 1830 emancipierten Catholicen auf gleichen

Fuß gestellt zu werden. Der Antrag ist, wie gesagt, im Unterhause genehmigt, im Oberhause aber verworfen. Gleiches Schicksal hatte schon einige Jahre früher ein ähnliches Gesuch der Israeliten auch im Unterhause gehabt: und zwar beide male aus Gründen, die von der Religion hergenommen waren. In der ersten Berathung hatte ein einziges Mitglied des Unterhauses, Charles Grant, damals Minister für die Ostindischen Angelegenheiten (President of the board of Controul), den wirklich durchschlagend treffenden Grund geltend machen wollen: die Israeliten seyen nicht eine Religionspartey, sondern ein fremdes Volk. Diese Bemerkung machte aber damals, so wie auch bey der neuesten Abstimmung keinen Eindruck.

Indessen haben die Israeliten einen großen Theil dessen was sie begehrten, auf indirecte Art durch die Aufhebung der Test and Corporation Act, und durch die im Jahre 1835 beschlossene Reform der Corporationen und Municipalitäten erhalten. Ob sie Land besitzen können, ist noch immer zweifelhaft. Zum Sheriff von Middlesex ist in Gefolge der eingetretenen Abänderung ein Israelit wirklich gewählt: auch zum Alderman von London. In letzter Eigenschaft ist er aber nicht zugelassen, weil die Reform der Corporationen die Stadt London nicht mit betroffen hat.

Durch die Aufhebung der Test act hat England sich dem Nordamericanischen Grundsatz von der gänzlichen Trennung der Kirche vom Staate genähert: ohne ihn jedoch in seiner ganzen Ausdehnung anzunehmen, welches nicht ohne Aufhebung der Episcopalkirche geschehen könnte. Es gibt zwar in England eine Partey, welche es auch hierauf abgesehen hat. Allein die bey weitem überwiegende Mehrzahl der Nation wider-

setzt sich einer solchen Radicalreform, und will die hohe Kirche reformiert sehen, um sie schützen zu können. Hierin ist England weit näher mit den Staaten des festen Landes von Europa verwandt, als mit Nordamerica. Es sind zwar in England eben so viele Secten als dort: auch manche eben so fanatische. Aber die Verhältnisse zum Staate sind noch immer sehr verschieden. Unter einer Monarchie, deren Stärke auf dem alten ererbten Sinne der Nation ruht, werden religiöse Dissensionen unkräftig; dahingegen sie in einer Republik, deren Bestandtheile nur durch ein sehr loses Band mit einander verknüpft sind, und deren Regierung innerlich schwach ist, die gefährlichsten Zerstörungen erregen könnten. Auf der andern Seite ist England gegen die Nachtheile einer allgemeinen Freyheit so vieler Secten, welche in andern europäischen Staaten unvermeidlich seyn möchten, durch den Character des Volks gesichert, welcher zu einer unüberwindlichen Stärke ausgebildet ist. Das allgemeine Gefühl des Rechts und der persönlichen Freyheit Alles zu thun, was kein Gesetz verbietet; sich aber auch denen vom Gesetze unerbittlich angedroheten Strafen jeder Verletzung nicht entziehen zu können; das Recht, sich zur Vertheidigung seiner Rechte und seines Interesses mit andern zu associieren, und den mächtigen, ja unüberwindlichen Beystand der ganzen Nation zum Schutze seines Rechts gegen willkührliche Beeinträchtigung jeder Art aufzurufen: diese Eigenthümlichkeiten des Englischen Volks, seiner Verfassung, und des durch dieselbe ausgebildeten politischen Characters, diese sind es, wodurch der sehr kräftige, eigensinnige und oft beschränkte und engherzige religiöse Sinn der Mehrzahl unter den Engländern in Schranken gehalten wird, die in andern Län-



bern nur durch die Gewalt der Regierung bestehen könnten, und womit das Volk wohl ruhig erhalten aber nicht befriedigt werden mag.

So hat die große Veränderung, wodurch alle Beschränkungen politischer Rechte durch eine herrschende Kirche aufgehoben sind, ohne Gefahr für die Ruhe und Ordnung des Staats vollzogen werden können. Wenn in andern Ländern ähnliches geschehen soll, so muß es wenigstens auf andern Wegen versucht werden. Insbesondere aber erfordert die Frage von der Anstellung israelitischer Staatsbürger im öffentlichen Dienste eine eigene Erwägung. Die Vertheidiger der Emancipation stellen diese Forderung ausdrücklich auf. Sie stellen die Ausschließung als eine unbillige Entziehung eines Antheils an den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft dar: und die Ernennung eines Englischen Israeliten zum Sheriff wird als ein Sieg der guten Sache sehr laut gepriesen. Auch hierbey darf inzwischen nicht außer Acht gelassen werden, was England eigenthümlich ist. Es geschieht daselbst bey weitem der größte Theil dessen, was in Deutschland mit permanentem Titel, Rang und Besoldung belohnt wird, durch Personen, welche das Geschäft als eine Bürgerpflicht übernehmen, und durch das Vertrauen ihrer Mitbürger eine vorübergehende Autorität erhalten, die ihnen meist weit mehr kostet als einträgt. Da nun vermöge der Aufhebung der Test and Corporation act ein in England geborner Israelit gewählt werden kann, und nach der Corporation reform act die Zahl der Wählenden so sehr vergrößert ist, daß man wirklich sagen darf, die Wahl beweiset ein öffentliches Vertrauen, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß Herr Salomons, der kürzlich mit großem Beyfalle aller Reformer

zum Unter-Sheriff von Middlesex und zum Alderman erwählt worden, durch die Mosaischen Gesetze nicht gehindert werde das beschwerliche, verdienstliche und hochgeehrte Amt zu versehen, und daß er ein ausgezeichnete Sheriff seyn werde. Daraus folgt aber gar nicht, daß in Deutschland ein Anhänger des Mosaischen Glaubens und Gesetzes zum Beamten eines christlichen Districts gemacht werden könne. Durch seine Einsicht, Kenntnisse und Denkart kann er vielleicht zum Rathgeber der Regierung in einer hohen Stelle geeignet seyn; es könnte wünschenswerth seyn, ihn unter den Vertretern des Volks auf dem Landtage zu sehen, und schüge die Erwartung fehl, so könnte Einer unter so vielen nicht schaden. Bey einer Geschäftsführung hingegen, der nicht allein unmittelbare Berührung aller Einwohner und ihres Interesses, sondern auch Autorität wesentlich ist, muß mehreres beachtet werden, als erworbene Kenntnisse und Geschicklichkeit, auf welche eine höchst einseitige Ansicht des Staatsdienstes, die in ihm nur bezahlte Arbeit erkennt, allein Rücksicht nimmt.

Mit der Anzeige dieser Schriften verbinden wir eine andere, welche zwar in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Emancipation der Juden steht, aber der Aufösung dieser Frage von einer ganz unerwarteten Seite neue Schwierigkeiten entgegen setzt. Es ist in Altona bey dem Verleger der zahlreichen Schriften über den Gegenstand, mit der Jahrzahl 1836 bezeichnet, erschienen:

אגרות צפון

Neunzehn Briefe über Judenthum, herausgegeben von Ben Uziel. 111 S. in 8. Als Vorläufer einer Schrift über Jf-

rael und seine Pflichten. In diesen Briefen beweiset Naphthali, ein älterer Lehrer, seinem jüngern Freunde Benjamin, daß Maimonides, als ein Griechisch-Arabisch gebildeter Rabbi, den hohen Geist der Mosaischen Religion durch seine eingemischten fremden Vorstellungen verfälscht habe, und daß auch der durch deutsche Metaphysik und Aesthetik gebildete Mendelssohn, vom ursprünglichen Sinne jener echten Lehre von Gott, der Welt, und der Menschheit, abgewichen sey. Er dringt darauf, daß diese in ihrer Reinheit und vollkommenen Heiligkeit hergestellt, und daß hierauf die jetzt neu zu belebende jüdische Schule gegründet werde. Die Schrift hat etwas sehr Anziehendes, durch den hohen Ton moralischer Begeisterung, der in ihr herrscht: und es mag den Kennern der Rabbinischen Weisheit überlassen werden, auszumachen, in wie fern Geschichte und Philosophie durch die hier vorgetragenen Ansichten befriedigt werden. Indessen wird auch die nicht berührte Politik ebenfalls aufmerksam gemacht und gefragt werden müssen, wie sie sich bey dieser Wiedergeburt der echten Mosaischen Religion zu benehmen habe? Denn es ist offenbar, daß die mit dem Tone der Propheten Israels angekündigte erneuerte und gereinigte Schule, der innigen Vereinigung der jüdischen Landeseinwohner mit dem Volke, dessen Mitbürger sie seyn wollen, Schwierigkeiten entgegen setzen werde, die fast unüberwindlich scheinen können. Die Sachwalter der Emancipation gehen davon aus, daß die religiösen und sittlichen Lehren des Judenthums mit den christlichen, theils in vollkommener Uebereinstimmung, theils wenigstens mit ihnen verträglich sind. Hier aber wird darauf bestanden, daß das von Gott eingesetzte Verhältniß seines Volks zu allen dasselbe umgebend-

den Nationen, welches eine sehr scharfe Trennung zur Folge hatte, und auf einer Suprematie des Volkes Gottes beruhete, vermittelt der Schule hergestellt, und durch dieselbe fest gegründet werde. Nach dem Begehren der weltlicher gesinnten Juden soll es aufgehoben werden: in der vorliegenden Schrift wird aber die Absonderung der Juden von ihren christlichen Mitbürgern schon mit den hebräischen, nicht einmal übersetzten Ueberschriften mancher Kapitel, und mit vielen eingemischten hebräischen Worten angekündigt. Durch sie soll Deutschland lernen, daß die echten Kinder des Awrohom, nicht Israel heißen, sondern Jissroël sind. Darüber würde man sich indessen bald vergleichen können. Wenn aber die Juden, welche nach einer wissenschaftlichen Bildung streben, in ihren philosophischen und theologischen Schulen lernen, alle ihre religiösen und sittlichen Begriffe von Thauröh abzuleiten, und Tharauß, Mischpotim, Chukim, Mizwauß, Eidauß, und Awaudöh zu begreifen und dem eigenen Geiste einzuprägen? Können alsdann diese, in Denkart und Sprache des Orients gebildeten, und germanisch-römische Menschen, sich unter einander verstehen? Es kommt hier nicht auf Worte an, die übersetzt werden können, sondern auf Begriffe, die in wesentlich verschiedener Denkart gebildet worden, und in einer Sprache ausgedrückt werden, welche einen ganz andern Character hat, als alle Europäischen. Nun ist es aber unmöglich, Menschen, welche sich über die höchsten Angelegenheiten des Geistes nicht mit einander zu verständigen vermögen, mit einander so zu verbinden, daß sie gemeinschaftlich Einen Staat bilden: wenigstens nicht in dem Sinne eines Ben Usiel, der in

ihm etwas höheres sieht, als bloße Verhältnisse und Zwecke des gemeinen materiel-  
 len Lebens. Aber da diese mit jenen edlern  
 in der wirklichen Welt innigst verbunden sind,  
 so entstehen auch in ihnen die größten Un-  
 bequemlichkeiten, aus einer wesentlichen Ver-  
 schiedenheit der intellectuellen Bildung. Wenn  
 man mit den vorliegenden Briefen, die Darstel-  
 lung verbindet, die Herr Dr Pinhas zu Cassel  
 in einer sehr schön geschriebenen Abhandlung (in  
 der Zeitschrift, der Jude, 1833. N<sup>o</sup>. 10. 11)  
 von der jüdischen Rechtslehre entwirft, welche er  
 mit ihrem rabbinischen Namen, Krone des Ge-  
 setzes (Kethar Thora) bezeichnet, so wird ein-  
 leuchtend, daß ein durch diese gebildeter Kopf,  
 die in Deutschland geltenden Rechte, als ein auf  
 Principien, die ihm fremd sind, gegründetes  
 Rechtssystem, erlernen muß, und nur so anzu-  
 wenden vermag, wie etwa ein deutscher Rechts-  
 gelehrter in Frankreich, oder wo sonst der Code  
 Napoleon Gesetzeskraft hat, das französische Recht.  
 In diesem Geschäfte wird also der durchaus ein-  
 heimisch gebildete Kopf immer große Vorzüge ha-  
 ben. Dennoch wird es oft für eine ungerechte  
 Zurücksetzung ausgegeben, wenn Israeliten zur  
 juristischen Praxis nicht zugelassen werden. Zum  
 Richter und andern obrigkeitlichen Aemtern aber  
 ist noch weit mehreres erforderlich, als bloß gründ-  
 liche Kenntniß des juristischen Lehrbegriffs und des  
 administrativen Codes.

Aus dem eben angeführten lehrreichen Aufsätze des  
 Dr Pinhas selbst erhellt, daß die Krone des Gesetzes  
 (Kethar Thora) auf der Krone des Priesterthums  
 (Kethar Kehuna) beruhet; und diese kann nicht be-  
 stehen, ohne die dritte Krone, des Reichs (Ke-  
 thar Malahuth). Dadurch aber würde ein ganz

unstatthafter Staat im Staate gebildet. Die Israeliten welche Deutsche seyn wollen, müssen also dem ganzen vollkommen consequenten rabbinischen Systeme entsagen, oder die verlangte Gleichstellung in bürgerlichen Rechten aufgeben.

### Carlsruhe und Baden.

In der Marx'schen Buch- und Kunsthandlung, 1835: Geognostische Skizze der Umgegend von Baden im Großherzogthum. Von Dr. C. M. Marx, Professor der Physik und Chemie in Braunschweig. IV u. 72 S. in klein Octav.

Die Gegend von Baden, deren berühmte Heilquellen und ausgezeichnete Naturschönheiten Genesung und Zerstreuung Suchende aus der Nähe und Ferne in großer Zahl anlocken, verdient nicht weniger in geologischer Hinsicht beachtet zu werden. Der großen Formen-Mannigfaltigkeit ihrer Berge und Thäler entspricht ein häufiger Wechsel des Gesteins, verbunden mit einer auffallenden Verschiedenartigkeit der Structur- und Lagerungs-Verhältnisse; so daß man dort ohne bedeutenden Aufwand von Zeit und Kraft mannigfaltige Belehrungen über Gebirgsbau und reichen Stoff zu Forschungen über Gebirgsbildung finden kann. Die geologischen Merkwürdigkeiten von Baden sind auch nicht unbekannt geblieben. Schon im Jahre 1794 hat Beyer in seinen Beyträgen zur Bergbaukunde eine ziemlich genaue Beschreibung der dortigen Gebirgsverhältnisse geliefert. Eine kurze Uebersicht derselben findet sich in den geognostischen Umrissen der Rheinländer zwischen Basel und Mainz der Herren von Deynhausen, von

Dechen und von La Roche. Auch hat Walchner in seinem Handbuche der Geognosie Einiges darüber mitgetheilt. An einer besonderen geognostischen Beschreibung jener Gegend hat es indessen bisher gefehlt; und dieser Mangel ist gewiß von Vielen empfunden, welche Baden besuchten, und neben dem Genusse der Schönheiten der dortigen Natur, Belehrung über ihre Merkwürdigkeiten zu erlangen wünschten. Es ist daher erfreulich daß durch obige Schrift eine zweckmäßige Anleitung zum Studium der geognostischen Constitution jener reizenden Gegend dargeboten worden.

Der Verfasser entwirft zuerst ein Bild vom Schwarzwalde, dann vom Thale der Döb, in welchem Baden liegt, und wendet sich darauf zu den einzelnen Gebirgsgebilden, bey deren Beschreibung im Allgemeinen die Lagerungsordnung befolgt worden. Daher zuerst von den Formationen des granitischen und schieferigen Grundgebirges. Zur Vervollständigung des darüber Mitgetheilten bemerkt Ref., daß an mehreren Stellen des Friesenberges, der an der linken Seite des Dösthales sich erhebt, das Ausgehende des Gneuses wahrzunehmen ist, und daß am südwestlichen Fuße desselben, gegen den Fremersberg, Granit zum Vorschein kommt. Den Thonschiefer unterhalb Ebersteinburg mit seinen Einlagerungen zählt der Verf. zum Uebergangsgebirge, erwähnt aber nicht das zugleich sich zeigende Hornblendgestein. Am ausführlichsten ist die Formation des Porphyr's beschrieben. Als besondere Modification wird ein Vinit-Porphyr unterschieden, und ein darin sich findendes Fossil, welches dem Verfasser neu zu seyn

scheint, mit dem Namen *Dosit* belegt. In Ansehung der Bildung der *Uchate*, die in einem zersetzten Feldstein = Porphyr vorkommen, hält der Verf. die von *Fournet* gegebene Erklärung für die befriedigendste, daß nämlich durch Einwirkung von Kohlensäure der Feldspath zersetzt sey, woben das gebildete Kohlensäure Kali vom Wasser ausgewaschen, ein Theil der gallertig abgeschiedenen Kieselerde in flüssige Lösung gebracht und sodann wieder abgesetzt worden, während das rückständige Thonsilicat als Porcellanerde verblieben sey. Die durch ihre Felsenformen ausgezeichnete Porphyr = Breccie, welche *Walchner* dem *Todtliegenden* beyzählt, wird als eine Modification des Porphyrß betrachtet, worin *Ref.* gern beypflichtet. Der Verf. theilt Ideen über ihre Bildung mit, ohne sich jedoch hinsichtlich derselben entschieden auszusprechen. *Ref.* scheuet sich die Hypothesen durch eine neue zu vermehren, und hält es für weit wichtiger die Verhältnisse unter den in Berührung stehenden Gebirgsgebilden genau zu ermitteln, wodurch allein eine sichere Grundlage für eine Theorie ihrer Bildung erlangt werden kann. In dieser Beziehung weichen die Resultate, welche *Ref.* durch seine in der Umgegend von *Baden* wiederholt angestellten Untersuchungen erhalten hat, von den Angaben des Verfassers ab. Die Porphyre sind dort, wie in vielen anderen Gegenden, auf das Innigste mit dem Gebilde des *Todtliegenden* verbunden. Der Verfasser stellt dagegen die Formation des *Steinkohlengebirges* zwischen den Porphyr und das *Todtliegende*. Die Nachricht, daß bey *Mahlßbach* ein Bohrloch durch das *Todtliegende* in



den Kohlensandstein bis auf den ganz unten befindlichen Porphyr getrieben sey, dürfte wohl nicht ganz richtig seyn; denn die auch schon von Beyer bemerkte unmittelbare Auflagerung des Kohlensandsteins auf den Granit ist in jener Gegend deutlich wahrzunehmen. Eben so unzweydeutig zeigt sich aber in der Gegend von Baden der Porphyr auf dem Todtliegenden, dessen Conglomerate einerseits mit der zersehten Granit-Rinde und andererseits mit dem Porphyr im genauesten petrographischen Zusammenhange stehen. Da wo dieser das Todtliegende berührt, pflegt Feldsteinporphyr vorzukommen, dessen Ausgehendes durch Kaolinbildung bezeichnet ist. Diese Verhältnisse zwischen Todtliegendem und Porphyr finden sich nicht bloß in der Gegend von Baden, sondern auch am Hauskopf bey Dypenau; und ganz ähnlich stellen sie sich in den Vogesen dar, worüber die oben angeführten geognostischen Umriffe der Rheinländer, und die topographische Uebersicht der beiden Rhein-Departemente von Volk genaue Nachrichten enthalten. — Auf die Schilderung des Todtliegenden folgt die der Formationen des bunten Sandsteins und Muschelkalkes. Den Beschluß machen Bemerkungen über die sogenannten Diluvial- und Alluvial-Gebilde. Sechs lithographierte Abbildungen verschiedener Felsenmassen begleiten die sauber gedruckte Schrift. Eine genaue petrographische Charte der Gegend von Baden würde eine sehr erwünschte Zugabe seyn.

## D r e s d e n.

Im Verlage der Waltherschen Hofbuchhandlung, 1833 bis 1835: Zeitschrift für die Ophthalmologie in Verbindung mit vielen Aerzten heraus gegeben von Dr. Friedrich August von Ammon. 3. und 4. Band.

Ref. hat schon bey der Anzeige des ersten und zweyten Bandes dieser Zeitschrift sich freudig über die Erscheinung derselben ausgesprochen, theils weil er darin eine günstige Aussicht zur endlichen Vervollkommnung der noch immer Vieles vermissenden Augen = Heillehre wahrnimmt, theils weil der Herausgeber, der eine unverdrossene Ausdauer in allen seinen literarischen Unternehmungen offenbart, ihm die sicherste Bürgschaft für die Fortsetzung dieses schwierigen Unternehmens ist. Es kann das Beschwierliche, welches die Redaction einer augenärztlichen Zeitschrift verursacht, nicht verkannt werden, wenn man erwägt, daß vorzugweise die Ophthalmologie, die zur Bearbeitung allseitige arzneylliche Kenntnisse erfordert, von ihrem Pfleger und Förderer einen höheren Standpunct wissenschaftlicher Ausbildung verlangt, als es bey der Bearbeitung anderer medicinisch = wissenschaftlicher Zweige erforderlich seyn dürfte.

Wenn nun auch die Zahl der Ophthalmologen in Deutschland klein ist, die wahrhaft wissenschaftlich zu forschen versteht und das Erforschte an den gehörigen Ort zu bringen weiß, ohne für local zu erklären was allgemeinen Grund hat und umgekehrt, so sind vom Herausgeber für seine Zeitschrift doch solche Beobachter gewählt, die dem Altare geweiht sind,

und er hat sich schon dadurch, uneingedenk seines eigenen Talents, ein nie schwindendes Verdienst erworben. Wollte Ref. nun ohne Einschränkung alles Schätzbare aus den beiden vorliegenden Bänden hervorheben, so würde er eines Theils mit der verehrten Redaction dieser Anzeigen in einen für ihn mißlich ausfallenden Kampf gerathen, andern Theils würde die Wahl, welchem Aufsätze er den Vorzug der Mittheilung geben sollte, sehr schwer fallen, indem sämtliche Hefte beider Bände ohne Unterschied des Trefflichen viel und des Lehrreichen Unzähliges enthalten. Die ganze Ophthalmologie findet sich in allen ihren Zweigen darin repräsentiert, und nicht allein in Betreff des Menschen, sondern auch der Thiere; nur über die übrigen Sinne, denen der Herausgeber auch einen Raum in dieser Zeitschrift gestattet, findet sich in den vorliegenden Heften noch nichts.

Was die S. 117 des ersten Heftes im dritten Bande vom Herausgeber gemachte Bemerkung anbelangt, so bedauert Ref. keinen anatomisch-pathologischen Bericht über den vor einigen Jahren auf einer Reise in Köthen verstorbenen Leucopathen liefern zu können, da ihm zu seinem größten Leidwesen keine weitere Auskunft darüber zugekommen ist. Drey andere Leucopathen, Geschwister des Gestorbenen, befinden sich hier sämmtlich im besten Wohlseyn.

Mansfeld.

---

# Beilage

zu Stück 12. der Gött. gel. Anz.

## K. A. Böttiger's archäologischer Nachlaß.

Der verewigte Hofrath, Ritter K. A. Böttiger, hat sich namentlich in der Vorrede zu seinen Ideen zur Kunstmythologie öfters über seine Art und Weise zu arbeiten, ausgesprochen und es ist bekannt, daß seine gehaltreichen kleinern Schriften, deren Gesammtausgabe wir entgegensehen, ohne eigentliche Collectaneen geschrieben wurden.

Die Tiefe dieser Forschungen, noch mehr aber die Fülle von Notizen, Citaten und allen jenen gelehrten Beygaben lassen indessen reiche literarische Sammlungen, ein treffliches gelehrtes Handwerkzeug muthmaßen, und dessen hatte auch der Verewigte kein Fehl, namentlich wo es galt, schnell einen um Rath und Auskunft bittenden Freund zu belehren. Freylich war er selbst das lebendige Register dazu!

Wenn es nun gilt, eine Uebersicht der literarischen Schätze zu geben, welche K. A. Böttiger besaß und belebte, so muß zuerst genannt werden

### »seine Bibliothek«

und unter dieser der antiquarische Theil derselben. Es gehörte Böttigers rastlose, ein halbes Jahrhundert ununterbrochene Thätigkeit und Sammlerlust, dann seine Verbindungen mit den ersten Gelehrten Europa's dazu, diese so erlesene Sammlung zusammenzubringen. Wir sehen hier eine ziemlich vollständige Ausgabenreihe der Werke Winkelmanns, dann complete Exemplare von d'Agincourt *histoire de l'art*, Cicognara

storia della scultura. Wir finden in der Mythologischen Abtheilung die bedeutendsten, selbst größeren Werke, wie z. B. von Champollion le jeune, Zoega, Micali u. s. w., bey der antiquarischen Topographie, die von Leake, Spon, Cassas et Lavallez, Walpole, Dodwell, Gell, Maffei, Celano, St. Non, Millin, Chardin, Hodges, Leon de Laborde, Denon, Minutoli u. s. w. Die brillianteste Partie von Böttigers Bibliothek bleibt indessen unstreitig die Museographische. Hier findet sich das Museo Capitolino, Pio-Clementino, Chiaramonti, die villa pamphilia, die antichita d'Ercolano, und David und Marechal les antiquités d'Herculanum, das Museum Florentinum, die reale galeria di Firenze, Maffei Museum Veronense, die Marmora Taurinensia, Zanetti antiche statue di Venezia, Lenoir's Werke, das Museum Worsleianum, dazu Montfaucon antiquité expliquée, Caylus, Middleton, Winkelmann. Und so finden sich über die Baukunst, über Plastik, (Quatremère de Quincy Jupiter Olympien) Vasen, (Passeri, Hancarville, Hamilton, Millin, Millingen,) Gemmen, Münzen (Patin, Vaillant,) Inschriften, die wichtigsten, kostbarsten und schönsten Werke, die Zierden selbst großer Bibliotheken.

Nächst der Bibliothek verdient eine andere nicht minder kostbare Sammlung alle Aufmerksamkeit; welche ich

»Böttigers antiquarische Bildergalerie« nennen möchte. Denn das ist sie in der That. Sie besteht aus einer Reihe Cartons im größten Folio, worin sich gestochene Blätter aus größeren antiquarischen Werken, namentlich den Museen, und aus Millins Peintures, demnächst aber auch eine sehr bedeutende Anzahl Handzeichnungen, Bilder en gouache, in Wasser- selbst in Oelfarben vorfinden. Letzteres namentlich in dem Vor-

tefeuille über die Malerey der Alten und die Vasenmalerey, aldobrandinische Hochzeit, Glasmalerey, Wandmalerey, dann auch die Arabesken, so wie als Beygabe die Majolica berücksichtigt sind. Ein anderes Portefeuille enthält Bilder aus dem ägyptischen Alterthum, worunter manche interessante Handzeichnung. — Ein anderer Carton enthält Mosaiken.

Für die Darstellungsweise der Götter sind eine Reihe Cartons bestimmt und mit folgenden Ueberschriften versehen: Jupiter, Juno, Neptun, Pallas, Mercur, Mars, Venus, Amor, Psyche, Apollo, Musen, Hercules, Inferi. Der emsige Sammler hat oft ganze selbständige Abhandlungen, einzelne Blätter aus Zeitschriften, dann — so namentlich bey der Psyche übergeschriebenen Mappe — handschriftliche Collectaneenhefte von seiner Hand, oft auch Briefe unterrichteter Freunde beygelegt.

Böttiger hatte außer diesem Apparate noch eine kleine Sammlung von

#### »Anticaglien«

wohl wissend, daß der Alterthumsforscher eben so wie der Mineralog, namentlich durch eigene oft wiederholte Anschauung ein eigenes, begründetes Urtheil über so manche Frage erlangen könne.

Was er hatte, besteht in folgendem:

1. Bronzen,  
28 Statuen und Büsten aus den Pararien der römischen Vorzeit; dazu kommen einige Lampen, ein Fläschchen, dann Nadeln, Fibeln, Schlüssel, Glöckchen.
2. Thonarbeiten,  
29 Flaschen und Urnen, 2 Schalen, 29 Lampen, 9 gemalte Gefäße, Flaschen und Schalen, 10 Schalen aus der bekannten rothen samischen Erde.
3. 3 gläserne Fläschchen.
4. Einige Gemmen und Cameen.

Eine kleine, abgeschlossene Sammlung bilden die Aegyptiaca, ehedem die Zierde von Böttigers Vorzimmer. Hierher gehören 10 hölzerne und thönerne Mumienbilder von 6 — 10 Zoll Höhe, 9 dergleichen kleinere, 19 kleine Figuren aus Stein und Porzellan; eine ansehnliche Sammlung Amulette aus Stein, ägyptischem Steingut, an 70 Stück kleine Isis-, Mumien- und Thierbilder aus demselben Stoff, dann eine Menge Perlen, Ringe; ferner Fragmente von Holz, Glas, Byssus; besonders werthvoll ein sitzender Harpocrates aus Bronze, sitzend auf einem Stuhl von Feigenholz, woran noch Spuren antiker Malerei und Vergoldung, eine Katzenmumie, und ein Basrelief aus Kalkstein, 1 Fuß breit und etwas weniger hoch.

Außerdem besaß Böttiger ein kleines Münzkabinet von mehreren hundert griechischen und römischen Münzen; das kleine Mionnetische Münzpastenkabinet, die Lippertsche Dactyliothek, Hedlingers Medaillen und die Gypsabgüsse einiger kleinen Idole.

Es wäre zu wünschen, daß der Nachlaß eines unserer ersten Antiquare ungetheilt bliebe, öffentliches Eigenthum und somit auch ein Denkmal werde eines Mannes, der an Gelehrsamkeit wie an Geist einer der ersten war.

Dr. G. Kl.

Die Erben haben absichtlich einen unparteiischen aber sehr unterrichteten und bekannten Gelehrten über ihres Vaters wichtigste Sammlung das Wort zu nehmen gebeten. Sie ersuchen aber alle Freunde ihres Vaters, durch Gegenwärtiges den Wunsch des Verstorbenen durch Empfehlung und Berathung verwirklichen zu helfen, daß eine so mühsame Sammlung, das Werk voller 50 Jahre, nicht zersplittert, wenigstens nicht Stück für Stück zur Auction gebracht werden müsse.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

13. Stück.

Den 25. Januar 1836.

---

P a r i s.

Chez Levrault: Études sur Goethe, par X. Marmier. 1835. XV u. 515 S. 8.

Die Erscheinung dieses Buches, dessen Verfasser bey einem längeren Aufenthalte in Deutschland durch eine gewisse jugendliche Zuneigung für unser Vaterland, aber auch durch ein gründlicheres Studium der deutschen Literatur, als man bey der Mehrzahl seiner über Deutschland schreibenden Landsleute findet, sich überall Günstige und Freunde erworben hat, fällt in eine Zeit, wo ihm aus demselben Lande, dessen Dichter er voll Liebe und Begeisterung den Seinigen näher zu bringen bestrebt ist, statt freudiger Anerkennung eine gewisse Verstimmung der Kritik entgegen kommt, die bey den meisten unstreitig der Beurtheilung seines Buches nachtheilig geworden ist. Früher war der Verkehr zwischen deutscher und französischer Literatur ein sehr beschränkter und einseitiger, und ist es lange Zeit geblieben; es war von unserer Seite ein Passivhandel. Dieß hat sich



nun, wie wir auch an diesem Buche sehen, gar sehr geändert. Das Ansehen der sogenannten classischen Literatur der Franzosen ist bey denselben, — mit wie vielen andern Auctoritäten! gesunken, und der Einfluß der deutschen Literatur fast herrschend geworden. Früherhin erweckte es den Deutschen große Freude, ihre Schriftsteller von Franzosen gelobt, übersetzt, in irgend einer Weise anerkannt zu sehen. Was dieses Vergnügen hervorbrachte, war nicht eben immer der Kitzel der Eitelkeit, nicht der hohe Werth, den man auf ausländisches Urtheil legte — denn der Deutsche fühlte sich ja ehedem nur in seiner Literatur wahrhaft als Deutscher und einer fremden Belobung nicht bedürftig — vielmehr das Gefühl der erwachenden Selbstständigkeit und Gerechtigkeit, die Freude, von denen anerkannt zu werden, unter deren Geschmacksjoch sich die Nation lange demüthig gebeugt hatte, und eigenes, wohl erworbenes Gut in den geistigen Verkehr zu bringen. Stark geworden in sich selbst, nach außen und innen selbständig und stolz auf seinen Geistesbesitz, auf sein Vermögen in Wissenschaft und Kunst, hatte der Deutsche minder Bedürfnis, nach außen zu sehen; er wußte nun, daß er mehr zu geben, als zu empfangen hatte. Aber dieß Bewußtseyn ist bey einigen deutschen Kritikern jetzt in die Prüderie umgeschlagen, welche es den Ausländern fast verleiden möchte, deutsches Wesen und deutsche Literatur zu loben — indem doch völlige Verständigung und Anerkennung nicht möglich sey — und welche eine völlige Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil in Anspruch nimmt, daß man in der Literatur, wie im thätigen Leben, wohl nie ohne Nachtheil verachten kann. Solche Stimmen, vermischt mit den vornehmen Urtheilen derer, wel-

che durch Aeußerungen der Ungenügsamkeit und der Unzufriedenheit mit dem, was ein einfacher, gesunder Sinn hervorbringt, den ersten Rang in der Kritik in Anspruch nehmen zu können vermeinen, werden auch unserm Verf. jetzt aus Deutschland entgegentönen.

Dann aber tritt sein Buch auch in einer Zeit hervor, wo, was bisher den Mittelpunkt des Ruhmes in der allgemeinen deutschen Literatur ausmachte, von Deutschen selbst in Frage gestellt ist, — das Wirken des großen Mannes, welcher den Verf. zu seinen Studien begeistert hat; in einer Zeit, wo die Partey der blinden Bewunderer und einseitigen Verehrer der Partey der Tadler das laute Wort abgetreten hat. Jene ist der Natur der Sache nach eintönig; diese hat verschiedene Weisen und Zungen; hier trifft die Bilderstürmery der Jugend und die Kritteley und Mäkeley grämlicher Alten in einem Punct zusammen. Jene Jugend aber ist nicht mehr die Schaar der verschollenen Deutschthümer mit langem Haar, offenem Hals, Barett und schwarzem Waffenrock, welche die beste Staatsverfassung in Deutschland einzurichten sich berufen fand, sondern eine Schaar kritisirender Poeten und poetisirender Kritiker von neuestem Schnitt, welche ihre Götzen und Vorbilder jenseit des Rheins hat, mit der Frivolität und Zerrissenheit sympathisirt und renomiert, Verzweifelung und Verachtung des Heiligen sich als große Thaten anrechnet, und das hohlöhnende Evangelium des »avenir« predigt. Von den Verzerrungen krankhaft tobender Einbildungskraft begeistert, die man den neuen Romantismus nennt, muß ihr die stille Geistesgröße, die auf ein Bestehendes gegründet war, unheimlich, die Ruhe der gebiegenen Formen in den

Monumenten des großen Dichters kalt und frostig, seine unpolitische Natur unerträglich seyn. — Die andern, von denen wir sprachen, haben wir vornehmlich unter den engherzigen Moralisten und unter den Frömmlern zu suchen. Beschränkte Moralisten haben am längsten in der Opposition gegen Göthe ausgehalten; denn es ist allerdings ein altes und immer neu sich erzeugendes Mißverständnis auf welches sie sich stützen, und ihr, mit mehr oder minder Verstand und Mäßigung vorgetragener Tadel beruht darin, daß man Moral und Religion nicht gleich dem waltenden Gottesgeist in der Natur, so in der Poesie wirksam findet, sondern beide in derselben auf gewisse Weise ausgesprochen verlangt. Aber freylich ist es ein anderes, den sittlichen Geist, der eine ganze Welt durchdringt, empfinden und verstehen, obwohl man im Einzelnen nicht weiß woher er kommt und wohin er geht, ein anderes, einzelne Handlungen und Aeußerungen nach solchen Begriffen, die ihn nur schwach reflectieren, abmessen wollen. Hier schließen sich auch alle die an, welche ihre Begeisterung nur in dem Verstande tragen, und denen das Räthsel tieferer Poesie ungelöst bleibt, weil sie das Wort des Räthsels nicht durch Zergliederung gewinnen können. — Kurz jene Bilderstürmer werden unsern Verf. verlachen, daß er an der Seine das Standbild eines aristocratischen Dichters aufzurichten gedenkt; die andern auf ihn mit Veringschätzung herabsehen und seine Hingebung für den Zustand eines Unmündigen halten, der von ihnen noch mancherley zu lernen hätte. Aber Herr M. kann darüber unbekümmert seyn; er hat ja nicht für Deutsche geschrieben und wir sind nicht berechtigt, ihn nach anderm Maßstabe zu messen, als den er selbst aufstellt. Er

sagt, er habe sich nicht kühn und stark genug gefühlt, eine Critik der Werke Göthe's anzustellen; er habe sie nur nach einander vorgenommen, ihren Geist aufzufassen gesucht, und dann getreu, ohne vorgefaßte Meinung und ohne Voraussetzung einer theoretischen Ansicht, einzig nach dem Eindruck, den er empfunden, von ihnen Rechenschaft gegeben. Ce que je voulais sur tout, sagt er hinzu, c'était de remonter à l'idée première d'où Goethe était parti pour composer un drame, une comédie; c'était de voir comment il s'était emparé de cette idée, comment il avait su la faire ployer au gré de son génie, l'élever, l'étendre, l'enoblir, la travailler avec art dans ses détails et la poser avec majesté dans son ensemble. Allein letzteres wäre ja gerade in seiner Ausführung dasjenige, was wir Deutsche Kritik nennen. Davon jedoch müssen wir bekennen in dem voluminösen Buche nur wenig Spuren gefunden zu haben. Mehr in Uebereinstimmung mit dem, was er geleistet, spricht sich Herr M. in den Schlußworten der Vorrede aus: si je parviens à faire passer dans l'esprit de quelques lecteurs l'admiration sincère que j'éprouve pour le grand homme de l'Allemagne; si je puis leur inspirer au moins le desir de le connaître, de l'étudier, le but que j'avais en commençant cet ouvrage sera rempli. Sehen wir nun was der Verf. für diesen Zweck gethan hat.

Die kurze Vorrede (Einleitung) sollte den Leser mit dem Leben und Character Göthe's im Allgemeinen bekannt machen; sie enthält aber vielmehr Reflexionen über die Lebensverhältnisse Göthe's, und setzt also voraus, daß dieselben dem Leser schon sonst bekannt sind. Es wird

als besonders bemerkenswerth herausgehoben, daß sich in dieses Dichters Leben einmal der Genius und das Glück versöhnt habe; aber es hätte hier auch bemerkt werden müssen, daß eine starke Willenskraft, die immer auf das Schöne und Wahre hingerrichtet blieb, den reichen Wechsel seines äußern und innern Lebens zusammengehalten habe. Hieraus ist dann auch die seltene Gewalt der Objectivität erst hinreichend zu erklären, die Herr M. selbst, wo er von Göthe's Iphigenie redet, die Gabe nennt *de pouvoir transformer son esprit à volonté*. — *Aucun homme peut-être n'a, comme lui, vécu dans son siècle, souffert avec son siècle et respiré avec son siècle, tout en le dominant*. Freylich können wir letzteres hier für nicht viel mehr, als eine rhetorische Phrase ansehen, da der Verf. diese Stelle mit einer aus ganz verschiedenem Gesichtspuncte gefaßten Anmerkung (N<sup>o</sup>. 3) begleitet, ohne letztere zu widerlegen, und da er den großen Einfluß Göthe's auf Kunst und Literatur seines Jahrhunderts weiter zu verfolgen unterlassen hat. Und wie konnte der feurige Lobredner, dem es mit seinen Worten ernst ist: *Goethe est le roi de cette littérature de 18 siècle, et regardez, il a toute la majesté d'un roi*, hierbey eine Rede über die literarische Herrschaft in Deutschland citieren, die wir, wenn wir nicht irren, in dem samdsen Göthebüchlein gelesen haben. Hat Herr M. dieselbe wirklich für Göthe's Gedanken halten können? — Am Schlusse (die unter Anmerk. 6, S. 490 gegebenen Notizen passen nicht zu dem Platz, den ihnen die Nummer anweist) schildert der Verf. seinen Lesern den Enthusiasmus der Deutschen für Göthe; die Erwähnung der Gegner würde ihm aber Gelegenheit gegeben ha-

ben, tiefer in die Natur des Dichters einzudringen.

Es folgt nun die ausführliche Betrachtung der Werke Göthe's, welche nach den willkürlichen Rubriken: Romane, Dramen, Komödien, Poesien, vermischte Werke, in einer nicht gerechtfertigten Ordnung durchgegangen werden, welches Verfahren natürlich nicht geeignet ist, Göthe in seiner Totalität, und nach der Entwicklung seiner umfassenden Natur kennen zu lernen, in Hinsicht der Willkür aber von deutschen Kritikern noch überboten worden ist. Der Verf. fühlte dieß vielleicht, und wollte anfangs durch Uebersetzungen aus Göthe's Tagebuch die Betrachtung seiner Werke fortleiten (so bey dem Werther); aber er hat dieß nachher wieder aufgegeben.

Das gewöhnliche Verfahren unsers Verfs. ist nun, daß er bey allen größern Werken, in welchen Göthe einen gegebenen Stoff dichterisch bearbeitete, diesen Stoff zuerst mit aller Ausführlichkeit auseinander legt, wobey er seinen Landsleuten vielleicht zu viel Geduld zumuthet, und hierauf Göthe's Bearbeitung dieses Stoffes nach dem Gange des Gedichts schildert (so bey dem Faust, bey Götz, bey der natürlichen Tochter, Egmont, Hermann und Dorothea). Allein hier fehlt gerade der kritische Hauptpunct, die Darlegung der Idee, welche in jenem Stoffe liegt, und der, welche Göthe darin gesehen oder aus demselben durch Bearbeitung entwickelt hat; denn die Vergleichung wird immer dem Leser selbst überlassen. Bey dieser Schilderung aber bedient sich der Vf. reichlich der Uebersetzung ganzer Partien, die ihm als die ausgezeichnetsten erscheinen. Hier heißt es z. B. *C'est une tres jolie scène que celle* und ein paar Zeilen darauf: *mais une scène*

charmante est celle etc. Ueber diese Uebersetzungen aber wollen wir nachher sprechen. Die Urtheile des Wfs. knüpfen sich beyläufig an die Erzählung von den Dichtungen an.

Vom Werther geht die Betrachtung aus. Der Eindruck wird geschildert, welchen derselbe bey den Kritikern der alten Schule hervorgebracht haben möge, ohne die Grundsätze der letztern über den Roman selbst anzudeuten. An die Mittheilungen des Dichters über die Grundansicht des Werkes sich haltend, sagt Herr M. verständig p. 6: *L'idée principale repose toute entière sur une maladie morale, dont l'amour explique la catastrophe; le drame se passe terrible au dedans du coeur, et l'amour n'y tient pas la premiere place. L'amour amène pourtant le dénouement, mais le dénouement d'une pièce qui a déjà fait sans lui toutes ses gradations etc.* Dieß aber wird den Leser noch nicht in den Stand setzen, den Ausgangspunct Göthe's bey diesem Romane gehörig zu würdigen. Die Art, wie dieser jene moralische Krankheit seiner Zeit durch lebenswahre Auffassung als solche begriffen hat, indem er ihre allmähliche Ausbildung im Innern seines Werther mit den feinsten Zügen der Wirklichkeit sich und dem Leser vergegenwärtigt, und damit schon über ihr steht, dieß ist es, was so wohl den Punct, in welchem Werther von den Romanen jener Zeit verschieden ist, als auch das große Interesse der Zeitgenossen an dieser Geschichte erklärt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

14. 15. Stück.

Den 28. Januar 1836.

---

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: *Études sur Goethe, par X. Marmier. etc.*

Ganz für französische Leser möchte dagegen die Vergleichung des Werther mit Jacopo Ortis und René von Chateaubriand in Hinsicht auf die Schilderung des Jugendaufenthaltes eingerichtet seyn; wobey dem Landsmanne *plus de poésie et de majesté*, der Götheschen Schilderung mehr Wahrheit, der von Foscolo mehr Idealisches beygelegt wird. Die Deutschen aber sind freylich nicht mehr gewohnt die Poesie in dem Styl zu suchen und darnach ein ganzes Werk zu beurtheilen, noch überhaupt eine Poesie ohne Wahrheit und Idealität anzuerkennen. — Ueber die Grundidee des W. Meister gibt der Verf. seinen Lesern Göthe's Gedanken wieder, verweilt bey der heitern, spiegelklaren Darstellung, der schönen Zusammenstellung der Charactere, dem Originalbilde der Mignon vornehmlich; die ihm wohl schwerer zugänglichen Wanderjahre bes



rührt er nur beyläufig, und kommt dann zu den Wahlverwandtschaften, deren Idee aufzufassen ihm nicht geglückt ist. Er meint, Göthe habe wollen die seitdem durch die St. Simonisten erweiterte Idee (?) ausdrücken, daß zwey Wesen, die anfänglich einander durch lebhaftes Sympathie und wahrhafte Zuneigung zugethan sind, im Verlauf der Zeit dahin kommen können, die Leere ihres Verhältnisses zu fühlen, woraus ein Kampf hervorgehe, den eben Göthe schildere. Allein Göthe wollte gerade zeigen, daß alles Glück des Familienverhältnisses zerrüttet wird, wo der Mensch die Stimme der Natur nicht hört; (»lebhaftes Sympathie und wahrhafte Zuneigung« war gerade zwischen Eduard und Charlotten nicht vorhanden). Es erregt sogar ein Lächeln, wenn gesagt wird, die Scheidung der Eheleute und Verheirathung der verwandten Seelen würde nichts geholfen haben; in einem Jahre hätte sich derselbe Fall wiederholen können. Nein; nur wäre ein solches Ende das Unpoetischste, das sich denken läßt und unsittlich zugleich. Auch zieht der Verf. in der That Göthe's Entwicklung vor. — *A la fin*, heißt es, *Othilie meurt; Eduard meurt aussi; Caroline et le capitaine vivent pour se marier ensemble*; — meint der Verf. daß dieß in der Aufgabe und im Sinne Göthe's liege? — *Les deux acteurs véritables du drame succombent, les deux êtres raisonnables et positifs restent* (unbefangene deutsche Leser werden hieraus sehen, daß der Verf. doch nicht ganz in den Character Charlottens und des Hauptmanns eingedrungen ist) *la pensée poétique s'en va, le prosaïsme demeure*. Im Gegentheil werden wir sagen *la poésie véritable reste intacte*. Der Tadel ist nicht bedeutend, daß die Schil-

berung Lucianens übertrieben sey (wogegen der Verf. sogleich das Urtheil des feinen Prinzen de Ligne (not. 8. p. 493) gegen sich hat) aber der Verf. hat die Beziehungen übersehen, in welchen Luciane steht. Wenn aber die Länge des Romans, die ausführliche Schilderung der Kapelle und des bauenden Architecten getadelt wird, so wissen wir wohl, daß die französische Kritik, was nicht unmittelbar und gleichsam sichtbar in die Entwicklung der Fabel eingreift, für etwas Ueberflüssiges hält. Begründeter ist, daß Göthe in Hinsicht des Kindes beider Ehegatten zu weit gegangen sey. Der abgenutzte Vorwurf des Fatalismus hängt sich an das Bild, welches den Titel des Romans ausmacht und von welchem sich auch mehrere deutsche Beurtheiler nicht haben losmachen und zur Sache kommen können.

Bey Faust nun wird eine 107 Seiten betragende Materialiensammlung über den mittelalterlichen Volksstoff und besonders über den Faust der Volksbühne und des Volkstheaters, so wie über die Behandlung dieses Stoffes durch spätere Schriftsteller (z. B. Calderon, Marlowe) vorgelegt, welche eine sehr schätzbare Belesenheit des Franzosen verräth, obgleich man ihm manches kleine faux pas (wie z. B. den Bischof Theodor Cornel. Agrippa S. 64) vergeben muß. Wir können kaum glauben, daß er selbst, bevor er die Lectüre der Götheschen Dichtung vorgenommen, die alten Sagenbücher und jene Bearbeitungen durchstudiert habe; jedenfalls aber ist der tiefe Ernst und die Scheu zu achten, die ihn befällt, da er an dieses Werk kommt. Eine feine Ahnung ist es auch, welche von ihm über die Romantik S. 112 ausgesprochen wird: à une certaine époque toute la poesie était romantique, parce qu'elle était toute d'inspi-

ration naturelle, toute populaire (vergl. auch S. 111). Eine Beschränktheit des französischen Urtheils verräth es dagegen, daß der Verf. von dem ersten Theile des Faust sagt: er sey als dramatisches Werk vollendet (warum? weil die voraus gesehene Catastrophe eingetreten, und der Zuschauer in Gewißheit über das Schicksal der handelnden Personen sey), aber das Werk solle außer der artistischen zugleich eine philosophisch-religiöse Idee ausführen. Im Uebrigen streift der Verf. hier näher daran die Tiefe der Götheschen Conception zu fassen, aber entfernt sich bald wieder um den Eindruck zu schildern, welchen dieser zweyte Theil in Deutschland gemacht hat, wobey wir die gewöhnlichen Urtheile, die unter dem deutschen Lesepublicum umlaufen, wieder hören. Er tadelt unzusammenhängende Partien (wahrscheinlich von theatralischen Forderungen ausgehend), Verschwendung der Bilder. Uebrigens mußte er wohl fühlen, daß in dem ersten Theile frische Jugendkraft waltet, in dem zweyten Reflexion und Allegorie im Gefolge vieler Räthsel vorherrschend ist. Bey Götz ein Auszug der authentischen Selbstbiographie, wobey der Verf. sich in Reflexionen über den Bauernaufruhr ergeht und ihn mit Anführung von Beyspielen der Volkswuth und von Repressalien der Vornehmen ausmalt; dann erzählende Schilderung des Göthischen Götz mit der Bemerkung, daß er die alte Dramatisierung wegen ihrer Frische vorziehe. — Dann Egmont, wo die politischen Verhältnisse der Zeit und das Eigenthümliche des Kampfes der Bürger der Niederlande geschildert werden. Hieraus ergibt sich dann die Bemerkung, daß Egmont nicht der Heroß der niederländischen Revolution, sondern der Märtyrer derselben sey, und mancher Tadel gegen

den Dichter, der von der geschichtlichen Wahrheit hergenommen ist (die Frau mit den 11 Kindern). Ja es wird behauptet, Göthe habe aus der geschichtlichen Erzählung von Egmont ein einfaches, wahres und würdevolles Drama machen können. Vor allen hätte unser Verf. zeigen sollen. Daß die Abweichungen Göthe's von der historischen Wahrheit der Natur der Tragödie widersprechen; daß aber das Entlehnte und historisch gegebene und das in den Stoff Hereingedichtete dennoch eine anmuthige und rührende Schöpfung bilden, hat er unbedenklich zugegeben. Die Geschichte konnte so seyn, wenn sie nicht anders gewesen wäre. Egmont ist eine vollkräftige freye Natur, die nur nicht in der Lage erscheint, die Heldenkraft zu gebrauchen, die man ihr zutraut; ihre edle Arglosigkeit wird ihr zum Fehl und Verhängniß. Aber so fehlt es eigentlich an tragischem Widerstand.

Iphigenie kommt; sie macht unsern Autor auf die Verschiedenheit Göthescher Productionen aufmerksam und berührt, wie natürlich, das Verhältniß dieses Werkes zu den Erzeugnissen der sogenannten classischen Tragödie (*la tragédie, qui prénaît sans façon les allures et la langage de la cour de Versailles*); doch vermag er nicht den Unterschied der Griechischen und der Götheschen Tragödie anzugeben. Hier hätte Herr M. sich durch einen Aufsatz Böttiger's belehren können, der Göthe's Iphigenie mit der des Euripides vergleicht. Im Tasso, welcher der Iphigenie mit Recht wegen der Schönheit der Form zur Seite gestellt wird, hat der Verf. den Character des Antonio nicht gehörig zu würdigen und das Wesentliche der durch ihn ausgesprochenen Lebensansicht nicht zu fassen verstanden. Eben so wenig weiß er die Dichtung als

Ganzes zu fassen; er sagt zwar *la catastrophe intérieure est complète*; aber er blickt zu sehr auf die Geschichte hin, da es hier doch weniger auf das endliche Schicksal des wirklichen Tasso, als auf das Gefühl dessen, was dem Dichter mangelt, und auf die Ergänzung desselben durch einen im Boden des wirklichen Lebens wurzelnden Character ankommt. Die Andeutung dieser Ergänzung am Schlusse der Göthe'schen Dichtung bleibt dem tiefem Betrachter nicht verborgen. Die geschichtlichen Bemerkungen über den Tasso der Geschichte und seine letzten Lebensverhältnisse erscheinen hier fast überflüssig. — Ueber die natürliche Tochter handelt der Verf. am unbefriedigendsten. Zuerst erzählt er ausführlich die bekannte Geschichte, die Göthe Veranlassung und Grundlage jenes Dramas gab; das Urtheil aber ist das triviale von der Marmorkälte des Werks und daß das Stück nicht fürs Theater sey; indessen wird doch der Curiosität wegen bedauert, daß Göthe die Trilogie nicht vollendet habe. Wer hier von Marmorkälte sprechen kann, der hat nie aus dem kalten Marmor das jugendliche Leben einer Diana hervortreten und wandeln gesehen. — Clavigo wird dann geschildert; der Tod desselben auf der Bühne wird angefochten, der doch (wenn auch nicht historisch) auf jeden Fall dramatisch ist. Uebrigens hat es Ref. gewundert, von Hn M. den Wunsch aussprechen zu hören, es möge eine geschickte Hand in Frankreich die Gattung des Schauspiels einführen; aber ist das nicht schon seit Diderot auf manche Weise geschehen? — Ueber Stella berichtet der Verf. nach der alten Ausgabe. G. selbst konnte dieses Drama für unheilbar erklären, zu dessen Abfassung ihn das Interesse an Schilderung leidenschaftlicher Zustände verleitete.

Bey Gelegenheit der Lustspiele äußert unser Verf., die Deutschen, mehr ernst, als scherzhaft, mehr der Schwärmerey und Speculation ergeben, als mit dem zur Erzeugung des Lustspiels erforderlichen Beobachtungsgeistes ausgestattet, (wenn es nur umß Beobachten zu thun wäre!) seyen überhaupt im Lustspiel nicht sehr stark, daher seyen sie auch dem französischen Lustspiel zu jeder Zeit so nachgegangen, daß man wenn die Geschichte der französischen Komödie etwa verloren gehen sollte, dieselbe allenfalls durch die deutsche wieder herstellen könnte. Hierin liegt etwas Wahres. Unser Lustspiel hat immer mit den zwey Klippen zu kämpfen gehabt, daß die Komik entweder der Mehrzahl unverständlich, oder der höher gebildeten Klasse ungenießbar war. Die Mitte gibt einen sehr beschränkten Spielraum. Müllner, Körner, Raupach sagt Hr M. machten den Uebergang zum Vaudeville. Das ist in Hinsicht Müllners unwahr — denn Körner kommt als Lustspieldichter kaum in Betracht, und Raupach's Komik ist allerdings entweder erzwungener oder übertriebener Spaß — Herr M. kennt Müllner's Lustspiele nicht, sonst würde er wissen, daß sie sämtlich Bearbeitungen nach Mustern des feineren französischen Lustspiels sind. Ueber die Geschwister Göthe's können wir den Verf. berichten, daß sie nicht erst ins Französische übersezt, sondern von Göthe nach einem kleinen französischen Familienstücke: la pupille von Fagan, bearbeitet sind. Schief ist was im Allgemeinen über Dpernpoesie gesagt wird, die wie gewöhnlich nur nach den bisherigen Verhältnissen, nicht nach der Idee betrachtet wird. Nach Hermann und Dorothea, welches Gedicht hier ganz isoliert steht, kommen die lyrischen Poesien an die

Reihe; wobey Hr M. bemerkt, daß in der lyrischen Poesie der Deutschen, die immer von Neuem aufgeblüht, die reichste Ausbeute für seine Landsleute enthalten sey. Sehr treffend wird in dieser Sphäre vor allen die Wahrheit der Götheschen Muse anerkannt, die keinen Schwulst, Ueberspannung und namentlich Vergrößerung der Objecte dulde. Zuletzt ist über die Xenien, vermischte Schriften, die Nachbildung des Keineke, am ausführlichsten über die Campagne in Frankreich und über die Reise nach Italien die Rede, bey welcher er mit Begeisterung schließt.

Wir haben schon gesagt, daß Hr M. in seine Schilderungen häufig Uebersetzungen ganzer Partien der Götheschen Werke aufnimmt, die zuweilen sehr frey, doch den Sinn meist wiedergeben. Daß auch Mißgriffe vorkommen, ist nicht zu verwundern. Z. B. hat der Verf. die Worte, welche Faust zu Wagner spricht: ein schöner Traum; indessen sie (die Sonne) entweicht, übersetzt durch: hélas! c'est un beau rêve, et cependant il nous échappe; die Verszeile: hilf rette mich von Schmach und Tod, sind ganz mißlungen übersetzt (p. 202) durch

saue moi la mort, qui s'avance  
l'ignominie et la terreur

und die Worte Margarethens:

ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;  
doch übernahm ich gern noch einmal  
alle Plage,

so lieb war mir das Kind.

sehr ungenügend durch:

Elle m'a donné beaucoup de peines,  
mai je la verrais revenir encore avec joi;  
car c'était un aimable enfant.

Die Büßerin sagt im zweyten Theile des Faust:

der früh Geliebte  
nicht mehr Getrübte  
er kommt zurück.

Herr M. übersetzt: celui que j'ai aimé revient et n'est plus affligé — aber das letztere bezieht sich auf die Reinigung der Seele. Auch glauben wir nicht daß der Verf. die Worte: ihr Verbrechen war »ein guter Wahn« gut ausgedrückt habe durch *tendre penchant*.

Ref. kann überhaupt nicht billigen, daß der Verf. auch lyrische Stellen unmetrisch übersetzt hat. Erkennt er doch selbst die Schwierigkeit, Göthe's Poesie unverlezt zu übertragen, wenigstens in Hinsicht der lyrischen Gedichte an (p. 434): *Mais comment rendre ce murmure musicale qui forme en quelque sorte l'essence des poésies de Goethe, ce voile diapré qui les environne, cette poussière d'or qui les recouvre?* und doch überträgt er auch einige dieser flüchtigen Spiele des Genius in die conventionelle Prosa der französischen Sprache. Uebrigens müssen wir eingestehen, daß die Uebersetzungen in Versen, welche unser Verf. gibt, z. B. vom Weilchen, dem König von Thule &c. zu den besten gehören, die wir bisher von den Franzosen kennen, und wir möchten Hn M. wohl aufgeben, von dem Gedicht Hermann und Dorothea, welches ihm so werth ist, seinen Landsleuten eine möglichst treue Uebersetzung in Versen zu liefern. Von gewöhnlichen französischen Druckversehen kommen vor: z. B. Fleck statt Falk (p. 485), Schlöger st. Schlözer (p. 511) u. s. w.

Wenn wir nun nach diesen Allem sagen müssen, daß die Urtheile des Verfs. zwar für Deutsche nicht tief genug eindringen und keine neue Seite der Götheschen Dichtungen enthüllen, daß er die einzelnen Werke Göthe's mehr in will-



fürlicher Folge beschrieben, als kritisch gewürdigt hat, und daß er sie mehr von außen her beurtheilt, indem er zuvor die Stoffe in ihrer dem Dichter gegebenen Gestalt weitläufig vorlegt, bevor er zu der Dichtung kommt; so glauben wir doch, daß seine unbefangene, kindliche Hingebung, seine ernstgemeinten Nachforschungen und Studien, welche beweisen, daß er Göthe mehrmals gelesen und was zu seinem Verständniß dient aus Büchern und mündlichen Unterhaltungen sich vielfach angeeignet hat, seine bisher wohl noch nicht so weit gedrungenen Landsleute zu der genauern Bekanntschaft unsers Dichters anzufeuern und anzuleiten im Stande ist. Ja eine Aeußerung des Hn M. (S. 339): *Goethe ne peut pas être étudié ni dans un seule, ni dans quelques unes de ses oeuvres* läßt uns noch mehr von ihm in der Zukunft erwarten. Denn wer eine solche Aeußerung thun kann, gesteht seine Schwäche einer großen Aufgabe gegenüber ein, und unser Verf. erkennt es an, daß er es mit einem Manne zu thun hat, der weder ein bloß lyrischer, oder dramatischer, oder epischer Dichter, noch bloß Forscher über Kunst oder Natur, sondern — ein Mann war, in dem diese Richtungen alle eins waren. Dieß aber ist der Punct in welchem Hr M., der Ausländer, auch selbst über vielen Kritikern Deutschlands steht, — die Anerkennung der Ganzheit Göthe's. Denn in der letzten Zeit ward dem alten Meister selbst dieser Ruhm in Deutschland streitig gemacht. Eines Theils ist es aber wieder jene Zerrissenheit und Wüßtheit der Jugend, welche den Glauben an die Harmonie einer großen männlichen Seele verloren hat; andern Theils die kritische Impotenz, welche gerade aus der Einheit und Vielseitigkeit des Dichters, die von

einsseitigen stets für Widerspruch geachtet wird, ihren Vorwurf zieht. Aber man sollte doch, bevor man das Weltgericht der Weltgeschichte zu vollziehen meint, wenigstens erst den Versuch machen, den Mann, der so große Wirkung in der Literatur hervorgebracht hat, daß man sogar von seinem Jahrhundert zu sprechen genöthigt ist, in seiner Totalität zu fassen, bevor man wagt ihm seine Mannigfaltigkeit als Inconsequenz vorzuwerfen. Ein solcher Versuch wird aber nimmermehr dadurch gemacht, daß man am Einzelnen zupft und rüttelt und nach trivialen Maximen eine Zergliederung veranstaltet, bey welcher es mit Recht heißt: dann hat er die Theile in der Hand, fehlt leider! nur das geistige Band.

»Findet in Einem die Vielen« — sagt Goethe selbst, in seinen Weissagungen des Basils —  
»empfindet die Vielen in Einem

»Und ihr habt den Beginn, habet das Ende  
der Kunst«

Aber gerade das Finden ist hier auch eine Kunst!

A. Wendt.

## C a m b r i d g e.

Transactions of the Cambridge Philosophical Society. Vol. V. Part. II. 1834.

On the calculation of Newton's Experiments on diffraction by G. B. Airy. Unter den Versuchen die Newton über die Diffraction angestellt hat, findet sich auch folgender. Ein Sonnenstrahl der zuerst durch eine  $\frac{1}{4}$  Zoll breite Oeffnung gegangen war fiel alsdann auf eine

enge Spalte. Nach Newton soll sich nun, als diese Spalte ungefähr  $\frac{1}{80}$  Zoll breit war, in der Mitte des Farbenbildes ein schwarzer Schatten gezeigt haben. Stellt man den Versuch nach Fresnel's Methode an, wo das Licht nicht, ehe es auf die Spalte fällt, durch eine Oeffnung geht, sondern vielmehr von dem hinter einer Linse concentrirten Sonnenbilde unmittelbar in die Spalte dringt, so läßt sich theoretisch und practisch zeigen, daß in diesem Falle in der Mitte gerade die glänzendste Stelle seyn muß. Airy untersucht daher, ob die Verschiedenheit in den Erscheinungen von der Verschiedenheit der Methoden herrühren kann. Die mathematische Darstellung der Newtonschen Methode führt zu sehr verwickelten Integralen, aus welchen jedoch Airy so viel schließt, daß die Verschiedenheit der Beobachtungsmethoden nicht die Ursache seyn kann. Die Wiederholung der Newtonschen Versuche gab ihm ebenfalls ein Newtons Aussage entgegengesetztes Resultat, indem die Mitte des Farbenbildes sich immer glänzend zeigte, was auch Biot schon früher gefunden hatte. Airy glaubt daher daß bey Newton's Versuch ein Fehler vorgefallen ist. — Second memoir on the inverse method of definite integrals, by Murphy. — On the nature of the truth of the laws of Motion, by Whewell. — Researches in the theory of the motion of fluids by James Challis. In den zwey ersten Abschnitten behandelt der Verf. die bekann-

ten Differenzialgleichungen  $\frac{d^2 \varphi}{d x^2} + \frac{d^2 \varphi}{d y^2} = 0$

und  $\frac{d^2 \varphi}{d x^2} + \frac{d^2 \varphi}{d y^2} + \frac{d^2 \varphi}{d z^2} = 0$ , es ist auf

fallend daß er Fourier's Untersuchungen gar nicht erwähnt. Der dritte Abschnitt enthält Untersuchungen über die horizontale Bewegung eines festen Körpers, der theilweise in eine Flüssigkeit getaucht ist, hieran schließen sich allgemeine Betrachtungen über die Bewegung elastischer Flüssigkeiten in dem vierten Abschnitte; der fünfte behandelt die Frage über den Widerstand, den die Luft einem in derselben schwingenden Pendel entgegensezt. — Theory of residuo - capillary attraction, being an explanation of the phenomena of endosmose and exosmose on mechanical principles by J. Power. Die unter dem Namen der Endosmose und Exosmose bekannten Geseze, nach welchen sich zwey durch eine dünne Membrane getrennten Flüssigkeiten vermischen, sind, wie man weiß, zuerst von Dutrochet entdeckt, und von demselben auf electriche Wirkungen zurück geführt worden. Man hat jedoch diese Ansicht bald verlassen, und Poisson hat sie aus der Capillaranziehung zu erklären gesucht. Dagegen hat Dutrochet den Einwurf gemacht, daß sich aus Poissons Ansicht nur die Bewegung nach einer Richtung erklären ließe, während die Exosmose zeigt, daß auch eine Bewegung nach der entgegengesetzten Richtung Statt findet. Henslow hat, um diesem Einwurfe zu begegnen, Poisson's Theorie in sofern modificiert, daß er annimmt, daß die durch die Capillarwirkung weniger angezogene Flüssigkeit, dem natürlichen Bestreben der Flüssigkeiten, sich zu mischen, folgt, und so die Erscheinung der Exosmose hervorbringt. Ein anderer Einwurf gegen Poisson's Theorie besteht darin, daß er nur die Wechselwirkung der Flüssigkeiten berücksich-

tigt, während Dutrochet's Versuche zeigen, daß die Erscheinungen hauptsächlich von der Wirkung der Membrane herrühren. Power sucht nun die Erscheinungen, mit Berücksichtigung aller dieser Umstände, aus der Capillartheorie abzuleiten. — On aerial vibrations in cylindrical tubes by W. Hopkins. Euler und die meisten Anderen, die nach ihm über diesen Gegenstand schrieben, nahmen an, daß wenn die Luft in einer an einem Ende geschlossenen Röhre schwingt, die Lufttheilchen am Ende der Röhre immer in Ruhe sind. Dieß setzt voraus daß der Stoff, welcher die Röhre verschließt, völlig unelastisch ist, was nie in der Natur vorkommt. Hierzu kommt noch eine zweite Annahme, daß nämlich, wenn die Luft in einer an beiden Enden offenen Röhre schwingt, die außerhalb der Röhre befindliche Luft, während der ganzen Zeit der schwingenden Bewegung, dieselbe Dichtigkeit hat, wie die innerhalb der Röhre unmittelbar am Ende befindliche, eine Annahme, die gegen alle Wahrscheinlichkeit ist. Daher ging Poisson bey seinen Untersuchungen von anderen Grundsätzen aus, indem er sich auf die Voraussetzung stützte, daß am Ende der offenen oder geschlossenen Röhre, während der ganzen schwingenden Bewegung, ein beständiges Verhältniß zwischen der Schnelligkeit der Lufttheilchen und ihrer Verdichtung Statt findet, welches Verhältniß von der Natur der Substanz, mit welcher die Luft am Ende der Röhre in unmittelbare Berührung kommt, abhängt. Eine Reihe von Versuchen, die Hopkins angestellt hat, stimmt jedoch mit keiner dieser Voraussetzungen überein. Namentlich fand er, daß die Schwingungsknoten sich an ganz anderen Stel-

len zeigten, als es nach Euler und Poisson hätte seyn sollen. Hopkins geht daher von anderen Ansichten aus. Er nimmt an daß in einer Röhre AB, die bey A offen und bey B verschlossen ist, die Luft durch ein Diaphragma in Bewegung gesetzt wird, so daß die Geschwindigkeit der Luft, die innerhalb der Röhre unmittelbar mit dem Diaphragma in Verbindung steht, immer dieselbe Geschwindigkeit wie dieses hat, welches sich nach einem gegebenen Gesetze bewegt. Ferner setzt er voraus daß die schwingende Bewegung der Luft am Ende B abwechselnde Verdichtungen und Verdünnungen hervorbringt, durch welche die Substanz, die die Röhre bey B verschließt, in Bewegung gesetzt wird, und daß dessen Schwingungen dieselbe Dauer wie die der Luft in der Röhre haben. In dem zweyten Abschnitte sind noch viele interessante Versuche mitgetheilt. — On the latitude of Cambridge observatory by G. B. Airy.

### O r d n u n g e n.

Oratio de jure publico, hac nostra potissimum aetate recte excolendo, quam habuit Cornelius Star Numan, cum ordinariam juris professionem in Academia Groningiana auspicaretur. 1835. 62 S. in 8.

Wir machen auf diese Antrittsrede aufmerksam, weil sie einen für die jetzigen Zeiten sehr erheblichen Gegenstand behandelt, nämlich die Wichtigkeit der Bestimmung und des Studiums des Staatsrechts. Der Verfasser zeigt diese da-

her zuerst, und bestimmt dann die Grundlage, auf welche das Staatsrecht gebaut werden müsse. Er unterscheidet daher die beiden neuern Schulen in Frankreich und auch besonders in Deutschland, von denen die eine dasselbe bloß auf allgemeine, aus der Vernunft (a priori) abgeleitete Sätze bauen will, die andere die historische Schule, welche will daß so wohl das Staatsrecht als das Privatrecht eines Volkes aus seinem Leben, seinen Sitten, seiner Religion und eigenthümlichem Geist aufblühen und sich entwickeln soll. Staaten, sagt der Verfasser vortrefflich, sind keine Maschinen, die man nach Gutdünken auseinander nehmen und wieder zusammensetzen könnte; sie müssen vielmehr als moralische Personen betrachtet werden. Er zeigt dann zuerst daß dieß schon die Ansicht der großen Staatslehrer des Alterthums, Ciceros, Aristoteles, und vor allen Plato's gewesen sey; und erwähnt dann die neuern Häupter der historisch-juristischen Schule, unter denen die Deutschen einen so wichtigen Platz einnehmen. Die enge Verbindung in der geschichtliches und rechtswissenschaftliches Studium stehen, geht daraus von selbst hervor. Ref. hat wohl nicht erst nöthig seine Uebereinstimmung mit diesen Lehren bemerklich zu machen, welche auch der Redner in seinem ihm übertragenen Amte zu befolgen verspricht, und fügt nur noch hinzu, daß der Gegenstand auch in einer classischen Sprache, und überhaupt seiner würdig behandelt sey.

Hn.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

16. Stück.

Den 30. Januar 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Dr. Gottlieb Jakob Planck. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten hie und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. Heinrich Ludwig Planck. Von Dr. Friedrich Lücke. Mit einem Brustbilde Dr. Gottl. Jak. Plancks. XII und 168 S. in gr. 8. 1835.

Planck's Name ist nicht nur unter uns, denen er zunächst angehörte, sondern auch in ganz Deutschland, dem catholischen, wie protestantischen, und darüber hinaus in gesegnetem Andenken, und wird es bleiben, so lange dem deutschen Volke der Spruch der Schrift, der auf diesem Buche als Motto steht, etwas gilt: das Gedächtniß der Gerechten bleibet in Segen! Aber eben deshalb erschien es als Pflicht, von dem engeren Kreiße aus, worin der Vortreffliche gelebt und gewirkt hat, eine genauere biographische Kunde



über ihn zu geben. Wie lange wird es dauern, so ist das Geschlecht, welches ihn näher gekannt und ein zusammenhängendes Bild seiner Persönlichkeit empfangen hat, bis auf den letzten, mit ihm versammelt zu den Vätern! Seine Schriften werden bleiben und seinen Namen erhalten. Sie sind ein ehrlicher Ausdruck seines edlen und feinen Geistes, der Inhalt seiner besten Stunden, das Abbild seines arbeitsamen Lebens in gewinnreicher Forschung. Aber selbst die individuellsten Schriften eines Mannes sind doch immer nur Fragmente seines Lebens, wenn auch die besten, — den ganzen Zusammenhang der Persönlichkeit, das volle Bild in Fleisch und Blut geben sie doch nicht. Dieß vermag nur die Biographie, wenn sie aus der unmittelbaren Erfahrung der Zeitgenossen geschöpft ist, als ein treues Portrait nach dem Leben.

Es geht jetzt ein böser Geist unter uns um, ich weiß nicht, woher er kommt; aber deutscher Art ist er nicht. Man sieht ihn herzlos die menschliche Persönlichkeit in diesem Leben verachten und in jenem vernichten, und unterschiedlos Hohes und Niederes, am Ende auch Gutes und Böses in die gleichgültige leere Allgemeinheit hinabziehen. Keine Vergangenheit ist ihm hehr und heilig, kein großer Mann lieb und werth. Aber diese Wolke ohne Wasser, welche jetzt über unseren Horizont zieht, wird verschwinden, und so lange es eine menschliche Geschichte gibt und in dieser christliches Leben und Lieben, wird die Persönlichkeit ihre Macht und das biographische Interesse an ausgezeichneten Persönlichkeiten sein Recht behalten.

Die theologische Facultät, eingedenk, daß Planck's Name und Ruhm ihr ganz besonders angehört,

beschloß gleich nach dem Hinscheiden ihres ehrwürdigen Seniors, ihm durch eine biographische Memoria ein Denkmahl ihrer besondern Liebe und Verehrung zu setzen. Sie hat mich, den Unterzeichneten, damit beauftragt. So bin ich freylich verantwortlicher, als wenn ich bloß im eigenen Namen geschrieben hätte. Aber das ehrende Vertrauen und die Vertretung befreundeter Collegen hat mir Lust und Muth zum Werke gegeben, und wenn Lust und Liebe zur Sache das halbe Talent ist, so weiß ich, daß ich mit diesem Talent gearbeitet habe. Ich habe freylich erst recht während der Arbeit gelernt, was es mit einer guten Biographie auf sich hat. Aber eben deswegen ist es auch völlig ehrlich gemeint, wenn die Schrift ein Versuch genannt wird. Eine interessante Persönlichkeit, wie Planck, mit einer so markirten Physiognomie, ein so einfaches, durchsichtiges Leben, ohne Heimlichkeiten und Dunkelheiten, offen vorliegende Werke von allgemein anerkanntem Verdienste, — so einen Mann zur Befriedigung des bloß individuellen Interesses in allgemeinen Umrissen schildern, ist am Ende nicht zu schwer. Allein die Aufgabe war, den Mann, nach welchem die Kirche und das Vaterland fragen, zur Befriedigung dieser allgemeineren Interessen so vorzustellen, daß in einem deutlichen und individuell lebendigen Bilde erkannt werde, wie er zu seiner Zeit geworden und was er zu seiner Zeit gewesen, wie er die ihm eigenthümliche Aufgabe für die christliche Kirche und Theologie erfaßt und gelöst als Schriftsteller, als academischer Docent, wie er in den verschiedenen Berufskreisen, den größeren und kleineren, gewirkt, Achtung und Liebe erworben und bewahrt, wie er die Welt ange-

schauet und die Räthsel und Verhältnisse derselben gelöst und behandelt, was in seinen Werken das Bleibende und Vergängliche sey u. s. w. War dieß die Aufgabe, so ist mir bang, daß ich sie nicht so gelöst habe, wie ich gewünscht. Und so sage ich noch einmal mit aufrichtiger Bescheidenheit, meine Schrift ist nur ein Versuch, für den ich die Nachsicht der Leser in Anspruch nehme. Anderes, was hier noch zu besprechen wäre, habe ich in der Vorrede gesagt. Dort habe ich auch Rechenschaft von den Quellen gegeben, die mir zu Gebote standen. Eine Hauptquelle ist die Erinnerung, meine eigene und der nächsten Angehörigen und Freunde. Aus ihr sind gerade die individuellsten Züge genommen, für Manchen vielleicht zu viel, für Andere zu wenig. Aber nicht nur das Maaß ist schwer zu treffen, da das Interesse in den näheren und entfernteren Kreisen verschieden ist, — auch jene Quelle hat das Eigene, daß sie den intermittierenden Brunnen gleicht, so daß man sie nicht erschöpfen, ja nicht einmal immer daraus schöpfen kann, wenn man will. So kann es seyn, daß der eine und andere charakteristische Zug, der das Gemählde noch mehr belebt, und für die näher Interessirten auch treffender gemacht haben würde, fehlt. Ich habe die Erfahrung jetzt schon gemacht, und könnte mit der Zeit einen schönen Nachtrag von Zusätzen, vielleicht auch Berichtigungen sammeln. Aber was hilft's? Das Gemählde ist fertig, und wenn es die Wirkung hat, in denen, die den Mann gekannt und geliebt haben, die Erinnerung an ihn zu beleben und frisch zu erhalten, so ist einer seiner Hauptzwecke erreicht. — Zwey Berichtigungen bin ich indeß jetzt schon schuldig zu geben. Die eine betrifft einen freylich offen-

baren Druckfehler. S. 43 ist im Titel von Planck's Antrittsprogramm nicht MDX und MDXI, sondern MCX und MCXI zu lesen. Die zweyte betrifft Spittler, von dem ich S. 13 gesagt, er sey das erste Mal nach Göttingen gegangen, um unter Gatterer und Schlözer seine historischen Studien fortzusetzen. Das schrieb ich mehr aus Vermuthung, als aus Wissen. Ich erfahre aber jetzt aus der besten Quelle, daß Spittler bey keinem von beiden hörte und mit keinem von beiden in näherer Verbindung stand.

Die Biographie folgt, wie natürlich, zunächst der chronologischen Methode; sie hat sich aber eben so natürlich überall davon entbunden, wo es darauf ankam, und der Stoff es mit sich brachte, Gruppierungen und Uebersichten zu geben. Kapitel und Ueberschriften, Perioden und Eintheilungen habe ich nicht gemacht. Der Leser wird aber Uebersichten und Ruhepunkte genug finden. Die anatomische Methode nach Rubriken der Moral und Psychologie, die sonst wohl in Biographien vorkam, habe ich nie leiden mögen. Ich ziehe, wenn man will, die physiologische vor, die überall die lebendige Erscheinung in ihrer Ganzheit darstellt.

Die Anhänge enthalten außer einem Auszuge aus dem zweyten Theile des Pfarrers von S. die Grabrede und die Gedächtnißpredigt des Herrn Dr Ruperti, und zulezt den wiederholten Abdruck meiner schon im Jahre 1831 heraus gegebenen biographischen Mittheilung über Planck's ältesten Sohn Dr Heinrich Ludwig Planck. Mir war bang, der einzelne Bogen möchte sich verlieren. Auf jeden Fall gewinnt er, mit des Vaters Biographie zu einem theologischen Familiengemälde vereinigt, an Interesse. Und

das verdient, nicht meine Mittheilung, — aber der Mann, dem sie aus dankbarer Verehrung von mir gewidmet war.

Der voranstehende Kupferstich, besonders nach einem Gemählde des Herrn Prof. Desterley vom Jahre 1825 von dem hiesigen Kupferstecher, Hn Lödel, gemacht, wird den Lesern als ein sehr entsprechendes Bild unseres Planck aus seinen späteren Jahren willkommen seyn, und nicht verfehlen, dem talentvollen jungen Künstler Ehre zu machen. Das Facsimile darunter ist ein Vers von dem sel. Planck, der sich unter seinen Papieren gefunden, ein Ausdruck seiner innigen religiösen Denkweise, seines trostreichen Gemüthes.

Ich schliesse mit dem Wunsche, daß diese biographische Darstellung eines allgemein verehrten Mannes aus dem guten alten Deutschland, auch in ihrer Unvollkommenheit, dazu beytragen möge, daß echte deutsche Denkart und christliche Ueberzeugung und Sicherheit unter Jung und Alt ihren ewigen Preis behalte.

L.

### L o n d o n .

Ten years in South Africa, including a particular Description of the wild sports of that country; by Lieut. J. W. D. Moodie. In two volumes. Vol. I. XII u. 345 S. Vol. II. 352 S. in 8. 1835.

Der Verf. dieses Werks, aus einer alten Familie in den Orkney-Inseln, war bey der Reduction der Britischen Armee nach dem Frieden von 1815 als Lieutenant auf halben Sold gesetzt; nicht die angenehmste Lage in England;

und entschloß sich daher zu der Auswanderung nach der Cap-Colonie, wo schon ein älterer Bruder ansässig war, und ein jüngerer ihm noch folgte. Es ist eine Erzählung seiner persönlichen Schicksale, die besonders durch seinen Aufenthalt in den östlichsten Theilen des Landes in der Nähe der Algoa-Bay, und seine Bekanntschaft mit den Caffern ihr Interesse erhält. Wir übergehen die Erzählung der Seereise und des Aufenthalts in der Capstadt und ihren nächsten Umgebungen, die nur Bekanntes enthalten; wo er am 12. Sept. 1819 landete. Er begab sich von da über die Herrnhuter-Mission zu Snadenthal nach Swellendam in das Innere. Der Zustand und die Lebensart der Holländischen Colonisten ist schon aus früheren Reisen bekannt. Abgeschnitten von der übrigen Welt kann ihr Gesichtskreis nur beschränkt bleiben; sie lieben keineswegs die Engländer, wenn sie auch sich so stellen. Allerdings ist etwas patriarchalisches in ihrer Lebensart; der Verf. sah einen 90jährigen Greis nebst seiner fast eben so alten Frau, deren Kinder, Schwiegerkinder und Enkel fast eine ganze Colonie bildeten. Viehzucht und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen. Unter der Britischen Herrschaft hat die Zahl der Engländer sich sehr vermehrt; im J. 1820 wurden über 6000 Colonisten, meist Schottländer, hinüber geschickt, denen Ländereyen an der Ostgrenze angewiesen wurden, wovon die Kriege mit ihren Nachbarn, den Caffern, die Folge waren, welche noch gegenwärtig fort dauern, oder doch erneuert werden. Das Land hat einzelne herrliche Gegenden, die auch durch ihre Fruchtbarkeit sich auszeichnen; allein der vorherrschende Character in den meisten Theilen ist doch Dürre. Dazu kommt in

ben meisten, besonders den westlichen, Gegenden Mangel an Holz. Die Cultur des Bodens, wenn sie auch Fortschritte macht, wird doch immer beschränkt bleiben. Noch fehlt es in dem Innern gänzlich an gebahnten Straßen; das Reisen geschieht zu Pferde, oder mit großen Wagen die mit Ochsen bespannt werden. Die Zahl der Hottentotten hat sich sehr vermindert. Sie waren als der Verf. sich dort aufhielt theils Sklaven, theils Tagelöhner. Die Sklaverey muß jetzt dort auch aufgehoben werden. Die Abkömmlinge aus der Verbindung der Colonisten mit Hottentottinnen haben die Fehler und Laster ihrer beiderseitigen Eltern. Der Verf. versuchte an mehr wie einem Orte Anlagen zu machen, aber ohne dauernden Erfolg. Eine Zeitlang lebte er in seiner neu erbauten Hütte ganz allein, wie ein zweyter Robinson. Anfangs gefiel es ihm; aber bald entstand doch die Sehnsucht nach Gesellschaft. Außer dem Hüten des Viehes war Jagd die Lieblingsbeschäftigung, und zwar auf die großen so wohl als reißenden Thiere. Wir hätten nicht erwartet daß diese noch in so großer Zahl sich finden. Aber ganze Heerden von Elephanten und Büffeln machten das Reisen durch die Wälder sehr gefährlich. Von reißenden Thieren Hyänen und Leoparden, Wölfe, wilde Hunde, auch Löwen, jedoch seltener. Antelopen in großer Menge. Auch wilde Schweine sind häufig. Ueber die Lebensart und den Fang dieser und andern Thierarten werden manche unterhaltende Anekdoten mitgetheilt. Der Verf. lag selber einmal schon unter den Füßen eines Elephanten, und ward nur durch ein halbes Wunder gerettet. So wie die Colonisation sich weiter verbreitet, ziehen freylich diese Thiere sich auch weiter zurück, oder werden ausgerottet.

Bey der Auflösung des Royal African Corps im Jahre 1820, das aus Deserteurs und andern militärischen Verbrechern bestand, wurden den Officieren, und auch dem Verf., Ländereyen in dem östlichen Theile der Colonie angewiesen, welches sie zu Nachbarn der Caffern machte, in der Nähe der Algoa-Bay. Der Verf. machte selbst eine Wanderung über die Grenzen der Colonie, um die Caffern näher kennen zu lernen. Sie gehören unstreitig zu den merkwürdigsten Völkern Africas. Sie sind sehr regelmäßig gebaut, besonders das männliche Geschlecht; von hoher Statur, schwarzer Farbe, aber wenig von der Negerphysionomie. Sie führen ein Hirtenleben; ihr Land bietet ihnen Alles dar, was dazu erforderlich ist. Sie stehen unter Häuptlingen, deren Macht im Wachsen zu seyn scheint, worin der Verf. ein Fortschreiten zu einer höheren Stufe der Cultur zu sehen glaubt. Die ganze Bevölkerung ist in Kraals eingetheilt, von denen jeder zehn bis zwanzig Familien enthält, welche in eben so vielen einzelnen Hütten wohnen. Polygamie ist zwar bey ihnen eingeführt; jedoch nur bey den Reicheren. Sie treiben einigen Landbau, und dadurch entsteht bey ihnen Landeigenthum, denn nur das dazu bestimmte Land wird als solches betrachtet. Sie haben zwar keine geschriebene Gesetze; aber Gebräuche, welche die Stelle von diesen vertreten. Sie sind, sagt der Verf. eine höhere Klasse von Barbaren; Wilde kann man sie nicht nennen. Sie haben einen sehr richtigen Verstand, und gesunde Beurtheilungskraft. Ihre Gastfreyheit ist grenzenlos. Als wir ihr Gebiet betraten zeigten sich uns neue und überraschende Anblicke. Jeder Caffer dem wir begegneten kam auf uns zu, gab



uns die Hand, und schüttelte sie herzlich. Ihr Benehmen zeigte daß sie unsere Ueberlegenheit fühlten; aber es war doch das Benehmen freyer Männer. Ihre Sprache ist sanft und wohlklingend. Sie glauben zwar sehr an Zauberrey, allein sie haben sehr würdige Begriffe von der Gottheit. Ihr Reichthum besteht in ihren Heerden von Rindvieh; den Stieren geben sie durch Biegung der Hörner, so daß einß gerade vorsteht, künstliche Formen. (Ref. hat bereits gezeigt, daß sich dieß schon auf den alten Nubischen Reliefs findet.) Sie leben hauptsächlich von Milch, die sie sauer genießen. »Wenn wir einem Kraal uns näherten, erschien jedesmal der Häuptling mit einigen Begleitern, und brachte uns eine Schale davon.« Nur bey feyerlichen Gelegenheiten tödten sie Vieh, es bedarf dazu immer der Genehmigung des Häuptlings. Ihre Waffe ist die Hassagay, ein Wurffspieß vier bis fünf Fuß lang, mit eiserner Spitze, den sie mit großer Geschicklichkeit werfen. Sie sind sehr geschickt in dem Flechten von Körben, so dicht daß sie Milch darin tragen. Sie haben was sie bedürfen. Der Verf. nennt sie das glückliche Volk. Indesß war eine Schottische Mission unter ihnen angelegt zu Lovedal. »Es mögen gute Leute seyn, sagte ein alter Mann, aber ich verstehe sie nicht.« Sie scheinen keine große Fortschritte zu machen, da sie dem Volke selbst die unschuldigsten Vergnügungen untersagen. Die Kriege, welche die Engländer mit ihnen führen, entstehen über die Weideländer, die man ihnen genommen hat. Sie sind auf eine sehr unwürdige Weise behandelt. Nicht ohne Rührung kann man die bitteren Klagen lesen, die sie deßhalb führten. Kein Wunder, wenn sie sich dann zu

rächen suchten. Sie sind aber mächtig und kriegerisch genug, um noch lange Widerstand zu leisten.

Bei einem so ausgebreiteten Volke entsteht natürlich die Frage: ob sie ein von allen andern Völkern verschiedenes sind, und welches ihr Ursprung sey? Wir können darüber bloß nach äußern Kennzeichen urtheilen, da gar keine historische Quellen vorhanden sind. Wenn man sich erinnert, daß ein großer Theil der Ostküste von Africa von sehr frühen Zeiten mit Arabischen Stämmen besetzt war, so mag es immer die wahrscheinlichste Vermuthung bleiben, daß die Caffern ihren Ursprung diesen mit der Vermischung von Negerstämmen verdanken.

Da der Verf. seine Hoffnungen in Africa getäuscht sah, ging er wieder nach Europa zurück, wanderte aber von dort nach Canada aus. Wir wünschen herzlich, daß er dort ein besseres Loß getroffen habe.

Hn.

### G d t t i n g e n.

Bei Kübler, 1833: *Ibyci Rhegini Carminum Reliquiae. — Quaestionum Lyricarum Libr. I. Scripsit Fr. G. Schneidewin, Phil. Dr. Praefixa est Epistola C. O. Muel-leri. 232 S. in 8.*

So wohl die Verspätung dieser Anzeige als auch die Kürze derselben hat lediglich der Ref. zu verantworten. Gleich nach Erscheinen des angegebenen Buches zur Anzeige desselben aufgefordert, strebte derselbe diesem ihm so angenehmen Geschäfte schnell möglichst und nach Kräf-

ten zu genügen: doch theils die Schwierigkeit der Fragen, welche Herr Schn. mit so großer Gelehrsamkeit und Gewandtheit abhandelt, theils die in Vielem sich ganz anders gestalteten Ansichten des Ref. zwangen und bewogen diesen, die Abschließung seiner Anzeige von Tage zu Tage zu verschieben. Es faßt nämlich Hr Schn. in dem ersten Theile, p. 1—82, dem die Epistola des Herrn Hofrath Müller, p. V—XX und die Dedication des Vf. an die Hn Hofräthe und Professoren Mitscherlich, Disfen, Hoeck, p. XXI—XXIV, vorangeht, unter der Aufschrift Prolegomena de vita et carminibus Ibyci Rhegini Alles zusammen, was zur Erlangung eines anschaulichen Bildes eines alten hellenischen Dichters erforderlich ist: zuerst wird das Leben des Ibykos behandelt, dann dessen dichterischer Character. Daß man nun jetzt den Ibykos nicht mehr wie früher einen »verschollenen Mann« nennen darf, ist allein durch Herrn Schn. bewirkt: wie wichtig namentlich die Ansicht sey, daß Ibykos der Richtung des Stesichoros gefolgt, braucht Ref. nicht erst hervorzuheben, da Herr Hofrath Müller dieß schon gethan in der erwähnten Epistola. Es ist nach des Ref. Meinung dieß die Grundlage aller Untersuchungen über Ibykos und es ist kein Einwand dagegen, daß beide in Vielem so sehr von einander verschieden; ja eine noch tiefer eingehende Untersuchung über beide Dichter zeigt vielleicht noch mehr Verschiedenheiten als man jetzt ahndet. Stesichoros war nach den Fragmenten und sonstigen Nachrichten zu urtheilen, kein Genie, sondern ein langsamer Geist, der einem angegebenen Wege folgend diesen einer bestimmten Richtung gemäß

auszufeilen und zu glätten verstand, aber nicht selbst kühn Bahn zu brechen vermochte. Er ist daher keiner der Dichter, der wie Archilochos, A., der hellenischen Lyrik neue Richtungen angewiesen: er steht vielmehr, so bald schöpferisches Talent mit genauer Kenntniß der Form in Anschlag gebracht wird, auf einer niedrigeren Stufe. Denn diese ältern hellenischen Dichter können nicht alle mit den schmückenden Beywörtern, als da sind genial, geistreich und dergl. beehrt werden, sondern trotz unserer wenigen Nachrichten läßt sich ihr Verdienst doch noch schärfer bestimmen. So ist auch Ibykos als schöpferischer Geist auszuzeichnen und unter die zu stellen, welche die hellenische Lyrik bedeutend gefördert haben, indem er bisher getrennt dastehende Elemente und Formen in eine zu vereinigen verstand. Für die Behandlung der Lyrik ist nämlich nichts wichtiger, nichts aber auch mehr vernachlässigt, als die einzelnen Erscheinungen mit einander in Verbindung zu bringen: dann sieht man, wie der Fortschritt der hellenischen Lyrik darin sich zeigt, daß die Elemente, aus welchen die poetischen Erzeugnisse bestehen, immer verschiedener werden, sie aber trotz dem die Dichter zu einem vollendeten Ganzen zu verbinden wissen: man sieht ferner, daß der Fortschritt hellenisch dadurch blieb, daß Dichter zu rechter Zeit erstanden, die Neuerungen, welche von echt hellenischem Character hätten abführen können, auf die alten Gesänge und Weisen anwandten, diese von Neuem in Erinnerung brachten, so daß stets das Alte auf das Neue wieder wirkte. Wie sich hiernach der Character des Ibykos bestimmt, darnach sind denn die Ueberbleibsel seiner Gedichte zu bearbeiten: daß über

fie. das Urtheil jetzt leicht, ist wiederum Herrn Schn. zu danken, der in dem zweiten Theile seines Buches, S. 83 f. die Fragmente fast vollständig zusammen gestellt und mit einem sehr gelehrten, so wohl kritischen als exegetischen Apparate ausgestattet hat. An ihnen hier beyspielsweise das zu zeigen, was eben in allgemeinen Umrissen angedeutet, war des Ref. Vorsatz: indem er aber seinen Gedanken die gehörige Form zu geben bemüht ist, sieht er, daß dieß ohne eine Weitläufigkeit, die diesen Blättern unangemessen, nicht geschehen kann: zugleich sieht er ein, daß die Ausgabe des Ibykos einer Kritik zu unterwerfen, jetzt nicht mehr an der Zeit ist, da Herr Schn. in der seinem Streben das schönste Zeugniß gebenden Vorrede zum Simonides mit Recht verlangt, daß man nach diesem Werke urtheilen solle: um aber nicht den Schein grundlosen Widerspruchs auf sich zu laden, wird Ref. binnen kurzer Zeit Herrn Schn. und dem gelehrten Publicum die Gründe vorlegen, durch die er bewogen worden, anders über Ibykos zu urtheilen, als bisher geschehen.

E. v. L.

### M a r b u r g.

Bey Garthe, 1836: *The West Indian, a comedy in five acts* by Rich. Cumberland. Accentuirt und mit grammatischen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von K. F. C. Wagner. XVIII und 181 S.

Cumberland, geb. 1732, gest. 1811, der letzte der Sterngruppe aus welcher der mächtig wirkende Geist Johnson's hervorleuchtete,

burch Gemüth und Geisteswerke eng verknüpft mit den würdevollen Namen eines Goldsmith, Burke, Percy und Reynolds, hat in seinem langen, nicht ganz wolkenlosen Leben, nicht nur für die Bühne 38 Stücke gedichtet, sondern auch 23 dichterische fugitive pièces, 3 prose publications, 6 miscell., 2 Epics und 3 Novels geschrieben. Unter den erstern stehen, wie W. Scott in seinen Lives of the Novelists sagt, the Brothers, the West-Indian, the Wheel of Fortune, und First Love, mit Auszeichnung gekrönt in der Reihe der lebenden Bühnensstücke; seine drey Trauerspiele, in Hinsicht auf hohe Schönheit der Sprache bemerkenswerth, sind jedoch von Seiten der Characterzeichnung mangelhaft; aus seinen andern Leistungen sind besonders herauszuheben: The Connoisseur, The Observer; 1825 in einer neuen Ausgabe erschienen, der Roman Arundel und seine Memoirs, eines seiner angenehmsten Werke, ein treffendes Gemählde seiner Talente und seines Characters, und mancher Bühnenzierden seiner Zeit.

Herr Prof. Wagner, unermüdet thätig treffliche Hülfsmittel zum Studium der Englischen Sprache seiner weit verbreiteten Sprachlehre folgen zu lassen, hat sich daher durch die Herausgabe des West-Indian, mit reichhaltigen belehrenden Noten geziert, neue Ansprüche auf den Dank der zahlreichen Deutschen, welche die Englische Sprache studieren, erworben; die Bearbeitung ist der der School for scandal gleich, und wie bey diesem Stücke, zeugt auch hier die getroffene Wahl von dem Geschmacke des Herrn Herausgebers: es ist ein classisches Lustspiel, der Dialog geistreich und

zierlich, die Charactere gut entworfen, mit kühn gezeichneten, aber nicht außer dem Kreiße der Wahrscheinlichkeit liegenden Zügen, die Intriguen regelmäßig geführt und glücklich gelöst; dieß ist die Ansicht W. Scott's in den erwähnten Lives, und Scott, wie Cunningham in seiner Brit. Lit. richtig beurtheilt, erreicht, in der Würdigung des Genies und des Characters Englischer Schriftsteller, Johnson und Southey.

Die erste deutsche Uebersetzung des Westindiers erschien 1775, eine zweyte, von Kogebue, 1815, so wie eine dritte, von Reinbeck, 1822.

Noch bemerken wir, daß Herr Prof. W. in der Vorrede auf einen früher ausgesprochenen Wunsch zurückkommt, nämlich, daß unserer herrlichen Muttersprache und den neueren Sprachen, dann zunächst der Englischen, ein öffentlicheres, allgemeineres Schulleben gegönnt würde. Wir wünschen mit ihm die Verwirklichung dieser Idee, und erkennen wir auch einerseits die Schwierigkeiten, so loben wir andernseits diese Anregung recht warm; denn mit uns werden viele von der Wahrheit des W. Hugoschen Ausspruches durchdrungen seyn:

Qu'une idée, au besoin des temps, un jour  
éclose,

Elle grandit, va, court, se mêle à toute  
chose,

Se fait homme, — saisit les coeurs, creuse  
un sillon.

Mfrb.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

17. Stück.

Den 1. Februar 1836.

---

## G r ü n d u n g e n.

Bey W. van Boeckeren: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer, professeur d'Histoire et de Littérature ancienne, Membre correspondant de la 2e et 3e classe de l'Institut Royal des Pays-Bas, etc. Première partie, contenant les siècles héroïques. Tome premier. 1833. 367. Tome second. 1834. 588 Seiten in gr. 8.

Bisher hat der Verf. dieses Werks sich nur in seiner Muttersprache dem gelehrten Publicum mitgetheilt, und als Holländischer Schriftsteller besonders die Studien der Hellenischen Tragiker und des Pindar zu fördern gesucht. In vier verschiedenen Abhandlungen sind von ihm bereits die ethischen Schönheiten jener Dichter nach neuen Gesichtspuncten entwickelt worden (Proeve over de zedelijke schoonheid der Poëzij van Pindarus etc. etc.); und seine Aegyptischen Forschungen (Iets over de nasporingen van Cham-



pollion den jongere, ten opzigte van de Egyptische Godenleer) schließen sich den neuesten Entdeckungen auf diesem höchst unsichern Felde des entferntesten Alterthums zeitgemäß an. Dem Zwecke des vorliegenden Werkes am nächsten verwandt ist aber die im Jahre 1828 zu Amsterdam erschienene Schrift des Verfassers: Gedachten over het verband tusschen de godsdienstige en zedelijke beschaving der Egyptenaren. Hier wurde schon ein Versuch gemacht, aus dem Einflusse der Religion und besonders aus dem Glauben an ein Leben nach dem Tode die Eigenthümlichkeiten der Aegyptischen Sitten und Gebräuche zu erklären. Wenn die Hülfsmittel zu einer solchen Untersuchung nur sehr ungenügend und dürftig waren, und im Einzelnen oft kaum zu einem bestimmten Resultate führten, so fließen dagegen die Quellen für die Betrachtung des Hellenischen Lebens von demselben Gesichtspuncte aus so überreichlich, daß eine treffende Wahl und ein zweckmäßiger Gebrauch davon in größere Verlegenheit setzt, als die Furcht keine genügende Antwort auf die zu erörternden Fragen darin zu finden.

Von der ethischen Seite also will uns der Verf. die Hellenische Bildung darstellen. Er beginnt deshalb mit einer geographischen Uebersicht von Hellas, und bezeichnet sodann die vorzüglichsten Ereignisse, welche schon in frühen Zeiten das Schicksal der ganzen Nation wie der einzelnen Zweige derselben bestimmt haben, um daraus den Einfluß erklären zu können, den das Klima und die physische Beschaffenheit des Landes so wohl als auch die politischen Umwälzungen und der Verkehr mit andern Nationen auf den Character, auf die Entwicklung der ethischen Ideen und auf die Sitten der Hellenen gehabt haben.

Auch das Beyspiel derjenigen Männer, welche theils durch ihre schriftstellerische Thätigkeit, theils durch ihre bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen auf die Bildung ihres Vaterlandes heilsam eingewirkt haben, wird in den Kreis der Forschung hineingezogen. Dann werden auch die Ansichten der Hellenen über das Wesen und die Eigenschaften ihrer Gottheiten, und über das Verhältniß der Gottheiten zu den Menschen und der sittlichen Weltordnung geprüft und erläutert. Ferner will der Verf. eine Entwicklung der Meinungen geben, welche in Hellas über die Pflichten des Menschen gegen die Gottheiten, über die Art ihrer Verehrung, und die Erforschung ihres Willens durch Orakel im Umlauf waren. Aus der Zusammenstellung dieser Punkte soll dann das Verhältniß der Religion und der Sitten hervorgehen, und die Geschichte soll die Bestätigung des Resultats aller dieser vielverzweigten Untersuchungen liefern. Um aber den Gang der sittlichen Bildung unter den Hellenen genau nachzuweisen, und besonders um die Hellenischen Einrichtungen auf ihren Ursprung zurückzuführen, glaubte der Verf. in vorliegenden beiden Bänden zuerst das heroische Zeitalter darstellen zu müssen, um seine Leser in der Folge mit dem ewig merkwürdigen Schauspiel der Hellenischen Republiken überraschen zu können.

Nach den allgemeinen Vorerinnerungen über die Wohnsitz der Hellenen mit Einschluß der zahlreichen Inseln, Klein-Asiens, Unter-Italiens, und der sonstigen Colonien, stellt der Vf. einige Betrachtungen über den Gebrauch an, welchen der Geschichtschreiber von den mythischen Ueberlieferungen aus dem heroischen Zeitalter machen kann. Mit vollem Rechte betrachtet er namentlich die Homerischen Gedichte als historische Quelle,

und erklärt sich eben so bestimmt gegen die Euhemeristischen als gegen die allegorischen Auslegungen der vorgeschichtlichen Traditionen über Helden und Heldenthaten, in denen er zwar den Schmuck einer sich oft in der Darstellung des Wunderbaren gefallenden Poesie, aber keinesweges die Leere einer bloßen Erdichtung erkennen will. Die verschiedenen Ansichten von dem, was Homer seinen Schilderungen als Dichter beygefügt haben soll, werden freylich bey derselben Grundansicht noch manche bedeutende Modification dieses historischen Elements erzeugen; aber die Hauptsache ist hier, den Homer als historische Quelle anzuerkennen, was auch jetzt wohl schwerlich noch Jemand bezweifeln wird. Etwas mehr Vorsicht erfordert die Benutzung der von spätern Schriftstellern überlieferten Mythen über das heroische Zeitalter, die zum Theil eben so alt wo nicht älter seyn können, als die Homerische Epik, zum Theil aber auch die deutlichsten Spuren späterer Erdichtung an sich tragen. Ist bereits bey der Unterscheidung beider Gattungen der Scharfsinn der Gelehrten auf sehr bedenkliche Proben gestellt worden. Doch hilft ein in den Geist des Alterthums tief eingeweihter feinführender Sinn sich in diesen und ähnlichen Forschungen am besten durch.

Was nun zuerst die Sagen über die ältesten Bewohner Griechenlands anlangt, so zählt der Verf. die Pelasger zu den einheimischen Stämmen, und daß mit demselben Rechte, mit dem man die ursprünglich sehr kleinen, aber nachher sehr bedeutenden, Völkerschaften der Achäer und Hellenen dazu rechnet. Pelasgos erscheint als Stammvater der Pelasger in die mythischen Genealogien der uralten Königsgeschlechter von Hellas eben so innig verwebt, als Achäos und Hel-

len; und seine Sagengeschichte war einst eben so reich als die anderer Stammhelden. Nicht als Einwanderer schildert ihn die Sage, wie den Kekrops, Danaos und Kadmos (wiewohl sein Name späterhin in die Genealogien fremder Herrscher eingeführt ist), sondern als Autochthonen, der in Arkadien einst mächtig war, oder in Thes-salien. Hier bildeten die Pelasger einst ein großes Reich, und gaben beiden Ländern, ja selbst dem ganzen Peloponnes den Namen Pelasgia. Zerstückt ist dieses Reich durch die wachsende Macht der Achäer und Hellenen, die unter den Atriden- und Peliden-Geschlechtern den höchsten Gipfel ihres Ruhmes erreichten, und so durch die epische Poesie verherrlicht worden sind, während die überwundenen Pelasgischen Helden, welche der Glanz der siegreichen Herrscher völlig verdunkelt und die Achäische Epik nachher nicht einmal namhaft angeführt hat, mit ihren Schaaren in Kleinasien, auf den Hellenischen Inseln und in Italien zerstreut wohnten, und sich keinen geringen Einfluß auf die Gründung neuer Reiche erwarben. Homer kennt schon Pelasger in Asien unter den Hülfsvölkern der Troer und auf Kreta. Die einzigen Helden dieser Asiatischen Pelasger, welche die Ilias nennt, sind Hypothoos und Pylaios, Söhne des Teutamiden Eethos aus dem Asiatischen Larissa (wie denn alle Städte dieses Namens von Pelasgern gegründet worden sind), von denen der erstere mit seinem Kampfgenossen Phorkys durch Ajax vor Troja fiel. Aber derselbe Homer kennt auch das Pelasgische Argos und den Pelasgischen Zeus zu Dodona, den Achilleus anruft, und dessen Orakel stets als ein unvergeßliches Denkmal der durch die Argeier und Hellenen gestürzten Pelasgischen Macht fort dauerte, indem es an eine Zeit erinnerte, die sich durch dunkle Sagen kaum im Andenken der Menschen

erhalten hatte, und keineswegs in dem hellen Glanze vor uns tritt, worin wir das Achäische Heldenalter erblicken — eben deswegen; weil keine nationale Epik sie verherrlicht hat.

Vixere fortes ante Agamemnona

Multi; sed omnes illacrimabiles

Urgentur ignotique longa

Nocte, carent quia vate sacro.

Durch die Obermacht der Hellenen und Achäer aus Thessalien und dem Peloponese verdrängt (jedoch so, daß einige Nester von ihnen in Griechenland zurück blieben, welche in der historischen Zeit für barbarisch galten, weil sie mit der neuern Cultur nicht fortgeschritten waren), hatten die Pelasger neue Wohnsitze suchen müssen; kein Wunder also, daß ihre Nachkommen in Asien sich feindselig gegen die Unterdrücker ihrer Väter mit den Troern verbündeten. Freylich traf die Achäer späterhin dasselbe Schicksal der gezwungenen Auswanderung, als sie, durch die Dorier aus dem Peloponese verjagt, sich in eben dem Lande ansiedelten, wo ihre Vorfahren die Feinde besiegt, und wohin sich die Pelasger vor denselben hatten flüchten müssen. Denn daß umgekehrt Asien der Ursitz dieses Volkes gewesen, von wo sie sich über Griechenland verbreitet hätten, darüber ist auch nicht die geringste Spur einer Andeutung im Alterthume vorhanden. Die Pelasger gehören zu den ältesten Autochthonen Griechenlands, die als solche sich in den Gebirgswäldern Arkadiens und Thessaliens von der Jagd nährten; denn der alte Dichter Asios sang schon in Bezug auf Arkadien (Paus. 8, 1, 2):

Ἀντίθεον δὲ Πελάσγων ἐν ὑψικόμοισιν ὄρεσσι

Ταῖα μέλαιν' ἀνέδωκεν, ἵνα θνήτων γένος εἴη.

Also dürfen wir dieses Volk nicht vorzugsweise für Ackerbauer halten. Zur Betreibung der friedlichsten aller Künste des gesellschaftlichen Lebens

hatten die Verlägger der Sage zufolge einen zu unruhigen Character. Wenn man ihnen dennoch die Stiftung der Mysterien der Demeter beylegt, so hat diese höchst unsichere Ueberlieferung einen ganz andern Grund, und wird durch eine besser verbürgte Nachricht bedeutend überwogen, nach welcher Thraker es waren, von denen die Künste des Friedens und die schönere Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch den Cultus der Musen, der Chariten, und des Dionysos unter den Hellenen zuerst gefördert worden sind. Keine Culturgeschichte des ältesten Hellas darf diese mythischen Thraker übergehen, besonders wenn sie die ersten Keime der sittlichen Bildung aus den ursprünglichen Elementen der Nation entwickeln will; denn gerade unter den Thrakern sind diese ersten Keime zu suchen. Statt uns also die Beleger, Kaukonen, u. a. zu schildern, hätte der Vf. die Sagen und historischen Bruchstücke über den Thrakischen Volksstamm in Hellas auf das sorgfältigste sammeln sollen.

Die mythischen Thraker gehören zu den Urbewohnern von Hellas. In ihrer Mitte veredelte sich der Cultus des Dionysos in Verbindung mit dem der Musen und der Demeter. Zu Dionysos verhalten sie sich etwa, wie die Hyperboeer zum Apollo. Ihre ältesten Wohnsitze scheinen sich von den Küsten Böotiens und Thessaliens an rings um das Aegäische Meer bis nach Troas erstreckt zu haben, wo der Wein im Allgemeinen trefflich gedieh und wo der Cultus des Thrakischen Nationalgottes sich gewiß zuerst entfaltet hat. Das heilige Nysa und den heiligen Berg Nysion, wovon der Gott unstreitig seinen Namen erhalten hat, nennt schon Homer als den Sitz des Dionysos-Cultus, welchen Eurygos zu zerstören suchte, und dafür bestraft wurde, wie nachher Pentheus in Theben für das

selbe Verbrechen. Die Stadt Nysa aber setzt Homer in Böotien, welches auch nicht-homerische Mythen als das älteste Local der Bacchischen Religion bezeichnen. Als nun späterhin die Thraker aus Böotien und den benachbarten Gegenden verdrängt worden waren, verschwand auch allmählich der Name Nysa und Nyseion aus diesem Lande; jedoch wohin auch nur der weit verbreitete Dionysos-Cultus gelangte, fand sich ein neues Nysa wieder, welches man nachher eben so zu identificieren suchte, wie die vielfachen Pelasgischen Parissen. Zerstört aber ist die frühe Cultur dieses altthrakischen Geschlechts durch den Eindrang barbarischer Horden aus dem unbekannten Norden in die fruchtbaren Küstenländer, jedoch so, daß sich einige Reste davon in die historische Zeit hinüber retteten, und noch lange unter den doppelredenden Bewohnern der Südküste von Thrake, den Brigern im Makedonischen Gebirge mit den Wein-Gärten des Midas, und den nichtillyrischen Küsten-Makedonen selbst fortblüheten, um von der vorhistorischen Macht und Bedeutsamkeit dieses Volkstammes zu zeugen. Je mächtiger aber die barbarischen Thraker des Nordens in den historischen Zeiten zu werden anfangen, und je mehr sich das Andenken der Hellenischen Thraker am Helikon, Parnas, Olymp und in Pierien unter den Hellenen verlor, desto weiter versetzte man die alten Sagen von der echthellenischen Gesangbildung und Weisheit eines Orpheus, Thamyris, Eumolpos u. a. sammt den ausländischen Wundergeschichten eines Ubaris, Zamolxis in den barbarischen Norden, wo zu Homers Zeiten noch nicht die geringste Spur von Cultur vorhanden war, oder suchte sie auch zum Theil am Strymon oder bey den Pieres am Pangäos.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

18. 19. Stück.

Den 4. Februar 1836.

---

## G r ü n d u n g e n .

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer, etc.

Das ursprüngliche Nysa sollte nun zuerst am Strymon gewesen seyn, was man um so eher glaubte, da das Böotische Nysa lange verschwunden war. Aber diese Verlegung des Locals beruht auf einem ähnlichen Irrthume, als die Annahme, daß die Aeolische Colonie unter Penthielos erst bis Thrake gewandert sey, ehe sie sich für Lesbos einschiffte. Wie hier mit Thrake nur das Böotische Nulis, wo die mythischen Thraker einst wohnten, gemeint seyn kann, so ist auch das älteste Thrakische Nysa in den Bacchischen Mythen nichts anderes als das Homerische Nysa in Böotien, wo sich eben so unverkennbare Spuren Thrakischer Wohnsitze zeigten, als am Parnass in Phokis. Strabo (9, 423 D. = 648 B) setzt nahe bey Lebadeia ein Phokisches Städtchen Trachin, gleichnamig mit dem Delaischen Trachis



oder Thrakis, welches unfern den Thermopylen am Maleiischen Meerbusen auf der Thessalischen Grenze lag (Herod. 7, 199. Scyl. peripl. p. 24 ed. Huds., Strab. 8, 334 D = 516 A. Paus. 10, 22, 8) und ehemals zu Achilleus' Phthiotischem Gebiete gehörte (Il. 2, 682. Strab. 9, 433 C = 662 A.). Herakles soll es nach spätern Berichten gegründet haben; daher heißt es auch das Herkulische bey Ovid. Hesiod läßt daselbst die Sage vom König Keryx und Alkyone spielen. Wie Thrake, so hat auch Trachis oder Thrakis seinen Namen von der Lage an rauhen Gebirgs-Abhängen (Eust. ad Il. p. 320, 20. Steph. Byz. v.); und nach ihm ist der ganze Landstrich benannt worden, so daß selbst Phthiotis auch Trachinia hieß (Soph. Phil. 491). Von dem Detäischen Thrakis sah Pausanias (10, 22, 1) noch die Ruinen. Unfern von ihm hatten die Lakonen ein Herakleia gegründet (Thucyd. 3, 92. Str. 9, 428 B. C = 655 D. 656 A. Scym. Ch. 598 ed. Huds. Hesych. v. Τραχίς.), genannt das Trachinische. Nun zählt Pausanias (10, 3, 2) ein Phokisches Thrakis nebst Medeon, Echedameia, Ambryos, Ledon, Phlygonion und Stiris zu den früher unbedeutenden Städten, die im Phokischen Kriege zerstört wurden. Mag nun hiermit die Nachbarstadt von Lebadeia, oder das weiter nach Norden hin gelegene Trachis gemeint seyn, so müssen wir auf alle Fälle mit Strabo annehmen, daß beide Städtchen denselben Namen führten, und daß dieser Name sicherlich von der Lage der Orte entlehnt ist. Zweifelhaft ist Trachinion in Aetolien (Strab. 10, 450 D = 691 B.).

Für den Thrakischen Ursprung der Phokischen Stadt Thrakis findet sich zwar kein positives Zeugniß; aber um so sicherer sind die Belege für

die Annahme einer früheren Thrakischen Bevölkerung in andern Theilen von Phokis. Erstens wohnten in Abá einst Thraker, wie Aristoteles behauptet (bey Eust. ad Il. 2, 543, 30. Strab. 10, 445 = 682 B.). Die Homerischen Abanten kommen von Subda, stammen aber vielleicht ursprünglich aus Phokis. Ihr kriegerisches Aeußere schildert Homer wie das der Hellepontischen Thraker. In der Folge wurde Abá von Doriern besetzt, welche dort den reichen und berühmten Tempel des Apollo gründeten. Ferner war Daulis ehemals im Besitze von Thrakern, und hieß selbst Thrake — ein Name, welcher in den Local-Mythen von Daulis auch wieder zu manchem Irrthume Veranlassung gegeben hat. Schon zu Thukydides' Zeiten war diese uralte Benennung dem Gedächtnisse der Hellenen so sehr entschwunden, daß der Geschichtschreiber sich augenscheinlich Mühe gibt, seine Zeitgenossen vor der Annahme einer Verwandtschaft des Thrakischen Königs Tereus, der über die Odryser herrschte, und sein großes Reich seinem Sohne Sitalkes hinterließ, mit Tereus, dem Gemahle der Prokne, den die Sage ebenfalls einen Thraker nennt, zu warnen. »Tereus (sagt er 2, 29), welcher Prokne, die Tochter des Attischen Königs Pandion zur Gemahlin erhielt, hat mit jenem Tereus nichts zu schaffen. Beide sind nicht einmal aus demselben Thrake. Tereus herrschte in Daulia, im Lande, das jetzt Phokis heißt, damals aber von den Thrakern bewohnt war; und die That an dem Stys ist von den Frauen in diesem Lande verübt. (Nach Apollodor 3, 14, 8. geschieht die Verwandlung in Daulis; Tereus, der Sohn des Ares kömmt jedoch aus Thrake, man weiß nicht welchem. Ovid 6, 490 nennt aber Tereus einen Odryser; auch Eustath. ad Od. p. 1875, 4 denkt

an das Land im Norden). Viele Dichter nennen, wenn sie die Nachtigall erwähnen, diese den Daulischen Vogel. Es ist auch wahrscheinlicher, daß Pandion die Verheirathung seiner Tochter der wechselseitigen Hülfsleistung wegen eher in seiner Nachbarschaft gesucht, als daß er dieselbe viele Tagereisen von sich weg in dem Lande der Dryser vollzogen haben sollte.« Diese wohl erwogene Bestimmung des Locals, wo der Thrakische Tereus herrschte, und wo der Mythos der Nachtigall und der Thrakischen Schwalbe (Aristoph. R. 638) spielt, ist nachher von den kritischen Schriftstellern mit Beyfall aufgenommen worden (Strab. 9. 423 C = 648 A. 7, 321 B = 494 C.). Pausanias erwähnt des Tereus' Grab, wobey er demerkt (1, 41, 8): »Tereus herrschte, wie die Megarer sagen, in der Gegend von Megaris, die man Pegä nennt; wie es mir aber scheint (und hierfür gibt es Beweise), regierte er über Daulis oberhalb Chäroneia; denn einen großen Theil des jetzigen Hellas bewohnten einst Nichthellenen. Als nun Tereus an der Philomele, und die Weiber an dem Ithys die That verübt hatten, konnte Tereus die letzteren nicht erhaschen, und entleibte sich darauf selbst unter den Megarern u. s. w.« (Hienach sind die Stellen 10, 4, 8. 1, 5, 4. und 9, 16, 4 zu verstehen.) »Wie nun Tereus und die Daulischen Thraker einerseits als Verbündete des Attischen Königshauses erscheinen, und dem Pandion gegen den Thebanischen Fürsten Labdakos beystehen, wofür Tereus die Prokne zur Frau erhält, so werden sie auf der andern Seite in der Attischen Sagen-Geschichte auch als Feinde der Athener geschildert. Tereus tödtet sogar den Erechtheus, und nach Ovid (6, 682) schadete dem Boreas bey seiner Bewerbung um die Ori-

thya im Hause des Erechtheus die Sage von Tereus, der an Pandion's Töchtern gefrevelt, und die Thraker. Ja Cumolpos und die Thraker besetzen sogar Attika (Str. 7, 321 B = 494 C.), und entweder derselbe Thrafische Fürst, oder dessen Sohn Immarados (Paus. 1, 5, 2. u. 1, 27, 4) kämpfte, mit den Eleusiniern verbündet, wider den Attischen König Erechtheus (Thucyd. 2, 15. Eurip. Erech. fr. 17, 48 p. 167 Matth.). Dieß ist die Thrafische Urzeit, die als eine berühmte Epoche der Hellenischen Geschichte bezeichnet wird, auf die sich die alten Historiker, z. B. Metrodoros (bey Jambl. vit. Pyth. 34 p. 476 Kiessl.) u. a. oft beziehen. Der Kerkyräer Agallias, ein Freund des Aristophanes (Arsen. viol. p. 92 Walz), scheint diesen Krieg ausführlich erzählt zu haben. Er macht Cumolpos nebst Poseidon zu Mitkämpfern der Eleusiner; und Ares und Pallas stehen den Athenern bey. Diese mythische Ansicht, welche wahrscheinlich aus epischen oder dramatischen Dichtern stammt (auch bey Hygin. 46. B. Clarke's connexion of the Rom. Sax. and Engl. coins p. 66. E. D. Clarke's Travels 2, 2 p. 778.), ist von Andern mehr historisirt worden. So berichtet Eustathios (ad Il. 18, 491 p. 1156, 52) aus diesen Quellen, daß den Eleusiniern zwey Heere zu Hülfe gekommen wären, das des Phorbas aus Akarnanien, und das des Cumolpos, Sohns des Poseidon, aus Thrake, d. h. aus Thessalien oder Böotien. Doch zählt Aesodoros (ap. Schol. Soph. Oed. Col. 1051) diese Thraker unter Cumolpos neben den Autochthonen zu den ältesten Bewohnern von Eleusis, von denen die Mysterien gestiftet, und aus deren Geschlechte die berühmten Dichter der Hellenen, z. B. Musaios, hervorgegangen wären. Damals soll auch Dr

pheus gelebt haben (Mar. Par. p. 22 Chandl.); — eine Angabe, welche mit der Zeit und der sonstigen Sagen-Geschichte der Thraker in Helas besser übereinstimmt, als die angebliche Blüthe des Dryheus unter Akrisios von Argos und Kekrops II. von Athen (nach den Zeugnissen der alten Historiker bey Clem. Alex. Strom. 1, 321 C. 323 B. Sylb.) d. h. zur Zeit der Ankunft des Pelops aus Phrygien, und des Ion zu Athen, als Perseus und Dionysos ihre Thaten vollbrachten; oder 27 Jahre nach Phemonoë, die dem Akrisios zuerst Orakel ertheilte; oder zur Zeit des Herakles (Tzet. Chil. 12, 145. Diod. ap. Tz. exeg. ad II. p. 14, 12 ed. Herm. Euseb. pr. ev. 10, 4); oder lange nach Herakles (Tz. exeg. ad II. p. 22, 20. 23, 17. 24, 19. 25, 6) zur Zeit des Trojanischen Krieges, oder noch etwas später (Orph. Lith. 91. 360). Als nun aber Erechtheus und Immarados, Sohn des Eumolpos, im gegenseitigen Kampfe gefallen waren, oder als Erechtheus den Immarados (Paus. 1, 27, 4. u. 1, 5, 2), oder den Eumolpos (Apolod. 3, 15, 4) nach Erfüllung des Orakels, das ihm, um über die Thraker siegen zu können, das Opfer seiner Tochter befahl (Lycurg. adv. Leocr. 4, 2. 201 Bek. Plut. Parall. 310 D. 7, 334 R.), getödtet hatte, wurde Frieden gemacht. Die Eleusinier erkannten Athens Oberherrschaft an, feyerten aber die Mysterien für sich, zu deren Vorsteher ein zweyter Thrakischer Eumolpos und die Töchter des Keleos ernannt wurden (Paus. 1, 38, 3. u. 2, 14, 2). Mit diesem Eleusinischen Kriege wird auch Ion in Verbindung gebracht, welcher damals Polemarchos von Athen gewesen seyn soll (Paus. 1, 31, 3. u. 7, 1, 5), und durch die denkwürdige Besiegung der Eumolpischen Thraker erst König wurde (Str. 8. 383 C = 588 C.).

Ja noch zur Zeit des letzten Attischen Königs Kodros führten diese Eleusinischen Thraker mit Athen Krieg, während welches ihnen das Orakel Sieg versprach, im Falle sie des Kodros schonen. Dieser aber warf sich, um die Verheißung des Orakels zu vereiteln, in schlechter Kleidung und mit einer Sichel bewaffnet unter die Feinde, und nachdem er einen Mann ermordet, fiel er selbst unter dem Hiebe eines andern. Und so siegten die Athener (Socrates ap. Plut. Parall. 310 A. 7, 232 R).

Ferner finden wir die Thraker kurz vor der Rückkehr der Aeolischen Bötier aus dem Thessalischen Arne: im Kampfe mit dem Minyischen Orchomenos, dessen Einwohner vor ihnen nach Athen zum König Munychos, dem Sohne des Pentakles, flüchteten. Munychos räumte ihnen den alten Hafen von Athen ein, den sie dem Könige zu Ehren Munychia nannten, wie Helanikos berichtet (p. 59 ed. II. Sturz. Phot. Harpocr. v.). In dieselbe unruhige Zeit fallen gewiß auch die Fehden der Thraker mit den Thebanern (Paus. 9, 16, 6), die lange mit wechselndem Kriegsglück geführt wurden, in denen aber die Thebaner endlich siegten, und selbst noch in späten Zeiten das Andenken dieses Sieges feyerten. — Thraker gründeten oder bewohnten endlich auch noch das Bötische Anthedon, eine am Euböischen Meere gelegene Seestadt; doch es ist ungewiß in welcher Periode (Eust. ad Il. 2, 508 p. 271, 14. Steph. Byz. v. Tz. ad Lyc. 754 p. 769). Seit undenklichen Zeiten waren sie im Besitze Bötiens gewesen (Str. 9, 401 A = 629 A), wurden aber von den Aeoliern daraus wieder vertrieben, und zwar damals als diese das Minyische Orchomenos erobert hatten. Selbst manche Einzelheit dieser letzten Fehde

wurde von den ältern Hellenischen Historikern, wie von Ephoros (p. 130 ed. Marx), Herakleides des Pontikos (Arsen. viol. p. 340. Apostol. 12, 35), u. a. ausführlich erzählt, und als Veranlassung zu verschiedenen Böotischen Sprichwörtern betrachtet.

Alle diese Nachrichten deuten bestimmt hin auf das Sinken der Thrakischen Macht in den Gegenden von Phokis, Attica und Böotien. Und wir finden in der That nach der durch die Dorer veranlaßten Völkerwanderung von diesem merkwürdigen Volke keine weitere Spur im alten Hellas. Es werden zwar bey Diodor (16, 24) noch zur Zeit des heiligen oder Phokischen Krieges sogenannte Thrakiden unter den Bewohnern von Delphoi erwähnt, die Philomelos niederhauen ließ. Allein dieß Zeugniß steht einzig da, und wird von keinem Schriftsteller, welcher die Bevölkerung von Delphoi ausführlich beschrieben hat (wie Paus. 3, 10, 4), bestätigt. Besseling hält sie argwöhnisch für Therapen oder Tempeldiener des Delphischen Gottes. Thraker sind schwerlich damit gemeint. Hätten Thraker in Delphoi gewohnt, so hätten wir sicherlich Kunde davon. Außerdem ist es auch unerhört, daß die Nachkommen eines ganzen Volkstammes patronymisch Thrakiden genannt worden wären.

Die Büge der mythischen Thraker östlich von Hellas nach den benachbarten Inseln können wir theils durch bestimmte Zeugnisse, theils durch Angabe Thrakischer Institute und Cultus-Gebraüche nachweisen. Die Abanten auf Cubda leiteten ihren Ursprung und Namen von der Phokischen Stadt Abâ ab, und waren folglich Thraker. Schon die Stadt Nysa auf Cubda ist ein hinlänglicher Beweis der Anwesenheit dieses Volkes auf dieser Insel. Das gleichfalls von Thra-

fern gegründete und bewohnte, oder auf alle Fälle Thracisch genannte Anthedon, welches Di-  
 käärch am besten schildert, zeigt uns dieses Volk  
 auch als Seefahrer, die den Hafenort in einer  
 blühenden Landschaft, worauf selbst der Name  
 hindeutet, gut zu wählen wußten. Hier soll einst  
 Anthas, Sohn des Poseidon und der Al-  
 kyone, Tochter des Atlas, geherrscht haben  
 (Paus. 9, 22, 5); — offenbare Andeutungen auf  
 Schiffahrt, die auch noch durch Munychia, wo  
 auch Thraker wohnten, und dadurch bestätigt wird,  
 daß Poseidon Mitkämpfer der Thraker und Eu-  
 molpos ein Sohn des Poseidon heißt. Auch die  
 Aloiden, Otos und Sphialtes, die himmelsstür-  
 menden Riesen, deren Gräber zu Anthedon ne-  
 ben dem Dionysos-Tempel und dem Dionysos-  
 Bilde vor der Stadt gezeigt wurden, sind nach  
 Homer Kinder des Poseidon. Ihr Mythos ist  
 uralt, und spielt wohl ursprünglich in Thessa-  
 lien, wo sie aus Meer Festland und aus Land  
 Meer geschaffen haben sollen. Nachdem sie hier  
 die Thraker geschlagen hatten, erbauten sie die  
 Stadt Aloion oder die Tennenstadt, von ihrer  
 Fruchtbarkeit so genannt. In dieser Sage er-  
 scheinen die Aloiden selbst als Feinde der Thra-  
 ker. Während der Feyer des Dionysos-Festes in  
 Thessalien rauben die vertriebenen Thraker als  
 Bewohner von Naxos (damals Strongyle ge-  
 nannt) dem Aloeus sogar seine Gemahlin und  
 Tochter, Sphimedeia und Pangkratis. Bey ih-  
 rer Rückkehr nach Strongyle, dem Hauptsitze des  
 Dionysos-Cultus, machen sie Agassamenos zu  
 ihrem Könige und die Pangkratis zur Königin.  
 Der neue König wählt sich nun einen Mitregent-  
 en, und vermählt ihm die Sphimedeia. Darauf  
 erscheinen Otos und Sphialtes, von ihrem Vater  
 Aloeus aus Thessalien abgesandt, auf Strongyle,



um den Raub ihrer Mutter und Schwester zu rächen. Sie bestiegen die neuen Herrscher und werden von den überwundenen Thrakern selbst zu Königen von Strongyle (damals Dia genannt) ausgerufen. Nach ihrem Tode verehrte Dia sie als Heroen. Die Thraker wohnen nun noch über 200 Jahre auf Dia, und als endlich eine Pest sie sämmtlich vertilgt, bemächtigen sich Karer der Insel, und nennen diese nach ihrem Könige Naros (Diod. 5, 50. u. 51.). Auch Pindar läßt die Aloidon auf Naros sterben; doch Homer läßt das Local des Mythos unbestimmt.

Obgleich nun Diodor offenbar darin Unrecht hat, daß er die Thrakische Bevölkerung von Naros zu hoch in die mythische Vorzeit hinauf rückt, und einen einfachen Mythos, der vielleicht nur die Verpflanzung des Dionysos-Cultus durch die Thraker von Thessalien nach Naros andeuten wollte, zu sehr historisirt und entstellt, so ist doch offenbar sein Bericht (auch Steph. Byz. v.) über die Aloidon, als ursprünglichen Feinden der Thraker, die sich erst im Laufe der Zeit mit ihnen befreunden, wahr und aus guten Quellen geflossen. Als Thrakische Heroen von Geburt, und als Führer von Thrakischen Colonien erscheinen die Aloidon in keiner Erzählung. Auch Pausanias (9, 29, 3) unterscheidet sie bestimmt von den Thrakern, indem er durch sie den Musen zuerst opfern, den Helikon weihen, und mit Hülfe des Dioklos, Sohns des Poseidon, Askra gründen läßt; und zwar nach dem Zeugnisse der Atthis des Hegesinoos, die er, da das Original lange vor seiner Zeit verschwunden war, nur aus Kallippos' des Korinthiers Schrift über Orchomenos kannte. Askra ist aber keine Thrakische Stadt. Der von den Aloidon in Askra gestiftete Musendienst blühte der Sage zufolge bis auf die An-

kunft des Thessalischen Pieros fort, und ward dann im Helikonischen Thespiä durch diesen, der aus dem mythischen Thrake stammte, von der Drenzahl zur Neunzahl erweitert, entweder auf Scheiß eines Drakels, oder nach dem Vorgange der Thraker; »denn (fügt Paus. 9, 29, 2 hinzu) der Thrakische Volkstamm zeigte vormals viel Klugheit und Frömmigkeit.« Hier werden also Thraker und Aloiden wohl von einander getrennt; und wenn beide auch sonst an denselben Orten (wie in Anthedon und auf Naxos), und in ähnlichen Beziehungen (wie oben am Helikon) erscheinen, so ist doch dieses noch kein hinlänglicher Grund zur Annahme einer Identität beider. Gerade wegen dieses Nebeneinanderwohnens heißen die Aloiden auch wohl Thraker (Schol. vatic. ad Gregor Nazianz. ap. Walz. Arsenii viol. p. 395).

Wie nun schon der Name der Aloiden, so unbändig sie auch der Mythos darstellen mag, dennoch auf Ackerbau (ἀλώα) geht, so deuteten die Alexandrinischen Philologen mit viel Wahrscheinlichkeit die dreizehnmonatliche Fesselung des Ares in Il. 5, 385 auf eine friedliche Regierung jener Riesenkinder, als Königen der Hellenischen Vorzeit, durch deren Uebermacht die wilden Elemente bekämpft und die Fehden der noch wilderen Völker beygelegt wurden. Ihre Vermessenheit gegen die Götter besteht gerade in dem Kampfe wider die Elemente, deren Kräfte das sinnreiche Alterthum in seinen Göttern personifiziert hat.

Auf Naxos zeugte noch späterhin die Stadt und der Berg Nysa von der Anwesenheit und dem Einflusse der Thraker, deren National-Gott auf dieser Insel sogar geboren seyn sollte. Das weinreiche Naxos schildert die Sage wenigstens als

den Lieblings-Aufenthalt des Dionysos, wohin er einst auf einem Tyrrenischen Schiffe segelte, und wo der Mythos der Ariadne einheimisch ist. Münzen, Bildsäulen und Tempel-Ruinen erinnern dort noch jetzt an diesen Gott. So wie die Thrakische Cultur einst von Phokis nach dem rebenreichen Euböa überging, so ist gewiß auch der Verkehr zwischen der Seestadt Anthedon und Naros einst sehr lebhaft gewesen, und zwar noch zur Zeit, als die Hellenischen Colonien nach Kleinasien überschifften; denn Kastor setzt noch 177 nach Troja eine Thrakische Thalassocratie an. Nach dieser Epoche scheinen sich die Thraker so mit den Hellenen verschmolzen zu haben, daß sie keine Spur von etwas Fremdartigem zurückließen. Ihre Bildung war echt Hellenisch, und da kein Schriftsteller des Alterthums sie aus dem barbarischen Norden oberhalb Makedonien einwandern läßt, sondern da sich vielmehr ihre Wanderung und Vertreibung von Hellas aus nach dem nördlichen Thrake und über die Inseln des Archipelagus erstreckt, so müssen wir sie mit Thukydidēs als ein besonderes Volk betrachten. Die Temeniden, die Gründer des Makedonischen Reichs, vertrieben dieselben aus ihren Ursitzen in Pierien am Olymp jenseit des Strymon nach den Abhängen des Pangäischen Gebirges, wo noch der Pierische Busen, die Stadt Dion, und vielleicht auch die Dioi (wie auf Naros die Benennung Dia) an ihre Abkunft vom Olymp erinnern (Thucyd. 2, 99. Str. 9, 410 A = 629 A). Wenn Plato die Nichthellenen in Hellas für älter hält, als die Hellenen, und behauptet, diese hätten jenen rücksichtlich der Sprache Vieles zu verdanken, so zielt er offenbar auf die Thraker; und wenn der Milesier Hekataös die vorhellenische Bevölkerung von ganz Hellas barbarisch nennt,

und unter dieser Benennung auch die Thraker einschließt, so war ihm dabey doch sicherlich der Einfluß dieser auf Hellas nicht verborgen.

Noch weiter könnte man die Spur der Thrakischen Bildung in den Namen der ältesten Dichter und Volkshlehrer verfolgen, deren Thätigkeit von dem Verf. in einem andern Zusammenhange dargestellt wird, und daher in einem ganz andern Lichte erscheint, als die Bekanntschaft mit obigen Bruchstücken der Thrakischen Geschichte rechtfertigen kann. Vorher macht der Verf. jedoch noch einige allgemeine Bemerkungen über die Eintheilung der Hellenen in Aeolier, Dorier und Ionier, schildert darauf die Atlantiden, und die Kolonien: Häupter Kekrops, Kadmos, Danaos und Pelops, und gibt einige Ansichten von Kreta und Kypros. Der politische und moralische Zustand der ältesten Hellenen bildet den nächsten Gegenstand der Forschung, worauf ferner das Verhältniß der Frauen hervorgehoben wird, um auch hieraus einen Schluß auf den Character und die Sitten der Männer zu machen. Dann werden die Sagen über die ältesten Wohlthäter des Volks einzeln durchgenommen — Prometheus, Phoroneus, Theseus, Minos u. s. w., wobey man auch die Vereine für öffentliche Zwecke, wie den Amphictyonenbund, nicht vermißt. Zunächst werden die Mythen der Kureten, Korybanten, Telchinen, Idäischen Daktylen, Kerkopen, Kyklopen und Kabiren untersucht. Endlich erfolgt eine Vergleichung der Hellenischen Priester mit denen des Orients und Aegyptens, und nach einer allgemeinen Bestimmung ihres großen Wirkungskreises als Wahrsager, Philosophen, Magiker, Volkshlehrer und Dichter, berührt der Vf. die zahlreichen Ueberlieferungen, welche sich von der Macht und dem Einflusse der einzelnen Priester = Sänger unter den Hellenen

erhalten haben. Nächst Olen, Einos, Pamphos, Philammon, Thamyris und Musäos widmet der Vf. dem Orpheus eine ausführlichere Untersuchung, womit der erste Band schließt. An diesen Namen schließt sich bekanntlich das Andenken der ersten Epoche der Hellenischen Cultur. Orpheus heißt einstimmig ein Thraker, und bildet als solcher den Mittelpunkt der Sagen über die mythischen Thraker, die im Ganzen als musenliebend erscheinen, und von denen wir wissen, daß sie einst jene Orte beherrschten, um die sich alle Erinnerungen der ältesten Poesie drehen, und wo sie die Göttersitze zum ewigen Andenken ihrer religiösen und poetischen Thätigkeit geweiht haben. Auf die Thrakisch-Pierischen und Thrakisch-Helikonischen Gegenden beziehen sich auch alle Denkmäler und Sagen des Orpheus, welche man auf eine höchst unhistorische Weise durch Mißverständnis der Namen Thrake und Thrakisch auf das später sogenannte Thrake übergetragen hat, ohne die unzähligen Widersprüche und Schwierigkeiten zu bedenken, welche aus einer solchen Annahme nothwendig entstehen müssen. Besonders ist dieser Irrthum durch Alexandrinische und Römische Schriftsteller verbreitet worden, welche die Orpheus-Sagen an den Strymon, Tanais oder Hebroß, oder an das Serrhische Vorgebirge, wo Zone liegt, in der Gegend von Maroneia im Lande der Kikonen, oder in das Reich der Odryser nach Bisalte verlegen, oder das Bionische Pierien jenseit des Pangäon und des Nestos als den Schauplatz derselben angeben, ohne zu bedenken, daß erst in späteren Zeiten die Olympischen Pierier die Namen ihrer ursprünglichen Wohnsitze dorthin übertragen haben. Ja der Rhodope, das Hellespontische Thrake, der Thrakische Bosporos und Sithonia am Pontos sind für Or-

pheus in Anspruch genommen worden. Doch haben die Hellenischen Schriftsteller, welche der mythischen Vorzeit ihres Vaterlandes einige Aufmerksamkeit widmeten, und das Local der ältesten Poesie und Götterlehre selbst durchwanderten, nie an der wahren Heimath der Orpheus-Sagen gezweifelt. Diese sind in der That auch zu zahlreich, und zu innig mit der Geschichte jener Gegenden verbunden, als daß man sie für die Dichtung späterer Jahrhunderte ausgeben dürfte, wie der gelehrte Verfasser des *Uglaophamos* von seinem negativen Standpuncte aus gethan hat. Diesem Standpuncte gegenüber rechtfertigt indeß auch vorliegendes Werk auf historischem Wege das höhere Ansehen der entgegengesetzten Forschungen, die das vorhomerische Daseyn jener Sagen durch überwiegende Gründe zu erweisen gesucht haben. Die Nichterwähnung des Orpheus in den Homerischen und Hesiodischen Gedichten schadet dem Ernste und der Wahrheit dieser Forschungen gar nicht. Die frühe Verbreitung Orphischer Poesien und Orphischer Lehren, von denen schon Herodot und nachher die Alexandrinischen Kunstrichter nach reiflicher Erwägung aller Umstände Nichts für vorhomerisch anerkennen konnten, setzt doch wenigstens bestimmte mythische Erinnerungen im Volke voraus, deren Alter von Niemand bezweifelt wurde, und die nicht erst damals mit dem Ursprunge jener pseudonymischen Gedichte entstanden sind. Räthselhaft wird uns freylich immer die große Fluth von unechten Schriften erscheinen, die das früheste Alterthum unter den ehrwürdigen Namen einer langen Reihe berühmter Sänger, selbst Homer und Hesiod nicht ausgenommen, erzeugt hat. Diese vorherrschende Neigung, unter dem Ansehen allgemein bekannt

ter Namen zu dichten, muß doch einen andern Zweck, als den der künstlerischen Täuschung oder Eitelkeit gehabt haben, für einen Urpoeten der Hellenischen Vorzeit zu gelten. Wer einen schöpferischen Geist in sich fühlt, und in der Fülle dichterischer Begeisterung etwas Gelungenes hervorbringt, wird stets geneigt seyn, dieß als eigenes Werk bekannt zu machen, um sich des Dichterruhmes selbst zu erfreuen. Jeder epische *αοιδός* sang gewiß ursprünglich selbst geschaffene Lieder unter seinem eigenen Namen; aber eine spätere Zeit, der Homers und Hesiods Namen geläufiger waren, als die der vielen andern Epiker, hat die Werke der letzteren, weil sie zu derselben Dichtart gehörten und im Ganzen in Ton und Farbe damit übereinstimmten, mit den Rhapsodien jener Barden identificiert. Daß Jemand epische Gedichte unter Homers Namen nur in der Absicht verfertigt hätte, um ihnen größern Beyfall zu verschaffen, scheint sehr unwahrscheinlich zu seyn, besonders wenn man bedenkt, daß schon ein hoher Grad von Vortrefflichkeit dazu erforderlich seyn mußte, um den feinen Kunstsinne der an die echte Homerische Epik gewöhnten Hellenen zu bestechen, daß sie etwas für Homerisch anerkannten, was einem schlechtern Dichter seinen Ursprung verdankte; und in diesem Falle hätte die Sängereitelkeit gewiß ihre Rechte geltend gemacht.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

20. Stück.

Den 6. Februar 1836.

---

## G r ü n d u n g e n.

Beschluß der Anzeige: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer, etc.

Berfertigte aber Jemand im Alterthume Gedichte unter dem vielgepriesenen und ehrfurchtgebietenden Namen irgend eines uralten Priesters, Sängers oder Mystagogen, dessen Poesien schon längst verschwunden waren und mit ihnen zugleich das Criterion des Echten; so ging seine ursprüngliche Absicht wohl schwerlich auf poetische Täuschung oder auf den Genuß einer heimlichen Freude, die ihm etwa hinter der angenommenen Maske über seine gelungenen Versuche zu Theil wurde; sondern er hatte ohne Zweifel den tiefer liegenden Beweggrund, zu Gunsten irgend einer religiösen Parthey oder Instituts bestimmten Cultus-Mythen oder zeitgemäßen Dogmen, die in den allbekanntesten Gedichten nicht enthalten waren; durch das Hinaufrücken in ein höheres Alterthum



zugleich auch ein höheres Ansehen zu verschaffen. Der fromme Betrug war hier um so leichter, da die Cultus-Poesie sich nie der Oeffentlichkeit erfreute, wie die epische (denn Orphische Rhapsoden hat es nie gegeben), und da sich folglich kein Kunstsinne für diese Dichtart außerhalb der Tempel entwickelt hatte. Hier war keine Vergleichung mit echten Werken des vorgeblichen Sängers möglich, und dem täuschenden Priester, Wahrsager oder Philosophen war ein sehr weiter Spielraum gestattet. Gewisse Dinge bedürfen der Sanction eines hohen Alters, um bey dem großen Haufen Eingang zu finden. Außer diesen gab es auch eine große Menge von Mythen, welche, obgleich in den ältesten Gedichten nicht erwähnt, dennoch dieselben Ansprüche auf den frühern Ursprung in der Hellenischen Vorzeit hatten, als die Homerischen und Hesiodischen (denn wer wird glauben, daß diese den ganzen Kreis der Götter- und Heroen-Sagen der Vor- und Mitwelt erschöpft haben), und die keineswegs als das müßige Spiel einer zwecklos dichtenden Phantasie zu betrachten sind, sondern uns vielmehr zu Beglaubigungs-Urkunden des wirklichen historischen Lebens der Hellenen dienen müssen, in denen wir die früheste Geschichte der Nation und ihre religiösen Ansichten zu suchen haben.

Es ist übrigens schwer, die wahre Veranlassung zu einer jeden der zahllosen pseudonymischen Schriften in Hellas anzugeben oder auch nur zu errathen. Wer indessen für irgend einen Mythos oder Dogma eine Beglaubigungs-Urkunde dichten wollte, mußte zu diesem Zwecke einen Dichter-Namen wählen, den die Ueberlieferung im Bewußtseyn des Volks, für das er dichtete, schon geheiligt, und von dessen hohem Sänger-Ruhme

der Glaube im Volke schon allgemein und fest gewurzelt war. Oder kann Jemand thöricht genug seyn, zu behaupten, der pseudonymische Helene sey selbst so stumpfsinnig gewesen, oder habe sich sein Volk so stumpfsinnig gedacht, daß er ungestraft einen nachhomerischen Dichter in ein höheres Alterthum hinaufrücken, und durch diese grobe Unwahrheit eine ganze Nation für immer habe täuschen oder gar den Namen zuerst habe erdichtet und dann als uralt preisen können? Wenn z. B. Pythagoras und seine ältesten Schüler Brontinos, Kerkops, Zopyros, Persinos u. a. zur festern Begründung und Beglaubigung ihres Bundes (denn was für einen Zweck konnten sie sonst haben?) etwa seit 540 v. Chr. Orphische Gedichte verfertigt haben sollen, so setzt diese zeitgemäße Benutzung des alten Sängers-Namens offenbar eine allgemeine Kenntniß und Achtung desselben unter den Hellenen voraus. Dieß mußte etwa 20 Jahre später unter der Peisistratiden-Herrschaft mit Onomakritos noch mehr der Fall seyn, welcher als Einzelner vielleicht das Meiste, was zu Herodots Zeiten unter Orpheus' Namen zum Vorschein gekommen war, verfertigt hatte. Damit jedoch Niemand glaube, der hohe Ruhm des Orpheus sey erst durch die Pythagorische Schule anfangs in Unter-Italien und Sicilien, und nachher auch im eigentlichen Hellas begründet worden (die Identität gewisser Orphischer und Pythagorischer Cultus-Gebräuche kennt schon Herodot), so darf man nur auf ein Bruchstück des Sbykos aus Rhegion, welcher wahrscheinlich von einer der edlen Messenischen Familien, welche sich gegen Ol. 28 in dem schon seit Ol. 6 von Euböischen Chalkidiern gegründeten Rhegion angesiedelt hatten (daher heißt Sbykos

auch ein Messenier, denn es werden oft berühmte Dichter zu Bürgern der Mutterstadt sowohl als der Kolonie gemacht), abstammte, und bereits zu Krösos' Zeit um Ol. 52, 3 (also noch vor der Tyrannis des Polykrates) Samos besuchte, und dessen Blüthe etwa in die Zeit als Stesichoros, Alkaios und Mimnermos ihren höchsten Dichterruhm erreicht hatten, fällt, aufmerksam machen, wo Orpheus *ὄνομακλυτός* genannt wird. Hierdurch wird der Ruhm dieses Namens wenigstens 30 Jahre vor der Stiftung des Pythagorischen Bundes zu Kroton in eine Zeit hinaufgerückt, wo durchaus keine Veranlassung zu absichtlicher Erdichtung zu finden ist; folglich wäre also durch diesen festen historischen Beleg das Daseyn des Namens jenseit der zweideutigen Entwicklungs-Periode der mystischen Bildung glücklich erwiesen worden, aus deren Dunkelheit eine beschränkte Schaar deutscher Forscher den Ursprung desselben erst ableiten möchte. Alles was von dem alten Sänger erzählt wird, hat vorzugsweise eine mythische Farbe; und den Sinn und die historische Bedeutung dieser Mythen nach ihrer Entstehung und Fortbildung richtig zu fassen, ist das Geschäft des Forschers. Der Mythos muß selbst Rede und Antwort stehen über seinen Ursprung und sein Alter. Wenn z. B. Alexandros Polyhistor aus Miletos etwa 80 vor Chr. den Lesbischen Terpandros einen Racheiferer der Homerischen Epik und der Orphischen *μέλη* (d. h. des melischen Vortrags) nennt; wenn ferner der Pythagoräer Nikomachos etwa 140 unserer Zeitrechnung aus seinen Quellen berichtet, die Orpheus-Tyra sey nach der Zerreißung ihres Besitzers, von den Thrakischen Frauen in das Meer geworfen, und von den Meeresfluthen

zu der Lesbischen Stadt Antissa hinüber getragen worden, wo sie Fischer gefunden und zu Terpan-dros gebracht hätten, der sie für seine eigene Erfindung ausgab; und wenn endlich Phanokles, ein Zeitgenosse des Philetas unter Ptolemäos I. die poetische Vortrefflichkeit der Insel Lesbos von diesem Hinüberschwimmen der Orpheus-Laute ableitet, so verdient dieser höchst sinnreiche Mythos trotz der Neuheit seiner Zeugen unsere ganze Aufmerksamkeit, besonders da noch späterhin Eulianos denselben in einer geschmückteren Gestalt vorträgt und sagt, daß Orpheus-Haupt sey sammt der Laute unter Klagetönen, die der Wind aus den Saiten lockte, auf den Hebos und dann durch den Melanischen Meerbusen nach Lesbos gelangt. Der Ort auf Lesbos, wo das Haupt begraben lag, hieß Βαρχεῖον, und die Laute, fährt die Sage fort, wurde dem Apollo geweiht. Nun war aber dieß Orphische Βαρχεῖον ein in der Geschichte der Insel sehr berühmtes Orakel, welches für eine National-Anstalt des Aeolischen Stammes galt, jedoch auch von den anwohnenden Joniern benutzt wurde und noch zu Kyros' Zeiten im höchsten Ansehen stand. Myrsilos, welcher einst die Geschichte und Alterthümer seiner Geburts-Insel Lesbos bearbeitete, nennt Antissa als den Sitz dieses Orakels, von wo sich der Ruhm der Orphischen Mantik bis nach Babylon verbreitete. Wie Apollo einst die Schlange Python zu Delphi erlegte, d. h. das Schlangen- oder Erd-Orakel aufhob, um sich selbst in den Besitz desselben zu setzen; so vernichtet derselbe auch die Schlange, welche das Orpheus-Haupt auf Lesbos antastet, und befreundet sich selbst mit der Dionysischen Mantik; ja das Orpheus-Haupt selbst soll durch die Wor-

fehung in eine Schlange verwandelt worden seyn.  
 Die Schlange ist aber ein Symbol der Erde,  
 aus deren geheimnißvollen Tiefen die Mantik ab-  
 geleitet wurde. Das Hinabsteigen des Orpheus  
 und des Dionysos in die Unterwelt bezieht sich  
 auf die Todten=Drakel, wo die Psychagogie ge-  
 übt wurde, deren Geschichte sich tief im heroi-  
 schen Alterthume verliert. Ref. könnte noch eine  
 Menge Einzelheiten anführen, welche deutlich  
 beweisen, wie tief die Orpheus=Sagen in die  
 ältesten Cultusgebräuche von Lesbos eingreifen,  
 und wie viele Denkmäler und Kunstwerke an  
 Orpheus und dessen Verbindung mit Dionysos  
 und Apollo erinnern; aber das Obige wird schon  
 zu der Frage berechtigen, warum knüpften sich  
 diese zahlreichen Erinnerungen des Orpheus ge-  
 rade an das Aeolische Lesbos? Schwerlich kann  
 die spätere Blüthe der Lesbischen Lyrik Veranz-  
 lassung dazu gegeben haben; denn jene Sagen  
 waren vor dieser Blüthe bereits vorhanden. Die  
 Verehrung des Orpheus unter den Lesbiern hat  
 einen historischen Grund, welcher durch das Hin-  
 überschwimmen der Orphischen Reliquien vom  
 Thrakischen Hellas nach Lesbos mythisch angebeu-  
 tet ist. Kam nicht die gemischte Aeolische Be-  
 völkerung der Insel, etwa von 1060 vor Chr.  
 an, gerade aus jenen Gegenden, wo die Orphi-  
 sche Sängerschule einst blühte? wo die musen-  
 liebenden Thraker gewohnt hatten und zum Theil  
 noch wohnten? wo der Dionysos=Cultus zu Hause  
 war? wo Apollo wahr sagte? wo dieselben Sagen  
 und heiligen Gebräuche herrschten? Wenn uns  
 bey Forschungen dieser Art noch irgend ein siche-  
 rer Weg offen steht, das Alter und die Bedeu-  
 tung eines Mythos darzuthun, so ist es gewiß  
 die Uebereinstimmung des Local-, Stamm- und

Geschlechts = Cultus des Mutterlandes mit den Pflanzstädten. Die Gründung alter Colonien und die damit zusammenhängende Verpflanzung von Cultus = Gebräuchen ist von dem sinnreichen Alterthume sehr oft in der Gestalt von Mythen überliefert worden, deren Lösung nur durch eine genaue Kenntniß jener historischen Ereignisse be- dingt wird. Billig hat man auf dieses Verfah- ren in neuern Zeiten ein großes Gewicht gelegt; und ein tieferes Eindringen in den Kern der Mythen, und ein vernünftiges Auffassen dersel- ben in ihrem Entstehen, wird immer mehr Si- cherheit in diese Forschungen bringen, und kann noch zu wichtigen Resultaten führen.

Noch über manchen andern Punct der reichhal- tigen Forschungen, welche der erste Band liefert, möchte sich Ref. hier mit dem Verf. gern bespre- chen, wenn nicht auch der zweyte Band unsere Aufmerksamkeit in demselben Maße in Anspruch nähme, indem dieser den vielgestalteten Cultus und überhaupt das religiöse Leben der Hellenen im Einzelnen darstellt. Zuerst wird hier die Fra- ge über den ausländischen Ursprung der Helleni- schen Götter untersucht, und weder ganz bejaht noch ganz verneint. Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über den Fetischismus, und über die namenlosen Götter der Pelasger zu Do- dona, gibt uns der Verf. eine Uebersicht der äl- testen physischen Mythologie der Hellenen, wobey er die Homerischen und Hesiodischen Ge- dichte als Quellen zum Grunde legt. Dann folgt die ethische Mythologie in den Personificatio- nen des Schicksals, des Reichthums, des Rechts, des Friedens, und unzähliger anderer moralischer Ideen. Die eigentlichen Gottheiten, oder welt- regierenden Mächte, werden als drey auf einan-

der folgende Dynastien aufgeführt, das Reich des Uranos, des Kronos und des Zeus, welche der Verf. alle drey genau bestimmt, und durch alle Einzelheiten verfolgt. Besonders ausführlich ist die Schilderung des Zeus-Cultus und der übrigen großen Götter der heroischen Zeit, an welche sich dann Betrachtungen über die Ideen der Hellenen von der Unsterblichkeit der Seele, von der Belohnung und Bestrafung nach dem Tode, von der Metempsychose u. s. w. schließen. Es kann aber hier der Ort nicht seyn, diese Ansichten im Einzelnen zu prüfen, oder ihnen gegenüber andere Meinungen geltend zu machen, die eine verschiedene Richtung der Forschung für wahrer anerkennen muß. Nur über den Dionysos-Cultus erlaubt sich Ref. einige Bemerkungen. Eine der beachtungswertheften Andeutungen des ursprünglichen Sinnes, in welchem diese mystische Natur-Gottheit unter ihren ältesten Verehrern, den Kadmeionen, aufgefaßt wurde, scheint in dem Namen »Besitzer der Demeter« zu liegen, womit Pindar, der vorzugsweise ein Verehrer der Demeter heißt (Eust. Op. p. 58, 90 Tafel), den Cultus als echt Thebanisch bezeichnet. Als solcher hieß er in der Cultus-Sprache der Thebaner Zagreus-Dionysos, und war als solcher der oberste aller Götter, wie bereits der alte Dichter der Alkmaonide sagte (Etym. Gud. p. 227, 37). Andere betrachteten den Namen Zagreus bloß als poetisch (Etym. Mag. p. 406, 46); nannten aber doch den Gott einen Sohn der Persephone oder Kora, als welchen ihn auch der Attisch-Eleusinische Cultus unter dem Namen Iakchos anerkannte; und auch die Eleusinische Demeter ist Βρομίον συνέστυλος — eine Verbindung, auf welche die Alten oft anspielen, und von der auch noch mana

des alte Kunstwerk zeugt. Dionysos, nach der fruchtbaren Flur oder dem weinreichen Berge Nysa benamt, wo die Nymphe Nysa das Götter-Kind einst säugte, gehört schon seinem ursprünglichen Wesen nach als Naturgott in diesen Ideenkreis. Das Absterben der Natur im Winter und das Wiederaufleben derselben im Frühling, ward hier durch den Tod und die Wiedergeburt des Gottes ausgedrückt, so wie dieselbe Idee im Mythos des Raubes der Kora liegt, welche im Winter in der kalten keimlosen Unterwelt weilt und im Sommer auf der warmen blühenden Erde. Ferner bezieht sich auch des Zagreus Geburt durch Zeus in Schlangengestalt und durch Kora auf die Natur; und so wird es endlich klar, warum Dionysos selbst ein Sohn der Demeter heißt. Wie die Demeter ihre geraubte Tochter für die schöne Jahreszeit wieder aus der Erde holt, so stellt sie auch ihren von den Erdgeborenen (*γηγενεῖς*) zerrissenen Zagreus wieder her, und führt ihn als blühenden Jüngling ins Leben zurück. Denn Demeter ist die Erde, und heißt als solche auch *Θεμέλη* und Semele. Dionysos soll auch als Wohltäter der Menschen zuerst Ordnung und Gesetz in das Wanderleben der Hellenen eingeführt und diese an feste Wohnsitze gewöhnt haben. Daher ist er selbst ein Gott der Erde und heißt *χθόνιος*, wie Demeter (zu Lakédamon und Hermione) *χθονία*. Er hat auch seine eigenen Weihen (*τελεταί*), in denen von jeher die Omophagien und Diaspasmen als uralte symbolische Darstellungen gefeyert wurden. Bey vielen seiner Priester ist diese bildliche Zerreißung zur Legende geworden, und dem Zerreißen des Gottes selbst genau nachgebildet. Anfangs wurden Menschen zerrissen und geopfert, wie der



Trauermann Pentheus, nachher auch Thiere. Daher hieß Dionysos auch ὠμαστής, ὠμοφάγος, ὠμάδιος, ταυρόφαγος, und die dramatische Darstellung der πάδη des Gottes, über dessen διασπασμός und ἀφανισμός es besondere Cultus-Gedichte gab, zählt noch Dionys (arch. 2, 19) unter die Schrecknisse der Hellenischen Religion. Am längsten bestanden diese finstern Gebräuche auf Lesbos, Tenedos und Chios; und sie sind es, worauf Plato (de Leg. 6 p. 782 C) anspielt. Sie gehören dem Dionysos χθόνιος, dessen Ammen ebenfalls χθόνιαί heißen. Deshalb heißt er auch Hades, und seine Priester sind Melampus und Orpheus, die Dunkeln, und Orphe wird, wie Orpheus, weil sie den Apollo mehr ehrt als den Dionysos, von diesem verfolgt. Orphe, als personifizierte Finsterniß, heißt eine Nymphe des Hades, und Orpheus ein Roß des Hades. Wie die Orphische Mantik einst sehr berühmt war, und schon von Philochoros besonders geschildert wurde, so ertheilten auch die Myrinischen Ichthyomanten den Aeoliern in Kleinasien beym Erscheinen der heiligen Orphen Orakel; und der Orakel-Gott Apollo zeugt auf dem Berge Orpheus in Kyrene den Aristaios als Schutzpatron des ländlichen Segens. Ja ein Enkel des Orpheus heißt Melanthos; und Melampus, der Orpheus der Aegiver, welcher den Wein mit Wasser zu mischen gelehrt, und dessen Geschlecht den Dionysosdienst in Megara und in Tegea einführt, stimmt in der Bedeutung genau mit Orpheus überein.

Wichtig ist überhaupt die Verbindung, in welche Dionysos an verschiedenen Orten mit andern Gottheiten tritt; denn ausschließlicher National-

Gott scheint er bey keinem Hellenischen Stamme in dem Maße gewesen zu seyn, wie z. B. Apollo bey den Doriern; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß einzelne Städte ihn dafür anerkannten, wie Nysa und Orchomenos, und vielleicht auch die Insel Naxos. Aber schon bey den mythischen Thrafern erscheint er vorzugsweise in Verbindung mit Apollo; und dieser vereinigte Cultus findet sich an allen Orten wieder, wo die Thrafer einst saßen, in Thessalien am Olymp, in Böotien, zu Theben, Tanagra und Akraiphia, in Phokis zu Delphoi, und dann auch auf Lesbos. Wo dieß nicht der Fall ist, herrscht der Connex mit Demeter und Kora vor, wie zu Anthedon, Kopā am See Kopais, u. s. w. — Orpheus, der älteste Priester und Stifter der Dionysischen Weihen, ist ein Sohn des Apollo, und setzt aus Liebe zu diesem Gotte die Verehrung des Dionysos hinten, und wird deßhalb von den Bassariden zerrissen und von den Musen begraben. Orpheus, der Dionysos-Priester, steht in demselben Verhältniß zu Apollo, wie dieser zu Dionysos, so daß die Priester beider Götter oft ihre Aemter unter einander tauschen. Der Homerische Apollo-Priester Maron im weinreichen Ismaros heißt ein Pfleger der trefflichsten Reben und ein Sohn des Euanthes, offenbar eine Beziehung auf Dionysos Euanthes oder Anthios oder Antheus, der als Gott der blühenden Natur im Blumengewande erschien, nach dem die Orphiker den Frühling *ἀνθιον* nannten, dem die Athener das große Blumenfest, die Anthesterien, im Frühlinge feyerten, und dem die Phlyenser neben dem Apollo Dionysodotos Opfer brachten. Auf der andern Seite wird Eleuther oder Liber, dessen Be-

ziehung auf Dionysos Eleutherios oder Eleutherus, Eysios oder Eyseus unverkennbar ist, zum Sohne Apollo's gemacht. Der Hauptsitz dieses Apollo- und Dionysos-Cultus war Delphoi selbst, wo die mantische Seite des einen und die mystische Seite des andern Gottes als Vereinigungspunct besonders hervorgehoben und in eine Idee zusammen geschmolzen wurde. Das Grab des Dionysos neben dem Pythischen Dreyfuße am Omphalos, hochgefeuert durch die Opfer der fünf Priester, welche aus Deukalions Geschlechte stammten, deutet diese enge Verwandtschaft des Cultus genugsam an. Agamemnon soll im Apollo-Tempel zu Delphoi dem Dionysos geopfert haben; denn das Heiligthum stand unter dem Schutze beider Götter, so daß die Alten sagen konnten, im Dionysos werde auch Apollo verehrt. Ein Sohn des Dionysos heißt darum Apollo noch nicht unter den Hellenen, etwa wie Horus in Aegypten für einen Sohn des Osiris galt. Den Apollo Dionysodotos zu Phlya in Attica und den Διονύσου τὸν Ἀπόλλωνα der Delier dürfen wir nur auf die Verbindung des Cultus beider Götter, welche auf dem Parnas ihren Ursprung hatte, beziehen. Von dort gelangte dieser doppelte Cultus dann auch nach Attica, wo Dionysos unter dem Namen Melpomenos in demselben Sinne wie Apollo Musagetes verehrt wurde. Daher hatte ihn Praxiteles aus Erz gebildet mit einer Lyra vom Thyrsos gestützt; und der Thebaner Dorotheos hing seine Lyra im Tempel des Dionysos auf; ja die Dichter wurden dem Dionysos zu Ehren mit Epheu bekränzt. Die Naukratiten feyerten die Apollonischen Feste gleich den Dionysien, und der Name Κωμαῖος identi-

ficiert den Apollo mit dem Gott des Weins und der Freude. Auf dem Apollinischen Parnas tanzten Delphische Jungfrauen den fröhlichen Reigen zu Ehren des Dionysos. Die doppelte Felsenkuppe dieses Berges wird von einheimischen und Attischen Dichtern fast immer mit Bezug auf beide Gottheiten erwähnt, wo der Gott der Freude Nachts bey Fackelschein in der Mitte von Thyiaden und Phöbaden erscheint, die ihm heitere Feste feyern, wie die fröhlichen Nymphen auf dem benachbarten Helikon (Soph. Oed. T. 1105). An den ersten heitern Frühlingstagen, in welche die Dionysien fielen, dachte sich die Dichter-Phantasie den Dionysos mit Frühlingsblumen und Epheu bekränzt auf den Klippen des Parnas und dem Delphischen Felsen unter den Bakchen schwärmend und durch den Gesang des Euios begeisternd (Sappho ap. Himer. p. 594. Pind. fr. p. 630). Delphische, Böotische und Attische Localsagen und Cultusgebräuche vereinigen sich so zu der Annahme einer gemeinschaftlichen Verehrung des Apollo und Dionysos (Macrob. 1, 18 p. 308 Zeu.), so daß selbst beide ihre eigenthümlichen Attribute umtauschen. Denn so wie Apollo *καμαῖος*, *βάκχιος* u. s. w. hieß, so nannte man den Dionysos *παῖαν*, *καρνεῖος*, *ἀλεξίκακος*, *ἀκέσιος*, *ἰήιος*, *πατρῶος*, *ἀκερσεκόμης*. Und nachdem nun Dionysos einmal in Apollo's Gemeinschaft gelangt war, gesellten sich auch die Musen zu ihm, und an den Agrionen währte man sogar, er sey zu den Musen geflohen und verweile bey ihnen. Zu Olympia hatten auch die Chariten mit ihm einen gemeinschaftlichen Altar, und die Anspielungen auf dieß Cultus-Verhältniß sind bey den Alten sehr

häufig, und nicht allein in Elis wiederzufinden. Durch Apollo kam er auch in Berührung mit Artemis, und er hieß zu Athen ὀρδός, wohl in derselben Beziehung, wie Artemis in Sparta und auf dem Berge Eykone unfern Argos ὀρδία hieß; denn zu Alea in Arkadien wurden am Dionysos-Feste auf Befehl des Delphischen Orakels die Frauen eben so gezüchtigt, wie die Epheben zu Sparta am Altare der Artemis Orthia. Im Achäischen Phelloë genossen Artemis und Dionysos, und auf Aegina Apollo, Artemis und Dionysos einer gemeinschaftlichen Verehrung.

Die Vergleichung dieser und vieler anderer religiöser Sagen nöthigte schon dem besonnenen Aristoteles das Geständniß ab, Apollo und Dionysos sey dieselbe Gottheit, versteht sich, nur in gewisser Beziehung. Von den vielen Gründen, womit er diese Ansicht unterstützte, wird nur das Heiligthum des Dionysos unter den Thracischen Eignern erwähnt, wo die Priester, durch die Kraft des Weines begeistert, Orakel ertheilten, wie die Apollo-Priester zu Klaros durch den Genuß des Wassers. An den Hyazinthien, dem Apollonischen Feste zu Sparta, bekränzte man sich nach Dionysischer Weise mit Epheu; und in dem Eikymnios des Euripides kam Dionysos im Gegentheil als Lorbeerliebender Herrscher vor, so wie Aeschylus den Apollo κισσέως nannte. Die Identität beider Gottheiten scheint Aristoteles besonders in der Mantik gefunden zu haben (welche schon Euripides in der Idee des Dionysos ganz besonders hervorhebt), indem er auf den Parnass

und auf die Dionysischen Orakel unter den Thra-  
 kern hinwies, deren große Aehnlichkeit mit Del-  
 phoi schon Herodot wahrnahm, die unter den  
 Anwohnern des Olymps in großer Achtung stan-  
 den, die Alexander noch besuchte, und nachher  
 Augustus um Rath fragte. Auch die Dionysi-  
 schen Priester heißen προφηται und μάρτυς.  
 Glänzende Tempel und Heiligthümer des Dio-  
 nysos waren auf dem Berge Orbelus unfern  
 dem Håmon und Rhodope, und auf dem Hü-  
 gel Bilmiffus in Thrake. Zu Bisalte im Lande  
 der Drysen verkündete eine im schönen und  
 großen Tempel des Dionysos erscheinende Flam-  
 me die Fruchtbarkeit des Jahres; und im wein-  
 reichen Aphyliis war der Dienst des Freuden-  
 Gottes ebenfalls mit Mystik und Mantik ver-  
 bunden. Seine mystische Vereinigung mit De-  
 meter und Kora trifft man meistens nur unter  
 Völkern von Ionischer Abkunft an, und war  
 besonders in Eleusis zu Hause. Theils aus der  
 Idee der sich jährlich verjüngenden und wieder  
 absterbenden Natur, so daß Aristides (1, 52  
 ed. Dind.) den Dionysos den ältesten und zu-  
 gleich den jüngsten der Götter nennen konnte;  
 theils aus den verschiedenen Formen, den sein  
 Cultus an verschiedenen Orten annahm, und  
 aus der Verbindung, in die er mit andern  
 Gottheiten trat, bildeten sich seine verschiede-  
 nen Wiedergeburten und Genealogien, woraus  
 dann die sondernde, nach Aeußerlichkeiten ur-  
 theilende Ansicht der empirischen Mythologen  
 eben so viel Gottheiten schuf. Wiewohl nun  
 Bötien der Ursitz des Dionysos-Dienstes ist,  
 dessen Stiftung wir mit Sicherheit auf die  
 rnythischen Thraken zurückführen können, welche

Herodot für Pelasger genommen zu haben scheint — eine Verwechslung, die auch sonst im Alterthume vorkömmt — (wie er denn überhaupt jenen für die älteste Cultur-Geschichte von Hellas so wichtigen Volksstamm gar nicht beachtet hat); so wurde doch gerade hier, weil man den Gott mit der Königs-Familie des Kadmos, der selbst aus einer ursprünglichen Gottheit zu einem Könige des Landes umgedeutet war, in Verbindung bringen wollte, Dionysos zu einem Sohne der Semele, mithin zum jüngsten in der Reihe der Gottheiten dieses Namens gemacht. Seine Vereinigung mit Demeter und Kora ist aber auf alle Fälle als älter, und vielleicht als ursprünglich zu betrachten. Daher unterscheiden Mythologen und Dichter, besonders Nonnos, beständig zwischen dem urgeborenen, ἀρχέγονος, παλαιγενής Ζαγρεύς, und dem spätgeborenen ὀψίγονος Dionysos. Jedoch scheinen die beiden Formen dieses Cultus nie systematisch getrennt worden zu seyn, indem der Grundbegriff der Gottheit stets derselbe blieb, und selbst durch die vielfachen Combinationen und Modificationen nicht verdunkelt werden konnte. In der mystischen Verbindung mit den Eleusinischen Gottheiten, welche man als uralte Sägung der Eumolpiden und Rerufen betrachtete, ging sein Cultus schon früh nach Rom über.

G. H. B.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

21. Stück.

Den 8. Februar 1836.

---

G ö t t i n g e n .

E. M. der König haben sich bewogen gefunden den bisherigen außerordentlichen Professor Gervinus in Heidelberg zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät, und den bisherigen außerordentlichen Professor Dr. Kraut allhier zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät auf der hiesigen Universität zu ernennen.

E b e n d a s e l b s t .

In Folge der von der Kön. Societät bewilligten Verlängerung des Termins für die Beantwortung der Preisfrage der historischen Classe: Ueber den Handel der Araber zu Lande und zur See durch Asien, Africa, und das östliche Europa in der Periode der Herrschaft der Abbassiden. Man verlangt Belehrung über die Beschaffenheit dieses Handels, dessen Sitz, seiner Waaren und



Handelswege, nebst einer Landkarte, auf welcher die Straßen jener Handelszüge verzeichnet sind,

ist bereits am 6. Januar eine Schrift eingelaufen, mit dem Motto: *Je mets en oeuvre toutes mes moyens, pour me rendre utile.*

Der Verfasser dieser Schrift hat die Frage in ihrem ganzen Umfange zu beantworten gesucht. Nach einer kurzen Angabe und Critik der Quellen hat er seine Schrift in drey Haupttheile getheilt. Der erste: Beschaffenheit des Arabischen Handels im Allgemeinen; der zweyte der Landhandel; der dritte der Seehandel; nebst einigen Schlußbemerkungen und zwey Beylagen.

Der erste Abschnitt über die Beschaffenheit des Arabischen Handels, enthält die allgemeinen Vorkenntnisse, die zu der Beurtheilung des Einzelnen nothwendig sind. Der Verf. geht aus von der engen und unauflösblichen Verbindung, in der der Handel und die Religion bey den Arabern standen. Er entwickelt die Folgen, welche in vielfacher Rücksicht daraus hervorgehen mußten; in Rücksicht seiner Einrichtung, seiner Hauptplätze, seines Umfanges, seiner Mittel durch Caravanen und Caravansereyen, seiner Gegenstände &c. Dieß Alles wird mit eben so viel Gründlichkeit als Klarheit auseinander gesetzt.

Der zweypte Haupttheil ist dem Landhandel gewidmet, und nimmt als der wichtigste mit Recht den größern Theil der Abhandlung ein. Der Verf. hat ihn nach den drey Welttheilen geordnet, und fängt mit Africa an. Er hat hier zuerst sehr zweckmäßig eine geographische Uebersicht Nord-Africas nach den Arabischen Quellen vorangeschickt. Er beginnt alsdann mit den Ländern der Nordküste, und der damaligen Haupt-

stadt Kairwan, und geht von da in das Innere bis zu den Nigernländern; auch hier wird der Einfluß des Islam auf den Handel gezeigt; die Caravanenstraßen angegeben; die Lage der Hauptplätze möglichst bestimmt; und so wohl die ältern Arabischen Quellen, als die neuern Entdeckungsreisen benützt. Auf diese folgen alsdann die Untersuchungen über die Nil-Länder, Sennaar, Nubien, und besonders Aegypten, mit gleicher Vollständigkeit.

Die zweyte Abtheilung des Landhandels umfaßt Asien. Auch hier beginnt der Verf. mit einer geographischen Uebersicht, wie weit sich der Islam, und mit ihm die Herrschaft und der Handel der Araber verbreitete. Er geht alsdann ins Einzelne, wo das Mutterland des Islam Arabien mit seiner Hauptstadt Mekka ihn beschäftigt, dessen Wichtigkeit sowohl in Beziehung auf die Religion als den Arabischen Welthandel vortrefflich erörtert wird. Auf Arabien folgt das zweyte Hauptland, das Arabische Irak mit seiner Hauptstadt Bagdad, als Residenz der Califen zugleich der Mittelpunkt der Herrschaft und des Asiatischen Landhandels. In wie fern es beides war und blieb wird zugleich historisch erörtert. Von da geht die Untersuchung über die andern Länder des innern Asiens bis nach China fort; denn auch die Verhältnisse des Califats mit diesem sind sorgfältig erläutert. Daß auch hier allenthalben die Producte, die Stapelplätze und Caravanenstraßen angegeben werden, wird man leicht im voraus erwarten.

Der dritte Abschnitt des Landhandels ist dem östlichen Europa gewidmet; nämlich den Ländern um das schwarze Meer, die jetzt dem Russischen Scepter unterworfen sind. — Das westliche Europa ward in der Preisfrage selbst,

um ihr keinen zu großen Umfang zu geben, von der Untersuchung ausgeschlossen. Der Verf. erregt indeß in einer Note die angenehme Hoffnung, daß er auch noch den Spanisch-Arabischen Handel in einer zweyten Abhandlung erörtern wolle.

Der dritte, kürzere Haupttheil ist dem Seehandel der Araber gewidmet. Er erörtert zuerst die Beschaffenheit der Schifffahrt der Araber im Ganzen; dann die Schifffahrten auf dem Arabischen und Persischen Meerbusen; dem Indischen und Chinesischen Meere. Alles mit gleicher Sorgfalt, und mehreren gelegentlichen interessanten Untersuchungen, wie über den frühesten Gebrauch des Compass bey den Chinesen und andern.

Den Schluß des Ganzen macht die Entwicklung der Ursachen, welche den Fall des Califats vorbereiteten und herbeysführten, mit eben so viel Scharfsinn als Wahrheitsliebe.

Die beiden beygefügtten Charten werden neu gezeichnet und demnächst lithographirt werden müssen, welches die Kürze der Zeit noch nicht gestattete.

Wenn durch den angegebenen Inhalt erhellt, daß der Verf. die Aufgabe in ihrem ganzen Umfange erörtert, so empfiehlt sich die Schrift auch durch die andern Vorzüge die hier gefordert werden konnten. Die Quellen, so weit sie bisher zugänglich sind, sind mit Vollständigkeit und Critik benutzt. Die Behandlung ist des Gegenstandes würdig. Der Verf. hat sich ganz auf historischem Boden gehalten; ohne alle Hypothesen, und ohne Etymologisieren, wodurch seine Abhandlung auch ein allgemeineres Interesse erregen wird.

Ist nun gleich die Schrift ohne Concurrenz geblieben, so konnte die Königl. Societät doch

nicht anders als sie des Preises würdig erklären. Nach Eröffnung des versiegelten Bittels erschien der Name:

Friedrich Stüwe,

der Theol. und Philol. Candidat in Berlin.

Die K. Societät hat sich Glück zu wünschen daß eine der größten und wichtigsten Lücken in der Weltgeschichte auf eine so befriedigende Weise ausgefüllt worden ist. Verbindet man mit dieser Schrift zugleich die von der Berliner Academie gekrönte Preisschrift des Herrn v. Hammer über die Länderverwaltung unter dem Chalifate, so ist dadurch über den Zustand und die inneren Verhältnisse des Arabischen Reichs ein Licht verbreitet, dessen sich wenige Staaten des Orients zu erfreuen haben.

### L e i p z i g.

Bei F. A. Brockhaus, 1832: Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch von Christian Ludwig Stieglitz, d. R. u. d. Philos. Dr. u. Privatdocenten an der Universität Leipzig. XVIII u. 309 S. in 8.

Wenn wir gleich bisher schon eine nicht unbedeutende Anzahl von Schriften über das Forst- und Jagdrecht besaßen, so fehlte uns doch noch immer ein Werk, in welchem das Geschichtliche dieser Verhältnisse auf eine brauchbare Weise mit genügender Ausführlichkeit und Benutzung der erst in neueren Zeiten eröffneten Quellen und hierin gemachten Entdeckungen im Zusammenhange dargestellt wäre. Ein solches haben wir nun in dem vorliegenden erhalten. Der Verf.

desselben hatte, wie er uns in der Vorrede berichtet, da er früher selbst Forstmann war, bey großer Neigung zu den Rechten deutschen Ursprunges und deren Geschichte ein doppeltes Interesse, sich mit den Rechtsbestimmungen über Forst- und Jagdverhältnisse zu beschäftigen. Einen schätzenswerthen Beytrag hierzu lieferte er schon früher in seiner academischen Dissertation: *De jure venationem exercendi in Germania usque ad seculum XVI obtinente*. Lips. 1828. 56 S. in 8. Wenn wir unser Urtheil über das vorliegende Werk in möglichster Kürze aussprechen sollen, so ist es dieß: dasselbe liefert zwar in der Hauptsache keine neuen Resultate, es ist darin aber das in neueren Zeiten über diese Verhältnisse Angenommene mit lobenswerther Gründlichkeit aus den Quellen entwickelt, und da richtige Ansichten, so lange sie keine gehörige Quellenmäßige Unterlage haben, noch immer eines festen Halts entbehren und leicht wieder durch andere verdrängt werden können, so muß es allerdings als eine erfreuliche Bereicherung der Wissenschaft betrachtet werden. Der Verfasser hat aber seine Sätze nicht bloß durch Beweisungen auf die Quellen belegt, sondern auch die wichtigeren Stellen derselben, besonders aus den Urkunden, wörtlich abdrucken lassen; ein Verfahren, wovon er fürchtet, daß es öfter wohl bey nahe ängstlich und kleinlich erscheinen möchte, welches wir aber bey Werken über das deutsche Recht nicht bloß nützlich, sondern auch fast nothwendig finden, weil bey der Menge von Büchern, worin sich die Quellen desselben zerstreut finden, kaum von einem Leser erwartet werden kann, daß er auch nur die wichtigeren Citate sämmtlich nachschlage. Das Werk zerfällt in drey Abtheilungen, die nach den drey

Perioden, welche die Eigenthums-Verhältnisse an Wald und Jagd durchlaufen haben, gesondert sind. In der ersten sind nämlich diese Verhältnisse in den älteren Zeiten bis zu der Entstehung der Bannforste, und in der zweyten von da an bis zur Ausbildung der Landeshoheit dargestellt, während die dritte von den Veränderungen handelt, welche nach Entwicklung der Landeshoheit darin Statt gefunden haben. Die letzteren sind indessen nur bis zum sechzehnten und zum Theil zum siebenzehnten Jahrhundert fortgeführt, weil, wie sich der Verfasser ausdrückt, die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als der Schlüsselpunct der Ausbildungsgeschichte der deutschen Landeshoheit, eine Periode des Eigenthums an Wald und Jagd abschliesse, und unsere Zeit, oder wenigstens eine nicht viel spätere Zeit, eine neue Periode dieser Geschichte wieder werde begrenzen können. In der That hat der Verfasser wohl nicht unrecht, wenn ihm eine Umgestaltung der Wald- und Jagdverhältnisse keineswegs mehr sehr entfernt zu seyn, und mit den ganzen jetzigen Umänderungen im Staatsleben in inniger Verbindung zu stehen, ja in vielen Staaten bereits begonnen zu haben scheint. Möchten die Erwartungen, welche er in dieser Beziehung hegt, und am Schluß des Werkes ausspricht, da sie uns ganz den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen zu seyn scheinen, recht bald in Erfüllung gehen! — Bemerkungen über das Einzelne zu machen, würde uns zu weit führen. Nur einen etwas auffallenden Fehler können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Vf. bezieht nämlich S. 132 Note 2 die Worte des Sächsischen Weichbildes Art. 1.: »Markrecht ist dieses, das die Markleut hievor bey den gezeiten

unter einander gesetzt haben von ir selbst wilkür«, auf das Markenrecht, und will daraus beweisen, daß dieses außer auf Gewohnheit auch auf autonomischen Bestimmungen beruht habe, während sie doch offenbar, wie auch die darauf folgenden Worte: »als die von Cöln über Rhein, die von Magdeburg u. andern guten Städt« zeigen, von dem Marktrechte oder Stadtrechte zu verstehen sind. Den Satz, welcher dadurch bewiesen werden soll, wollen wir hiermit aber keineswegs in Abrede stellen, da er uns auf andere Weise außer Zweifel gesetzt werden zu können scheint. Endlich können wir nicht unterlassen auf die S. 127 Note 1 befindliche Nachricht von einer in ehemals Slavischen Gegenden, nämlich bey dem Dorfe Otterndorf in der Nähe von Wurzen befindlichen Mark aufmerksam zu machen, da nicht nur der von dem Verfasser angeführte Georg Institutiones iuris forestalis §. 16 sagt, daß sich in diesen Gegenden wohl schwerlich Marken finden dürften, sondern auch nach Jac. Grimm's (Rechtsalterthümer Vorrede S. XI) Angabe, in denselben durchaus keine Markweisthümer vorkommen. Nach den bisherigen Leistungen des Verfassers müssen wir wünschen, daß er uns das Werk über die Wald- und Jagdverhältnisse nach gemeinem und particulärem Recht, zu welchem er uns in der Vorrede Hoffnung macht, nicht lange mehr vorenthalte.

Kraut.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

22. 23. S t ü c k .

Den 11. Februar 1836.

---

G ö t t i n g e n .

Zufolge eines vom Königlichen Universitäts-  
Curatorium zu Hannover an den Ober-Medi-  
cinalrath Blumenbach ergangenen Rescriptes  
in Betreff des bey Anlaß seines 50jährigen Doc-  
tor-Jubiläi durch Betrieb des verewigten Ge-  
heimen Medicinalrathes Rudolphi gestifteten  
Stipendii Blumenbachiani ist der disponible  
Zins-Fonds desselben abermahls auf die Sum-  
me von sechshundert Thalern in Golde  
angewachsen, so daß es wieder einem jungen,  
durch vorzügliche Geistesfähigkeiten sich auszeich-  
nenden, aber unbemittelten Doctor der Medicin  
als ein Reifestipendium zu seiner weitem Aus-  
bildung und zur Verfolgung eines bestimmten  
wissenschaftlichen Zweckes zuerkannt werden kann.

Da nun im nächsten März dieses Reise-  
pendium wiederum zu ertheilen ist, so werden  
diejenigen jungen Doctoren der Medicin, welche  
dasselbe zu erhalten wünschen, und sich dazu  
eignen, an den Ober-Med.R. Blumenbach sich



wenden, und demselben hinreichende Zeugnisse über ihren Lebenswandel und Character, so wie ihren Mangel an Vermögen, desgleichen ihre gedruckte Inaugural-Dissertation, oder andere von ihnen verfaßte Schriften, übersenden.

Es ist dabey von vorzüglicher Wichtigkeit, daß der Umfang und bestimmte Zweck der wissenschaftlichen Reise, zu welcher sie diese Unterstützung benutzen wollen, genau entwickelt werde.

### P a r i s.

Voyage dans les provinces de Rio Janeiro et de Minas Geraes (zwey Bände 1830. und Voyage dans le district des Diamans et sur le littoral du Brésil, (zwey Bände) 1833. par Aug. de Saint-Hilaire.

Es mag allerdings wohl schwer seyn, von Brasilien erzählen und sich dabey der Botanik enthalten; allein Länder und Gegenden können nicht wie Treibhäuser beschrieben werden, wenn der Leser ein anschauliches Bild des Totaleindrucks davon tragen soll. Nun war zwar der Zweck des zweyjährigen Aufenthalts des Verf. und seiner Reisen in den auf dem Titel angegebenen Provinzen (von 1816 bis 1818) vorzüglich ein botanischer; da er aber das Ergebnis dieser seiner Forschungen der gelehrten Welt bereits in zwey ausführlichen Werken vorgelegt hat, so sind hier die Seitenlangen Pflanzenverzeichnisse ohne Nutzen und nur störend. Bey der übrigen Beschreibung des Landes folgt der Verf. seinem Tagebuche, und daraus entspringt ein zweyter Nachtheil — daß nämlich manche Bemerkung als allgemein gültig aufgestellt wird, während eine Note besagt, daß spätere Erfahrung den Verf. eines bessern belehrt habe. Die

Beschreibungen der Städte, Dörfer, selbst einzelner Höfe, über welche der Verf. seinen Weg nahm, sind im hohen Grade detaillirt, aber nicht in einer Art, die dem Leser ein lebendiges Bild davon gäbe. Alles dieß mußte bemerkt werden, um das geringfügige Resultat allgemeiner Betrachtungen aus vier so starken Bänden, wie die vorliegenden, zu erklären. Das Hauptergebniß, was sich nach ihrer Durchlesung aufdrängt, ist: es ist nicht allein anderswo besser, als in Brasilien; sondern auch, bey der Art, wie in diesem reichen Lande gewirthschaftet wird, ist nicht abzusehen, wie der allgemein drohenden Verarmung noch bey Zeiten entgegen gearbeitet werden könnte! Man ist immer nur zu geneigt, bey solchen Erscheinungen die Schuld den Regierungen bezumessen. Die unverzeihlichen Fehler der früheren Portugiesischen Regierung, und jetzt der Brasilianischen, sind bekannt und bestehen allerdings noch; allein bey einer solchen Zusammensetzung von Unterthanen, deren verschiedenste Eigenthümlichkeit von dem nicht abzuwehrenden Einflusse des Klimas abhängig bleibt, mag die Aufgabe wohl schwer seyn, nach Europäischen Begriffen zu regieren. Alle Classen der sparsamen Bevölkerung verachten sich gegenseitig; der alte Portugiese den eingebornen Indianer; dieser den frey gewordenen Neger und Mulatten; und der später eingewanderte Europäer alle andern. Obgleich diese verschiedenen Abstufungen von Einwohnern oft in gleicher Anzahl an dem nämlichen Orte wohnen, so wirkt doch jene hochmüthige Verachtung auf Umgang und gemeinsames Zusammenwirken so absondernd wie Kastengeist. Im Einzelnen ist diese Abneigung auch wieder von Provinz gegen Provinz eben so tief begründet; die schwache Regierung

von Rio de Janeiro bot Jahrhunderte lang alles auf, dieselbe wach zu erhalten, um leichter nach Willkühr regieren zu können, bis nun endlich dieser Provinzialhaß erblich geworden ist. Dazu kommt nun ein Klima, das in den fruchtbarsten Provinzen zur Unthätigkeit nöthigt; eine Unthätigkeit, die jene allgemein herrschende Langueweile verbreitet, und in Gefolge dieser zum übermäßigen Genuße des Branteweins reizt. (Nur höher in den Bergen fand der Verf. die Menschen regsamer, höflicher und verständiger). Jeder Schritt, jedes Handaufheben, ja selbst jedes gesprochene Wort ist dort eine Last, der man sich zu entheben sucht; und selbst der Maulthiertreiber, der seine Waaren zur Stadt bringt, zeigt ihren Verkauf und was er feil hat, durch Aufsteckung eines grünen Zweiges an, dessen Bedeutung man kennt, um der Anstrengung des Ausrufens und Feilbietens überhoben zu seyn. Daher ist denn auch der Eindruck, den die bevölkersten Städte machen, kein anderer, als der der tiefsten Stille, von keinem Geräusche unterbrochen; alles scheint hier zu ruhen, auszuruhen, zu schlafen. Selbst auf dem Theater zu Villa Rica fand der Verf. die Schauspieler bewegungslos gegen einander gerichtet, und ihre Rollen kalt hersagen, als wäre es eine Lektion in der Schule. Fast in allen Städten und größeren Orten ergab sich, daß die Bevölkerung allmählich im Abnehmen begriffen war. Ein unbedeutender Handel mit den ersten Lebensbedürfnissen ernährt den Städter im Innern spärlich. In den Dörfern erblickt man nur einen Krämer und einen Schmidt, der von den durchziehenden Maulthiertreibern lebt. Hier auf dem Lande ist der große Gegenstand des Ehrgeizes, sich so weit hinauf zu arbeiten, daß man ein Senhor d'in-

ghongo, d. h. Herr einer Zuckersabrik, wird. Die ersten Einwanderer wurden dadurch reich und unabhängig, und diese Bedeutung hat sich erhalten, obgleich niemand mehr reich dabey wird, weil solche Anlagen jetzt in allzu kleinem Maßstabe gemacht werden. Dabey ist die Er- giebigkeit des Zuckerrohrs sehr von dem Boden abhängig. Nachdem es gepflanzt worden und ein Jahr übergestanden hat, kann es in der Re- gel zwey Jahre lang geschnitten werden, ehe es ausgeht; im besten Boden hingegen steht es zwölf Jahr nutzbar. Außer der Zuckersiedererey treibt der Gutsbesitzer Viehzucht, Gerbererey, Salpeter- gewinnung (in einzelnen Provinzen), Taback und Baumwollenzucht; Getreide ist kein Bedürfniß im Großen. Der Verf. widmete der von frü- heren Reisenden aufgestellten Behauptung, daß in Brasilien der Taback wild wachse, eine sorg- fältige Untersuchung, und fand sie ungegrün- det. Die Baumwolle, die wie Mais gesäet wird, schießt gleich im ersten Jahre Manns hoch auf, voll von wollhaltigen Kapseln. Zur Ver- vollkommnung aller dieser Producte geschieht je- doch nichts. Flachs und Hanf würde gut fort- kommen, wie einzelne Versuche bewiesen haben, wird aber der mühsamen Gewinnung wegen völ- lig vernachlässigt; man findet es bequemer, sich der Riemen statt Bindfaden und Stricke zu be- dienen. Wie auf solche Weise der Landbauer nicht wohlhabend werden kann, so eilt vollends in den Goldprovinzen alles der Verarmung entgegen. Das Goldwaschen ist nicht mehr er- giebig, wie sonst, und kostet viel Arbeiter; das seit Jahrhunderten beobachtete unverständige Ver- fahren bey dem Auffuchen des goldhaltigen Gesteins, wodurch der Boden rücksichtslos durchwühlt wird, hat allen Humus dergestalt zu unterst gekehrt,

daß an eine Benutzung des Bodens durch Ackerbau gar nicht mehr zu denken ist. Wenn dieses Uebel besonders die Provinz de Minas betrifft, so erregt das leichtsinnige Niederbrennen der Urwaldungen in andern Provinzen eine ähnliche Besorgniß für die Zukunft durch den daraus entspringenden Holzangel, der jetzt schon fühlbar wird. Man erstaunt, was der einzelne Mensch selbst in der unerschöpflich scheinenden Natur vernichten kann! Der Verf. prophezeit wiederholt, daß in wenigen Jahren die Zufuhr von Schiffsbaumholz, Planken und Brettern aus Europa erforderlich fallen werde. Eine merkwürdige Angabe des Verf. als Botanikers ist, daß aus dem niedergebrannten Holzgrunde, so wie er kaum erkaltet, Pflanzen wild empor schießen, die sonst rings umher nirgends wachsen. — Von der Verwaltung ist wenig zu sagen, da jeder Gouverneur in seiner Provinz ziemlich unumschränkt regiert; doch bemerkt der Verf. nichts von directem Bedruck und Willkühr, was sich wohl daraus erklärt, daß der Staat sich in wenig mehr einmischet, als zur Sicherung und Erhebung der Zölle, Zehnten und Steuern nöthig ist. Polizeyliche Anstalten bemerkt man nirgends; selbst in bedeutenden Städten sind keine Wochenmärkte, und daher stete Verlegenheit um Lebensbedürfnisse und folglich Theuerung. Um so auffallender ist die Sicherheit, mit der man reist. Dem Verf. begegnete keine Gewaltthatigkeit irgend einer Art, als daß einst einer seiner Europäischen Begleiter von zwey Schneidern, die aus dem Busch hervorstürzten, angefallen wurde — jedoch nur um ihm das Maß seines neumodigen Ueberrocks mit Gewalt zu nehmen. Die bürgerliche Gerichtsverfassung, wie sie über ganz Brasilien besteht, wird folgendermaßen be-

schrieben. Jede Provinz oder Capitaney hat einen Gerichtshof aus zwey Arten von Richtern; juizes ordinarios und juizes de fora. Die ersten sind ohne Rechtskenntniß und entscheiden bloß nach Billigkeit; die andern sind Rechtskundige. Die Parteyen wählen zwischen beiden. Die Billigkeitsrichter werden alle drey Jahre neu gewählt. Nach ihrem Abgange können sie wegen Unbilligkeit belangt werden, wenn sie bey ihrer Entscheidung nicht einen Grefier um Rath gefragt haben, den sich daher auch jeder hält. Die Appellationen gehen nach Rio — man bekommt aber keine Antwort, wenn man nicht selbst hinteran reist, und das ist für manche Partey eine Reise, auf der man drey Monate zubringt! Allein auch in der ersten Instanz ist die Justiz käuflich. — Die Geistlichkeit treibt offene Simonie, und verweigert die Sacramente und die eheliche Einsegnung, wenn keine Bezahlung vorangeht. Die Religion ist ohne moralische Grundlage, und der Gottesdienst bloß äußere Form; der Verf. sah in ganz Brasilien nie mehr als zwey Bibeln. Das beste ist, daß die Geistlichkeit nicht heuchelt; sie zeigt sich offen, wie sie ist. — Eine sorgfältige Nachforschung hat der Verf. der noch immer bestrittenen Frage gewidmet, ob die Butocuden Menschenfresser seyen? Die Sage ist in Brasilien allgemein verbreitet, und auch die einzelnen Butocuden, mit denen der Verf. sich verständigen konnte, bejahten jene Frage. Allein bey der zweyten: Ob Zeuge selbst einem solchen Schreckensmahl beygewohnt? war die Antwort jedesmal: Nein — aber er habe dazu beygetragen, daß einst ein Neger gefressen worden. Der Verf. vermuthet daher, daß diese Wilden sich in dem von ihnen verbreiteten, aber ungegründeten Gerüchte

gefallen. Die sehr umständliche Beschreibung des Verfahrens bey Gewinnung des Goldes und der Demanten enthält für deutsche Leser früherer Reisebeschreibungen nichts Neues.

Bl.

## E b e n d a s e l b s t.

Bey Lebrault: Mémoires géologiques et paléontologiques, publiés par A. Boué. Tome premier. Avec quatre planches. 1832. XVI und 362 Seiten in Octav.

Für keinen Zweig der Naturkunde ist ungebundene Beweglichkeit derer, welche das Feld der Wissenschaft anbauen, erspriesslicher, als für die Geologie. Seitdem die Erforschung des Baues der Erde eine vergleichende geworden, hat die Geologie die bewundernswürdigen Fortschritte machen können, welche ihr erlauben, eine ehrenvolle Stelle unter den früher herangebildeten Schwester-Wissenschaften einzunehmen. Aber wie weit und wie oft ist zu wandern, um in der vergleichenden Geologie zu irgend einem sicheren Resultate zu gelangen. Glücklich daher für die Wissenschaft, daß es Männer gibt, die in der unabhängigen Lage sich befinden, welche das Reisen begünstigt. Wie viel hat die Geologie dadurch einem Alexander von Humboldt, einem Leopold von Buch zu verdanken; und welche rasche Fortschritte hat die Wissenschaft darum in England machen können, weil hier die Anzahl der unabhängigen Forscher ungleich größer ist, als in andern Ländern. Der Herausgeber obiger Schrift gehört zu den Geologen, welche durch ihre Lage in den Stand gesetzt werden, viel zu reisen. Seiner großen Beweg-

lichkeit und seinem glühenden Eifer hat die Geologie schon viel zu verdanken; und wenn gleich seine Arbeiten nicht immer das Gepräge lange mit Ruhe fortgesetzter, tief eindringender und möglichst erschöpfender Untersuchungen führen, so lassen sie doch nie die lebendige Auffassung und den Scharfblick ihres Urhebers verkennen; und tragen stets dazu bey, die Theilnahme zu wecken, und die Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände oder neue Seiten zu lenken. Dabey ist zu rühmen, daß Herr Boué, der zwar deutsche Bildung genossen, aber doch gewöhnlich nicht in Deutschland lebt, sich möglichst vollständige Kunde von Allem zu verschaffen strebt, was für Geologie geschieht; daß er mit Unparteylichkeit die Verdienste Anderer anerkennt; mit Freymüthigkeit abweichende Meinungen bekämpft; aber auch ohne Zaudern und ohne Empfindlichkeit sich von eigenen Irrthümern überzeugt, und unhaltbare Behauptungen zurücknimmt.

Herr Boué fing im Jahre 1829 an, in Verbindung mit zwey Freunden, in Paris ein Journal de Géologie heraus zu geben; aber schon nach einem Jahre zerschlag sich diese Unternehmung. Ihre Stelle sollte eine, nach unbestimmten Fristen fortzusetzende Sammlung geologischer, von ihm selbst und von Anderen verfaßter Abhandlungen einnehmen, von welcher uns bis jetzt nur der erste Band zugekommen, dessen lehrreichen Inhalt wir hier kurz angeben wollen.

Die erste Abhandlung: *Considérations générales sur la distribution géographique, la nature et l'origine des terrains de l'Europe*, von dem Herausgeber, ist an Umfang und Gehalt eine der bedeutendsten in vorliegendem Bande, aber schon aus Leonhard's



Zeitschrift für Mineralogie vom Jahre 1827 bekannt. — *Résumé des observations conchiologiques de M. Deshayes, relativement au classement des dépôts tertiaires.* Durch Vergleichung der lebenden Conchylien mit den fossilen Arten aus den tertiären Schichten von Europa, und der fossilen Arten dieser Ablagerungen ist Herr Deshayes dahin gelangt, drey verschiedene tertiäre zoologische Epochen zu unterscheiden, die durch das Gesammte der dazu gehörigen Arten, so wie durch das Verhältniß zwischen den Untergegangenen und denen, welche mit den lebenden übereinstimmen, charakterisiert werden. Gegen das von Herrn Deshayes angewandte Verfahren und die dadurch erlangten Resultate ist zum Theil die folgende Abhandlung des Herausgebers gerichtet: *Essai pour apprécier les avantages de la Paléontologie, appliquée à la Géologie et à la Géogénie.* Es wird darin gezeigt: daß bey dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse von den lebenden und fossilen Conchylien, jene Resultate unsicher seyen; daß man überhaupt die Anwendung, welche man von der Vertheilung der Petrefacten auf die geognostische Classification macht, nicht zu weit treiben dürfe; und daß man auch ganz unabhängig von den Erfahrungen über das Vorkommen der Reste organisirter Wesen in den Erdrindlagen bedeutende Fortschritte in der Bestimmung der Lagerfolge machen, und daraus wichtige Folgerungen für die Geogenie ableiten könne. — *Le Déluge, le Diluvium, et l'époque alluviale ancienne.* Von dem Herausgeber gegen die Ansichten von Buckland, Cuvier u. A. über die Wirkungen der Sündfluth gerichtet. Wenn gleich viele Theile der Erdoberfläche

Ueberschwemmungen erlitten hätten, so habe man doch bis jetzt keine Beweise für eine so allgemeine Fluth, als sie von Moses angegeben, und von vielen Gelehrten angenommen worden. Die alten Alluvionen oder das sogenannte Diluvium, oder selbst nur einzelne Theile dieser Ablagerungen, seyen von der angeblichen historischen Sündfluth nicht abzuleiten; daß man, wenn man den innigen Zusammenhang zwischen den neueren und älteren Alluvionen, so wie zwischen diesen und den weit früheren Absätzen beachte, die jetzigen geologischen Phänomene nur als eine Fortsetzung der früheren ansehen könne. — *Observations sur le sol tertiaire tel qu'il est congru par M. Brongniart.* Mancherley Einwendungen des Verfassers gegen die in dem bekannten Tableau des terrains befolgte Classification. — *Description de divers gisemens intéressans de Fossiles dans les Alpes Autrichiennes.* Die hier von dem Herausgeber mitgetheilten Notizen betreffen die merkwürdigen, aber noch immer nicht zur Genüge aufgeklärten, geognostischen Verhältnisse der Gegenden von Hallein, Gosau, Ruffsee, des Untersberges zwischen Reichenhall und Salzburg, der Umgebung des Traunsees, der Gegend von Windisch-Gersten, Hinter-Läuffen umher Altmarkt, von Hinflau, Gams und Wand. — *Aperçu géognostique sur les dépôts le long des bords du Donetz, dans la Russie méridionale, par M. E. Kovalovski.* Von dem Herausgeber aus dem Russischen Bergwerks-Journal (*Gornoi Journal*) vom Jahre 1829 übersetzt. Es finden sich bedeutende Steinkohlen-Ablagerungen in jenen Gegenden, deren geognostische Verhältnisse bis

her noch völlig unbekannt waren. Hieran rei-  
 hen sich: *Notices diverses sur les Monts Al-*  
*tai*, aus dem Russischen Bergwerks-Journal  
 von 1829, 1830 und 1831 durch Herrn von  
 Lehmann, Bergwerks-Officier in Russischen  
 Diensten, übersetzt. Die einzelnen Notizen sind  
 von keinem ausgezeichneten Werthe, aber doch  
 willkommen, weil sie wenig bekannte Gegen-  
 den betreffen, und die Zeitschrift, aus welcher  
 sie entlehnt worden, außerhalb Rußland von  
 wenigen Geologen benutzt werden kann. — *Nou-*  
*velles observations sur les Bélemnites*, par  
 M. le Comte Münster. Uebersetzung einer  
 zu Baireuth 1830 erschienenen kleinen Schrift. --  
*Distribution géologique des Pétrifications*  
*de la Suède*. Par M. Hisinger. Ein Aus-  
 zug aus einer in diesen Blättern angezeigten,  
 in Französischer Sprache abgefaßten, zu Stock-  
 holm heraus gegebenen Schrift. — *Les prin-*  
*cipes de la Géologie etc.* par M. Ch. Lyell.  
 Eine kurze Darlegung des Inhaltes des be-  
 rühmten Lyell'schen Werkes. — *Examen des*  
*phénomènes de la Géologie*, qui semblent  
 avoir le rapport le plus direct avec les  
 idées théoriques, par M. W. D. Cony-  
 beare. Aus den *Annals of philosophy* vom  
 Jahre 1830 von dem Herausgeber übersetzt und  
 mit Anmerkungen begleitet, in denen die An-  
 sichten des Herrn Conybeare zum Theil be-  
 stritten werden. — *Sur les soulèvements éprou-*  
*vés par les Hautes-Alpes*. Besonders über  
 das Verhältniß der von Elie de Beaumont  
 aufgestellten Theorie zu den früheren Aeusserun-  
 gen des Verfassers über jenen Gegenstand.

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung die-  
 ser reichhaltigen Sammlung geologischer Abhand-  
 lungen entgegen.

## C a l c u t t a.

Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by the Secretary, and circulated gratis by the Members of the Society. January 1835. 64 S. in 8.

Von der dortigen Asiatischen Gesellschaft erhält Ref. als ihr honorary member — wozu er im vorigen Jahre ernannt wurde — dieß Journal zwar regelmäßig, aber bey der weiten Entfernung und den dabey unvermeidlichen Zufällen, nicht immer in der Ordnung wie es erscheint; wie denn drey jüngere Stücke schon in diesen Blättern angezeigt sind (S. g. A. 1835. St. 177. 178 u.) die früher bey uns anlangten. Das vorliegende Stück enthält 1. Analysis of a Tibetan medical work by Al. Csonma de Körös. Zwar nur ein Auszug aus dem Tibetanischen Werke, aber merkwürdig als die erste Schrift dieser Art, deren Mittheilung wir den Tibetanischen Studien des berühmten Reisenden verdanken. Es wird dem Schafia beygelegt, und ward in Cashmir aus dem Sanscrit in das Tibetanische übersetzt. Es soll in Tibet 40 Werke über die Medicin geben; das gegenwärtige heißt der Tractat in vier Theilen. Der erste Theil enthält die allgemeinen Grundsätze der Medicin. Der zweynte handelt von den Wunden; der dritte von den Krankheiten; der vierte von der Praxis. Auszüge lassen sich nicht daraus geben, weil das Ganze in kurzen Sätzen geschrieben ist; auch glauben wir nicht daß unsere Aerzte viel daraus lernen würden. Die Hauptschule der Medicin in Tibet ist in einem Kloster Chak-Phuri unweit Lassa, der Haupt-

stadt. 2. Journal of a tour through the Island of Rambree by Lieut. Foley. Rambree ist eine der kleinen Inseln an der Küste von Arracan, unweit Cheduba. Die Beschreibung ist meist geologisch, nebst einigen Nachrichten über die Bewohner, die Muggs. 3. Description of the so called Mountain Trout of Kemaon, by Dr M. Cleland. Die Fischart gehört nicht zu den Forellen, sondern bildet eine eigene Species. Die Landschaft Kemaon liegt im Innern des Himalaja an der Grenze von Nepal; mit einer Abbildung. 4. Discovery of the genuine Tea Plant in Upper Assam. Wohl der wichtigste Aufsatz in diesem Stück. Assam ist bekanntlich eine der neuesten Eroberungen der Briten durch den Birmanenkrieg. Die Engländer sind dadurch die unmittelbaren Nachbarn von China geworden; denn es stößt an Tunnan, die südwestlichste Provinz von China. Man hatte schon mehrere Nachrichten, daß dort die Theestaude wild wächst. Aber man war zweifelhaft ob es die echte Theepflanze, oder die damit nahe verwandte Camellia sey. Es war eine eigene Thee-Committee in Calcutta errichtet, um zur Gewißheit zu kommen, und dieß ist jetzt geschehen. Der Aufsatz liefert die officiellen Berichte darüber. Zuerst den Bericht der Committee an die Regierung und den General-Gouverneur. »Es ist außer allem Zweifel daß die echte Theepflanze in Ober-Assam einheimisch ist, indem sie sich in dem Gebiet der Compagnie in dem Umfange von 30 Tagereisen von Beesa bis zu der Grenze von China und der Provinz Tunnan findet, in welcher die Theestaude zu der Gewinnung der Blätter gebaut wird. Die Committee verdankt diese Gewißheit dem Eifer des Capt.

Jenkins, Befehlshaber an der Grenze, und Lieut. Charlton, welche die Proben von Blättern und Früchten überschickt haben. Die Schreiben dieser beiden Officiere werden dann mitgetheilt. Beygefügt ist auch das Gutachten des Dr Wallich, Präsidenten der Committee, Director des botanischen Gartens in Calcutta, in welchem die Verschiedenheiten der Theestaude und der Camellia wissenschaftlich angegeben, und durch eine Abbildung erläutert werden. Man betrachtet diese Entdeckung als eine der wichtigsten und folgenreichsten, und schon werden Vorschläge zu der Anlage einer Straße in jene entfernten, und fast ganz unbekanntem, Gegenden gemacht, wodurch auch neue Verhältnisse mit China werden herbeygeführt werden. Es ist in Vorschlag eine wissenschaftliche Reise nach Ober-Assam machen zu lassen, die reiche Ausbeute für die Naturgeschichte verspricht. 5. und 6. Meteorologische und Längen-Beobachtungen. 7. Proceedings of the Asiatic Society. Nachricht von der Auffindung von Knochen untergegangener Riesenthiere, unter andern eines Backen-Zahns des Mastodon Elephantiades 13½ Zoll lang. 8. Miscellaneous. Unter diesen die Beschreibung eines Seeungeheuers das in dem Golf von Bengalen erblickt ward, von der Größe eines Wallfisches, aber verschieden von diesem durch Farbe und Gestalt. 9. Meteorological Register. Wir dürfen hoffen durch dieses Journal noch viele interessante Nachrichten über Indien zu erhalten, und wollen noch bemerken, daß zum jetzigen Secretär der Gesellschaft der Herr J. Prinsep, Esq., ernannt ist, dessen Benares illustrated wir im vorigen Jahre anzeigten.

## P r e n z l a u.

Homers Werke, übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Ernst Schaumann. 1. 2. 3. Bändchen. 1835.

Wir haben die Uebersetzung der Ilias des Verfassers schon früher angekündigt (S. g. N. 1828. St. 101) und wir können, was wir zu ihrem Lobe gesagt haben, hier nicht nur wiederholen, sondern es scheint daß der Uebersetzer durch die Uebung, besonders in Rücksicht des Versbaus — die Uebersetzung ist in Hexametern — sich noch vervollkommnet hat. Die vorliegenden drey Bändchen enthalten die neun ersten Gesänge der Odyssee. Die Einleitung gibt eine Uebersicht des Inhalts des ganzen Gedichts; außerdem ist aber jedem einzelnen Gesange noch eine genauere Inhaltsanzeige vorgesetzt. Die Anmerkungen erläutern nur kurz das, was bey der Lesung Anstoß geben könnte. Die Zahl der Verse ist der im Original gleich, da der Verf. sich weder Abkürzungen noch Umschreibungen erlaubt hat. Da die Odyssee sich noch mehr als die Ilias für das größere Publicum, besonders für die Jugend, schickt, so wird ihre Uebersetzung sich auch noch eines größern Lesekreises zu erfreuen haben. Das Ganze macht eine Abtheilung der dort im Kalbesbergschen Verlage erscheinenden Uebersetzungs-Bibliothek der Griechischen und Römischen Classiker aus.

Hn.

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

24. Stück.

Den 13. Februar 1836.

---

L o n d o n.

Bey Saunders und Benning: Summary of the criminal Law; by Henry Stephen, Serjeant at Law. VI und 506 Seiten in Octav.

Eine sehr vermehrte Bearbeitung des vierten Bandes von Blackstone's bis jetzt unübertroffenen Commentaries on the Laws of England, zunächst für Leser bestimmt, die, ohne eigentliche Rechtsgelehrte zu seyn, sich mit der Criminalgesetzgebung ihres Vaterlandes bekannt machen wollen, und zugleich als Anhang besonders zu den 16 frühesten Ausgaben des gedachten Werks von entschiedener Brauchbarkeit. Der Verf. fand weder dieses, noch die einschlägigen Werke neuerer Schriftsteller geeignet, der gedachten Leserclasse eine Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Englischen Criminalverfassung zu verschaffen. Blackstone erschien ihm seit den großen Veränderungen in diesem Theile der Gesetzgebung als ein unzulänglicher und ge-



fährlicher Führer, der schon in seiner ursprünglichen Gestalt weniger gedrängt und practisch war, als es das Bedürfniß dieser Leser erfordert und überdieß noch den Nachtheil hatte, den Käufern nur als Theil eines ausführlichen und kostspieligen Ganzen zugänglich zu seyn. Die Schriften neuerer Verfasser fand er augenscheinlich nur für den Gebrauch ausübender Rechtsgelehrten geeignet, nach keinem umfassenden Plane bearbeitet und mit Unterscheidungen und Kleinlichen Einzelheiten überladen, die für den gemeinen Leser nur wenig Werth haben können. Das vorliegende Werk ist, wie am Schlusse der Vorrede bemerkt wird, keinem dieser Bände würfe ausgesetzt und nach einem umfassenden, wenn gleich gedrängten Plane zusammengetragen. Im Allgemeinen wurde darin die Ordnung von Blackstone befolgt und nur da abgeändert, wo Veränderungen in den Gesetzen selbst es erforderten oder an die Hand gaben. — Wir müssen dem Verf. das Zeugniß geben, daß er seiner Aufgabe trefflich genügte, wenn es gleich aus den hier folgenden Mittheilungen und Bemerkungen sich ergeben sollte, daß der Wissenschaft noch mancher unbefriedigte Wunsch übrig geblieben ist. Blackstone that was er konnte und sein Zeitalter erlaubte, und wer die lange Reihe von 17, seit 1765 bis hierher, mit oder ohne Glosse, erschienenen Ausgaben seines Werks überblickt, wird gewiß das Honorar von 18000 Guineen, welches er dafür bezog, für nichts weniger als übertrieben finden. Daß man aber noch 70 Jahre später das Englische Criminalrecht, mit Ausnahme weniger Veränderungen, nach dem nämlichen Plane abhandelte, welchen dieses Werk vorgezeichnet hatte, daß selbst die durchgreifende Criminalreform von 1825 und

den folgenden Jahren auf den wissenschaftlichen Vortrag, abgesehen von historischen Erörterungen, wenig oder gar keinen Einfluß bewies, scheint mit den Erwartungen, welche der Vortrag dieses großen Mannes begründete, in umgekehrtem Verhältniß zu stehen.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Anordnung des Ganzen mit einem Blicke zu überschauen, möge hier eine Uebersicht der einzelnen Bestandtheile desselben folgen.

I. Der eigentliche Umriss des Englischen Criminalrechts (von S. 1—340) besteht aus 30 hinter einander fortlaufenden Kapiteln, von denen die 3 ersten, die wir mit A) bezeichnen wollen, den allgemeinen Theil (von S. 1—12), die 13 folgenden (unter B) die Lehre von den Verbrechen (von S. 13—220), und die 14 letzten (unter C) von S. 221—340 den Proceß enthalten.

A) Allgemeiner Theil. Kap. 1. Von der Natur der Verbrechen und deren Bestrafung. 2. Von den Personen welche fähig sind Verbrechen zu begehen. 3. Von Urhebern und Gehülfen.

B) Einzelne Verbrechen. 4. Von Verbrechen gegen Gott und die Religion. 5. Von Verbrechen gegen das Völkerrecht. 6. Vom Verrath. 7. Von Verbrechen gegen die Vorrechte des Königs oder gegen seine Regierung. 8. Von Verbrechen gegen die öffentliche Gerechtigkeit. 9. Von Verbrechen gegen den Landfrieden. 10. Von Verbrechen gegen den öffentlichen Handel. 11. Von Verbrechen gegen die öffentliche Gesundheit und die öffentliche Polizen oder Verwaltung. 12. Von Mord und Todtschlag. 13. Von andern Verbrechen gegen die Person. 14. Von Verbrechen gegen die Wohnung der Eins

wohner. 15. Von dem Diebstahl und andern Verbrechen gegen das Eigenthum. 16. Von den Mitteln Verbrechen zu verhüten.

C) Proceß. 17. Von den Criminalgerichten. 18. Vom summarischen Verhör. 19. Von Verhaftbefehlen. 20. Von Einkerkelung und Bürgschaft. 21. Von den verschiedenen Arten der Verfolgung. 22. Vom Gerichtsverfahren. 23. Von Richterforderung (Certiorari). 24. Von der Stellung vor Gericht. 25. Von der Einrede und Reife zum Spruch. 26. Von der Untersuchung und Ueberführung. 27. Von dem Urtheil und dessen Folgen. 28. Von der Umstoßung des Urtheils. 29. Von dem Aufschl und der Begnadigung. 30. Von der Vollstreckung. (Nach Blackstone's Eintheilung enthielt dieser Abriß 33 Kapitel.)

In jedem einzelnen Kapitel wird, in aphoristischer Form, zuerst eine Begriffsbestimmung des abzuhandelnden Gegenstandes gegeben, dann folgt eine Uebersicht der verschiedenen Arten und Unterarten desselben nebst den vorzüglichsten dahin gehörigen Bestimmungen des geschriebenen (Statute-Law) und ungeschriebenen Rechts (common-Law) die erstern werden in chronologischer Ordnung, größtentheils mit den eigenen Worten der königlichen Gesetzgeber, angeführt; bey den lezten, so wie auch bey den zwischen beiden eintretenden Dunkelheiten und, wenigstens scheinbaren, Widersprüchen werden die Ansichten ausgezeichnete Englischer Rechtsgelehrten mitgetheilt. Wir zweifeln keinesweges, daß diese Darstellung für den vaterländischen Leser in einem hohen Grade belehrend seyn werde, wir glauben sogar daß das Ausland in mancher wichtigen Rücksicht daraus zu lernen habe; in Ansehung der wissenschaftlichen Behandlung hin-

gegen scheint sie keine Vergleichung mit dem  
 Lehrern aushalten zu können. Der erste Theil,  
 welcher die philosophischen und historischen Vor-  
 kenntnisse über die Quellen und Gründe des  
 Strafrechts und die allgemeinen Grundsätze über  
 Verbrechen und Strafen enthalten sollte, ist ge-  
 wissermaßen ein quid pro quo, welches an  
 Dürftigkeit seines Gleichen sucht. Wir sind zwar  
 weit entfernt zu behaupten, daß die Bearbei-  
 tung der allgemeinen Grundsätze des Criminal-  
 rechts in unserm deutschen Vaterlande bereits  
 auf ihren höchsten Standpunct gelangt sey, wir  
 glauben vielmehr, daß auch hier dem unbefan-  
 genen Nachdenken noch manche, die Folgerichtig-  
 keit des Ganzen störende, Lücke auszufüllen übrig  
 geblieben sey: doch dürfte es schwer seyn, in  
 dem ganzen Umfange unserer Literatur ein Werk  
 aufzufinden, in welchem dieser Theil, sey es bey  
 dem einheimischen, oder in der Darstellung ei-  
 nes ausländischen Criminalrechts so auffallend  
 mißlungen oder vielmehr vernachlässigt wäre, als  
 in dem vorliegenden. Zu einer Zeit, wo die  
 Englischen Strafgesetze größtentheils nur aus ei-  
 ner unübersehbaren Menge unzusammenhängen-  
 der, harter, nicht selten sich selbst widersprechen-  
 der, im Laufe mehrerer Jahrhunderte durch Er-  
 oberung, innere Unruhen und Kriege herbey-  
 geführter Bestimmungen bestand, wäre freylich  
 eine Aufstellung allgemeiner, leitender Grund-  
 sätze nicht denkbar gewesen; aber durch die gro-  
 ße, unter den ewig merkwürdigen Regierungen  
 Georgs IV. und Wilhelms IV. seit 1825 und  
 den folgenden Jahren von Peel und seinen edeln  
 Gehülften herbeygeführte Criminal-Reform war  
 sie möglich geworden, wenn sie gleich nur als  
 erster Versuch hätte auftreten können. Treffliche  
 Beyträge dazu würden die größtentheils von dem

Verf. selbst bey einzelnen Veranlassungen angeführten Schriften eines Wynne, East, Chitty, Ruffel, Hawkins, Reeve, Foster, Hale, Bentham und anderer ausgezeichneten Rechtsgelehrten dargereicht haben. Auch die unmittelbar auf die gedachten, mehrere Jahre vorher mit der umsichtigsten Sorgfalt vorbereiteten, Reformen bezüglichen Commissions-Berichte und Parlaments-Verhandlungen und das tiefe Studium der daraus hervorgegangenen, zwar nicht erschöpfenden, aber höchst wichtigen Verbesserungen selbst, verbunden mit einem Blicke auf die besten einschlägigen Werke des Auslandes würden bey dieser Arbeit von bedeutendem Nutzen seyn und sie selbst dem Criminalisten vom Fach unentbehrlich machen. Es wäre möglich, daß der Verf. eine Arbeit dieser Art in einer eigenen Schrift nachfolgen lassen wollte, und daß eben daraus der dürftige Inhalt der vorliegenden drey Kapitel erklärt werden könnte; auf jeden Fall möchten wir, wenn anders die gegenwärtige Anzeige zu seiner Kenntniß gelangt, uns die Frage erlauben, ob es nicht seiner würdig sey, auf diesem Wege den philosophischen Leser mit dieser Dürftigkeit auszusöhnen?

Die Darstellung der einzelnen Verbrechen (Kap. IV — XVI) zeichnet sich durch Deutlichkeit und Vollständigkeit aus, die jedoch hin und wieder mit Detail überladen, auch von Streifereyen in das Gebiet veralteter oder erträumter Vergehen nicht ganz rein gehalten sind. Die Abtheilungen und Unterabtheilungen, nach welchen diese Aufzählung geschieht, scheinen ihren letzten Grund in Ideen des Mittelalters zu haben, die zu tief im Innersten der ganzen Staatsverfassung gewurzelt waren, als daß selbst die besseren Schriftsteller späterer Zeit sich we-

sentliche Abweichungen von demselben hätten erlauben können, und so erhielt sich im Widerspreche mit den ersten Grundsätzen des vernünftigen Denkens eine Classification, die mit einer natürlichen Anordnung des zu bearbeitenden Stoffes wenig oder gar nichts gemein hatte.

Nicht minder lehrreich, aber ungleich besser geordnet ist derjenige Theil welcher die verschiedenen Stadien des gerichtlichen Verfahrens umfaßt (Kap. 17 — 30). Daß keines Appellationshofes dabey gedacht wird, ist nicht die Schuld des Verfassers. Möge die bange Ahndung manches aufrichtigen Rechtsfreundes unersüllt bleiben, daß vielleicht noch mehrere Jahrhunderte dahin schwinden werden, bevor dieses Bedürfniß in seinem ganzen Umfange empfunden und durch einen zweyten Peel unter dem Schutze einer kraftvollen Regierung ins Britische Leben eingeführt wird!

II. Der von S. 340 — 475 folgende Anhang enthält eine Reihe von 15 Parlamentsacten, die für die Geschichte der neuesten Criminalreform von der höchsten Wichtigkeit sind. Dahin gehören die Acte über Verbesserung der Criminalgerechtigkeit, vom 26. May 1826, durch welche 31 frühere außer Wirksamkeit gesetzt werden, die Acte vom 21. und 22. Junius 1827 über fernere Verbesserung dieser Justiz, über Diebstahl, über boshafte Angriffe gegen das Eigenthum und über die Hundrede, durch welche vier Statute 137 frühere ihre verbindliche Kraft verlieren, die auf den Antrag von Lansdowne am 27. Junius 1828 ergangene und unter seinem Namen bekannte (Lansdown-act) Acte über die Verbrechen gegen die Personen, und mehrere andere im Laufe des letzten Jahrzehnds publicierte Gesetze in denen sämmtliche bis dahin über ei-

nen und denselben Gegenstand gültig gewesene Statute vereinigt (consolidiert), verbessert und durch Bestimmungen ergänzt werden, in denen Vernunft und Menschlichkeit vorherrscht, wenn gleich aus den aufgehobenen Statuten noch manche Härten beybehalten und Lücken übergetragen werden, deren vollständige Abhülfe einem umfassenden Criminal-Gesetzbuche vorbehalten bleibt, welches, früher oder später, der gegenwärtigen Reform das Siegel der Vollendung aufdrücken wird.

Noch bemerken wir, daß ein ausführliches alphabetisches Register den Gebrauch der vorliegenden Schrift um ein Großes erleichtert, und daß Druck und Papier von ausgezeichnete Vortrefflichkeit sind.

Böhmer.

### L o n d o n.

For Thomas and William Boone, New-Bond-Street, 1834: History of the war in the Peninsula and in the south of France, from the year 1807 to the year 1814. By W. F. P. Napier, C. B. Colonel H. P. forty third Regiment, member of the Royal Swedish academy of military sciences. Vol. IV. 589 Seiten gr. 8.

Dieser Theil der Napierschen Geschichte begreift die Feldzüge von 1810 — 1812 in sich. Auch in diesem Theile beweiset sich der Verf., so wie in den vorhergehenden seines Werks, als ein Forscher der militärischen Quellen, so weit und so lauter solche seit der kurzen Zeit, da ihm die von ihm beschriebenen Ereignisse Statt gefunden haben, zu Gebote standen; seine Darstellung ist ungemein deutlich und auch für

Ehen in der Kriegskunst verständlich, wenn sie sich die Mühe geben, den Militär-Operationen auf der Karte zu folgen. Er ist in Beurtheilung der Unternehmungen des größten Theils der Französischen Feldherren und ihrer Truppen sehr nachsichtig, man möchte vielleicht geneigt seyn, ihn einer Parteylichkeit für selbige anzuklagen. Napoleon, Soult, Suchet und mehrere der Französischen Feldherren finden in Napier einen Lobredner und Vertheidiger jeder ihrer Schritte, wie sie einen solchen unter ihren Landsleuten bisher nicht gefunden haben. Dagegen ist der Herzog von Ragusa, Marmont ein Gegenstand seiner bittersten Kritik. Seine nachtheilige Schilderung des Herzogs von Abrantes hat eine Rüge in den Memoiren der Herzogin von Abrantes veranlaßt, weshalb Napier diesem vierten Theil ein an die Herzogin gerichtetes Rechtfertigungsschreiben hat vorsehen lassen. Auf der andern Seite ist der Verf. nicht weniger bemühet, die Thaten der Engländer in das verdiente günstige Licht zu setzen, und einzelne tapfere Handlungen der Officiere und Soldaten der Vergessenheit zu entreißen. Dieß ist lobenswerth, und hat das Werk auch in England so wohl, als insbesondere in Frankreich den verdienten Beyfall gefunden. Dagegen springen die Fehler, die wir bey Anzeige der vorhergehenden Theile bemerken zu müssen geglaubt haben, so wie das Werk vorrückt um so stärker hervor. Wenn es überhaupt für einen Geschichtschreiber Pflicht ist, mit dem eigenen Urtheile höchst sparsam zu seyn, um dem der Leser, nach unparteyischer Vorlegung der Thatsachen nicht vorzugreifen, so erfordert die Natur der kriegerischen Ereignisse, bey denen der Zufall eine so große Rolle spielt, eine gedoppelte Vorsicht. Die Art der Uebungen der Truppen im Frieden, bey wel-



then man immer von Voraussetzungen ausgeht, daß diese oder jene Evolution den Feind nothwendig zu einer derselben entsprechenden Bewegung zwingen werde, verleitet leicht bey wirklichen kriegerischen Operationen von gleichen Voraussetzungen auszugehen. Bey Niemanden ist dieß mehr zu befürchten, als bey den sogenannten militärischen Gelehrten, die bey jenen Friedensübungen gemeinlich die Hauptrolle spielen, oder als tactische Lehrer bey den Militärschulen angestellt sind, womit dann gewöhnlich die Bearbeitung der Militär-Literatur verbunden ist. Allein im Kriege verhält es sich ganz anders. Erwägen wir ferner daß der Befehlshaber in den meisten Fällen die Pläne des Feindes nicht kennt, und eben so wenig von seiner Stärke unterrichtet ist, daß er sich oft in dem Fall befindet, auf einem ihm und seinen Truppen ganz unbekanntem Terrain zu operieren, und man wird leicht einräumen müssen, daß der Geschichtschreiber, wenn er sich nicht von dem Pfade der Gerechtigkeit entfernen will, seine Kritik nicht nur mit großer Schonung und Nachsicht aussprechen, sondern dasjenige, was er an die Stelle der geschehenen Unternehmungen vorschlägt, nicht als unfehlbar zum Gelingen führend vorstellen darf; denn, wer vermag den Erfolg des vortrefflichsten Operationsplans mit einiger Bestimmtheit vorherzusagen? Der Verf. bedient sich aber einer so dictatorischen Sprache, als wenn von seinem Richterstuhle keine Appellation mehr stattnehmend sey. Vergleichen wir z. B. die Sprache eines Tempelhofs, in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, mit der angezeigten. Tempelhof schrieb seine Geschichte hauptsächlich die Kriegswissenschaften zu erweitern, auch er unterzieht das Geschehene einer sorgfältigen Prüfung und erlaubt sich Vorschläge, was hätte geschehen können; aber

weit entfernt, diese als Drakelsprüche auszugeben, machte er selbst, — um der Beurtheilung seiner Leser ein freyes Feld zu lassen, — auf Einwendungen aufmerksam. Noch mißlicher als die Kritik der militärischen Ereignisse, ist die der politischen, die in jene so tief eingreifen, vorzüglich wenn der Geschichtschreiber nicht auf einem Standpunkte gestellt war, um das, was in den Cabineten vorging, anders als aus den öffentlichen Blättern, und den zur Zeit in den Feldlagern im Umlaufe seyenden Gerüchten zu kennen. Wir haben den Verf. in den vorhergehenden Theilen bereits als einen Ultra Whig kennen lernen, und die von ihm laut der englischen Zeitungen in der neueren Zeit gehaltenen öffentlichen Reden bezeichnen ihn als solchen in der größten Ausdehnung des Wortes. Wenn derselbe in letztern das politische System seines ehemaligen commandirenden Generals, des Herzogs von Wellington — dem er übrigens in seiner Kriegsgeschichte, das ihm gebührende Lob zollt — aufs Heftigste angreift: so kann man leicht errathen, daß die Administration der Tories, die während der Zeit der Dauer des Krieges in der Halbinsel den Zügel der Regierung führten, von dem Verf. die nachtheiligste Beurtheilung erfährt. Seine Kritik wird immer bitterer, und oftmals ungerecht, wenn von irgend einer Verfügung der Minister, oder den Handlungen der Agenten derselben, — deren Instructionen ihm nicht einmal bekannt sind, — die Rede ist. Als Beleg zu unserer Behauptung führen wir unter vielen Ausfällen, die sich der Verf. erlaubt, nur an, was er Cap. II. S. 131. u. f. von Canning sagt, wo er diesen in Europa so hoch geachteten Staatsmann für gänzlich unfähig, große Angelegenheiten zu führen, erklärt. Nach der dort aufgestellten Behauptung des Verf. habe Canning seine Unfähigkeit und schlechte Lei-

tung der Geschäfte, (unfitness and misconduct) nur durch seine schimmernde Beredtsamkeit (glittering oratory) versteckt. Indem Parteygeist den Verf. zu höchst gewagten Urtheilen über die Schritte seines eigenen Gouvernements verleitet, zeigt er sich zugleich zu sehr als Engländer, um bey seiner Critik des Betragens der Spanier und Portugiesen und der damaligen Regierungsbehörden derselben, den sich so stark aussprechenden National-Character dieser beiden Völker zu berücksichtigen; da wo dieser unaufhaltsam einwirkte, erblickt Napier nur Fehler der Englischen Minister und ihrer Agenten, oder findet Stoff die Regierungs- und Militärbehörden, oder einzelne Mitglieder derselben in Spanien und Portugal der Unwissenheit, Schlechtigkeit und wohl gar der Verrätherey zu beschuldigen. Wenn es überhaupt bey allen Allianzen schwer ist, die nöthige Einigkeit und das Uebereinanderhandeln in den Cabinetten und bey den zusammen agierenden Truppen auf die Länge zu erhalten, viel schwieriger mußte dieß bey einer Verbindung mit Völkern seyn, bey denen Nationaldünkel, religiöse und politische Vorurtheile, Argwohn, Mißtrauen, Falschheit und Hinterlist grell in den Vordergrund treten. Es will uns bedünken, als wenn sich der Portugiesische und Spanische Nationalcharacter, seit 1814 bis 1834, da Napier seine Geschichte dem Druck übergab, bey so vielen dem Gedächtnisse sehr nahe liegenden Ereignissen so bestimmt ausgesprochen habe, daß sich ganz andere Ursachen zu vielen Erscheinungen in dem Kriege in der Halbinsel, als der Verf. in seiner Geschichte annimmt, ohne große Mühe und ohne zu Anklagen von übelm Willen und Verrath seine Zuflucht zu nehmen, auffinden ließen. Daß die Ansichten des Herzogs von Wellington, die rein militärisch waren, nicht immer mit denen des Englischen

Cabinet's, daß so viele politische und Handelsverhältnisse mit Spanien und Portugal, wie nicht weniger die Europäische Politik im Allgemeinen, zu berücksichtigen hatte, nicht immer in Uebereinstimmung standen, liegt in der Natur der Sache; daß so wohl das Cabinet als der Herzog von Wellington den Geist dieser Völker und den des revolutionären Zustandes, in welchem sich beide damals befanden, nicht immer richtig beurtheilten, geht aus vielen Maßregeln, die theils projectiert, theils ausgeführt wurden, deutlich hervor, aber eben so sehr daß in den mehrsten Fällen eine richtige Würdigung der Ursachen und des wahrscheinlichen Ganges der Ereignisse außerhalb den Grenzen der Möglichkeit lag. Ein großer Theil der Bevölkerung in Spanien und Portugal fürchtete eben so sehr die Abhängigkeit von England, als die von Frankreich; die Portugiesen besorgten in eine noch nachtheiligere Handlungs-Balance gegen England zu gerathen, als sie schon vorher gewesen waren; die Spanier fürriethen dem Englischen Cabinet verrätherische Absichten in Betreff ihrer Colonien zu; die Civil- und Militärbehörden in beiden Ländern verlangten mit den Englischen als Alliirte und nicht als abhängige, oder wohl gar unterjochte Völker, auf gleichen Fuß behandelt zu werden, während die Engländer ihnen keine Stimme zugestehen wollten. Daher Reibungen ohne Zahl! — Unparteyische und mit der wahren Beschaffenheit der Sache bekannte Personen, werden aber dem Englischen Ministerio das Zeugniß nicht versagen können, daß dasselbe gern in die Pläne des commandierenden Generals, des Herz. v. Wellington, einging und alle Kräfte aufbot, die Ausführung derselben zu unterstützen, ein Verhältniß, in welchem nicht alle Befehlshaber von Englischen Armeen zu ihrem Cabinet gestanden haben. Glücklicher hierin war Wellington

als Marlborough, dem seine Unterhandlungen mit den Ministern, dem Parlamente, und den alliirten Höfen eben so viele und zu gewissen Zeiten noch mehrere Mühe und Sorgen machten, als die Bekämpfung Ludwigs XIV. Marlborough mußte die Feldherren und die Truppen der Alliierten, die unter seinen Befehlen standen, durch Schmeichelen und Freundlichkeit gewinnen; eine ganz andere Sprache durfte Wellington sich gegen die Spanier und Portugiesen erlauben; die regulären Truppen der letztern standen sogar unter den Befehlen Britischer Officiere.

### Leipzig und Stuttgart.

F. Scheible's Verlags-Expedition, 1835: Beiträge zur Aufhellung der Verbindung der menschlichen Frucht mit dem Fruchthälter und der Ernährung derselben. Mitgeth. in der anat. physiol. Abth. der im Sept. 1834 in Stuttg. versammelten Naturforscher von F. A. Ritgen. Mit 3 Taf. Abbild. Fol. 78 Seiten.

Ueber einen so wichtigen Gegenstand, wie derjenige ist, welchen der Titel in vorstehender Schrift bezeichnet, können wir nicht genug Resultate, aus Beobachtungen geschöpft, erhalten, die selbst dann von großem Werthe sind, wenn sie auch nur früher aufgefundenes bestätigen: wir müssen es daher dem scharfsinnigen Verf. Dank wissen, daß auch er eine sich ihm dargebotene Gelegenheit, die Gebärmutter mit dem Fruchtkuchen an einer im vorletzten Schwangerschaftsmonate Gestorbenen zu untersuchen, benutzt und uns die Ergebnisse seiner Untersuchungen mitgetheilt hat. Er gibt zuerst die Erklärung der Abbildungen, von welchen die eine Tafel coloriert ist, und geht sodann 1) zur Betrachtung des Gewebes der hochschwangeren Gebärmutter über, woran er 2) die Be-

trachtung des Fruchtnestes oder der sogen. hinfälligen Häute reiht. Letztere entsteht nach des Verf. Ansicht durch eine Art von gesundheitsgemäßen Entzündungszustand, worauf gerinnbarer Schleim in der innern Gebärmutterwand abgesondert wird, der sich zu einem häutigen Gebilde gestaltet, dem ursprünglichen Nestsacke, welcher in der Gegend des Muttermundes und den beiden innern Eyleitermündungen offen, aber durch Schleimpfropfe geschlossen ist. Das ankommende Ey drängt die decidua vor sich her, und stülpt diesen Theil des Sackes in dessen Höhle eben so ein, wie das Herz den Herzbeutel (Bildung der reflexa). Al-

wieder eine Stimme mehr für diese Einstülpung! 3) Betrachtung der Flocken des Eyes. Hier unterscheidet der Verf. 1) die Stämme und Aeste, welche vom Chorion zur hinfälligen Haut verlaufen, an jenem und an dieser befestigt sind; 2) seitliche Verzweigungen, welche von jenen ausgehend, in freye Spitzen endigen: 3) zurückgewachsene Verzweigungen, welche sich als rückwärts umgewachsene Fortsetzungen der Stämme und Aeste an den Verwachsungsstellen mit der decidua darstellen. Die Flocken bilden besondere Gruppen, zwischen welchen sich die decidua serotina am Ende des 3ten bis zum Ende des 10ten Schwangerschaftsmonats tiefer und tiefer ein senkt. Indem die decid. serotin. den Einstülpungstrichter der decid. reflex. an seinem Rande ausfüllt, sperrt sie die Flocken von dem Blute ab, und verschließt dieselben in eine wahre Höhle. Diese Flockenhöhle wird durch die Einsenkungen der serotina und der damit verschmolzenen Gebärmutterwand zwischen die Flockengruppen in eben so viele Abtheilungen getrennt, als es besondere Flockengruppen gibt. Alle diese Abtheilungen der allgemeinen Flockenhöhle stehen nach des Verf. Beobachtungen untereinander in

offener Verbindung, indem die Einsenkungen der serotina und der Gebärmutterwand sich nicht bis zum chorion zu erstrecken das Ansehen haben. Da die Flockenhöhle kein Blut enthält, der Verf. auch keine seröse Feuchtigkeit darin gefunden, so vermuthet er, daß diese Höhle während des Lebens mit serösem Gase angefüllt ist. 4. Betrachtung der Ernährung des Nestes und der Frucht. Unter folgenden Unterabtheilungen betrachtet der Vf. hier seinen Gegenstand: 1. Vorbemerkungen über Ernährung überhaupt. 2. Ernährungsvorgänge innerhalb des Nestes. 3. Innerhalb des Eies. 4. Innerhalb des Keimgebildes. 5. Ernährungsvorgänge innerhalb des Fötus, mit den Rubriken: Ernährung überhaupt. 2. Ernährung aus dem Blute. 3. Ernährung durch die Nerven. 4. Durch Athmung. 5. Durch basische Stoffe. 6. Ernährung vermäße unwägbarer Bestände. — Wir haben uns begnügt, hier nur den Inhalt der Schrift selbst anzugeben, indem auf das von dem Vf. näher auseinander gesezte tiefer einzugehen, dem Zwecke dieser Blätter nicht entsprochen haben würde. Nur aufmerksam wollten wir Fachgenossen auf das erschienene Werk machen, welches unter ähnlichen Arbeiten eines Baer, Breschet, Purkinje, Seiler, Belpeau zc. eine würdige Stelle einnimmt. Hätten wir eins an dem Werke auszusetzen, so beträfe dieß die bey vielen Kapiteln vom Verf. gewählte sogenannte naturphilosophische Sprache, welche überhaupt in so vielen neueren Arbeiten des Vf. störend hervortritt, und die gewiß der Verbreitung und allgemeinen Anerkennung der Schriften des geachteten Vf. im höchsten Grade hinderlich wird. Eine einfache und allen verständliche Sprache ist eben gerade bey so verwickelten Untersuchungen, wie die vorliegenden, wo noch so viel aufzuhellen ist, ein um so nothwendigeres Erforderniß. S.

S ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

25. Stück.

D e n 15. F e b r u a r 1836.

---

P a r i s.

Bey Gosselin, 1835: De la Démocratie en Amérique, par Alexis de Tocqueville, Avocat à la Cour royale de Paris. 2 Vols 384 und 447 S. in 8.

Der Verf., der sich auf dem Titel auch als Mitarbeiter an einem Werke angibt, welches unter der Aufschrift: du Système pénitentiaire aux Etats unis bekannt gemacht ist, tritt hier in die Reihe der vorzüglichsten französischen Schriftsteller über die Politik: Constant, Guizot, und Thiers. Er hat die philosophischen Ideen, die den Formen der bürgerlichen Gesellschaft zum Grunde liegen, die Constant so vortrefflich beurtheilt, noch besser begriffen als dieser; und übertrifft in der Beobachtung seiner Nation und ihrer Bedürfnisse, die beiden andern oben genannten vorzüglichen Schriftsteller. Er ist daher für die Franzosen noch mehr belehrend: und auch für andere macht sein Werk gewissermaßen eine Epoche in der ganzen Geschichte der politischen Wissenschaften.



Von Aristoteles an sind die Staatsverfassungen, die Formen in welchen die oberste Gewalt unter bürgerlich vereinten Menschen ausgeübt wird, nach der Zahl derer eingetheilt, welche sie verwalten. Einer ist Regent, oder Mehrere, (die verschiedenen Arten von Aristocratie), oder Alle (die Democratie). Der letzte Ausdruck muß wohl in einen andern verwandelt und Viele gesetzt werden: denn es ist einleuchtend, daß es in der wirklichen Welt unmöglich ist, Alle im Umfange des Gebiets geborene, oder wie es im ursprünglichen Geiste des Bürgerthums vielleicht heißen müßte, Sproßlinge des Stammes, an der Ausübung der Gewalt des gemeinen Wesens Theil nehmen zu lassen. Nur in ein paar kleinen Cantonen der Schweiz erscheint jeder Eingeborene vom achtzehnten Jahre an, auf der Landsgemeinde. Diese kommt aber nur einmal im Jahre zusammen. Wie wäre etwas ähnliches in einem größern Staate denkbar? Die reine Democratie, in welcher alle Einwohner Bürger sind, und ihr Recht als solche ausüben, muß also wohl für eine Fiction erklärt werden. Als abstractes Princip kann sie gelten. In der Wirklichkeit aber muß angenommen werden, daß die gesammten Bürger, um der Nothwendigkeit willen, und wegen ihres eigenen Vortheils, auf die Ausübung ihres Rechts verzichten, und einigen unter sich selbst gewählt, diese höchst lästige und wirklich unmögliche Ausübung der Souveränitäts-Rechte übertragen. Damit waren die Philosophen zufrieden, denn *volenti non fit injuria*: so wie auch die wirklichen Democratien sich damit begnügen mußten; so viel Zwist in ihnen auch darüber entstand, wer denn seinen Willen an die Stelle des gemeinen Willens sollte setzen dürfen. Nun aber trat Rousseau

auf, und bewies, daß die ersten Grundzüge der menschlichen Natur, als eines vernünftigen Wesens verlangen, der Mensch müsse auch im bürgerlichen Vereine nur seinem eigenen unabhängigen Willen folgen, indem er sich dem gemeinsamen Willen des Ganzen unterwerfe. Der Genfer Bürger, der sich mit Stolz Citoyen de Genève nannte (im Gegensatz mit denen seiner Mitbürger die nur bourgeois oder natifs waren), lehrte diese und die ganze Welt, in seiner Theorie der bürgerlichen Gesellschaften, daß der souveräne Mensch, so bald er Stellvertreter wähle, mit dieser einzigen Ausübung seines Bürgerrechts, dasselbe selbst vernichte. Diese Lehre fand in Frankreich Eingang, und ward auf mehrere Arten ausgebildet. Da die Herrschaft der Vernunft, wohin sie führt, in der Welt nicht dargestellt werden kann, mußte dieselbe wohl eine andere Gestalt annehmen. Kann die Democratie nicht in voller Reinheit aufgestellt werden, hieß es, so muß man sich ihr doch so viel möglich nähern. Alle Bemühungen der demokratischen Geinnten in Frankreich sind daher nur darauf gerichtet, diesen Kreis der Theilnehmer an der Souveränität des Volks zu vermehren; und der sehr lebhafteste Kampf der von 1789 an, da die Fragen des Staatsrechts anfangen practisch gemacht zu werden, bis auf den heutigen Tag geführt wird, hat immerfort die Bedingungen zum Gegenstande, an welche die Ausübung des vollen Bürgerrechts gebunden seyn soll. Da man ein gewisses Maß von Vermögen oder Einkommen, wäre es auch nur Ertrag der Industrie, dabey annehmen muß, so ist die Frage, wie hoch dieses normiert seyn soll, der Streitpunct der Parteyen. Das demokratische Princip strebt beständig, jene Zahlen herabzusetzen, und immer

mehrere Classen von Einwohnern zu Bürgern zu machen. Diese Tendenz kann, nach einer sehr treffenden, und in ihrem Zusammenhange mit dem politischen Leben der französischen Nation höchst wichtigen Bemerkung des Herrn von Tocqueville, nie gehemmt werden, so lange noch irgend ein Mensch im Lande existiert, der vom Bürgerrechte ausgeschlossen ist.

Dieses alles ist einleuchtend, und man braucht nicht nach America zu reisen, um es einzusehen, und zu begreifen. Nun aber eröffnet sich noch eine andere Ansicht der Sache. Alle theoretischen Definitionen und Lehrsätze über die wesentlichen Bestimmungen der Gesetzgebung, als eigentliche Ausübung des Rechts der Souveränität, und der Staatsverwaltung, die man *pouvoir exécutif* zu nennen beliebt hat; dieses ganze wissenschaftlich geordnete vollständige Lehrsystem über die öffentliche Gewalt, leidet an einem unheilbaren Gebrechen. Der allgemeine Wille soll sich nicht bloß in allgemeinen Gesetzen ausdrücken, sondern auch in Handlungen. Die Gränze zwischen beiden ist vermöge der menschlichen Natur nicht zu ziehen: und so viel Sophistik auch angewandt werden mag, dem großen Haufen einzureden, daß er souverän sey und bleibe, wenn er auch gleich stets gehorcht, so hat dieser große Haufe doch gemerkt, daß ihm mit der Gesetzgebung wenig gedient sey; und jeder der die Macht des großen Haufens zu seinem Vortheile anwenden konnte, hat dieselbe dazu benutzt, sich der ausübenden Gewalt zu bemächtigen. Daher ein neuer unausgesetzter Kampf der großen Classen und Parteyen im Volke, über die Gränzen der Centralgewalt, welche nothwendig ist, um die Einheit des Reichs zu sichern, und der Autorität von Departements, Cantons,

Municipalitäten. Wenn alle diese letztern auch noch so viel erlangen, so wird dadurch doch immer wieder nur eine Art von Aristocratie in ihnen die wirkliche Souveränität ausüben. Die Demokratie fordert aber, wie gezeigt worden, daß Alle nicht bloß an der Gesetzgebung, sondern auch am Regimente, an der Anwendung der Socialgewalt Theil nehmen. In Frankreich sieht man zwar ein, daß dieses ein Hirngespinnst ist. Das Gefühl aber ist durch die Erklärung der Freiheit und Gleichheit, welche zum Grundgesetze der regenerierten Nation erklärt worden, so aufgeregt, und so unbezwinglich, daß in denen welche sich davon haben ergreifen lassen, und deren Zahl nicht gering ist, Unzufriedenheit mit allem was geschieht und im Grunde mit sich selbst, herrscht. Hr v. Tocqueville sah dieses Alles ein: er erkannte die Quelle der allgemeinen Unzufriedenheit, das Mißverständnis über das was Freiheit und Gleichheit erfordern, und zugleich die Unmöglichkeit seine Nation darüber zu belehren. Auf der andern Seite hatte er in den vereinigten Staaten von Nordamerica Menschen gesehen, die in bürgerlichen Vereinen leben, die Demokratie eben so verstehen, wie sie in den philosophischen Theorien erklärt werden kann, sie unter sich eingeführt haben, und damit nicht allein zufrieden sind, sondern stolz darauf, und so fest daran halten, daß es unmöglich seyn würde, sie anzutasten. Dort ist die Demokratie, die in Europa eine Chimäre ist, realisiert, so weit es die menschliche Natur zuläßt, eine abstracte Idee in der Wirklichkeit darzustellen. Soll dieses, fragt er seine demokratisch gesinnten Mitbürger, nachgeahmt werden? Kann dieses geschehen? Wäre es gut es zu thun? Um diese Fragen befriedigend beantworten zu können,

reifete er nochmals nach America, hielt sich dort ein paar Jahre auf, unterrichtete sich durch Beobachtung, und durch Unterredung mit den einsichtsvollsten Bürgern jener Staaten, und legt seinen Mitbürgern das Resultat dieser Nachforschungen in dem Werke vor, das hier angezeigt wird. Der Gesichtspunct von dem er dabey ausgeht, und den er nie verläßt, ist dieser: Wir Franzosen haben eine populäre Verfassung (mehr oder weniger demokratisch), bey uns einführen wollen, nachdem die bestehende mit Absicht gewaltsam zerstört worden, um Platz zu einem neuen Gebäude zu gewinnen: in America ist die bestehende aus dem ersten Element des Vereins gewachsen. In Frankreich hat also die mittelst der Revolution eingeleitete und umgeschaffene Verfassung bey jedem Schritte mit den nicht ganz zerstörten (und in der That unzerstörbaren) übrig gebliebenen Bruchstücken der alten Verhältnisse zu kämpfen. In America gehen alle Principien in vollkommenem Einklange mit einander, und von der ganzen Bevölkerung unterstützt, vorwärts. Es ist also nothwendig, nicht allein die americanischen Institutionen zu erkennen, um zu wissen, ob und wie etwas davon nach Frankreich herüber genommen werden könne, sondern auch zu erwägen, wie alles in America entstanden ist. Ueber beides gewährt das Buch des Herrn von Tocqueville die vollständigste Belehrung: und es wird kaum nöthig seyn, noch hinzuzufügen, daß er, vollkommener Kenner aller Nordamericanischen Einrichtungen und Verhältnisse, aber nicht, gleich vielen seiner Landsleute, unbedingter Verehrer derselben, nur bemüht ist, das Ganze in seinem bewundernswürdigen Zusammenhange darzustellen, das Gute richtig zu würdigen, das Nach-

theilige aber nicht zu verhehlen oder zu verdecken, aber zu verkleinern, sondern auch endlich, die Gefahren welche darin liegen, im hellsten Lichte darzustellen.

Die großen Züge des Characters der Nordamerikanischen Republiken, die er zeichnet, sind folgende: Jeder Bürger fühlt sich beständig als einen Theil des gemeinen Wesens: aber als ein selbständiges Mitglied desselben. Er unterwirft sich dem Ganzen nie, aber er nimmt stets Rücksicht darauf. Er hat sein persönliches Interesse beständig vor Augen, fühlt aber auch, daß er nie für sich allein handeln kann. Diese in America in der größten Vollkommenheit ausgebildete Verbindung des Egoismus mit dem Gemeinsinne beruhet darauf, daß das Volk seine Angelegenheiten insgesammt entweder selbst besorgt, oder durch besonders dazu erwählte Mitbürger. So sind in Massachusetts z. B. in jeder Commüne neunzehn Hauptgeschäfte, zu deren jedem ein Mitglied auf kurze Zeit erwählt wird. Niemand darf die auf ihn gefallene Wahl ablehnen. Die allgemeine Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde ist einigen wenigen anvertraut, die in Neu-England Selectmen, in Neu-York Super-revisors, in Ohio Trustees, in Louisiana Kirchspiels-Sheriffs heißen. Ihrer sind in Massachusetts in jeder großen Commüne neun, in kleinern drey. Alle aber werden nur auf ein Jahr gewählt, und sie sind verpflichtet, eine Gemeinde-Versammlung zu berufen, so oft zehn Mitglieder derselben es verlangen. Die Geschwornen-Gerichte in Criminal- und in Civil-Sachen werden aus einer viel größern Zahl von Männern ausgewählt, als in England. Dazu kommen die willkührlichen Versammlungen bey jeder noch so geringen Veranlassung. So geht kein Tag

hin, an welchem der Staatsbürger nicht zu irgend einer Verhandlung mit seinen Genossen aufgefordert wird. In England leben die Menschen unter dem Schutze des von ihnen selbst erwählten Parlaments: sie treiben, jeder was er will, und berathen mit einander so viel sie wollen. In America aber sind sie unaufhörlich thätig in öffentlichen Angelegenheiten, und berathschlagen täglich, weil sie müssen, und weil sie wollen.

Für Geschäfte des gemeinen Wesens wird jeder bezahlt. Er erhält aber nur eine angemessene Entschädigung. Die Stellen welche in Europa gesucht werden, weil sie Ehre und Geld eintragen, sind in America Bürgerpflicht und lästig. Die Vernachlässigung derselben wird daher auch nur behandelt, wie anderer Streit über das Interesse einzelner. Dieses geht so weit, daß es keine Schande bringt, durch einen Richterspruch (denn auch in diesen Dingen entscheidet der Richter) abgesetzt zu werden. Nur die Richterstellen, welche Kenntnisse erfordern, deren Erwerbung einen eigenen lebenslänglichen Beruf ausmacht, werden auf Lebenszeit bestellt. Ihrer sind nur wenige: und da alle andere öffentliche Geschäfte beständig aus einer Hand in die andere gehen, so bekümmert Jeder sich um Alles was das Gemeinwesen dem er angehört, auf irgend eine Art angeht. Er weiß Alles, oder will Alles wissen, und geht mit der größten Leichtigkeit von einem Geschäfte und Berufe zum andern über. Dazu kommt noch die äußerste Mobilität des ganzen Lebens, und der stets rege Unternehmungsgeist, von dem noch weiterhin die Rede seyn wird:

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

26. 27. Stück.

Den 18. Februar 1836.

---

Paris.

Beschluß der Anzeige: De la Démocratie en Amérique, par Alexis de Tocqueville, etc.

Die stärkste Stütze dieses allgemeinen Characters, sich um alles zu bekümmern, was Mitbürger thun, liegt in den Geschwornen-Gerichten, welche die Americaner aus England mit herüber gebracht haben, die aber durch die hier ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten, einen noch weit ausgedehnteren Einfluß erhalten haben. In England dient dieses Institut dazu, die Gewalt des Richteramts in Schranken der Gerechtigkeit zu halten, alle Verhandlungen durch die Oeffentlichkeit, der Censur des ganzen Volks zu unterwerfen, und dieses über die Rechte und die Pflichten des Individui zu belehren. Auch wird der Urtheilspruch durch Geschworene in dieser Beziehung von den Schriftstellern über die Gesetzgebung und die Proceßformen häufig empfohlen. In America aber dient diese Art der Rechtspflege, wie Herr von Tocqueville zeigt, ganz vorzüglich, den Geist der reinen Demokratie auszubilden und zu unterhalten. In England ist



es vielen lästig, in Geschworen-Gerichte einzutreten. Man sucht es zu vermeiden; und die Art, wie Jurys bestellt werden, begünstigt dieses ungemein. Es ist doch nur eine kleine Zahl von Engländern, die selbst in ihnen auftreten. In America trifft es Jeden, in irgend einer Sache über die Angelegenheiten seines Mitbürgers zu entscheiden. Dagegen fühlt er beständig, daß er selbst auch dem Erkenntnisse des andern unterworfen werden kann. Daher eine allgemeine Gewohnheit, sich um Alles zu bekümmern, was der andere thut. Jeder handelt frey, und ohne Rücksichten auf Andere, in so fern er es nicht gut findet. Aber jeder weiß Alles was den Andern angeht, und was dieser thut; und dadurch erhält, in Verbindung mit allen politischen Institutionen, das allgemeine Urtheil eine unüberwindliche Kraft.

Von allem was hier gesagt ist, macht nur der sehr beschränkte Kreis der Geschäfte eine Ausnahme, die sich auf die Union der unabhängigen (jetzt 24) Staaten, aus denen die Föderativ-Republik besteht.

Diese Union war nothwendig. Ohne sie wären die Colonien nie unabhängig geworden. Es war aber sehr schwer, eine Vereinigung gegen die Suprematie von England mit der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu verbinden: und auch dieses ist auf eine in Europa völlig unbegreifliche Art geschehen. Die Rechte des Congresses und seines erwählten Präsidenten sind zwar sehr bestimmt, und beziehen sich nur auf die Verhältnisse der einzelnen Staaten zu einander und zu dem Ganzen: aber es entstehen unvermeidlich Collisionen unter diesen Befugnissen der Union und den Rechten der Staaten. Man sollte glauben bey dem ersten wichtigen Conflictte müsse das Band zerreißen: und dieß geschähe unfehlbar, wenn die Centralregierung in einen Streit mit den Regierungen der einzelnen Staaten über die Gränzen der Gewalten gerieth. Ein solcher Streit

wird aber dadurch verhindert, daß jede dieser Autoritäten handelt, ohne der andern etwas in den Weg zu legen. Jede Anwendung eines Gesetzes ist dem Spruche der Richter unterworfen. Diese geben Erkenntnisse ab: die Unionsrichter in ihrem Kreise; die Specialrichter jeden Staats im ihrigen. Jeder Richter spricht nach seiner Ansicht auch darüber, ob etwas der Constitution gemäß sey, und jedes Erkenntniß wird vollzogen. Ueber das Princip der Constitutionalität aber wird nie zwischen den Staatsgewalten gestritten. Von diesen läßt jede die andere handeln, und der Conflict der Justiz mit der Regierung, den man sich in Europa so viel Mühe gibt zu verhindern, wird in America dadurch unschädlich gemacht, daß man den Widerstreit unter den Erkenntnissen, der in Europäischen Staaten für unerträglich gehalten wird, nicht achtet. Würde ein solcher Streit ernstlich aufgenommen, so führte er allerdings unfehlbar zu einer Auflösung der Union, wie der Versuch der in Süd-Carolina kürzlich gemacht worden, und der unter dem Namen Nullification so viel Bewegungen erregt hat, deutlich zeigt.

Es erhellt aus allem diesem, wie verschieden der National Sinn der Americaner von dem französischen ist. Dieser hat Freyheit und Gleichheit zur Losung. America hingegen, Freyheit und Unabhängigkeit. Die Franzosen haben die Freyheit nebst der Gleichheit erkämpft. Jener Begriff ist aber so unbestimmt, daß über Sinn und Umfang viel gestritten werden kann und gestritten wird. Die Franzosen haben gezeigt, daß sie die Freyheit allenfalls aufgeben wollen: aber nicht die Gleichheit, welche Niemand wagen darf anzutasten. America ist mit der Freyheit geboren und hat die Unabhängigkeit erkämpft. Diese ist dort der Abgott des Volks; und was bey andern Völkern der Nationalstolz ist, das ist bey den Americanern, die kein Volk sind, sondern ein bürgerlicher Verein eingewanderter Colonisten, das Gefühl der Independenz, Unabhängigkeit des

Bereins; Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, Unabhängigkeit der Individuen.

Eine Darstellung der Verfassung der Nordamerikanischen Staaten kann leicht zu einem Ideale ausgebildet werden: wie denn auch Lafayette und andere Franzosen, die für die Unabhängigkeit von America mitgekämpft hatten, sie als ein Ideal von Vollkommenheit betrachteten, und dafür schwärmten, wie man für ein Ideal schwärmt. Doch hat sie eine sehr nachtheilige und höchst gefährliche Seite. In jeder Gesellschaft muß ein Beschluß durch Mehrheit der Stimmen gefaßt werden. Die Minorität muß sich unterwerfen. Wo aber das Privat-Interesse so mächtig ist, als in America, die Thätigkeit so frey und dreist seyn darf, so bald sie die Mehrheit auf ihrer Seite hat, wird alles leicht Beute von Factionen. In allen andern Staatsverfassungen gibt es Mittel, den Schwächern und die kleinere Parthey gegen Uebermacht zu schützen. Ein mächtiges Oberhaupt, aristocratische Corporationen, geregelte Vereine, Autorität der höchsten Gewalten, und von diesen verliehenes Ansehen untergeordneter Behörden: alles dieses fehlt der reinen Democratie. In dieser ist jede Mehrheit unüberwindlich. Daher auch die Gefahr innerer Zerrwürfnisse. Gegen äußere Feinde sind die Nordamericaner durch das Weltmeer geschützt. Innerer Streit wird nicht so leicht ausbrechen: nicht bloß weil jeder fühlt was dabey auß Spiel gesetzt würde, sondern vorzüglich, weil die weiten Strecken unbebauten Landes jeder Unzufriedenheit einen leichten Ausweg öffnen. Schaaren von Menschen wandern stets von den ursprünglichen Colonien aus, über die Alleghannberge gegen Westen, um von der ungeheuern Strecke Besitz zu nehmen, die zwischen jenen und den blauen Bergen liegt, und aus der die spärliche Bevölkerung wilder Stämme verdrängt wird.

Die hier mitgetheilte Schilderung des Verfassers könnte wohl dazu verleiten, zu glauben, daß sich in America ein vollkommenes Muster eines nach philosophischen Principien des Naturrechts gebildeten bürgerlichen Vereins finde. Welcher Triumph für diese Principien, mit denen die französische Monarchie umgeworfen und eine Reorganisation aller bürgerlichen Verhältnisse bewirkt worden! Der Verf. belehrt uns aber auch, daß dem nicht so ist. Die Principien der Selbständigkeit des Individui, seiner Unabhängigkeit von fremder Gewaltthätigkeit und Schutz gegen dieselbe, die nach den Grundsätzen der Vernunfttheorie den einzigen Zweck der bürgerlichen Gesellschaft bilden sollen, sind unzulänglich sie zusammen zu halten: und auch dieses be-  
thätigt sich in America.

Die Urgeschichte der bürgerlichen Gesellschaften weist allenthalben auf einen vorausgesetzten Einfluß höherer Weisheit und Macht. Die Philosophie will davon nichts wissen: und es ist einer der wichtigsten Zwecke ihres Bestrebens, alle religiösen Vorstellungen, als Angelegenheit des Individui, von der bürgerlichen Ordnung ganz abzusondern. Gänzliche Trennung der Religion und der Kirche vom Staate, ist die Lösung: und man beruft sich dabei auf America, wo eine vollkommene Gleichheit aller Religionen und Secten, und Gleichgültigkeit gegen dieselbe herrsche, und damit unwidersprechlich bewiesen werde, daß ein großer Staat dabei bestehen, im innern Frieden leben und stets an Zufriedenheit und Macht zunehmen könne. Allerdings haben in America alle Religionen und Secten gleiche Rechte, oder vielmehr gar keine. Es wird nie gefragt, zu welcher ein Bürger sich bekenne, obgleich sich alle in Parteyen und Secten theilen und diese einander mit fanatischem Eifer bekämpfen. Die bürgerliche Welt ist davon unabhängig; es wird aber vorausgesetzt, daß jeder

Bürger irgend einer angehöre. In den Constitutions-Urkunden steht kein Wort davon: aber wenn diese gleich nicht vorschreiben, daß jeder Bürger einer Religion anhängen müsse, so kommen doch alle in dem Gedanken überein, daß der Mensch in Beziehung zu einem höchsten Wesen stehe. Das System welches in Europa Anhänger hat, nach welchem die Religion des Menschen den Bürger nichts angeht, muß so weit ausgedehnt werden, daß auch der Atheist mit einbegriffen ist. In America aber ist dieser ausgeschlossen. Der Gedanke, daß jeder Mensch irgend einen Glauben haben, einer Secte angehören müsse, mag diese viel oder wenig lehren, ist durchaus herrschend. Herr von Tocqueville erzählt eine Thatsache, welche diese Denkart und ihre Folgen in das hellste Licht setzt.

Ein Einwohner von Chester (im Staate New-York) ward im Assisen-Gerichte aufgefordert, einen Zeugen-Eid zu leisten, weigerte sich dessen aber, mit der Erklärung, er glaube nicht an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele. Er ward in Gefolg dessen entlassen, weil man seinem Zeugnisse keinen Glauben beymessen könne, und damit war diese Sache beendigt. Wie würden in Europa die religiösen Menschen darüber geschrien, — die Freunde der bürgerlichen Ordnung ohne Religion, über den Sieg der Principien gefrohlockt haben. In America, sagt Herr von Tocqueville, verursachte der Vorfall keine Aufregung: kaum einige Aufmerksamkeit. Er ward in den öffentlichen Blättern erwähnt, als eine Thatsache, und nichts weiter. Aber der Mann der erklärt hatte, er glaube nicht an Gott und an die Unsterblichkeit, hatte sich selbst damit von der Gemeinschaft seiner Mitbürger ausgeschlossen. Er ward nicht Interdictus ab aqua et igni. Verkehr des gemeinen Lebens konnte mit ihm ferner Statt finden, aber keine andere Gemeinschaft irgend einer Art. Und das in ei-

nam Lande, wo alles durch gemeinschaftliches Berathen und Beschließen geschieht. Wie konnte ein moralischer Todter physisch in dem Lande fortleben? Was aus ihm geworden ist, weiß man nicht, denn es bekümmerte sich Niemand darum.

Die vollkommene Gleichgültigkeit des Staats gegen die religiösen Secten ist also dort etwas ganz andres, als wofür sie in Europa gehalten u. rd. Wenn jetzt in den neuen Republiken von Südamerica decretiert wird, daß alle Religionen ohne Unterschied zulässig seyn sollen, so ist dieses eine Abweichung von dem ursprünglichen Systeme der unbedingten Herrschaft der catholischen Kirche. In den vereinigten Staaten ist es der wesentlichste Grundzug der allgemeinen Denkart, die sich im Geseze ausspricht. Um dieses zu begreifen, muß man die Entstehung der Colonien, aus denen die jetzige Republik erwachsen ist, betrachten. Die Stifter verließen England, um der Tyranney der herrschenden Kirche zu entgehen. Es waren Puritaner von sehr hoch gespanntem religiösen Sinne, mit Engländer eiserner Festigkeit und Entschlossenheit ausgerüstet. Ihre Anführer waren sehr gebildete und einsichtsvolle Männer. Wie hätten solche, in der von ihnen errichteten Colonie, die Intoleranz, welcher sie sich entzogen hatten, zu Gunsten ihrer eigenen Meinungen einführen können? Sie hatten geduldet seyn wollen: und da sie herrschen konnten, führten sie allgemeine Duldung ein. Die Trennung des Staats von der Kirche hat aber auch nicht allein einen andern Sinn in America als in England, sondern auch eine andere Geschichte. In Europa wird sie gefordert; zuerst von einer Geistlichkeit, die nach der Herrschaft strebt, und hofft diese verlorene Herrschaft über den Staat wieder zu gewinnen, wenn sie sich isoliert. Diejenigen welche der geistlichen Herrschaft widerstreben, bestehen aber ebenfalls auf

der Trennung, weil sie hoffen einen Kampf mit Erfolge führen zu können, wenn sie sich von dem Einflusse der Geistlichkeit befreien: und an diese schließen sich die Feinde aller Religion an. In America aber sind es die Geistlichen selbst, welche im Gefühle ihres Unvermögens, einen solchen demokratisch-constituierten Staat zu regieren, aufrichtig allen Bemühungen danach entsagen, und verlangen, den bürgerlichen Verhältnissen ganz fremd zu bleiben, um ihren Einfluß auf die sittliche Bildung des Volks zu sichern. America kann mithin so wenig zum Beweise der Ausführbarkeit und des wohlthätigen Einflusses einer vollkommenen Trennung des Staats von der Kirche angeführt werden, daß vielmehr jedem Unbefangenen einleuchtend werden muß, daß ein Verhältniß, welches in der reinen Demokratie von Nordamerica besteht und wohlthätig wirkt, in den Europäischen Staaten, welche sämmtlich auf einer Mischung monarchischer, aristokratischer, und demokratischer Principien beruhen, unmöglich, oder verderblich seyn müßte. Auch sogar in England, aus dessen Schooße Nordamerica hervorgegangen, sind die Verhältnisse, welche hier in Frage kommen, weit näher mit Europa verwandt, als mit der vom britischen Reiche abgelöseten Republik. So thätig, so dreist, und so beharrlich auch die Partey ist, welche die Gefinnungen derer theilt, welche vor Jahrhunderten auswanderten, so werden sie dennoch in England nicht durchdringen. Staat und Kirche mag modificiert werden wie man will: eine völlige Trennung aber würde eine gänzliche Veränderung der Sinnesart des Volks voraussetzen, oder bewirken; und in diesem Sinne — in keinem andern — dürfte man sagen, daß der Untergang der Kirche den Umsturz der Monarchie nach sich ziehen würde.

Das Werk des Herrn von Tocqueville enthält auch noch eine sehr genaue Darstellung der Ver-

kenntnisse, welche unter den einzelnen Staaten der Union durch diese entstanden sind, der Rechte der Central-Regierung, und der Provinzial-Verwaltungen. Die Belehrung, welche er hier über gibt, hat ein großes Interesse in unserer Zeit, wo schon mehr als Eine Veranlassung entstanden ist, eine Auflösung der Union zu erwarten, deren Folgen auch Europa vielfach berühren würden. Wer diesen Gegenstand kennen und urtheilen will, findet in dem vorliegenden Buche die mannigfaltigste Belehrung. Es muß hier genügen, dieses anzudeuten. Eines andern Theiles des Inhalts muß indessen noch mit wenigen Worten gedacht werden.

Die vereinigten Staaten theilen sich bekanntlich in zwey sehr verschiedene Theile. In den südlichen äußert das System der Cultur durch Neger-Sclaven, den entschiedensten Einfluß auf den Nationalcharacter, und dieser wieder auf die politische Verfassung, welche doch an sich selbst in allen vier und zwanzig Staaten ziemlich gleich ist. Dieser Einfluß wird mit der Zeit immer größere Folgen haben. Democratie und Sclaverey machen einen seltsamen Contrast mit einander. Die Democratien des Alterthums hatten zwar auch Sclaven: aber eine wesentliche Verschiedenheit liegt darin, daß die Sclaven der Griechen und Römer von gleicher Menschenraße mit ihren Herren waren: die Americanischen sind von der Natur mit unauslöschlichem Stempel bezeichnet. Die Farbe und gewisse angeborene Unterschiede, welche mit der physischen Constitution, von der die Farbe herrührt, in Verbindung stehen, begründen eine Trennung, die in den Americanischen Staaten von Englischem Ursprunge nie aufgehoben werden kann. Die Weißen haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen die Schwarzen; und es ist eine Frage, die wohl der Aufmerksamkeit der Naturforscher, so wie der Moralisten, würdig wäre: ob die Neger von



Hayti, welche einen civilisirten Staat bilden, ebenfalls einen solchen Abscheu gegen die weiße Rasse haben. Franzosen und Spanier haben diesen Widerwillen viel weniger. Mulatten oder Mestizos gibt es aber auch nur in den Staaten, welche ursprünglich Spanische oder Französische Colonien, zu der Nordamericanischen Union hinzugekommen sind: Florida, Louisiana und andere die mit diesen in näherer Beziehung stehen. Zu einer vollständigen Darstellung von Nordamerica gehörte nun auch noch etwas das man bey Hu von Tocqueville vermißt. Er setzt das Verhältniß der Slaven zu den Bürgern Nordamericanischer Staaten vollkommen auseinander, und er zeigt, daß solches nicht gar lange mehr bestehen könne; er fügt das Geständniß hinzu, daß er nicht wage anzugeben, auf welche Art es werde aufgehoben werden, und was die wahrscheinlichsten Folgen seyn dürften. Er erwähnt aber der großen Maßregel nicht, welche das Englische Ministerium mit unerwartet glänzendem Erfolge durchgesetzt hat: die Emancipation aller Slaven — einer Masse von sieben bis acht mal hunderttausend Negern, die mit einem einzigen Ausspruche für frey erklärt sind, jedoch unter Bedingungen, deren Ausführbarkeit nur diejenigen begreifen können, welche Westindien selbst kennen.

Der Verf. sagt in der Vorrede, er habe die Absicht gehabt, in einem zweyten Werke auch noch die Wirkungen der Democratie in America auf den geselligen und sittlichen Zustand der Nation darzustellen. Es sey ihm aber während der Arbeit, der Gegenstand viel zu umfassend geworden, und er gebe den Vorsatz um so mehr auf, da ein Reisegefährte und Freund von ihm, Beaumont, eine ähnliche Arbeit in einem Werke ausgeführt habe, welches den Titel führt: *Marie ou l'Esclavage aux Etats-unis*. Es ist um so mehr zu bedauern, daß wir das von

Herrn von Tocqueville beabsichtigte Buch entbehren müssen, da das von seinem Freunde entworfene, nach der jetzt allgemein beliebten und für die ernstliche Belehrung verderblichen Weise, in der Einkleidung eines Romans abgefaßt ist. Dasselbe ist bereits gedruckt, aber neuerlich durch die Feuersbrunst in der rue du Pot de fer, welche ein großes Magazin von Verlagswerken zerstört hat, mit aufgegangen. Es ist indessen eine neue Ausgabe davon bald zu hoffen.

### S t u t t g a r t.

Brodhag'sche Buchhandlung: Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im sechzehnten Jahrhunderte, aus dem Englischen des Dr. Thomas M'Grie übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Gustav Plieninger, nebst einer Vorrede von Dr. F. C. Baur, Professor zu Tübingen. 1835. XIV u. 439 S. 8.

M'Grie's Forschungen über die Reformationszeit zeichnen sich durch solche Gründlichkeit und protestantische Freymüthigkeit aus, daß sie sämtlich deutsche Bearbeitungen erfahren haben. Seine Geschichte des Schottischen Reformators John Knox ward 1817 von Planck nach Entkleidung des gelehrten Gewandes für ein größeres Publicum bearbeitet; seine Geschichte der Reformation in Italien fand an Dr G. Friedrich (Leipz. 1829) einen Uebersetzer, und dem schließt sich nun die vorliegende Uebersetzung der Reformationsversuche in Spanien (Edinburgh und London 1829) auf eine sehr würdige Art an.

Die Leistung des Vfs. verdient völlige Anerkennung von Seiten der Protestanten, indem er in bewegten Zügen die gewaltigen Wirkungen uns vorführt, welche das Evangelium auch jenseit der Pyrenäen, und zwar unter den allernüchternsten äußern Verhältnissen bey einem von Natur hochbegabten Volke hervorgebracht hat. Nicht allein gehört ein Ueberblick dieser Wirkungen

nothwendig mit zur richtigen Würdigung jener gewaltigen Bewegungen, die durch den in Wittenberg ausgestreuten Funken hervorgebracht wurden, sondern für deutsche Protestanten hat die Geschichte der Reformation in Spanien noch eine besondere Wichtigkeit durch den Umstand, daß beide Länder damals demselben Scepter untergeben waren, und nicht ohne eine gewisse gegenseitige Sympathie bleiben konnten. Nicht selten wird hier auf das Handeln Carls V., das durch Gunst und Hß gegen den deutschen Reformator so vielfach räthselhaft bleibt, ein recht helles Licht geworfen durch gleichzeitige Ereignisse in Spanien, durch dort gelungene oder mißlungene Fortschritte der Reformation. Wirklich muß man bey den hier gegebenen Mittheilungen des Vfs. erstaunen über die große Gewalt, die sich das Evangelium um die Mitte des 16. Jahrh. in Spanien erkämpft, über die Menge Gläubiger, die es sich gewonnen, über die wirklich weit gediehene Organisation evangelischer Gemeinden, die es namentlich in Sevilla und Valladolid vereint hatte. »Es mußte eine gewaltige, und in reichem Brennstoff wuchernde Gluth seyn, welche fortglimmen und sich nach allen Richtungen ausbreiten konnte, obgleich sie sorgfältig eingeschlossen, und mit der größten Aengstlichkeit jede Oeffnung und Spalte ausgeforscht und verwahrt wurde, durch welche sie Luft bekommen, oder mit der äußern Atmosphäre sich hätte in Verbindung setzen können.« Es war freylich nicht die Masse des Volks, unter der man die Bekenner des Evangelii antrifft: denn für sie lastete der Geistesdruck einer planmäßigen Verdampfung zu schwer; dagegen waren es fast nur hochgestellte Personen, die meist über Brüssel und Antwerpen die deutsche Anregung aufgenommen, und sich mit den Reformatoren selbst in Verbindung gesetzt hatten. Es waren größtentheils hochgestellte Geistliche, die durch Bekanntschaft mit deutscher Literatur Anregung gefunden hatten, und

dann in ihrem Kreiße wiederum auf das erfreulichste thätig waren. Schon war zu Sevilla das ganze Kloster San Isidro so durchaus von evangelischer Gesinnung durchdrungen, daß Mönche und Versteher mit dem Catholicismus nichts weiter mehr verband, als der Mönchshabit und die äußere Ceremonie der Messe, von der sie sich ohne die dringendste Gefahr nicht lösmachen konnten. Als die Verfolgung hereinbrach, flüchteten sich nach gemeinschaftlicher Berathung 12 Mönche glücklich außerhalb Landes, die auch in dem verabredeten Sammelplatz Genf wieder zusammentrafen.

Sehr segensreiche Fortschritte hatte das Evangelium gerade in den Umgebungen Carls V. gemacht, so daß wegen der Theilnahme, die seine Reichtväter und geistlichen Berather demselben bezigten, sich schon die Ansicht gebildet hatte, der alte Kaiser habe in seiner seltsamen Zurückgezogenheit im Kloster St. Juste, wenigstens ziemlich gewiß auf seinem Sterbelager, den evangelischen Einwirkungen sich hingegeben; der Pf. widerlegt diese Ansicht sehr gründlich aus den letzten Aeußerungen des Kaisers, der nicht allein seinem blutdürstigen Sohne Philipp II. vor Allem die Aufrechterhaltung des Catholicismus ans Herz legte, sondern es auch wiederholt als einen seiner größten Fehler angab, den deutschen Reformator nicht sofort erdrückt, ihm sogar das versprochene freye Geleit gehalten zu haben. Was also in Carls Seele gewiß nicht gehastet hat, das schlug dagegen in seinen geistlichen Umgebungen desto tiefere Wurzeln. Alfonso Valdez, Secretär des Kaisers bey seiner Krönung 1520, obgleich selbst noch nicht gewonnen, sendet doch schon unparteyische und ziemlich günstige Darstellungen der Begebenheiten in Deutschland nebst Schriften Luthers nach Spanien, hat Zusammenkünfte mit Melancthon, wird dafür aber von der Inquisition als des Luthertums verdächtig angegriffen. Alfonso de Birves, Caplan des Kaisers auf seinen letzten Reisen

durch Deutschland, hatte dasselbe Schicksal, obgleich er eigentlich wohl nur Freund des so ziemlich unschädlichen Erasmus war. Entschiedener Lutheraner ward Juan Baldez im Gefolge des Kaisers. Bedeutende Namen aus der Zahl derer, die ein freymüthiges Bekenntniß des Evangelii sämmtlich unter den Qualen der Inquisition abüßen mußten, sind Rodrigo de Valer, ein junger Adliger, der die früheren nichtigen Beschäftigungen seiner Standesgenossen mit dem Studium Evangelii vertauschte, und dafür in dem Kerker eines entlegenen Klosters am Guadalquivir enden mußte. Ferner Juan Gil, gewöhnlich Doctor Egidius genannt, der als Prediger die evangelischen Wahrheiten in seinem Kreiße verbreitete, u. 1550 vom Kaiser zum Bisthum Tortosa, der reichsten Pfründe in ganz Spanien, ernannt wurde, aber 1552 bey einem Autodase zu Sevilla unter der Schaar der Büßenden stand. Dann Jayme Encinas, der jüngste von drey Brüdern, in Deutschland bekannt unter dem Namen Dryander (*δρῦς*, im Spanischen Encina). Juan Diaz, der von seinem Bruder Alfonso 1546 zu Neuburg in Bayern aus religiösem Fanatismus erschlagen ward, weil er den Rücktritt zum Catholicismus verweigerte, ein Mord, der trotz aller Einreden von Seiten der evangelischen Fürsten, dennoch von den catholischen Behörden, als zur Ehre des Glaubens vollbracht, ungeahndet blieb; vorzüglich aber Constantine Ponce de la Fuente, der in seiner wichtigen Stellung als Magistralcanonicus zu Sevilla durch Rede und Schrift die evangelischen Principien aufrecht erhielt, dabey als Caplan Carls denselben so gefesselt hatte, daß der alte Kaiser, als er später die Verhaftung seines Lieblingspredigers hörte, ausrief: Wenn Constantine ein Keger ist, so ist er ein großer! und als er von dessen Schuld nachher unterrichtet ward, seufzend erwiderte: Ihr könnt keinen Größern verdammen. Er starb in den Kerkern der Inquisition.

Wir vermögen hier nicht weiter dem Vf. in die Einzelheiten zu folgen, da es in der Natur seiner Aufgabe lag, daß er größtentheils die Lebens- und Todesumstände einzelner Personen zu schildern hatte, die durch Lehre und Predigt, durch Gewalt über die Gemüther, durch Verbreitung der Bibel in der Volkssprache dem Evangelium unter ihren Umgebungen Bahn brachen. Namentlich die Verbreitung von Bibelübersetzungen, wie erer evangelischer Schriften, war hier wie überall der sicherste Weg, der Reformation Eingang zu verschaffen, nur war gerade hier dieses Mittel wegen der Wachsamkeit der Inquisition mit den größten Gefahren verbunden. Wie oft mußten Bücherballen, gleich übrigen verbotenen Waaren auf dem Wege des Schleichhandels über die Pyrenäen eingeschwärzt werden! Die Verbindung der Inquisition mit der Douane wurde deshalb so eng, daß auch andere Gegenstände polizeylichen oder politischen Verbotes der Inquisition untergeben wurden, z. B. die Ausführung der Pferde. Den Vorwand dazu ließ der Hugenottenkrieg in Frankreich her, damit den dortigen Ketzern kein Kriegsmaterial zukomme. Die Wachsamkeit der Inquisitionsufficianten zeigte dabey sich so bewährt, daß man ihnen Pferdeausfuhr überhaupt als einen Zweig der Kekeray ans Herz legte. Im Allgemeinen weiß der Vf. trefflich seine Behauptung zu rechtfertigen, daß Inquisition nicht allein die religiöse Freyheit zu unterdrücken hatte, sondern im Dienste des Despotismus überhaupt dem schrecklichen Systeme eines Philipp II. die blutige Hand reichte.

Um die gewaltsame Unterdrückung der so weit fortgeschrittenen Reformation in Spanien zu veranschaulichen, bedurfte es eines Ueberblicks der Geschichte der Inquisition, die der Verf. sowohl nach ihrem historischen Entstehen aus der allgemeinen Kekerbewegung während des Mittelalters unter Roms Einfluß, als in ihren einzelnen ent-

seßlichen Zügen, durch Beschreibung des inquisitorischen Verfahrens und Schilderung eines Autodafe, hier sehr lebendig zeichnet. Daran schließt sich dann eine Vorführung der einzelnen evangelischen Märtyrer, wie sie in 4 großen Autodafe zu Sevilla und Valladolid schonungslos hingeopfert wurden. Bekanntlich ward ein solches Blutsfest jedesmahl gern mit anderweitigen Feyerlichkeiten, Vermählungen in der königl. Familie, Empfang des Königs in den Provinzen u. dgl. in Verbindung gebracht. Der Schlag den die Inquisition gegen die evangelischen Gemeinden führte, so bald sie sich von deren Bestehen unterrichtet hatte, war dann aber auch so umsichtig berechnet, so gewichtvoll geführt, daß seitdem nur noch einzelne zersprengte Prostanten aufgesucht und geschlachtet zu werden brauchten. Sorgfältig hatte man alle Ausgangspässe und Plätze zur Einschiffung besetzt, die Diener der Inquisition so genau mit den Persönlichkeiten und in der Regel selbst mit einem Abbilde der Verfolgten versehen, daß es nur Wenigen gelang, in die Fremde zu entkommen. Selbst dort waren sie aber nicht sicher: durch Frankreich, die Niederlande, Deutschland und Italien verfolgte sie der Arm des mächtigen Officiums, und selbst Englands gastlicher Boden sicherte nicht völlig, da man auch dort seine Spione unterhielt, und die Sichern zu ereilen verstand.

Der Verf. schließt mit Betrachtungen über den tief gesunkenen Zustand Spaniens, als dessen Quelle er größtentheils die Inquisition angibt. Mehreres von diesen Schilderungen paßt freylich nur noch auf das Jahr 1829 und ist daran nach den neuesten Ereignissen manches zu ändern. Den größten Gewinn, den das Evangelium selbst aus jener Niederlage jenseits der Pyrenäen gezogen hat, findet er darin, daß das Entsetzliche des fanatischen Catholicismus wenigstens zur vollen Erscheinung gekommen war, und namentlich in den Niederlanden jenen Abscheu vor der Inquisition hervorrief, in welchem dort der Beginn und der Kern des Freyheitskampfes zu finden ist. Die Vorrede des Hn D. Baur stimmt dem bey, indem er, entsprechend der entschiedenen Stellung, die er gegen die neuerliche Möhlersche Polemik so kräftig eingenommen hat, gerade in solchen Entsetzlichkeiten die Consequenz des Catholicismus aufdeckt, dessen Stellung gegen den Protestantismus an solchen Warnungen der Geschichte ermittelt werden könne.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

28. Stück.

Den 20. Februar 1836.

---

G ö t t i n g e n .

Wir haben noch den Bericht über eine Vorlesung nachzuholen, die der Herr Hofrath Müller in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 25. Julius des vorigen Jahres gehalten. Sie führte den Titel: De munitimentis Athenarum urbis et portus, und war zunächst veranlaßt worden durch eine große Inschrift, welche ein bekannter Griechischer Alterthumsfreund, Pittakis, im Frühjahr 1834 auf einer in zwey Stücke zerbrochenen Marmortafel in dem Fußboden einer christlichen Kirche zu Athen fand, und der Conservator des Königl. Museums, das sich in Athen bildet, Herr E. Ross, in einer höchst sorgfältigen Abschrift mit der Aufforderung an den Verfasser übersandte, sie mit seiner Erklärung herauszugeben. Um dieses durch viele Umstände erschwerte Geschäft mit der gehörigen Vorbereitung auszuführen, schien es dem Verf. zweckmäßig, zuerst die Untersuchung über die Mauern Athens, so wohl der Stadt als der



Häfen, zu erneuern, wenn sie auch für sich keinen bedeutenden neuen Ertrag versprach.

Die Geschichte der Befestigung Athens beginnt zuerst nur mit der Akropolis, und auch da nicht sehr früh. Die Tyrrenischen Pelasger, welche erst nach der mythischen Zeit, als die Dorer schon in den Peloponnes eingedrungen waren, Wohnsitz in Attika erhielten, werden als die ersten Befestiger der Burg genannt, jedoch auch diese noch nicht der ganzen. Da der Burgfelsen sich gegen Süden und Westen schroff und steil erhebt, aber gegen Westen durch lehnerere Erdschichten mit der Ebene zusammenhängt: so schien es den Athenern vor Allem nöthig, ihn hier mit einer Befestigung zu umgeben. Und daß das Πελασγικὸν τεῖχος sich eben in dieser Gegend, von den nachmals gebauten Propyläen nach der Grotte des Pan und bis in die Nähe des Heiligthums der Eumeniden (Σεμνά) und den Areopag, erstreckte, ist ausgemacht. Wahrscheinlich bestand es aus einer doppelten Mauer, wodurch sich erklärt, daß es bald als eine Mauer um die Akropolis, bald als ein Theil der Burg, bald als ein davon getrennter und unter der Akropolis gelegener Platz angeführt wird. Die neun Thoröffnungen, durch die es mit der Burg und der umher gelegenen Stadt zusammenhing, gaben ihm den Namen Ἐννεάπυλον. Sichere Reste dieses alten Pelasgischen Werkes scheinen noch nicht nachgewiesen zu seyn, da Stuart's Vermuthungen der Bestätigung neuerer Reisen den entbehren; jedoch ist wohl kein Zweifel, daß Nachgrabungen in der bezeichneten Gegend noch auf die — wahrscheinlich in kyklopischer Bauweise errichteten — Fundamente dieses Baues führen würden.

Wann die Stadt Athen zuerst Mauern er-

halten, ob etwa durch Peisistratos während seiner Tyrannis, oder durch Kleisthenes, als er den Athenischen Demos von Sparta's Oberaufsicht unabhängig zu machen strebte, läßt sich nicht entscheiden; sicher ist, daß diese Mauern einen geringern Umfang hatten als die nach der Schlacht von Salamis gebauten. Nach Thukydides muß man annehmen, daß die ältern Mauern besonders gegen N. noch weit weniger ausgebaut waren als die spätern, aber auch gegen Süden müssen sie wohl das große Heiligthum des Zeus Olympios außerhalb gelassen haben. Hadrian hätte nämlich nicht die Grenze zwischen dem Athen des Theseus und dem Hadrianischen Neu-Athen nördlich vom Olympieion ziehen können, wie es die noch vorhandene Inschrift seines Bogens anzeigt, wenn nicht hier noch eine Spur einer Gränze, namentlich Ueberreste einer alten Mauer, vorhanden gewesen wären, von denen auch der Scholiast des Aristides eine Nachricht erhalten hat.

Der Erweiterung dieser Stadtmauern geht indeß der Zeit nach die Befestigung des Hafens voran, die ein wesentliches Stück von dem großen Plan des Themistokles war, Athen, dessen Bestimmung dieser mächtige Geist zuerst klar durchschaut hatte, zur Beherrscherin des Griechischen Meers zu machen. Da aber Athen nun einmal, wie alle altgriechischen Städte, nicht unmittelbar an die Küste gebaut war: so gedachte Themistokles die hier zu gründende Stadt, welche Peiraon und Munychia mit ihren Häfen umfaßte, eigentlich zur Hauptstadt und zum wahren Centrum der Macht Athens zu machen. Denn eine Verbindung dieses Emporions mit der obern Stadt durch eine weitgezogene Befestigungslinie zu gründen, lag noch nicht in den

Plänen des Themistokles, der es vielmehr offen aussprach, daß im Falle eines großen Landkrieges die Athener ihre Stadt verlassen, und innerhalb der hohen Mauern der Hafenstadt im sichern Besitze ihrer Schiffe der ganzen Welt trohen sollten. Darum gab er der Hafenstadt den großen Umfang von sechzig Stadien, einen größern als die obere Stadt auch nach ihrer nachmaligen Erweiterung hatte, und als die damals vorhandene Bevölkerung ausfüllen konnte. Wann Themistokles als einer der neun Archonten dieß große Werk unternommen, ist eine bestrittene Frage: der Vf. entscheidet sich auch in dieser Abhandlung dafür, daß es zwischen den beiden Perserkriegen, Ol. 73 oder 74 geschah, in derselben Zeit in der Themistokles die Athener bewog, aus den Einkünften von Laurion eine große Flotte zu gründen. Der Zug des Xerxes unterbrach das Unternehmen, welches aber Olymp. 75, vom dritten oder vierten Jahre an, wieder aufgenommen und rasch zur Vollendung gebracht wurde. Die Beschaffenheit dieser Mauern beschreibt Thukydides genau, wiewohl erst in einer Zeit, wo das Themistokleische Werk bereits von Lysander zerstört war; die Dicke so groß, daß zwey Lastwagen auf der obern Fläche neben einander vorbeifahren konnten, wie man es bey dem Baue selbst an den von zwey verschiedenen Seiten mit Steinen heranfahrenden und nach der andern Seite wieder hinabfahrenden Wagen gesehen hatte, also wenigstens von 16 Fuß; diese Dicke aber ganz aus großen behauenen Steinen bestehend, nicht aus zwey Stirnmauern, die nur mit Bruchsteinen oder Lehm ausgefüllt waren, wie bey der Constructio. des emplectum; die einzelnen Steine in horizontalen Schichten, wie bey der isodomum genannten Bauweise, und in den Win-

kein genau zusammen passend, in der Regel wohl große Quader; die Verbindung derselben ohne Mörtel nur durch eiserne mit Blei vergossene Klammern verstärkt, die indeß nicht, wie bey den Marmorquadern des Parthenon, in die inneren Flächen, sondern in die Frontseite eingelassen waren. Von der Höhe gibt Thukydides nur dieß an, daß Themistokles <sup>9</sup> n auf das Doppelte ging derjenigen Höhe die <sup>1</sup> n wirklich erreichte; doch genügte auch schon diese wirkliche Höhe, wenn Appian sie richtig auf 40 Gr. Ellen, d. h. 60 Fuß, angibt. Für einen solchen Riesenbau, ganz aus behauenen Steinen, waren gewiß die Steinbrüche sehr förderlich, die auch später noch im Peiræus und an der Straße nach der Stadt hin lagen.

Was aber die Lage und Richtung dieser Hafens-Mauern anlangt: so kann davon nach den Angaben der Alten sehr Wenig, Viel dagegen aus den noch vorhandenen Ueberresten ermittelt werden, über die indeß der Verf. der Abhandlung, ohne eigene Anschauung, nur auf Leake's Karte der Umgegend Athens verweisen konnte. Nur ist es nöthig, um sich darnach ein Bild des Themistokleischen Werks zu entwerfen, die langen Mauern, die erst später dazu kamen, und den Phalerischen Hafen davon zu trennen, den Themistokles sicher noch nicht in diese Befestigung einschloß. Themistokles Mauern müssen längs des Saumes der Süd- und Ost-Küste der Halbinsel Munychia gezogen, und von der äußersten Mündung des Hafens in einem großen Bogen gegen West und Nord um den Meerbusen herumgeführt worden seyn, so daß sie die Küste wieder gegen Osten zwischen dem Munychischen und Phalerischen Hafen erreichten. Auf

diese Weise war, nach der bey den Alten gewöhnlichen Einrichtung, auch der Hafen selbst von den Mauern eingeschlossen, indem an seiner Mündung die Mauern noch über den Küstenrand hinaus auf Molo's fortgesetzt waren, und von beiden Seiten mit Thürmen oder kleinen Castellen schlossen, die nur den zur Einfahrt nöthigen Raum zwischen sich offen ließen. Dieser Raum konnte leicht durch Ketten oder anderweitig geschlossen werden, was man einen λιμὴν κλειστός nannte. Da der Peiræus aber nicht bloß einen, sondern drey verschiedene λιμένας κλειστούς (Kantharos, Aphrodision und Zea) hatte, so müssen die inneren Buchten auch durch besondere Hafendämme und Mauern von der äußern getrennt und die ganze Seefestung dadurch in drey Abtheilungen getheilt gewesen seyn. Fügt man die langen Mauern und die wahrscheinlich zugleich mit diesen hinzugekommene Befestigung des Phalerischen Hafens, und auch noch eine innere Schutzmauer des Munychischen Hügel's, die wenigstens in der Macedonischen Zeit Kassanders vorhanden war, hinzu: so begreift man einigermaßen, was fabelnde Beschreiber der Herrlichkeiten Athens aus dem spätern Alterthum damit sagen wollen, daß der Peiræus von einer siebenfachen Mauer eingeschlossen gewesen sey.

Da nur die Ummauerung, nicht der spätere Ausbau der Hafenstadt, der unter Hippodamos Leitung in Perikles Zeit geschah, hier zu erörtern war, so führte die chronologische Folge dieser Untersuchung zunächst wieder auf die erweiterten Mauern der Stadt Athen zurück.

Von den Mauern der Stadt Athen ist bekannt, daß sie unmittelbar nach der Rückkehr der Athener in ihre von Xerxes verwüstete Heimat, während Themistokles List die befürchtete

Dazwischenkunft der Spartaner verhinderte, in größter Eile mit Hülfe von Weib und Kind und mit Benutzung aller öffentlichen und Privatgebäude, deren Ruinen zur Hand waren, errichtet wurden. Man sah ihnen auch später diese Entstehung noch an, indem, wie Thukydides sagt, die Steine des Sockels oder Unterbaues (*Σεμέλιοι λίθοι*) nicht in regelmäßigen Figuren zugehauen (*Ἐννεργασμένοι*), sondern nach <sup>t</sup> von Bruchsteinen, wie man sie gerade herbeyschleppte, zusammengefügt waren, so daß sich auch Grabpfeiler und mit Bildwerk geschmückte Steine (*λίθοι εἰργασμένοι*) darunter befanden. Thukydides läßt, indem er dieß berichtet, merken, daß die obern Theile der Mauer auf andere Weise gebaut waren, und da man gewiß nicht Zeit hatte Steine zu Quadern zu bearbeiten, so muß man annehmen, daß sie entweder aus Backsteinen, oder auch wohl nur aus lufttrockenen Lehmsteinen bestanden. Dieß bestätigt auch von der Mauer, die gegen den Hymettos und das Pentelische Gebirge gerichtet war, d. h. von der südlichen und östlichen, Vitruv ausdrücklich. So läßt auch Aristophanes in seiner Wolkenlucksburg, die ein deutliches Nachbild von Athen ist, die Mauern auf einem Sockel aus behauenen Steinen mit Lehmsteinen, die auch mit Lehm verbunden werden, aufgeführt werden. Und eben so waren die Mauern von Mantinea in Arkadien auf einem niedrigen Fundament von Steinen aus lufttrockenen Lehmsteinen aufgerichtet, die durch Abdämmung eines die Stadt durchströmenden Flüsschen bald vom Wasser erreicht und dadurch zerstört wurden. Auf diese Bauart beziehen sich auch mehrere Stellen der erwähnten Inschrift.

Ueber die Lage und Richtung dieser Mauern

kann im Ganzen nur auf die Untersuchungen von Autopten verwiesen werden, unter denen die des Colonel Leake als die gründlichsten allgemein geschätzt werden. Freylich tritt das System dieser Befestigung daraus noch nicht mit gehöriger Klarheit hervor. Nur an den Ufern des Flusses scheinen die Mauern die natürlichen durch die Ränder von Hügeln und Plateaus gegebenen Befestigungslinien zu verfolgen; a<sup>b</sup> wird hier die Lage durch alte Zeugnisse ziemlich bestimmt erwiesen. Dagegen folgt die Linie der Mauern gegen Westen, wo man sie auch noch durch Ruinen erkennen kann, nicht den äußern Umrissen der Hügel, worauf das Museion und die Pnyx lagen, wie man es erwarten sollte, sondern schneidet darüber hinweg. Und doch sagt Pausanias, daß der Hügel des Museion innerhalb der Mauern liege, und auf diesem, also ebenfalls innerhalb der Stadtmauern, die Makedonier unter Demetrios Poliorketes eine Befestigung angelegt hätten, die als eine Zwingburg für Athen auch sonst bekannt ist. Es scheint aber nicht, daß die Hälfte des Hügel, welche allein, nach Leake, der Stadt zufällt, Platz genug darbiete für jenes nicht unbedeutende Castell; auf jeden Fall wäre es vortheilhafter gewesen, die Mauern an den Rand des Hügel zu setzen. Weiter nördlich, in der Gegend der Pnyx, zwischen dem Peiräischen und dem heiligen Thore, war allerdings ein Mauerstück, das Heptachalkon genannt, so angelegt, daß es leicht vom Feinde genommen werden konnte, wahrscheinlich wegen der Beschaffenheit des Hügelbodens; an dieser Stelle eroberte Sulla die Stadt. Noch ist es räthselhaft, wie die Stadtmauer gegen Osten über die untern Abhänge des Hügel, den man den kleinern Anchesmos

nennt, laufen konnte, ohne daß die Belagerten von hier aus die empfindlichsten Nachtheile erlitten, es müßte denn seyn, daß eine besondere Befestigung auf dem höhern Hügel, den man gewöhnlich den großen Anchesmos, Herr Dr Forchhammer aber aus überzeugenden Gründen Sykabetos nennt, die Feinde gehindert hätte, hier ihre Belagerungsmaschinen aufzustellen. Ich davon ist im ganzen Alterthum keine Spur zu finden, es müßte denn dieser Hügel eben die Anhöhe Sikelia seyn, welche ein Orakel von Dodona die Athener aufgefordert haben soll zum Schutze ihrer Stadt zu besetzen.

Die Anlage der Thore scheint nach den Ruinen, die sich beym Acharnischen Thore vorfinden, zu urtheilen, den im Alterthum allgemein beobachteten Grundsätzen, die man noch deutlicher an den Ruinen von Mantinea nachweisen kann, gemäß gewesen zu seyn. Indem nämlich die alte Tactik und Poliorcetik fast ganz auf das Verhältniß der rechten und linken Seite der Krieger und Truppenmassen gegründet war, von denen die erstere oder die Lanzenseite für den Angriff bestimmt, zugleich jedem Angriffe mit Wurfgeschossen offen lag, die andere dagegen an den Schilden eine bewegliche Schutzmauer hatte: wurden auch die Zugänge zu den Mauern regelmäßig so eingerichtet, daß das Thor gegen den Zugang von außen links lag (*σκαιαί πύλαι*), oder mit andern Worten, daß den von Außen heran kommenden rechts Thürme und Mauern vortraten, von denen aus der Weg zum Thore beherrscht wurde. Wo also solche Vorsprünge, von den Athenern *γωνιασμοί* genannt, noch aus den Ruinen hervortreten, kann man zur linken Seite derselben (die Richtung von außen angenommen) Thore voraussetzen, und darnach z. B.



die Lage des Gräber-Thors, rechts vom Acharnischen, bestimmen. Doch ist auch hiermit die Zeichnung des südwestlichen Thors bey Leake (des Reichenthors nach Kruse) nicht in Uebereinstimmung.

Ueber den Umfang dieser Themistokleischen Mauer haben wir nur eine völlig genaue, aber leider nicht das Ganze umfassende Angabe, nämlich Thukydides Bemerkung, daß die Stadtmauer, so weit sie im Peloponnesischen Kriege einer Besatzung bedurfte, und nicht durch die langen Mauern schon vertheidigt wurde, drey und vierzig Stadien maß. Um aber daraus den gesammten Umfang abnehmen zu können, fehlt uns eine Angabe über das Stück zwischen den langen Mauern, welche bey dem Stande unserer Kenntnisse von diesem dritten Befestigungswerk Athens schwer zu gewinnen ist.

Diese langen Mauern gingen hervor aus einer Erweiterung des oben entwickelten Themistokleischen Plans, indem durch sie eine sichere Verbindung mit dem Hafen und der See gewonnen werden sollte, ohne die obere Stadt darum aufzugeben. Auch die Städte, welche nach der ältern Griechischen Ansiedlungsweise von der Küste durch eine Strecke getrennt waren, konnten dadurch den Zweck der Isolierung vom Lande und der Emancipation von der beschwerlichen Aufsicht der zu Lande gewaltigen Spartanern erreichen, so lange diese nur in offener Feldschlacht, nicht als Belagerer zu fürchten waren. Daher *μακρὰ τεῖχην* bald eins der Lösungsworte der Athenischen und democratisirenden Parthey in Griechenland, und außer Athen auch unter ähnlichen Verhältnissen zu Megara, Argos, Patrâ, Korinth und Sikyon gebaut wurden.

Für Athen genügten hierfür eigentlich zwey Mauern, welche von der Ringmauer der Stadt bis zu dem Mauerkreise des Peiräeus herabließen, welcher die drey Häfen der Peiräischen Bucht und überdieß den Munychischen in sich schließend damit zugleich die Dock's und das Seearsenal umfaßte, und so den Athenern den Besitz ihrer Seeherrschaft hinlänglich sicherte. Indesß wäre für Athen doch auch sehr nachtheilig gewesen, wenn sich in der Hafengebucht von Phaleron, welche ihrer Stadt am nächsten lag, und schon vor dem Piräeus mit den nöthigsten Anlagen für die wachsende Seemacht der Athener versehen worden war, eine feindliche Macht hätte festsetzen können; daher außer zwey Mauern, welche in der Länge von 40 Stadien nach dem Peiräeus herabließen und specieller die Schenkelmauern genannt wurden, noch eine dritte, die Phalerische, von 35 Stadien Ausdehnung, errichtet worden war, womit eine Befestigung des Phalerischen Hafens selbst in Verbindung gestanden haben muß. Wobey zugleich auch wohl der Vortheil beabsichtigt wurde, daß auch dann, wenn die Feinde eine äußere Mauer erobert hatten, der Weg zur See für Athen noch immer durch die beiden andern behauptet werden konnte. Daß im Anfange des Peloponnesischen Krieges wirklich drey Mauern bestanden, lehrt die Hauptstelle des Thukydides, worin Perikles seine Verteidigungsmaßregeln entwickelt, auf einleuchtende Weise. Sechzehntausend Bürger und Metöken waren damals längs der Brustwehr der Mauern vertheilt. Von diesen Mauern, sagt Thukyd., maß die Phalerische 35 Stadien bis zur Ringmauer der Stadt, die Ringmauer selbst von da aus bis wo die langen Mauern sich angeschlossen, 43, die langen Mauern zum Peiräeus

40 Stadien, von denen die äußere bewacht wurde, die Mauer um Peiräeus und Munychia 60 Stadien im Ganzen, wovon aber nur die eine Hälfte besetzt wurde (weil die andere durch die See und die langen Mauern geschützt war). Es ist klar, daß Thukydides von Süden nach Osten und Norden herumgehend uns eine Vorstellung von dem Gesamtumfang Athens geben will, der damals vertheidigt werden mußte; der Leser zählt leicht aus 35, 4, 40 und 30, 148 Stadien zusammen, eine Strecke, die zwischen 16000 Mann gleichmäßig vertheilt auf jeden 5 bis 6 Fuß zur Bewachung ergibt, welches wahrscheinlich der Entfernung einer Mauererzinne von der andern nahe kommt. Dabey unterscheidet Thukydides deutlich von der zu bewachenden äußern Mauer nach dem Peiräeus eine innere, die nur südlich von dieser, zwischen ihr und der Phalerischen, gelegen haben kann. Auf dasselbe Resultat führen auch die Angaben über die allmähliche Vollendung der Mauer. Die Athener begannen, nach Thukydides, die langen Mauern zum Meere, die Peiräische und Phalerische, um dieselbe Zeit zu bauen, da der Krieg mit den Peloponnesischen Seestädten begann, um Ol. 80, 3. Und zwar wird dem Kimon, der gerade in diesem (oder dem folgenden) Jahre von Athen durch den Ostrakismos verbannt wurde, die Grundlegung derselben zugeschrieben, die ein großes und mühsames Werk war, indem der Sumpfboden nach Plutarch mit vielen harten Bruchsteinen und großen Steinblöcken ausgefüllt wurde. Vollendet wurden diese damals begonnenen Mauern zwischen der Schlacht von Denophyta und der Eroberung von Megina, d. h. Olymp. 80, 4 im Herbst. Daß aber damals nur die nördliche oder äußere Mauer nach

dem Peiräeus vollendet worden, darüber hatte sich gewiß die Erinnerung sehr bestimmt bis auf die Zeit des Andokides — die nächste Generation nach Perikles — erhalten, der zwar in seiner Rede vom Frieden keineswegs die kritische Genauigkeit eines Historikers zeigt, aber doch das unmöglich erfunden haben kann, daß die nördliche Mauer bedeutend früher als die südliche gebaut worden. Den Bau der letztern setzt nämlich dieser Redner erst zwischen den Abschluß des dreißigjährigen Friedens, Olymp. 83, 3., und den Beginn des Peloponnesischen Krieges, Olymp. 87, 1.; und es stimmt damit vortrefflich, daß Sokrates bey Platon sagt, er habe den Perikles selbst noch gehört, wie er in der Volksversammlung zum Bau der mittlern Mauer, τὸ διὰ μείζονος τεῖχος, gerathen habe. Dieß kann sich, da Sokrates Olymp. 77, 3 geboren erst seit 82, 3 an den Volksversammlungen Antheil nahm, wenn Platon irgend genau ist, nur auf eine später als Ol. 80 hinzugefügte Mauer beziehen und zwar eben auf die südliche Peiräische, die hier die mittlere heißt, weil sie zwischen der nördlichen Peiräischen und der Phalerischen in der Mitte lag, wie auch schon die alten Grammatiker ganz richtig bemerkt haben. Auch Kratinos des Komikers Klagen, daß Perikles zwar lange schon von der langen Mauer rede, sie aber nicht mit Werken fördere (Plut. Perikl. 13), kann sich nur auf diese Südmauer beziehen, da die Bauunternehmung von Olymp. 80 theils vor Kratinos dramatische Laufbahn fällt, welche 81, 2 begann, theils nach Thukyd. mit großer Schnelligkeit vollendet wurde. Als Unternehmer nicht des frühern, sondern dieses neuen Baues wird Kallikrates genannt, derselbe Architect, den wir Ol. 84 u. 85 bey dem Parthenon beschäftigt finden.

Daß von diesem ungeheuern Bauwerke der Perikleischen Verwaltung so wenig genaue Kunde auf uns gekommen ist, davon liegt der Hauptgrund in der Zerstörung, welche diese Verbindungsmauer, wie die Befestigung des Peiræus betraf, als die Spartaner Athen überwunden hatten. Zuerst hatten die Spartaner nur verlangt, daß zehn Stadien von beiden langen Mauern (die beiden Peiräischen Mauern werden dab. als ein τεῖχος gerechnet) abgebrochen werden sollten; da aber Athen durch die Hungernöth und Theramenes Ränke genöthigt war sich auch die schlimmsten Bedingungen gefallen zu lassen, wurden die gesammten langen Mauern und zugleich die um den Peiræus niedergerissen. Die Herstellung, welche größtentheils Konon als Persischer Befehlshaber mit den von dem Satrapen Pharnabazos bewilligten Geldern, zum Theil aber auch die Athener aus eigenem Vermögen, und die Bioter und andere Völkerschaften durch freiwillige Beysteuer ausführten, betraf so wohl die Befestigung des Peiræus als auch die langen Mauern, aber wird sich in Betreff der letztern innerhalb der Gränzen des Nothwendigen gehalten haben, so daß jetzt wirklich nur zwey Mauern zum Meere herabgeführt wurden, und eine seitabgehende Mauer den Phalerischen Hafen in die Linien dieser Befestigung mit hinein zog. Daher auch von jetzt an immer nur von zwey langen Mauern die Rede ist, die auch in unserer Inschrift unter dem Namen der nördlichen und südlichen allein vorkommen; und nur von diesen sind Reste vorhanden, wie es kaum anders zu erwarten ist, da man gewiß bey dem Neubau des Konon Alles was von Bausteinen von den ältern Mauern vorhanden war, also auch die Fundamente der Pha-

lerischen Mauern, wenn diese noch existierten, sorgfältig benutzt haben wird.

Nach Konon hören wir nur von Ausbesserungen, (für die auch schon früher nach dem Frieden des Nikias Gelder vom Staate angewiesen worden waren) die in der Zeit, da Eubulos der Anaphlystier als Vorsteher des Theorikon sich beynahе der ganzen Verwaltung bemächtigt hatte, sehr ins Kleinliche fielen, daher Demosthenes in seinen damals gehaltenen Reden (Pl. 107) unter andern ärmlichen Unternehmungen der Zeit das Antünzen der Mauerzinnen, worauf man sich damals viel zu gute gethan zu haben scheint, mit Bitterkeit verspottet. Eifriger wurde in der Zeit vor der Schlacht von Chároneia, als Philipp bereits Athen bedrohte, die Instandsetzung der Mauern betrieben, und zu diesem Zwecke, nach einem von Demosthenes vorgeschlagenen Gesetze, von den einzelnen Phylen Epimeleten oder Anordner des Mauerbaus gewählt, unter denen Demosthenes selbst, als *τελχοποιός* für den Pandionischen Stamm, zu den zehn Talenten, die er aus der öffentlichen Casse empfing und verausgabte, noch drey Talente aus eigenem Vermögen hinzuthat, auch zwey Gräben um den Peiräeus auf eigene Kosten ziehen ließ.

### D a r m s t a d t.

Vaterländische Berichte für das Großherzogthum Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handelsvereins, herausgegeben von D. W. Freyherrn v. Wedekind. 1835. Octav. (bey Dingelden).

Unter diesem Titel hat mit diesem Jahre eine neue Zeitschrift monatlich angefangen zu erscheinen, von der bereits die ersten sechs Stücke

(360 Seiten ohne die Beylagen) uns vorliegen. Sie ist der Statistik, diesen Namen im weitesten Sinne genommen, gewidmet. Bey weitem die meisten Aufsätze beziehen sich auf Hessen-Darmstadt, die wir wegen ihrer großen Anzahl nicht einzeln aufführen können; Bevölkerung, Gewerbleiß, Handel u. s. w. Unter den einzelnen Städten ist besonders Mainz nach seinem jetzigen bürgerlichen Zustande am reichsten behandelt. Es ist kaum ein Gegenstand die Statistik des Landes betreffend darin übergangen; und wir zweifeln nicht daß bey der Fortsetzung Materialien zu einer vollständigen Kunde dieses Staats werden geliefert werden. Indes enthält die Zeitschrift auch Aufsätze von allgemeinem Interesse. Wir zeichnen unter diesen aus den durch mehrere Stücke fortgehenden, über die Gewerbevereine Deutschlands; über die Mainsschiffahrt; über den nun erfolgten Beytritt Badens zum Zollverein; ganz besonders aber den noch nicht beendigten Aufsatz über das Bankwesen. Es wird darin zuerst eine allgemein faßliche Theorie dieses so wichtigen Gegenstandes gegeben; und alsdann die Bedingungen festgesetzt, unter welchen in den deutschen Ländern Staatsbanken mit Sicherheit errichtet werden können, worauf wir besonders zu achten bitten. Hierauf wird von den jetzt bestehenden, oder errichtet werdenden Banken, besonders auch in Beziehung auf Bayern, eine Notiz ertheilt. Die jedem Stücke beygefügte Beylagen enthalten größtentheils literarische Berichte.

Ln.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

29. Stück.

Den 22. Februar 1836.

---

V o n n.

Bey L. Habicht: Die Pathologie und Diagnose der Krankheiten der Brust, insbesondere erläutert durch eine rationelle Erklärung ihrer physikalischen Zeichen nebst neuen Untersuchungen über die Töne des Herzens. Von Charles J. B. Williams, Doct. der Medic., Mitgl. d. Königl. Gesellsch. der Aerzte zu London u. s. w. Nach der dritten, sehr vermehrten Auflage aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Hermann Belten. Mit zwey lithographirten Tafeln. 1835. XIV u. 224 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieser Schrift erschien unter dem Titel: A rational Exposition of the physical signs of the diseases of the lungs and pleura; illustrating their pathology, and facilitating their diagnosis. Lond. 1828. Der Herausgeber wurde durch eine Bemerkung von Hope in der Vorrede zu seiner Schrift von den Krankheiten des Herzens darauf aufmerksam gemacht und unternahm im Vertrauen auf das von



diesem ausgezeichneten Schriftsteller über sie ausgesprochene Urtheil, daß sie nämlich ohne Vergleich das beste Originalwerk sey, welches über die Auscultation seit Laennec's Schrift erschienen ist, diese Uebersetzung, welche sie auch nach dem Urtheile des Rec. wohl verdiente. Sie hat überdieß in dieser dritten Ausgabe sehr gewonnen. Es sind unter andern die Abschnitte über die Scular- und Manual-Untersuchung der Brust, den Auswurf, über die Encephaloiden, Melanose u., über die Krankheiten der Bronchialdrüsen und der ganze dritte Theil über die Auscultation des Herzens neu hinzugekommen und außerdem die Abschnitte über Bronchitis, Peripneumonie, Pleuritis, Pneumothorax und die Lungenschwindsucht sehr vermehrt worden.

Der Verf. ist entfernt von den Uebertreibungen so mancher übermäßiger Lobredner der Auscultation. Er sagt selbst (Vorrede S. XI), daß wenn man sich in den letzten Jahren mit mehr Vorliebe und Zutrauen auf die Auscultation gelegt habe, dieses seiner Meinung nach vorzüglich dem Umstande zuzuschreiben sey, daß man die Anwendung ihrer Zeichen auf eine mehr rationelle Weise beschränkte. Anstatt daß man sie schlechtweg als durchaus unfehlbare Zeichen dieser oder jener Krankheit betrachtete, habe man sie für das genommen, was sie sind, nämlich für die Folgen einer gewissen physicalischen Veränderung der Organe der Brusthöhle. Zugleich aber müsse man auch die Hülfe unserer anderen Sinne nicht verschmähen, und eine gehörige Beachtung der allgemeinen Symptome und eine genaue Berücksichtigung aller dieser Erscheinungen seyen zur Feststellung der Diagnose einer Krankheit und zur Behandlung derselben unumgänglich noth-

wendig. Er habe daher, um zu verhüten, daß der Studierende sich nicht allzu sehr auf die physicalischen Zeichen allein verlasse, in der gegenwärtigen Ausgabe eine kurze Uebersicht der allgemeinen Symptome einer jeden Krankheit hinzugefügt, welche in vielen Fällen für die Behandlung wichtiger seyen als die örtlichen.

In dem ersten Theile, worin von den Grundsätzen, auf welchen das physicalische Studium der Brustkrankheiten beruht, gehandelt wird, hat er die Natur der sogenannten physicalischen Zeichen näher zu erklären gesucht und besonders eine sehr zweckmäßige und faßliche Anleitung zur Percussion und Auscultation überhaupt gegeben. Im zweyten Theile betrachtet er dann die physicalischen Zeichen der Krankheiten der Lungen und der Pleura, und der dritte Theil hat die Untersuchung des Herzens im gesunden und kranken Zustande zum Gegenstand.

Rec. will nur das, was die Diagnose der einzelnen Krankheiten der Brust mittelst der Percussion und Auscultation erhaltenen Zeichen betrifft, etwas näher, so weit es der Raum dieser Blätter erlauben kann, nach der von dem Verf. befolgten, freylich nicht durchaus zweckmäßig scheinenden, Ordnung, durchgehen.

Der Verf. betrachtet zuerst (S. 48 flg.) die Bronchitis, welche Benennung er eben so wie mehrere neuere Aerzte für den hitzigen und chronischen Lungenkatarrh gebraucht. Rec. hat schon früher in diesen Anzeigen (1825. S. 1446) und in der Commentat. de bronchitidis historia et diagnosi p. 7. erklärt, daß er es nicht für passend halten kann, die die Entzündung der Luftröhrenäste bezeichnende Benennung Bronchitis auf jede catarrhalische Affection, besonders auch solche, wobey keine wahre Entzündung, sondern

nur geringere Reizung oder selbst Erschlaffung der Schleimhaut Statt findet, zu übertragen, und auch Laennec hat in der neuen Ausgabe seines Werkes (T. I. p. 135) die Benennung Catarrh vorgezogen und bemerkt, daß es in gewissen Fällen des chronischen Catarrhes wenigstens sehr zweifelhaft sey, ob die Krankheit wirklich die Natur der Entzündungen habe.

Als Zeichen der hitzigen Bronchitis oder des hitzigen Lungenkatarrhes werden nun angegeben heller, zuweilen aber auch etwas dumpfer, Ton der Percussion, schwaches, gegen das Ende gar nicht mehr zu hörendes, Athmungsgeräusch an einzelnen Stellen, dagegen tief klingendes oder pfeifendes Rasseln und später Schleimrasseln. Für das wichtigste Unterscheidungszeichen dieser Krankheit von der Lungenentzündung und einer Ergießung in das Brustfell hält aber der Vf. mit Laennec den Umstand, daß der helle Ton der Brust nie wesentlich beym Catarrhe beeinträchtigt werde, und daß man deßhalb das bey dieser Krankheit in einem Theile der Brust fehlende Athmungsgeräusch nicht irriger Weise einer Hepatisation oder einem Ergusse in der Pleura zuschreiben könne.

Wenn indessen die Lungenentzündung nur einen Theil der Lungen, zumal im Mittelpuncte derselben, befällt, wird bey der Percussion auch keine Veränderung des Tones wahrgenommen. Auch soll nach Manchen in schweren Fällen der Bronchitis die Percussion ebenfalls einen mehr oder weniger matten Wiederhall geben und selbst halb knisterndes Rasseln, das sich mehr dem knisternden Rasseln einer Pneumonie nähert, gehört werden. Dazu kommt, daß die wahre und heftige Bronchitis acuta selten rein ohne Verbindung mit Lungenentzündung vorkommt. Sie

möchte also auch durch jene und andere Zeichen nicht so leicht, wie manche Neuere glauben, zu unterscheiden seyn. So wie Rec. dieß schon früher in seiner *Commentatio de bronchitidis historia et diagnosi* nachgewiesen zu haben glaubt, so hat neuerdings auch Horn (in dem Artikel *Bronchitis* im encyclopädischen Wörterbuche der medic. Wissensch. B. VI. S. 235 flg.) die Unfi-  
 cherheit der Unterscheidung der Bronchitis von der Lungenentzündung zc. behauptet und außer-  
 dem dabey bemerkt, daß alle Bemühungen der  
 Aerzte, jene Formen streng zu sondern, zu kei-  
 nem wichtigen Resultate führten und um so we-  
 niger practischen Werth hätten, als die Be-  
 handlung aller dieser Krankheiten auf densel-  
 ben Grundsätzen beruhe. Auf ähnliche Weise ha-  
 ben sich auch früher große Aerzte, namentlich  
 Vogel (*Handb. d. pract. Arzneywiss. Th. 4. S. 260*), über die Unterscheidung einzelner Arten  
 der Brustentzündung geäußert.

In dem chronischen Catarrhe soll bey der  
 Percussion der Ton der Brust hell, zuweilen,  
 wenn der Umfang beträchtlich ist, etwas dumpf,  
 bey der Anwendung des Stethoskops das Ath-  
 mungsgeräusch (obschon es in der Mehrzahl der  
 Fälle wenig vermindert sey, ja oft sogar in Re-  
 spiratio puerilis übergehe) zuweilen an einzelnen  
 Stellen schwach, oder unregelmäßig und zugleich  
 Schleimrasseln oder auch pfeifendes und sonores  
 Rasseln gehört werden. Es seyen jedoch diese  
 Zeichen theils negativ, theils nicht für diese Art  
 des Catarrhes charakteristisch. Wenn man indes-  
 sen, nachdem man den Kranken mehrmals zu  
 verschiedenen Stunden und eine gewisse Zeit hin-  
 durch beobachtet, weder Pectoriloquie, noch gur-  
 gelndes Höblengeräusch, noch Höhlenathmen, noch  
 fortbauernde Abwesenheit des Athmungsgeräu-

sches und des Tones, der etwas ausgebreitete Tuberkelablagerungen anzeige, bemerke, könne man eine starke Vermuthung haben, daß die Krankheit nur ein chronischer Catarrh sey. Und wenn man bey längerer Beobachtung des Kranken, zwey bis drey Monate hindurch, immer dasselbe Resultat gefunden habe, so werde diese Vermuthung zur Gewisheit.

Dabey ist jedoch zu bemerken, daß bey einem chronischen Catarrhe wie ohne diesen kleine und rohe Tuberkeln oft lange Zeit vorhanden seyn können, ohne daß sie durch deutliche Veränderung des Tones der Brust oder des Athmungsgeräusches zu erkennen sind, so wie daß die bey Tuberkelhöhlen entstehende Pectoriloquie und Höhlenathmen auch bey der zu chronischem Catarrhe manchmal sich gesellenden Erweiterung der Bronchien Statt finden können. Man kann daher, wie auch der Vf. (S. 57) gesteht, nur durch die Berücksichtigung des Fortschreitens der Krankheit dieselbe von der Lungenschwindsucht unterscheiden.

Bey dem chronischen Catarrhe, wobey der schleimige Auswurf dicker ist und welchen Laennec Catarrhe muqueux genannt hat, soll nach jenem und auch nach dem in der tabellarischen Uebersicht von dem Verf. bemerkten besonders Schleimrasseln Statt finden, bey dem aber, wobey eine dünne Flüssigkeit ausgeleert wird und welchen er Catarrhe pituiteux genannt hat, sonores und pfeiferdes Rasseln, das dem Zirpen der Vögel ähnlich ist, gehört werden, jedoch auch Schleimrasseln hinzukommen können. Es können indessen diese verschiedenen Geräusche in den meisten Fällen des Catarrhes zugleich oder mit einander abwechselnd vorkommen.

Bey dem von Laennec sogenannten trockenen Catarrhe ist der Ton der Percussion ganz

hell, daß Athmungsgeräusch aber soll an einzelnen oft wechselnden Stellen mehr oder weniger vermindert seyn und zuweilen, wenn die Verstopfung nicht vollkommen ist, ein geringes pfeifendes oder dem Klappern eines kleinen Ventils ähnliches Geräusch gehört werden, welches lezte jedoch auch nach Laennec selten und nur bey tiefen, vor dem Husten hergehenden oder darauf folgenden Einathmungen Statt findet. Es kann übrigens nach dem von dem Verf. in der tabellarischen Uebersicht bemerkten auch sonores Raseln und trockenes Schleimrasseln hinzukommen.

Die physicalischen Zeichen des Reickhustens sind (S. 61) nicht wesentlich von denen der Bronchitis (des Catarrhes) verschieden; es sollen jedoch der febrilische Character des ersten Anfalles und besonders die convulsivische Art des Hustens diese Krankheit deutlich bezeichnen. Den febrilischen Character hat indeß oft auch der Catarrh, und es muß daher die Diagnose wohl, wie es früher immer geschehen ist, besonders durch den heftigen, convulsivischen, Erstickung drohenden Husten, das lange und den eigenen Ton gebende Einathmen, die öfter oder seltener wiederkehrenden und oft sich mit Erbrechen endigenden Anfälle bestimmt werden. Obgleich sie nun hier nicht durch Percussion und das Stethoskop bestimmt wird, so hält es der Vf. doch wegen der großen Neigung, welche der Reickhusten bey kleinen Kindern hat, in Lungenentzündung oder heftige Bronchitis überzugehen, für nothwendig, daß man die Auscultation recht häufig anstelle. So bald als man Rhonchus crepitans, wenn auch nur in geringem Grade, oder einen ausgedehnten Rhonchus mucosus vernehme, solle man zu entscheidenden Maßregeln greifen. Rec. glaubt jedoch, daß, in sofern von dem Verf. die Anwendung

entscheidender antiphlogistischer Mittel hier gemeint ist, wohl noch andere Zeichen als ein geringes knisterndes Geräusch oder das ohnehin bey catarrhalischen Affectionen gewöhnliche Schleimrasseln in Betracht zu ziehen seyn möchten.

Die Diagnose des Croup's ist bis jetzt durch die Anwendung des Stethoskopes nicht befördert worden. Der Verf. führt den von Laennec erzählten einzelnen Fall eines croup bronchique, wo eine trockene Tubularrespiration ohne den bey Kindern sonst so deutlich ausgesprochenen knisternden Ton gehört worden, und den von jenem geäußerten Glauben an, daß wenn jene bey unverändertem Tone der Percussion beständig gefunden würde, dadurch diese Krankheit von andern unterschieden werden könne. Er meint jedoch selbst, daß das beste physicalische Zeichen die Costrennung und der Auswurf der in den Luftröhren ausgeschwitzten faserstoffartigen Concretionen sey!

Im Anfalle des krampfhaften Asthma's soll (S. 64) der Ton der Percussion dumpf (nach der hinten angehängten tabellarischen Uebersicht der Zeichen zuweilen etwas dumpf), das Athmungsgeräusch gewöhnlich schwach oder unhörbar, dagegen deutlich und selbst pueril seyn, wenn man den Kranken eben den Athem etwas hat anhalten und dann ruhig einathmen lassen, außerdem der Wiederhall der Stimme sich normal verhalten. Die ersten Zeichen sind unbestimmt und können bey sehr verschiedenen Krankheiten der Brust vorkommen; das Anhalten des Athems und das ruhige Einathmen möchte aber bey irgend bedeutenden Anfällen des Asthma's nicht leicht seyn.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

30. 31. S t ü c k.

Den 25. Februar 1836.

---

B o n n.

Fortsetzung der Anzeige: Die Pathologie und Diagnose der Krankheiten der Brust, 2c. 2c.

Im ersten Zeitraume der Lungenentzündung soll der Ton bey der Percussion nur wenig verändert oder ein wenig dumpf, bey der Anwendung des Stethoskops das Athmungsgeräusch anfangs noch natürlich, dann schwach, besonders aber ein knisterndes Rasseln gehört werden; im zweyten Zeitraume (welchen Laennec den der Hepatisation nennt) der Ton der Percussion ganz dumpf, durch das Stethoskop weder das knisternde Rasseln noch das Athmungsgeräusch in dem leidenden Theile, dagegen Bronchial-Respiration und zuweilen Bronchophonie zu hören seyn; im dritten Zeitraume der Ton der Percussion ebenfalls ganz dumpf seyn, das Athmungsgeräusch, die Bronchial-Respiration und Bronchophonie fehlen, nur zuweilen ein gurgelndes Schleimrasseln eintreten.

Bey der Zertheilung soll, wenn sie vor dem Uebergange in Hepatisation erfolgt, das knisternde Rasseln immer weniger merklich, das natürliche



Athmungsgeräusch aber deutlicher und endlich allein gehört werden; wenn aber schon Hepatisation eingetreten war, das knisternde Rasseln zurückkehren und dann auch das natürliche Athmungsgeräusch sich immer mehr wieder einstellen und endlich allein Statt finden.

Uebrigens ist zu bemerken, daß wenn die Entzündung in dem Mittelpuncte oder an der Basis der Lunge ihren Sitz hat, die angegebenen Zeichen oft gar nicht oder sehr schwer wahrgenommen werden können, daß auch eine kleine umschriebene Entzündung an der Oberfläche schwer vermittelt der Percussion zu entdecken ist, so wie daß ein etwas knisterndes Rasseln auch bey dem Bluthusten und dem Oedeme der Lungen vorkommt, und daß bey der Verbindung der Lungenentzündung mit einem Catarrhe das bey diesem Statt findende laute Schleimrasseln das knisternde Rasseln von jener verdunkeln und selbst unmerklich machen kann, wie auch der Vf. selbst anerkannt hat. So hat er (S. 82) auch in Bezug auf Laennec's Behauptung, wornach es nur wenige Fälle geben soll, in denen der geübte Beobachter nicht mit Sicherheit die Gegenwart und den Sitz des Schleimrasseln und des knisternden Rasseln erkennen könne, wohl zugegeben, daß das Ohr durch Übung eine große Fertigkeit erlange, die Töne zu trennen und unter einer Menge von verschiedenen Tönen einen einzelnen, welcher vielleicht von allen übrigen an Lautheit übertroffen wird, deutlich herauszufinden, wie wir denn auch gewohnt seyen, mitten in dem Getöse einer Stadt jedes einzelne Geräusch von der verschiedensten Stärke zu unterscheiden. Er hat jedoch auch die Bemerkung hinzugefügt, daß die Zeichen der Auscultation nicht von der Art seyen, daß wir sie durch ein solches verfeinertes Unterscheidungsvermögen ge-

winnen könnten, und er erklärt es daher für besser, in solchen Fällen sich auf die allgemeinen Symptome zu verlassen, besonders aber auf den Auswurf, welcher bey der Lungenentzündung fast immer ein rothfarbened Pigment zeige.

Das Emphysem der Lungen ist (S. 85) nicht selten vorhanden, ohne daß wir andere Zeichen bemerken als die eines trockenen Catarrhes oder Asthma's, nämlich vermindertes Athmungsgeräusch mit geringem pfeifenden oder Schleimrasseln und hellem Tone bey der Percussion, und es sollen daher, wie schon Laennec bemerkt hat, in zweifelhaften Fällen nur das Alter der Krankheit, die Heftigkeit der habituellen Dyspnoe und die von Zeit zu Zeit kommenden Anfälle von Asthma zu einer richtigen Unterscheidung führen. Bey ziemlich ausgebreitetem Emphysem aber, wo es der Brust eine unnatürlich runde Form gibt und die Intercostalräume ausgedehnter sind, ist (S. 86) der Ton der Percussion ungemein hell, das Athmungsgeräusch vermindert oder es fehlt ganz, und es findet Husten von einem pfeifenden oder knarrenden Geräusche begleitet Statt. Allein dieses Geräusch kommt keinesweges gewöhnlich vor, ist oft von kurzer Dauer, und der Verf. will (S. 86. 87) selbst beobachtet haben, daß es nicht allein durch die Athmungsthätigkeit, sondern auch durch den Herzstoß hervorgebracht worden sey.

Bey dem Sedem der Lungen soll (S. 89) der Ton der Percussion oft nicht sehr verändert, aber auffallend dumpfer seyn, wenn der Erguß beträchtlich ist, das Athmungsgeräusch schwach, aber dabey ein etwas knisterndes Rasseln und zuweilen eine geringe Bronchophonie gehört werden. Es soll durch den gewöhnlich reichlichen und aus einer etwas zähen, farblosen Flüssigkeit bestehenden Auswurf von dem ersten Stadium

der Lungenentzündung unterschieden werden. Zuweilen werde aber wenig oder gar nichts ausgeworfen und alsdann müsse man, da die physikalischen Zeichen sich in beiden Krankheiten so ähnlich seyen, die Diagnose nach den allgemeinen Symptomen, nämlich nach der Abwesenheit des Fiebers und nach dem Fortschreiten der Krankheit, bestimmen. Außerdem werde auch die Diagnose schwierig gemacht durch die Complication mit dem Emphysem der Lungen. Komme dieses zugleich mit dem Oedem vor, so sey das Athmungsgeräusch so dunkel, daß man kaum etwas anders als ein zuweilen eintretendes pfeifendes Geräusch vernehme, und es sey der Ton der Percussion dabey normal. Man könne jedoch zu einer richtigen Erkenntniß der Krankheit of dadurch gelangen, daß man den Kranken husten, oder den Athem anhalten und darauf gewaltsam einathmen lasse, indem man alsdann das etwas knisternde Rasseln vernehmlich machen werde. Rec. glaubt indessen, daß bey solchem Verfahren leicht Täuschung eintreten kann. Uebrigens ist die in Ansehung der Diagnose ebenfalls sehr schwierige Verbindung des Oedems der Lungen mit der Wassersucht des Brustfells hier nicht berücksichtigt worden.

In dem von der Apoplexie oder Hämorrhagie der Lungen handelnden Abschnitte hat der Vf. die Benennung Apoplexie der Lungen ganz in Laennec's Sinne genommen, ohne auf andere Schilderungen des Lungenschlagflusses Rücksicht zu nehmen.

Nach Laennec (Traité de l'auscultat. médiat. T. I. p. 257. 378 flg.) sollen zwar leichtere Fälle des Bluthustens von einem einfachen Durchschwitzen aus der Schleimhaut der Bronchien, ein heftiger und reichlicher Bluthusten aber von einer viel schwereren Ursache, nämlich von einer

Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen, deren erste Wirkung eine bedeutende Veränderung des Gewebes der Lungen, eine Verstopfung und Verhärtung einer oder mehrerer Stellen der Lungen sey, abhängen. Er glaubte diese apoplexie pulmonaire nennen zu müssen, so wie sie dann auch ganz der Ergießung des Blutes im Gehirne, welche den Schlagfluß hervorbringt, gleiche.

Hierbey ist aber erstens zu bemerken, daß, wiewohl bey Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen oft eine größere oder geringere Menge von Blut ausgeleert wird, doch auch das ergossene Blut gerinnen und selbst Erstickung bewirken kann, ehe es in einen Bronchienast gelangt, wo dann kein Bluthusten erfolgt. Zweitens kann auch die größere oder geringere Menge des ausgeleerten Blutes kein sicheres Zeichen der Quelle desselben in dem Parenchyma der Lungen oder der Schleimhaut der Bronchien abgeben, da (wie Laennec S. 385 f. selbst bemerkt hat) der aus der Schleimhaut der Bronchien kommende Blutfluß manchmal sehr reichlich ist, bey der Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen aber manchmal nur eine sehr geringe Menge von Blut ausgeleert wird, überdem auch bey dieser Ergießung oft zugleich Durchschwitzen des Blutes aus der Schleimhaut der Bronchien Statt findet.

Uebrigens möchte der Name Lungenschlagfluß (Apoplexia pulmonum) eher für die Fälle passen, wo Lähmung der Lungen entweder durch zu starke Blutanhäufung oder durch die Nerven schwächende Einflüsse bewirkt wird, worauf, wie auf die Schriftsteller, die davon gehandelt haben, Laennec gar keine Rücksicht genommen hat. Am wenigsten ist es aber passend, wenn, wie es von Corinser (die Lehre von den Lungenkrankheiten S. 164 flg.) geschehen ist, Hohn-

baum's Annahme der Lähmung der Lungennerven, als der Ursache des Lungenschlagflusses, schlechthin auch auf den von Laennec sogenannten Lungenschlagfluß angewendet wird, indem in den zu diesem gehörigen häufigen Fällen von activem Bluthusten, wo erhöhte Irritabilität des Gefäßsystems, Ballung, Fieberbewegungen, heftig gereizter, entzündlicher Zustand der Lungen bey oft starkem Blutflusse vorhanden sind und auch wohl nach dem Blutflusse fortbauern, keine Lähmung Statt findet und die der Annahme derselben zufolge angerathenen reizenden Mittel durchaus nicht passend sind. Vgl. meine Recens. von Lorinser's Schrift in den Götting. gel. Anz. 1825. St. 144. 145. und meine Commentatio de varia affectionum pulmonum, quae apoplexiae pulmonalis nomine signatae sunt, ratione, in Commentat. Soc. Reg. Scient. Gotting. recentior. Vol. VI. 1828. p. 43 sqq.

Der aus der Schleimhaut der Bronchien kommende Bluthusten und die Hämorrhagie der Lungen oder die von Laennec sogenannte Apoplexia pulmonalis, welche nicht durch die übrigen Symptome allein zu unterscheiden sind, sollen doch oft durch die Percussion und das Stethoskop unterschieden werden können. Bey der Hämorrhagie der Bronchien soll Mangel der stethoskopischen Zeichen der Apoplexia pulmonalis, vollkommen heller Ton der Brust, kein Knistern des Rasseln, nur Schleimrasseln mit größeren und schneller nach einander plagenden Blasen Statt finden. Bey der Hämorrhagie der Lungen soll der Ton der Percussion dumpf seyn, wenn sie nahe an der Oberfläche und beträchtlich ist, das Athmungsgeräusch an der leidenden Stelle fehlen, um diese anfangs etwas knistern des Rasseln (das jedoch bald verschwinde), spä-

Schleimrasseln mit größeren und schneller nach einander platzenden Blasen gehört werden.

Es ist indessen von Laennec selbst gestanden worden, daß die Verstopfung bey der Hämorrhagie der Lungen gewöhnlich eine viel zu geringe Ausdehnung habe, als daß sie durch die Percussion erkannt werden könnte, und daß sie sich außerdem sehr oft an Stellen befinde, wo, wie besonders an der Basis der Lungen, die Percussion fast nie etwas anzeigen kann. Eben so ist die Stelle, wo das Athmungsgeräusch nicht gehört wird, oft sehr beschränkt, und da das knisternde Rasseln (was auch bey der Lungenentzündung vorkommt) gewöhnlich bald verschwindet, wird man auch dadurch oft keine Aufklärung erhalten. Das Schleimrasseln aber ist der Hämorrhagie der Bronchien und der der Lungen, die ja auch oft mit einander verbunden sind, gemein. Hiernach möchte die Erkenntniß der bey dem Lungenschlagflusse angenommenen Verstopfung durch Percussion und das Stethoskop oft, wo nicht immer, sehr unsicher seyn. Der Zweifel, der hier entstehen kann, hat indessen nach Laennec's Aeußerung keine *conséquence pratique fâcheuse!*

Bey der Betrachtung der Pleuritis (welches Wort der Verf. mit Vielen für Entzündung des Brustfells gebraucht) sagt er, die Diagnose dieser Krankheit werde gewöhnlich als sehr leicht geschildert; es würden als ganz bezeichnende Symptome heftiger Seitenschmerz, Fieber, Bekommenes oder unterdrücktes Athmen, das Liegen des Kranken auf der leidenden Seite und trockener Husten angeführt; er glaube aber, daß es wohl wenige Aerzte gebe, welche sich nicht von der Trieglichkeit aller dieser Zeichen überzeugen hätten, und der mit dem Stethoskop Un-

tersuchende könne sie nicht anders als höchst unsicher nennen. Jener Vorwurf kann aber nur denjenigen neueren Aerzten gemacht werden, welche das, was außer mehreren früheren Aerzten Triller, Morgagni, Baldinger, Tissot, Portal, F. P. Frank u. A. über diesen Gegenstand gesagt haben, nicht berücksichtigen. Längst ist von jenen nachgewiesen worden und Rec. hat es selbst auch in seinem Handbuche der spec. Pathologie und Therapie, B. 1. S. 299, und in diesen gelehrten Anzeigen 1825. B. 3. S. 1345 bemerkt, daß es irrig sey, wenn man immer dann das Daseyn der Entzündung der Brustfells annimmt, wo stechende Schmerzen und ein harter und sägeförmiger Puls vorhanden sind, da gegen den stumpfen Schmerz und weichen Puls bloß der Lungentzündung zuschreibt, indem in vielen Fällen, wo die zuerst genannten Symptome Statt fanden, doch bey den Leichendöffnungen allein die Lungen entzündet gefunden wurden.

Bey der Entzündung des Brustfells soll der Ton der Percussion ganz dumpf, das Athmungsgeräusch anfangs schwach seyn, später ganz, außer an der Wurzel der Lungen, fehlen, und anfangs, doch nicht später, Aegophonie gehört werden. Abgesehen aber davon, daß die ersten Zeichen auch bey der Lungenentzündung und andern Brustkrankheiten vorkommen, so ist schon früher bemerkt worden, daß die Aegophonie bey oft schnell eintretender reichlicher Ergießung wie bey durch frühere Entzündung bewirkter Verwachsung der Lungen mit dem Brustfelle fehle. Außerdem soll sie auch im zweyten Zeitraume der Lungenentzündung neben dem Bronchialathmen gehört werden, nach vielen neueren, in großen Hospitälern und selbst von mit der Anwendung des Stethoskops sehr vertrauten Männern, wie

Louis, Chomel, Andral, Piorry und Reynaud, gemachten Beobachtungen überhaupt nur bey einer sehr geringen Zahl von Kranken gefunden worden seyn, bey manchen Weibern u., die eine kreischende Stimme haben, auch sonst Statt finden, bey Männern mit tiefer Bassstimme aber nie gehört werden, und ist selbst von Vertheidigern der Auscultation für ein seltenes und zweydeutiges Zeichen, ja von Reynaud nur für ein Zeichen der Pleuropneumonie erklärt worden. Da diese aber weit häufiger vorkommt als die reine Entzündung des Brustfells, so müßte, wenn Reynaud's Meinung gegründet wäre, auch dieser Ton wohl öfter gehört werden.

Das von Reynaud als ein Zeichen der beginnenden Pleuritis, wobey noch geringe Absonderung Statt finde, oder die Haut sich in einem eigenthümlich trockenen Zustande befinde, angegebene Geräusch der auf- und absteigenden Reibung, welches dem ähnlich ist, das man vernimmt, wenn man zwey Stücke Leder zusammenreibt, hat der Verf. (S. 94) selbst beobachtet, und es soll, obgleich man es nicht für ein pathognomonisches Zeichen halten könne, uns doch zu der Vermuthung führen, daß man es mit einer eben entstehenden Entzündung zu thun habe. Auch soll (S. 102) ein ähnliches Geräusch, als ob Leder knarrte, zuweilen später bey dem Fortschreiten der Resorption gehört werden. Man soll übrigens nach Manchen, um es zu hören, den Kranken sich auf den Bauch legen lassen, und es soll überhaupt sehr selten, selbst von gelübten Beobachtern, namentlich von Piorry, nie gehört worden seyn. — Außerdem soll nach Reynaud bey erfolgter Ergießung das leise Schwirren oder Zittern fehlen, das sonst in al-



len Theilen der Brust bey dem Sprechen empfunden wird.

Die von dem Verf. (S. 112) getheilte Meinung Laennec's, daß wenn die Pleura und das Gewebe der Lungen zugleich entzündet sind oder Pleuropneumonie Statt findet, die Heftigkeit der Krankheit nicht gesteigert, sondern vielmehr vermindert werde, und zwar daß die Ursache dieser Erscheinung eine rein mechanische sey, indem der Druck, welchen der Erguß der Pleura auf die Lungen ausübt, die entzündliche Thätigkeit in denselben herabsetze, und umgekehrt die durch den entzündlichen Proceß bis zu einem gewissen Grade verdichtete Lunge sich dem zunehmenden Ergusse widersetze, kann Nec. zum mindesten nur für höchst zweifelhaft halten. Uebrigens werden als Zeichen der Pleuropneumonie angegeben ganz dumpfer Ton der Percussion, anfangs schwaches Athmungsgeräusch mit knistern dem Rasseln, dann Bronchialathmen, später fehlendes Athmungsgeräusch, und summende Aegophonie. Da indessen der dumpfe Ton der Percussion, das schwache oder fehlende Athmungsgeräusch nicht bloß bey der Entzündung des Brustfels, sondern auch bey der der Lungen vorkommen, und selbst die Aegophonie nun für ein seltenes und zweydeutiges Zeichen erklärt worden ist, so möchte man in den meisten Fällen durch diese Zeichen keine so sichere Diagnose erhalten, wie der Verf. u. A. glauben.

So wie Laennec die Beschwerde des Athmens für das vorzügliche und fast einzige Symptom der Brustwassersucht hielt, so behauptet auch der Verf. (S. 116), daß der einfache und idiopathische Hydrothorax nur ein einziges allgemeines Symptom, nämlich Dyspnoe, hervorbringe, und daß auch diese keinen besonders

hohen Grad erreiche, wenn die Wasserergießung nicht sehr reichlich und plötzlich eingetreten sey. So hält er dann auch die physicalischen Zeichen, und zwar dieselben, welche bey der Pleuritis von dem Ergusse in der Pleura bewirkt würden, nämlich den ganz dumpfen Ton der Percussion, das schwache oder fehlende Athmungsgeräusch und die bey geringem Ergusse zu hörende Aegophonie für die einzig untrüglichen. Ueber jene Meinung von Laennec hat Rec. schon in seinem Handbuche der spec. Pathologie und Therapie, B. 2. S. 1125, seine Bewunderung geäußert. Daß aber das von Auenbrugger schon angegebene Zeichen, der dumpfe Ton bey der Percussion, neben der Dyspnoe und so manchen anderen Zeichen zu berücksichtigen sey, hat er ebenfalls daselbst anerkannt, Auf die Aegophonie kann er aber aus im Vorhergehenden schon angeführten Gründen weniger Werth legen.

Daß bey dem Hämothorax in den Sack des Brustfels ergoffene Blut soll (S. 117) so lange, als es flüssig bleibt, dieselbe Wirkung haben, wie Serum in demselben Zustande. Wenn es aber gerinne, werde der Ton der Percussion dumpfer, das Athmungsgeräusch vermindert, und vielleicht entstehe auch Bronchophonie, aber niemals Aegophonie, da diese das Product eines flüssigen Ergusses sey. Da aber die ersten Zeichen auch bey Hydrothorax vorkommen, die Bronchophonie und Aegophonie wenigstens oft schwer zu unterscheiden sind, und die letzte ohnehin so selten bemerkt wird, können jene Zeichen für sich keine sichere Diagnose gewähren. Und so hat auch der Verf., wiewohl er sagt, daß wir einige physicalische Zeichen hätten, wodurch wir in den Stand gesetzt würden, den Hämothorax von andern festen oder flüssigen Bildungen in der Brust-

Höhle zu unterscheiden (?), doch die Erklärung hinzugefügt: »Über das Schwachwerden und die Dymn-macht und andere allgemeine Symptome eines Blutsturzes unterstützen uns bey der Feststellung der Diagnose.«

Sehr charakteristische Zeichen des Pneumothorax sind (S. 119 flg.) heller oder noch hellerer Ton der Percussion als im gesunden Zustande, schwaches oder fehlendes, oder nur an der Wurzel der Lunge zu vernehmendes Athmungsgeräusch, je nach der Menge der angesammelten Luft, gewöhnlich kein Wiederhall der Stimme, selten metallisches Klingen. Wenn aber zugleich fistulöse Verbindung mit den Bronchien und Erguß von Flüssigkeit Statt findet, ist der Ton der Percussion in den unteren Theilen dumpf, über denselben sehr hell, das Athmungsgeräusch schwach oder fehlend, die Succussion der Brust bringt ein Geräusch von Schwappung hervor, bey'm Athmen und Husten entsteht zuweilen ein besonderes Höhlengeräusch (Strepitus amphoricus) und metallisches Klingen. Der Verf. bezweifelt übrigens (S. 126 flg.) die Richtigkeit der Ansicht Laennec's, wornach das metallische Klingen ein pathognomonisches Zeichen von Pneumothorax mit flüssigem Ergusse und einer fistulösen Verbindung zwischen der Pleura und den Bronchien seyn soll, und bemerkt, daß es auch bey einfachem Pneumothorax, so wie wenn zugleich das Lungengewebe durch Verhärtung oder Verdichtung fähig geworden ist, einen Ton von irgend einem großen Bronchienaste aus zu der Höhle zu leiten, oder wenn zugleich eine solche tuberculöse Aushöhlung der Lunge Statt findet, außerdem auch durch Pulsationen des Herzens erzeugt werden kann.

Was die Lungenschwindsucht betrifft, so

soll in dem Zeitraume der grauen Verhärtung und der rohen Tuberkeln, wenn die Anhäufung beträchtlich ist, der Ton der Percussion vermindert oder dumpf, und das Athmungsgeräusch schwach oder zuweilen bronchial seyn, wie auch verbreitete Bronchophonie gehört werden. In dem Zeitraum der Entleerung der erweichten Tuberkeln aber soll der Ton der Percussion ungleichmäßig seyn, das Höhlengeräusch, Höhlen-Athmen und Husten, so wie Pectoriloquie, und wenn die Höhle breit ist, metallischer Widerhall gehört werden.

In Bezug auf diese Zeichen des ersten Zeitraumes ist aber zu erinnern, daß kleine und rohe Tuberkeln oft lange Zeit vorhanden seyn können, ohne daß sie durch deutliche Veränderung des Tones der Brust oder des Athmungsgeräusches zu erkennen sind, daß nach Laennec's eigenem Geständnisse (*de l'auscult. méd. T. I. p. 158*) die Brust bey vielen Schwindsüchtigen vollkommenen Widerhall gibt, daß auch bey etwas ausgebildeten Tuberkeln die Bestimmung einiger Verminderung oder Schwäche des Tones und Athmungsgeräusches oft schwankend ist und daß die von dem Athmungsgeräusche hergenommenen Zeichen hier auch durch das bey der oft zugleich Statt findenden Affection der Schleimhaut der Bronchien erzeugte Schleimrasseln oder pfeifende Geräusch verdunkelt werden. Daher kann man aus diesen Zeichen allein nicht mit Sicherheit auf die Entwicklung der Lungenschwindsucht schließen und der Verf. hat (*S. 147*) selbst gerathen, daß der Arzt sehr behutsam seyn und sich über die Natur der Krankheit in dieser Periode nie aussprechen solle!

Was aber jene dem zweyten Stadium zugeschriebenen Zeichen betrifft, so können nicht nur

die Kranken, wie oben bemerkt worden, vor der Erweichung und Entleerung der tuberculösen Materie sterben, sondern es wird auch oft keine Höhle gebildet, wobey die für das auffallendste und besonders pathognomonische Zeichen erklärte Pectoriloquie entstehen kann, so wie außerdem das Höhlenathmen schwer von dem Bronchialathmen unterschieden, das Höhlengeräusch leicht mit Schleimrasseln in der Luftröhre und den Bronchien verwechselt wird, dergleichen auch durch partielle Erweiterung der Bronchien verschiedene Arten von Höhlengeräusch und Höhlenathmen und selbst die ohnehin oft schwer von der Bronchophonie zu unterscheidende Pectoriloquie bewirkt werden können und also nicht durchaus mit Gewißheit auf Tuberkelhöhlen schließen lassen. Nach Cruveilhier u. A. soll die Höhlenstimme oft selbst bey Verhärtung in den Lungen entstehen.

Die zuweilen in dem Lungengewebe sich entwickelnden Melanosen, Encephaloiden, Markschwämme, Blutschwämme und Scirrhus, welche entweder in einer umschriebenen Form oder über einen beträchtlichen Theil des Gewebes ausgebreitet vorkommen, bieten (S. 160) dieselben physicalischen Zeichen wie Tuberkeln von derselben Ausbreitung dar und nur die allgemeinen Symptome und die Abwesenheit der constitutionellen Zeichen unterscheiden sie von diesen.

Physicalische Zeichen beträchtlicher Anschwellungen der Bronchialdrüsen sollen (S. 165) dumpfer Ton an den obern Theilen der Interescapulargegend und den Dornfortsätzen der obern Rückenwirbel seyn. Zeichen von Höhlen in diesen Drüsen würden aber immer zweifelhaft bleiben wegen der dort vorkommenden Broncho-

phonie, welche bey magern Personen bis zu pectus loquens sich steigere.

Bey der im dritten Theile vorausgeschickten Untersuchung des Herzens im gesunden Zustande hat der Verf. die verschiedenen früheren Ansichten, welche von Laennec, Turner, Corrigan, David Williams, Pigeaux, Magendie, Rouanet, Carlile, Hope &c über die Bewegungen und Töne des Herzens geäußert worden sind, betrachtet, die meisten als unhaltbar verworfen (wobey er in Bezug auf die von Magendie auch sagt, daß einige von dessen Angaben erfahrene Auscultatoren eher einer Unvollkommenheit seines Gehörnes zuschreiben, als sie für Beweise seiner Meinungen betrachten würden!) und übrigens durch in Gegenwart von Hope angestellte Versuche darzuthun gesucht, daß der erste und dumpfe Ton des Herzens durch die Zusammenziehung der Kammern, der zweyte oder kurze aber durch die Wirkung der arteriellen Blutsäule, indem dieselbe bey der Diastole der Kammern die halbmondförmigen Klappen anspanne, hervorgebracht werde.

In Bezug auf die Untersuchung des Herzens in Krankheiten bemerkt der Verf. (S. 192—193), daß die Ursachen, welche Veränderungen in dem Orte des Herzschlages, der Ausbreitung und Art desselben, der Natur und der Ordnung der den Herzschlag begleitenden Töne hervorbringen, im Allgemeinen viel mannigfaltiger seyen, als jene, welche eine Modification der physicalischen Zeichen der Athmungsorgane bedingen, und daß dieses, wie auch die zusammengesetzte Structur des Herzens, der Grund sey, warum die Zeichen der Auscultation in Herzkrankheiten viel schwankender und schwieriger seyen. Und so hat er auch schon in der Vorrede (S. X.) geäußert,

daß er bey dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft an der Möglichkeit einer sicheren Diagnose gewisser Affectionen des Herzens noch zweifelte, eine Aeußerung, welche freylich sehr im Widerspruche steht mit der Meinung mancher übermäßigen Lobredner der Auscultation, nach denen bloß durch die Auscultation die Lehre von den Herzkrankheiten eine große Vollkommenheit erhalten haben soll und bey denen also selbst die Arbeiten von Testa und Kreyfig gar nichts gelten. So wie indessen Rec. schon früher in diesen gel. Anz. 1826. S. 1688 die Vorzüge der Schriften von Testa und Kreyfig vor der von Bertin, welche Bouillaud revidiert, behauptet hat, so ist er auch jetzt noch der Meinung, daß besonders in Kreyfig's Schrift einzelnen Krankheiten des Herzens (abgesehen von der Auscultation) sonst in pathologischer und therapeutischer Hinsicht weit ausführlicher und gründlicher abgehandelt worden sind, als es von neueren Schriftstellern, die die Auscultation zu Hülfe genommen haben, geschehen ist.

Bey der Erweiterung des Herzens mit Verdünnung fühlt man (S. 194) den Herzstoß schwächer und kürzer, wie auch an einer tieferen Stelle als im normalen Zustande, der Ton der Kammerystole ist zwar kürzer, aber lauter und reiner als gewöhnlich und über eine größere Strecke ausgedehnt. Die physicalischen Zeichen der Erweiterung der linken Kammer sollen am deutlichsten an der linken Seite des Brustbeines, zwischen der siebenten und fünften Rippe, die der Erweiterung der rechten Kammer unterhalb des Brustbeines vernommen werden. Ein gewöhnliches Symptom der letzten ist das Klopfen und Schwellen der Jugularvenen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

---

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 27. Februar 1836.

B o n n.

Beschluß der Anzeige: Die Pathologie und  
Prognose der Krankheiten der Brust, 2c. 2c.  
In Bezug auf die Hypertrophie des  
Herzens oder Verdickung der Herzsub-  
stanz bemerkt Rec. vorerst, daß die Verdickung  
nicht bloß in einfacher Vermehrung der Ernäh-  
rung des Herzens, welche durch lange Zeit das  
Herz zu vermehrter Thätigkeit reizende Einflüsse,  
als übermäßige Anstrengung des Körpers, Hin-  
dernisse des Blutumlaufes, Fehler der Klappen 2c.,  
verwirkt werden soll, besteht, sondern daß dabey,  
in sofern sie Krankheitsproduct und besonders die  
Folge von Entzündung ist, oft auch Veränderung  
der Textur Statt findet oder wenigstens später  
oft Erweichung oder Verhärtung des Gewebes  
hinzukommt. Es darf daher nicht so allgemein,  
wie es von manchen Neueren geschehen, ver-  
mehrte Energie des Herzens dabey angenommen  
werden, sondern es erfolgt der Tod vielmehr oft  
unter den Zufällen von höchst geschwächter Herz-  
thätigkeit. Dieß hat besonders Kreyzig üb. d.  
Krankh. d. Herzens Th. 2. S. 318 flg. u. Th. 2.  
Abth. 2. S. 461 flg. gezeigt, wie Rec. schon frü-  
her in diesen gel. Anz. 1826. S. 1684 flg. be-  
merkt hat. Und so können auch nicht bloß sehr  
starker und ausgebreiteter Herzschlag, harter und  
voller Puls, Klopfen und Gefühl von Völle im



Kopfe, wozu bey starker Congestion auch Schwindel, Schlagfluß, Nasenbluten zc. kommen, als Zeichen derselben angesehen werden, sondern auch selbst in der ersten Zeit der Ausbildung des Uebels und bey sonst noch gutem Aussehen des Kranken unordentliche, verworrene Bewegung des Herzens mit schwachem, unregelmäßigem, aussetzendem Pulse, die größte Angst, Beklemmung, Unruhe in der Herzgegend, Niedergeschlagenheit, in den periodischen Verschlimmerungen auch Ohnmachten eintreten.

Der Verf. theilt indessen (S. 196 flg.) die Meinung, daß die vermehrte Muskelsubstanz einem hypertrophischen Herzen mehr Zusammenziehungskraft gebe, wiewohl die größere Dichtigkeit der Fasern verhindere, daß das Herz sich mit Einfachheit und Gleichmäßigkeit wie bey dünnen Muskelfasern zusammenziehe. Daher sey der Herzstoß stärker und ausgebreiteter, aber weniger abgebrochen und von längerer Dauer. Er wirke auch oft auf die Rippen so sehr, daß dadurch der Kopf des Untersuchenden merkbar gehoben wird. Ja bey hohem Grade der Hypertrophie soll die Spitze des Herzens nicht allein an die Rippen bey der Höhe der Systole schlagen, sondern der ganze Körper des Herzens sich so an die Wände der Brust legen, als wenn das Herz bey jeder Zusammenziehung anschwelle. Darauf soll das Herz plötzlich zurücksinken, was Hope den Rückstoß nennt. Der erste Ton des Herzens soll gedehnter und dumpfer als gewöhnlich, der zweyte Ton noch deutlich unter dem Brustbeine und unterhalb des Schlüsselbeines gehört werden, ja unter diesem oft ungewöhnlich hell seyn. Außerdem soll der Ton bey der Percussion der Herzgegend matt seyn, was jedoch mehr, wenn das Herz verdickt und zugleich erweitert, selten bey der einfachen Erweiterung oder Hypertrophie der Fall sey.

So wie aber schon oben angeführt worden ist,

daß nicht so allgemein vermehrte Energie des Herzens bey der Hypertrophie angenommen werden dürfe, daß der Herzschlag dabey keinesweges immer stark sey zc., so hat auch Andral (Clinique med. T. III. p. 569) bemerkt, daß durch Hypertrophie nicht nothwendig merklicher Herzstoß erzeugt werde, daß er mehr als einmal, wo er nach dem Tode sehr starke Verdickung der Wände der Kammern mit merklicher Vergrößerung der Höhlen gefunden, während des Lebens gar keine Art von Herzstoß erkannt habe, und daß in anderen Fällen, wo Hypertrophie der linken Kammer mit großer Verengerung ihrer Höhle Statt gefunden, den so wenig merklicher Herzstoß Statt gefunden habe.

Nach Laennec sollte man die Hypertrophie der einen oder der anderen Kammer nach dem Orte des Herzstoßes, je nachdem derselbe mehr unter dem unteren Theile des Brustbeines oder zwischen den Knochen der fünften und siebenten Rippe sich äußere, bestimmen können. Auch nach dem Vf. soll man dieses Unterscheidungszeichen in Verbindung mit der größeren Helligkeit des Tones auf der anderen Seite, wo der Herzstoß schwach ist, in den meisten Fällen bewährt finden. Jedoch erkennt er es selbst an, daß, wenn die Hypertrophie beträchtlich sey und sich bis zur Spitze erstreckt, auch zugleich von einer Verdünnung der Wände der entgegengesetzten Kammer begleitet werde, die Spitze gegen die schwächere Seite hin übergeschneilt werde und der Herzstoß dort deutlicher als an der der Hypertrophie entsprechenden Seite hervortrete, und daß man sich daher mehr auf die anderen Zeichen verlassen und mehr auf den Ort, wo der schwächere Ton sich äußert, als auf den, wo der Herzstoß am deutlichsten hervortritt, verlassen müsse. (Auch werden von ihm (S. 197\*) Fälle angeführt, wo durch Geschwülste hinter dem Herzen und Aneurysma der aorta desc. dieselbe

Wirkung wie bey Hypertrophie erregt wurde). Wie unsicher aber jene Zeichen seyen, hat besonders Spittal (The Edinb. med. and surg. Journ. 1834. S. 138 flg.) gezeigt und bemerkt, daß in vielen aus den Schriften der ausgezeichnetsten Aerzte, welche die mittelbare Auscultation angewendet, als eines Laennec, Bertin, Forbes und Hope, genommenen Fällen die darauf gegründete Diagnose meistens durch die Leichendöffnung als unrichtig dargestellt wurde.

Bey der Hypertrophie mit Erweiterung sollen die physicalischen Zeichen aus einer Verbindung der der Hypertrophie und der der Erweiterung bestehen, jedoch nach dem Vorherrschende eines dieser Fehler sehr modificiert werden. <sup>3</sup> bemerke man bey Hypertrophie mit geringer Erweiterung einen starken Stoß mit einem kurz abgebrochenen Rückstoße und einem gedehnten, ausgebreiteten aber nicht klaren Tone. Bey Erweiterung mit geringer Hypertrophie sey der Ton laut, beginne kurz abgebrochen, und werde über eine große Strecke hinaus vernommen, während der Herzstoß nur dann übermäßig stark sey, wenn das Herz sich in einem aufgeregten Zustande befinde, wie bey dem Herzklopfen, wenn es harte, kurze und umschriebene Stöße verursache, ohne die Rippen stark zu heben. Auch werde bey sehr vermehrtem Umfange des verdickten und erweiterten Herzens ein dumpferer Ton bey der Percussion des Brustbeines und unterhalb der fünften Rippe bemerkt.

Der schnellende Herzstoß und Puls sind (S. 200) keinesweges bloß der Entzündung des Herzbeutels eigenthümlich, indem sie von erhöhter Reizbarkeit des Herzens herrühren und oft bey verschiedenen Arten von Nervenreizungen bemerkt werden. Ein mehr characteristisches Zeichen soll man aber bey der Anwendung des Stethoskops erhalten, nämlich ein krachendes Geräusch, wie das bey dem Reiten in einem neuen Sattel ent-

stehende oder dem Knarren des Leders ähnliche. Es ist jedoch nicht beständig und soll durch die Ergießung von Serum, wie durch die Bildung von Adhäsionen verschwinden. Von dem auch die Systole der Kammern begleitenden Blasebalggeräusche, womit es wohl von Manchen verwechselt worden sey, soll es leicht dadurch unterschieden werden, daß es nur oberflächlich sey und meist die gesammten Bewegungen des Herzens begleite, so wie es denn auch kaum an dem oberen Theile des Brustbeines und in der Gegend der Carotiden gehört werde, wo dagegen das Blasebalggeräusch sehr deutlich sey. Wenn dieses Zeichen fehle, sey Pericarditis nur auf negative Weise, durch Anwesenheit von Dyspnoe und Fieber ohne Zeichen einer anderen Brustkrankheit zu erkennen. Allein es kann ja, wie auch Hope bemerkt hat, die Entzündung des einen oder anderen der Brusteingeweide, insbesondere auch des Brustfelles, zugleich Statt finden und dabey der Schmerz über das Herz hin seinen Sitz haben. Hope fügt indessen den Trost bey, daß, wenn in einem solchen Falle einmal das Leiden des Herzens übersehen werden sollte, der Irrthum doch nicht von bedeutenden Folgen seyn würde, da sich das gegen Pleuritis oder Peripneumonie gerichtete Heilverfahren auch für die Pericarditis eigne!

Laennec konnte (T. II. p. 670) aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen der idiopathischen Herzbeutelwassersucht noch nicht sagen, welche Zeichen das Stethoskop dabey verschaffen werde, glaubte jedoch versichern zu können, daß wenig reichliche Ergießungen in dem Herzbeutel (z. B. unter einem Pfunde) niemals ein Zeichen geben würden, meinte aber auch, daß die über zwey oder drey Pfund gehenden Anhäufungen manchmal vermittelt der durch die Percussion, Auscultation und Inspection gegebenen Zeichen würden erkannt werden können. Es soll indessen

wegen der großen Seltenheit der Fälle und der wenigen Mittel, welche die Medicin gegen diese Krankheit darbiere, weniger zu bedauern seyn, daß man nicht sicherere Zeichen derselben habe!

Außer dem schon von Auenbrugger angegebenen ganz dumpfen Ton der Percussion in der Herzgegend sind von Anderen noch als Zeichen angeführt worden unregelmäßiger wellenförmiger (schwappender) Herzstoß, wobey einige Schläge weich und doppelt, andere hart und abgebrochen sind, als wenn das Herz sich plötzlich durch die Flüssigkeit hindurch an die Rippen stieße, gewöhnlich hörbare Töne, doch nur schwache und ein den ersten Ton begleitendes Blasebalggeräusch bey beträchtlichem Ergusse aussehende, schwache kaum hörbare Schläge des Herzens und bey sehr schwachen Schlägen, wie immer, fehlender zweyter Ton, indem alsdann die in die Arterien strömende Blutmenge zu gering sey, um die halbmondförmigen Klappen in dem Maße zurückzudrängen, daß dadurch ein Ton entstehe.

Die für das vielleicht am meisten charakteristische Zeichen der Verwachsung des Herzbeutels mit dem Herzen von Hope erklärte plötzlich schüttelnde oder wälzende Bewegung des Herzens, welche durch das Stethoskop in der Präcordialgegend wahrgenommen wird, kann nach dem Verf. (S. 202) auch nur in Fällen, wo die Verwachsung die Herzthätigkeit beträchtlich stört, Statt finden. Sehr oft soll dabey auch ein Blasebalggeräusch den ersten Ton begleiten.

Die Erweichung des Herzens macht nach Laennec die Töne dumpfer. Der Verf. bemerkt indessen (S. 204.) mit Recht, daß eine große Verschiedenheit in den Tönen gesunder Herzen herrsche, und es soll deshalb die bloße Dumpfheit des Tones nur den Verdacht der Erweichung erregen, wenn außerdem Zeichen einer

besonderen Schwäche dieses Organes vorhanden sind und zuweilen Anfälle von Angina (?) und Herzklopfen eintreten, während welcher die Töne viel heller seyn.

Für die sichersten Zeichen der Fehler der Klappen des Herzens sind bekanntlich gewisse besondere Geräusche, nämlich das Blasebalggeräusch, das Raspel-, Feilen- und Säegeräusch und das Katzenschnurren erklärt worden. Auch nach dem Verf. (S. 205.) tragen sie, wenn die Art und der Sitz derselben ziemlich deutlich sind, zu einer richtigen Beurtheilung des Falles bey; aber wenn sie dunkel und nicht mit Gewißheit auf besondere Theile des Herzens bezogen werden können, sollen die physikalischen Zeichen jene Einfachheit und Bestimmtheit, der sie ihren Vorzug verdanken, verlieren, und bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntnisse uns zur genauen Diagnose der Natur des Falles nicht mehr helfen, als die allgemeinen Symptome. Es lasse sich ferner (S. 208 — 209) aus der Betrachtung der Principien, nach denen die abnormen Geräusche entstehen, einsehen, daß, weil sie von vielen mechanischen Ursachen herrühren können, sie nur dann auf besondere Krankheitszustände schließen lassen, wenn ihr Sitz und die begleitenden Symptome gleichzeitig auf eine jener Ursachen hinweisen. In manchen Fällen möge man wohl durch ein solches Zusammenfassen der Symptome zur Gewißheit gelangen; in anderen dagegen könne die über die Natur der Krankheit gefasste Meinung sich kaum über den Grad der Vermuthung erheben. Der allgemeine Character der Geräusche, welche durch andauernde Klappenfehler oder andere organische Krankheiten hervorgebracht werden, nämlich daß sie anhaltend sind, könne dieselben zwar einigermaßen von denen unterscheiden, welche in Folge einer vorübergehenden Aufregung entste-

hen; aber man solle nicht vergessen, daß jene unter gewissen Verhältnissen keine Geräusche hervorbringen, daß demnach ihre Zeichen dann auch nur vorübergehend, oder daß solche gar nicht vorhanden seyn können.

Bei der Betrachtung der Fehler der einzelnen Klappen bemerkt der Vf. S. 210 flg., daß er das Geräusch, welches bey obstructiver Krankheit der Aorta-Klappen bey dem ersten Tone des Herzschlages hervorgebracht werden und bey beträchtlicher Obstruction so laut und so lang gezogen gehört werden kann, daß der erste Ton kaum vernehmbar ist, nicht in allen Fällen in der Mitte des Brustbeines, wo es nach Hope am besten gehört wird und oberflächlich und zische wahrgenommen habe, sondern daß es bey Personen mit einer tiefen Brust und wohl entwickelten Lungen oft am deutlichsten in der Gegend der Knorpel der fünften und sechsten linken Rippe gehört werde, außerdem auch an dem oberen Theile des Brustbeines und sogar in der Gegend der Carotiden, wodurch diese Ursache hinlänglich von einer regurgitierenden Krankheit der Klappen der Vorhöfe unterschieden worden sey.

Auch das bey regurgitierenden Krankheiten der Mitral-Klappe zuweilen zur Zeit des ersten Tones entstehende Geräusch, welches nach Hope am deutlichsten am linken Rande des Brustbeines zwischen der dritten und vierten Rippe gehört wird, will er gewöhnlich am besten mehr nach links in der Gegend der Brustwarzen oder etwas tiefer vernommen haben, und der Umstand, daß dasselbe hier seinen Sitz hatte, so wie der, daß man es nicht in den Arterien vernahm, galten ihm als die besten Zeichen, daß er es mit einer regurgitierenden Krankheit der Mitral-Klappe zu thun hatte. Er gesteht indessen in einer hier beigefügten Anmerkung, daß verschiedene Umstände, wie Erweiterung oder Adhäsionen des Herzens,

festen oder flüssigen Ergüsse in den Lungen oder der Pleura, so wie andere Ursachen, diese Zeichen unzuverlässig machen können, und daß er weit entfernt sey, dieselben für sichere Leiter auszugeben. Nur wenige Regeln könne man zur Diagnose der Herzkrankheiten als allgemein gültig aufstellen; denn so lange nicht alle Elemente ihrer Zeichen bekannt seyen, sey es unmöglich, alle ihre Combinationen oder die Folgen ihrer gegenseitigen Verdunkelungen gehörig zu würdigen, und er ermähne noch einmal, daß diese Schwierigkeiten uns gegen voreilige Meinungen warnen und uns zu einer mehr systematischen und sorgfältigeren Untersuchung anregen möchten.

Obstructive Krankheit der halbmondförmigen Pulmonar-Klappen kann ein Geräusch verursachen, welches nach Hope in der Mitte des Brustbeines am deutlichsten ist, sich aber von Krankheiten der Aorta-Klappen dadurch unterscheiden soll, daß das Geräusch mehr oberflächlich und zischend sey. Dabey bemerkt aber Rec., daß ja beides auch bey Fehlern der Aorta-Klappen Statt finden soll, und daß auch Hope die Uebereinstimmung dieser Zeichen bey beiden Fehlern anerkannt, und nur dadurch sie hat unterscheiden wollen, daß bey den Fehlern der Pulmonar-Klappen das Geräusch dem Ohre ganz nahe zu seyn scheine und eben so zischend sey, wie bey krankhaftem Zustande der aufsteigenden Aorta. Jedoch hat Hope auch als Zeichen der Fehler der Aorta-Klappen angeführt, daß der Ton dem Ohre sehr nahe scheine, und möchte diese Verschiedenheit der Nähe am Krankenbette schwer zu bestimmen seyn. Nach dem Wf. soll das Geräusch übrigens leichter dadurch zu unterscheiden seyn, daß es nicht über den großen Arterien zu hören sey, da die Krankheit nicht auf den Puls wirke und deutlichere Zeichen von vordrer Congestion und Krankheit der rechten Seite des Herzens verursache.



Fehler der Tricuspidalklappe verursachen ein tiefes blasendes oder feilendes Geräusch, das am deutlichsten unter dem Brustbeine an dessen Vereinigung mit der vierten Rippe zu hören sey. Bey einer regurgitierenden Krankheit finde dasselbe bey dem ersten, bey einer obstructiven Krankheit bey dem zweyten Tone Statt. Bey beträchtlicher Regurgitation entstehe eine Pulsation in dem Theile der Jugular-Venen, welcher an dem Schlüsselbeine liegt. Es komme dieß Zeichen besonders dann vor, wenn beträchtliche Erweiterung des rechten Ventrikels vorhanden sey, wobey die Tricuspidalklappen entweder die Oeffnung nicht ganz verschließen, oder so erschlafft sind und bey Systole so ausgedehnt werden, daß dadurch Blutsäule in den Venen ein Rückstoß erteilt

Noch bemerkt der Vf. (S. 214 — 215), daß, wenn einige der betrachteten Krankheiten mit einander verbunden seyen und ihre Zeichen zusammen kämen, die Dunkelheit des Falles im Allgemeinen vermehrt werde. Denn wenn die krankhaften Geräusche durch ihren Ort und Character nicht deutlich von einander unterschieden seyen, so werde das stärkere und mehr hervorstechende die anderen über-tönen oder entstellen. Wenn die Geräusche verschieden seyen, wenn das eine feilend oder reibend und das andere blasend sey, so sey die Schwierigkeit geringer, und der Sitz so wie die Art der einzelnen Krankheiten könne dann oft mit ziemlicher Genauigkeit erkannt werden. Ein raspelndes oder sägendes Geräusch sey selten die Folge einfacher Verengerungen oder weicher Ablagerungen, ausgenommen nur für eine kurze Zeit während einer verstärkten Thätigkeit des Herzens. Wenn daher solche Geräusche anhaltend seyen, so könne man im Allgemeinen annehmen, daß eine Ablagerung von Knochenmasse Statt habe, oder die Klappe oder die Umgebung derselben sich in einem Zustande von Straffheit befinde. Außerdem sollen Hypertrophie

und Erweiterung oft die Krankheiten der Klappen deutlicher machen.

Bei dem nervösen Herzklopfen ist (S. 216) der Ton der Herzschläge laut, aber nicht ausgebreitet, wie bey der Erweiterung des Herzens; der Stoß kräftig und schnellend, aber nicht von jenem Heben begleitet, wie bey der Hypertrophie; das Blasebalg- oder Feilengeräusch, welches sowohl im Herzen als in den Arterien vorhanden seyn kann, nicht beständig wie bey den Klappenkrankheiten; und der Nachlaß und das Verschwinden aller dieser Symptome nach gemäßigter Aufregung soll es hinlänglich von den organischen Krankheiten unterscheiden lassen. Es kann in der That Weise der Vf. selbst bemerkt, nervöses Herzklopfen auch bey denjenigen oft vorkommen, deren Herz wirklich (an einem organischen Fehler) krank ist, und es können auch, wie oben schon bemerkt worden, bey organischen Fehlern des Herzens die Zeichen vorübergehend seyn, die Geräusche oft fehlen. Außerdem muß aber nach des Rec. Meinung noch ganz besonders bemerkt werden, daß auch bey nicht organischen Krankheiten des Herzens die Zufälle oft sehr anhaltend seyn können, daher man auch in solchen Fällen sich wohl hüten muß, gleich einen organischen Fehler anzunehmen. Gar sehr verdient hier berücksichtigt zu werden, was Hufeland in der Abhandlung: Herzkrankheiten nicht im Herzen (im Journ. d. pract. Heilk. 1822. Jan. S. 10 flg.) hierüber geäußert hat.

In Ansehung der zuletzt (S. 216 flg.) betrachteten Aneurysmen der Aorta ist der Vf. mit Laennec der Meinung, daß wir sie nicht in allen Fällen sicher unterscheiden könnten. Durch das unnatürliche Klopfen in dem oberen Theile der Brust, die Schmerzen unter dem Brustbeine oder im Halse, die Schling- und Athmungsbeschwerden könne die Krankheit nicht von anderen Geschwülsten, die dieselben Erscheinungen hervorbringen

stänken, unterschieden werden. Wenn aber ein Stoß unter dem Brustbeine oder etwas zur rechten Seite desselben stärker als in der linken Herzgegend gefühlt werde, und besonders wenn dieser von einem einfachen lauten Tone, mag dieser reibend seyn oder nicht, begleitet sey, so könne nur noch ein geringer Zweifel übrig seyn, ob ein Aneurysma oder eine beträchtliche Erweiterung der Aorta vorhanden sey. - Neuester selten sey der Herzschlag in jener Gegend zu fühlen, selbst in den deutlichsten Fällen von Hypertrophie. Können die Geschwulst äußerlich gefühlt werden, so werde uns der Tastsinn in den Stand setzen, den Zweifel über einen anderen möglichen Fall zu beseitigen.

Wenn ferner der Ton, welcher den Durchgang des Blutes durch einen aneurysmatischen Sack bey jeder Zusammenziehung des Herzens begleite, einfach, abgebrochen, laut und raschelnd sey, so sey er am meisten charakteristisch, und wenn ein solcher an dem oberen Theile des Brustbeines oder über demselben gehört werde, so könne er als ein sicheres Zeichen eines Aneurysma's betrachtet werden. Er sey aber oft doppelt und alsdann den beiden Herztönen so ähnlich, daß es uns vorkomme, als befinde sich das Herz unmittelbar unter dem Cylinder. In Bezug auf Hope's Meinung, daß die aneurysmatischen Geräusche, selbst wenn sie doppelt seyen, sich immer dadurch unterscheiden ließen, daß der erste Ton allmählich abnehme, der zweyte dagegen in dem Maße deutlicher werde, als man den Cylinder von der Höhe des Brustbeines nach der Gegend des Herzens bewege, sagt der Vf., daß seine Erfahrung damit nicht übereinstimme, sondern daß in allen von ihm beobachteten Fällen von Aneurysmen, bey welchen ein doppelter Ton gehört worden, sowohl der erste als der zweyte Ton viel stärker über der aneurysmatischen Geschwulst als in der Gegend des Herzens gewesen sey, und daß auch Ferguson einen Fall von ders-

selben Art angeführt habe. Man könne daher im Allgemeinen annehmen, daß wohl manche Fälle von Aneurysmen des höheren Theiles der Aorta oder der Art. innominata sich durch Pulsation und einfache, abgebrochene, laute Töne mit oder ohne Rassel zu erkennen gäben, daß aber auch manche Fälle vorkämen, in denen diese Kennzeichen fehlen, und in welchen daher die Symptome mehr oder weniger zweydeutig seyen.

Wenn bey der Erweiterung der Aorta mancherley Ablagerungen von atheromatöser, Knorpel- und Knochenmaterie Statt finden und die innere Oberfläche der Haut rauh und uneben wird, dann werde ein Rassel- und Säegeräusch den ersten begleiten, und dieser Fall sey nur dadurch von einer Krankheit der Aorta-Klappen zu unterscheiden, daß der zweyte Ton noch deutlich bleibe; aber auch dieses Unterscheidungszeichen werde fehlen, wenn die Krankheit der Klappen bloß eine obstructive sey und deren Zusammenklappen nicht hindere. Daß von Hope angegebene Zeichen, daß das Geräusch, je mehr man sich vom Herzen nach der Höhe des Brustbeines wende, um so deutlicher werde, sey falsch, und auch Ferguson habe einen Fall erzählt, in welchem ein Rasselgeräusch in Folge einer Krankheit der Aortaklappe am deutlichsten auf der Höhe des Brustbeines gehört wurde. Wenn daher auch in einzelnen Fällen mancherley Umstände zu Hülfe genommen werden könnten, um ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, so konnten wir doch noch kein einziges jener einfachen und sicheren diagnostischen Merkmale, welche uns in manchen Brustkrankheiten zu Gebote stünden.

Ein Aneurysma der Aorta desc. könne zuweilen durch ein kurzes raschelndes Geräusch, welches man an einem Theile der Wirbelsäule, nicht aber auf der vorderen Seite, wahrnehme, erkannt werden. Jedoch brächten Aneurysmen nicht immer ein solches

Geräusch hervor, und ihre Pulsationen könnten, so lange sie selbst nicht beträchtlich seyen, leicht mit denen des Herzens verwechselt werden. Im Unterleibe seyen sie viel vollkommener zu fühlen und zu unterscheiden. (Auch bey diesen können jedoch Verwechslungen mit mancherley andern Fehlern eintreten.)

Nach dem, was im Vorhergehenden über die auf der Percussion und Auscultation beruhenden Zeichen der wichtigsten Brustkrankheiten bemerkt worden ist, kann nun Rec., obgleich er allerdings der Meinung ist, daß in mehreren der angeführten Krankheiten jene Zeichen n e b e n anderen als Hülfsmittel zur Diagnose benützt zu werden verdienen doch den Werth derselben in vielen Fällen sehr beschränkt halten, in so manchen sie nur für unsicher, zweifelhaft oder triegerisch erklären, wie er auch früher schon bey mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern und anderswo geäußert hat. Daß manche oft nur zu einer gewissen Zeit oder auch gar nicht im Verlaufe einer Krankheit zu bemerken sind, mehrere, wie der dumpfe Ton der Percussion, das mehr oder weniger schwache oder fehlende Athmungsgeräusch, das Schleimrasseln zc. bey den verschiedensten Formen vorkommen können, haben sie freylich mit anderen Symptomen gemein. Aber eben deshalb können sie nicht in dem Sinne, wie manche übermäßige Lobredner derselben es meinen, für pathognomonische Zeichen gewisser Krankheiten erklärt werden, sondern auch nur in Verbindung mit anderen zur Erkenntniß einer Krankheit dienen, und der alte Satz, daß man nicht einzelnen Zeichen zu sehr trauen, sondern auf alle und das Verhältniß derselben zu einander sehen muß, ist wohl besonders auch bey ihnen zu beachten. Sodann ist aber die Bestimmung dieser Zeichen an sich oft schwankend, da der Unterschied oft nur auf einem nicht nach einem gewissen Maße zu bestimmenden Mehr oder Weniger des matten oder hellen Tones beruht, Manches dabey von der Individualität des untersuchenden Arztes und sonst zufälligen Umständen, selbst von bey der Anwendung des Stethoskopes entstehenden Gemüthsbewegungen, die den Herzschlag verändern, das Athmungsgeräusch schwächen oder auch verstärken, abhängt, und überhaupt der Sinn des Gehöres besonders leicht Täuschungen unterworfen ist. Ueberdem möchten

auch andere Zeichen besonders in Bezug auf die Bestimmung des Grundcharacters der Krankheit und die Behandlung oft weit wichtiger seyn. Rec. ist weit entfernt, den Werth pathologischer Untersuchungen bloß nach ihrem unmittelbaren Einflusse auf die Behandlung beurtheilen zu wollen. Wenn aber von Seiten mancher Zeloten der Auscultation die von mehreren Aerzten früher über den practischen Nutzen mancher diagnostischen Untersuchungen vermittelt der Auscultation erhobenen Zweifel sehr übel aufgenommen werden, so kann dieß doch den Rec. nicht abhalten, seine Ueberzeugung zu äußern, daß wenigstens so manche diagnostische Bestimmungen der Art, die gar sehr ins Kleinliche gehen und dabey so wenig Sicherheit gewähren oder so leicht täuschen, für die Therapie unfruchtbar sind. Auch erinnert er hier wieder an die oben bey den Bemerkungen über die Bronchitis, den Bluthusten, die Entzündung und Wassersucht des Herzbeutels angeführten Aeußerungen von Horn und Boissieu, wie besonders die eigenen Geständnisse von Laennec, wornach der Mangel an solchen Unterscheidungen oder der Irrthum in Ansehung derselben keine nachtheiligen Folgen für die Praxis haben soll!

Daß diese Untersuchung in manchen Fällen nicht bloß für den Kranken (der in gewissen Fällen die Lage und Stellung oft verändern, wohl auch die unangenehme Lage auf dem Bauche annehmen soll) sehr lästig seyn, sondern auch von Seiten des Arztes mehr Aufwand von Zeit erfordern kann, darf, wo es sonst darauf ankommt, nicht davon abhalten. Es ist dieß zwar selbst bey manchen Landsleuten von Laennec schon eingetreten, so wie dann Boisseau (Journ. univ. des scienc. méd. T. X. L. VI. 1827 p. 217) sagt: »Laennec est venu ajouter au petit nombre des caractères que l'ouïe fournissait; mais pour tirer un utile parti de ceux qu'il indique, il faut voir le même malade fort souvent, rester chaque fois long-temps près de lui, le placer dans des positions et lui imprimer des mouvemens qui le fatiguent, lui sont désagréables et le rebutent même. Enfin, ce n'est qu'avec beaucoup de persévérance que l'on se procure certains signes donnés comme décisifs, et, pendant qu'on en poursuit la recherche, il faut rester spectateur des progrès du mal, jusqu'à ce que le drame se termine, ou agir d'après les seuls renseignements que fournissent la vue et la percussion. Ce n'est guère que dans la pratique des hôpitaux que le cylindre peut révéler tous les bruits thoraciques. Plus d'un médecin a renoncé aujourd'hui au stéthoscope qui lui dérobaient un temps précieux: je ne dis pas ce qui devrait être, je dis ce qui est.« — Unser Verf. sagt

dagegen (S. 43), daß diese physicalische Untersuchung der Brust, wenn sie auf eine gewandte und systematische Weise geschieht, bey weitem nicht so ermüdend sey, als man sich vorstellt, und daß es wirklich erstaunlich sey, mit welcher Leichtigkeit und Fertigkeit man sie nach einiger Übung anzustellen vermöge, ja daß einige Minuten schon in den meisten Fällen hinreichend seyen, uns bey weitem sicherere Resultate zu liefern, als wir sie auf jedem andern Wege erhalten könnten, und daß man, wenn schwere und dunkle Fälle etwas mehr Zeit erfordern sollten, diese nicht für verloren halten dürfe. Wenn nun auch die Behauptung, daß einige Minuten meistens hinreichend seyen, uns die sichersten Resultate zu liefern, gegründeten Zweifeln ausgesetzt seyn, die Auscultation nach dem im Vorhergehenden darüber bemerkten allerdings in gar manchen Fällen nicht bloß großen Aufwand von Mühe und Zeit erfordern sondern auch oft keinesweges sichere Resultate gewähren möchte, so hat der Vf. doch mit Recht gesagt, daß einer wahrhaften Erkenntnis der Krankheit hin- werden müsse, und daß er es für die Pflicht eines gewissenhaftes Arztes halte, diese Erkenntnis und die Anwendung darauf gestützten Heilmittel als die Hauptpunkte seiner Sorgfalt zu betrachten. Wenn aber der Herausg. (Wo S. VII. VIII) selbst so weit geht zu behaupten, daß es rathsam sey, das Stethoskop in allen Fällen, selbst in denjenigen, wo scheinbar keine Brustkrankheit zugegen ist, anzuwenden, so möchte dieß doch cum grano salis zu verstehen seyn und wenigstens in der Privatpraxis oft von Seiten der Kranken nicht bloß auffallend gefunden werden, sondern auch sonst große Schwierigkeiten erhalten. Solche Uebertreibungen möchten der Sache eher schaden, und da möchte öfter bestätigt werden, was schon Boissieu von den französischen Ärzten gesagt hat, daß mehr als einer den ihm die kostbare Zeit raubenden Gebrauch des Stethoskopes aufgegeben habe.

Auf Piorry's ins Kleinliche gehende Unterscheidungen des Herztones, Lungentones, Schenkeltones, Lebertones, Magentones &c., wie auf dessen sogenannte Pneumonia hypostatica hat der Vf. wohl nicht für der Mühe werth gehalten nähere Rücksicht zu nehmen, und hat Rec. keine Neigung, sich dabey weiter aufzuhalten.

Uebrigens bemerkt Rec., der leider das Original dieser Schrift nicht zur Hand hat, daß S. 40 Z. 14 wohl durch einen Druckfehler mittelbare Auscultation statt unmittelbare steht, S. 79. Z. 5 es wohl Rh. crepitans statt mucosus, S. 160 Z. 23 nur st. nie heißen muß, daß aber sonst die Uebersetzung sich im Ganzen gut liest.

# S t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

33. Stück.

Den 29. Februar 1836.

---

Mexico. Philadelphia.

De lingua Othomitorum Dissertatio; auctore Emanuele Naxera, Mexicano, Academiae litterariae Zacatecarum Socio. 1835. 48 S. in 4.

Der Vf. dieser Abhandlung ist ein geborner Mexicaner; der aber jetzt in politischem Exil in Philadelphia lebt. Die vorliegende Abhandlung ward der dortigen Philosophical Society vorgelegt; durch deren Präsidenten Hn D u p o n c e a u, selber durch seine Untersuchungen über die Americanisch-Indianischen Sprachen bekannt, sie auch im Namen des Verf. dem Ref. mitgetheilt ward. Der Vf. gibt in derselben Bericht über die Sprache eines Americanischen Volksstammes, der jetzt nur noch zerstreut in einzelnen Dorfschaften in Mexico lebt, und dessen Name so viel als Nomaden, oder Herumziehende bedeuten soll. Die Sprache dieses Volks steht auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung. Nennwörter und Zeitwörter sind dieselben, und die ersten werden nur durch die



Vorsehung der Sylbe na, den Artikel, bezeichnet. Es gibt keine Flexion noch Genus. Die Zeitwörter kennen nur den Indicativ und Imperativ. Zeiten und Personen werden durch Artikel bezeichnet. Die Aussprache ist so voll von Gutturalen und Naselauten, daß sie mit unsern Buchstaben nur sehr unvollkommen geschrieben werden kann. Die Sprache würde also wie die ähnlicher Volksstämme wohl keine besondere Merkwürdigkeiten darbieten, wenn es nicht in Einer Rücksicht geschähe. Sie gehört nämlich in die Classe der einsylbigen Sprachen, in demselben Sinne wie die Chinesische dahin gerechnet wird statt daß alle andern bekannten Indianischen Sprachen zu den vielsylbigen g  
 Sie selbst nennen ihre Sprache Hiam Hiū<sup>3</sup> (zusprechen Hiang Hiung). Dieß führt denn zu der Vermuthung daß sie Chinesischen Ursprungs sey, und also die Einwanderung einer Chinesischen Colonie voraussetze. Daß diese möglich sey, wird man so wenig in Zweifel ziehen wollen, als daß Malaiische und andere Einwanderungen in diesen Welttheil Statt gefunden haben können. Wir müssen indeß dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dieß nicht behauptet, sondern nur darauf aufmerksam machen will. Seine eigene Kenntniß des Chinesischen beschränkt sich nur auf die Berichte von Abel Remusat. In dem zweyten Theil seiner Abhandlung hat er daher in einem Anhang ein vergleichendes Sthomitisches-Chinesisches Wortverzeichnis mitgetheilt, in dem allerdings eine gewisse Aehnlichkeit nicht zu verkennen ist. Wie ungewiß indeß die daraus gezogenen Resultate bleiben müssen, wird schon von selbst aus dem was wir von der Schwierigkeit jene Sprache mit unserer Schrift zu schreiben gesagt haben, hervorgehen. Wir wollen dieselbe daher

auch nur als eine Merkwürdigkeit anzeigen, ohne irgend eine weitere Vermuthung darauf zu gründen. — Die Ausdrücke der Sehnsucht des Verf. nach seinem Vaterlande wird Niemand ohne Theilnahme lesen.

Sn.

### W i e n.

Bey Carl Gerold, 1836: Glagolita Clozianus, id est codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti Hieronymi bibliis croaticis, supradictae ad minimum exarato a. MLVII cydu g Ostromiri Novogradensis, λείψανον lonorum XII membraneorum, servatum in bibliotheca ill<sup>mi</sup> comitis Paridis Cloz Tridentini. Litteris totidem cyrillicis transcriptum, amplissimis de alphabeti glagolitici remotiore antiquitate et liturgia slavica a. D. DCCCLXX primum coepta in Pannonia prolegomenis historicis et philologicis, monumentis iterum tribus dialecti carantianicae seculi X. Monachii repertis, itemque speciminibus slavicarum cis Danubium dialectorum ab a. MLVII ad MDCCCXXXV; Calendario slavico a. MLVII aliisque ineditis; addito graeco Glagolitae interpretis προκειμένῳ, latinaque slavicornum omnium interpretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit . . . Bartholomaeus Kopitar augustissimo Austriae imperatori a bibliothecae palatinae custodia. Cum tabulis aeneis duabus. LXXX u. 86 Seiten in Folio.

Auf dem Gebiete altslavischer Philologie sind die beiden jüngsten Entdeckungen glücklicherweise in die Hände des Gelehrten gefallen, der allen heutigen Slavisten vorangeht. Zwar mangelt gerade sein Name dem Titel des von ihm herausgegebenen altpolnischen Psalters (Wien 1834); doch verweise ich auf seine in den Wiener Jahrbüchern Band 67 abgelegte Erklärung und auf S. XXXIV und 52 des vorliegenden Buchs. Noch wichtiger ist aber der andere Fund, welchen Kopitar jetzt bekannt macht und aus der ganzen Fülle seines Wissens erläutert. Wer seine gedrängte, mehr andeutende als ausführliche Schreibart kennt wird auf diesen 166 Foli<sup>n</sup> einen Schatz der scharfsinnigsten, fruchtbringenden Mittheilungen erwarten. Und in der That gewinnen dadurch slavische Paläographie, Geschichte und Grammatik, in wesentlichen Dingen, ein verändertes Ansehen.

Um die diplomatische Seite zuerst zu berühren, so war bisher durch Dobrowsky allgemein das Vorurtheil verbreitet, das glagolitische Alphabet sey nicht eher als im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, auf der Grundlage des cyrillischen, für die lateinischslavische Liturgie rein erfunden worden (ab incerto Dalmata, ductibus pro ingenio suo formatis). Hat man bloß die scharf-eckigen, geblünten Züge der glagolitischen Drucke oder Dobrowsky's dritte Tafel vor Augen, so scheinen freylich diese verzierten, steifen Buchstaben verworrener, zusammengesetzter und darum jünger als die einfacheren cyrillischen. Anders aber ist der Eindruck der runderen, gelenkteren glagolitischen Schrift auf den kopitarischen Tafeln. Jener Annahme muß schon deshalb entsagt werden, weil in einem Pariser Codex das glagolitische Alphabet erläutert wird durch beyge-

fügte lateinisch geschriebene Wörter, deren Züge wenigstens dem zwölften Jahrhundert gehören. Was aber noch merkwürdiger ist, in cyrillischen Handschriften finden sich glagolitische Initialen; die glagolitischen Buchstaben erscheinen also zu den cyrillischen fast in einem analogen Verhältniß, wie Uncialen zur Minuskel, und da Minuskel überhaupt nichts anders ist als verkleinerte Majuskel, so möchte eher die Glagoliza den Schein höhers Alters für sich haben, die Cyrilliza eben aus ihr und dem griechischen Alphabet hervorgegangen betrachtet werden müssen. Wenn daher die dem heil. Hieronymus selbst lagolitische Alphabet beylegende Ueberlieferung nicht für baare Wahrheit gelten bezeugt sie jedenfalls das hohe Alter dieser, und mit des Cyrillus späterer Erfindung könnte es sich etwa wie mit der des Alphidas erhalten. Schwerlich war es Alphidas der die Germanen zuerst schreiben lehrte, das verstanden sie schon früher und wohl schon zu Tacitus Zeit: er vereinfachte und verschönerte ihre Schrift aus der griechischen und lateinischen, ohne alle Spuren des älteren Alphabets (es mag immer das runische heißen) zu tilgen. Nicht anders scheint nun die Glagoliza das beybehaltene, wenn schon einigermaßen veränderte ältere slavische Alphabet, während es Cyrill im neunten Jahrhundert aus dem Griechischen beynahе umschuf. Dennoch dringt auch in der cyrillischen Schrift eine unverkennbare Verwandtschaft mit der glagolitischen durch, wie sich die gleiche Benennung und Anordnung der Buchstaben in beiden erhalten hat. Offenbar haben Schivjete, Ljudi, Mysljete, Fert, Scha, Schtscha und noch einige in beiden denselben Typus. Kopitar gibt uns in dem Glozischen Codex eine glagolitische Schrift von wenigstens gleichem Alter

als die älteste bisher entdeckte cyrillische in dem Ostromirischen Codex, welchen ein beygefügter (S. LXI—LXIX hier wiederholter) Calendar ins Jahr 1057 weist. Das glagolitische Alphabet kann mithin schon vor dem cyrillischen bestanden haben und bey dessen Entwerfung für die ungriechischen, eigenthümlich slavischen Laute genutzt worden seyn; so behutsam drückt sich unser Verf. S. X aus. Ich gehe weiter und behaupte, daß glagolitische ist älter, bedeutend älter als das cyrillische; Gründe dafür scheint eine nähere graphische Betrachtung einzelner Buchstaben an Hand zu geben, welche der Herausgeber unterlassen hat; S. XXI heißt es zwar von sieben! ersten Buchstaben: de figura d suo loco, allein ich kann nichts darüber. Im Ganzen hat die glagolitische Schrift laubartiges, sie liebt es die Ausgänge der gleichsam mit runden Blättern zu schmücken weder die cyrillische, noch die gothische und runische Schrift thut; man vergleiche die Gestalt des V, D, I, L, M; solche Züge eignen sich mehr für das Malen mit Pinsel oder Feder, als für das Ritzen in Holz oder Stein. Nicht zu übersehen ist die merkbare Richtung mehrerer glagolitischer Buchstaben, ihr Offenstehn nach der linken Hand, während die cyrillischen, gothischen und lateinischen sich rechts wenden; jene links gewandten scheinen noch aus dem früheren Gebrauch von der Rechten nach der Linken zu schreiben übrig geblieben. Dahin gehören das On, auch wohl das Kako zumal in dem Clozischen, Affemannischen und Pariser Codex, während die späteren es umdrehen, vorzüglich aber der sechste Buchstab, das Est, dessen glagolitische Form links, die cyrillische aber wie die lateinische und griechische rechts gewendet ist. Jene glagolitische Richtung ist völlig die phönicische oder altgriechi-

sche. Merkwürdig daß die Russen (doch nicht erst seit Peter dem Großen?) neben dem cyrillischen E auch das glagolitische in ihr sonst nur cyrillisches Alphabet aufgenommen haben; sie weisen ihm die Stelle zwischen Jat und Ju an und schreiben es zu Anfang des Worts oder der Sylbe, so bald reines e (nicht je) ausgesprochen werden soll (S. 49b). Ich muß aber mit einem schlagenderen Zeugniß für die Alterthümlichkeit der glagolitischen Buchstaben E und B hervorrücken; lezteres hat die Gestalt eines Hakens, der oben in eine dreyzinkige Gabel ausläuft, und weicht völlig ab von dem gewöhnlichen lateinischen, gothischen, runischen, folglich auch cyrillischen B. Nun ist gerade die Runen der bisher noch übel berücksichtigten Prilwitzer Idole, so wie der von Hagenow bekannt gemachten Steine dieselbe auffallende Abweichung beider Buchstaben, das links gedrehte E und das gabelförmige B (man sehe Wiene Jahrb. Band 43. S. 33 und Hagenow's Figur 8 und 11). Diese wendischen Runen sind im Ganzen die nordischen, weichen aber in einzelnen Buchstaben ab, und ihre entschiedenste Abweichung stimmt zu der Glagoliza! Was könnte wohl mehr das Alterthum der glagolitischen Schrift und zugleich die angefochtene Echtheit der nordslavischen Götzenbilder bestätigen? Dem Neubrandenburger Goldschmied eine solche Kenntniß der nordischen, preußischen, slavischen Mythologie, der nordischen Runen und des glagolitischen Alphabets zuzutrauen, daß er aus ihnen allen nicht plump, sondern mit geschickter, ab- und zuthuender Mischung nachgeahmt hätte, übersteigt allen Glauben. Die auch durch andere innere Gründe bestärkte Echtheit der Bilder eingedrünt, scheint aus ihnen hervorzugehen, daß schon die heidnischen Slaven einer Schrift pflanzten, von welcher uns bedeutende Ueberreste nir-

gends anders als in dem glagolitischen Alphabet vorliegen. Man erinnere sich, daß auch die nordischen Runen in der ältesten Zeit die linke Richtung befolgten (wie namentlich aus der Blefinger Felsenschrift Finn Magnussen dargethan hat, und sich aus Betrachtung der einzelnen Haken auf der Stelle ergibt) und erst späterhin sie mit der rechten vertauschten. Sollte sich nicht auch das glagolitische O der nordischen und angelsächsischen Rune OS, das glagolitische N der Rune Not im sogenannten Grabanischen Alphabet vergleichen lassen? Das glagolitische R (Rtzi) ist ein umgestülptes cyrillisches, in seiner Form aber tri es auch mit dem cyrillischen mutescierenden leno zusammen; dürfte sich nicht daraus und aus der Benennung Jer Zusammenhang der slavischen Halbvocale mit dem indischen Ri ergeben? Endlich streitet für das höhere Alterthum der glagolitischen Buchstaben, daß ihre Folge die ununterbrochene Reihe der Zahlen gewährt (S. XXVII), während das cyrillische und gerade so das ulphianische Alphabet die griechische Zählung nachahmen. Ob wohl auch in Deutschland die ältere, vorgotische Runenschrift nach der einheimischen Folge der Buchstaben zählte? Man sollte es daraus schließen, daß die sieben ersten nordischen Runen im Calender zur Bezeichnung der sieben Wochentage dienen. Ueberhaupt entwickelt die fortschreitende Untersuchung eine größere Verwandtschaft zwischen germanischer und slavischer Sprache, Mythe und Schrift als man bisher zuzugeben geneigt war. Selbst darum bin ich nicht Kopitars Meinung S. XXIX. 49, daß die Buchstabnamen Jus und Fort lateinische Wörter seyen; Fort scheint die angelsächsische Rune Peord; auch schreibt die Pariser Handschrift der ersten Tafel Fort.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35.   S t ü c k.  
D e n   3.   M e r z   1 8 3 6.

W i e n.

Beschluß der Anzeige: Glagolita Clozianus,  
etc.

Die Slavisten sind bis auf heute uneins über die Frage, in welchem südslavischen Dialect Cyrillus Bibelübersetzung verfaßt sey? denn daß dabey kein nordslavischer in Betracht komme versteht sich von selbst. Dobrowsky hat sich zuletzt für den südöstlichen ausgesprochen, worunter er eine bulgarisch = serbisch = macedonische Mischung meint. Kopitar aber vorher und noch immer für den südwestlichen oder pannonisch = carentanischen. Wir besitzen die cyrillische Arbeit lange nicht in gleichzeitiger Handschrift, wie gesagt, jener Ostromirische Codex ist fast um zwey Jahrhunderte jünger. Vielleicht war der berühmte Rheims'er, auf dem die französischen Könige bey ihrer Salbung schwuren und den die sinnlose Wuth der Aufrührer in Asche verwandelte, ein älterer (er ist nach Kopitar etwa durch die Anna Jaroslawna aus Kiew ihrem Gemahl Heinrich I. zugebracht, 1044—1051). Wir vermögen also die Veränderungen, welche spätere Abschreiber mit dem Urtext vor-



nahmen, nicht sicher auszuscheiden. Freylich stammten Cyrill und Method aus dem byzantinischen Reich und waren dort eher mit Bulgaren und Serben, als mit Pannoniern im Verkehr; aber beide wurden nach Mähren und Pannonien gesandt und scheinen erst in ihrem neuen Beruf den Gedanken an die Uebertragung gefaßt zu haben. Südwestliche Slaven waren hundert bis zweyhundert Jahre vor beider Apostel Belt bekehrt, Bulgaren wurden es nicht vor dem neunten Jahrhundert. In Pannonien, unter deutscher Nachbarn Einfluß, hatte sich längst eine Liturgie gestaltet, und kommt der Glagol ein höheres Alter zu als der Cyrilliza, so jene vorzugsweise in Pannonien geübt seyn, eben weil sie da, nach Einführung des neuen Alphabets, sich zu behaupten weiß. Pannonische Slaven mögen im neunten Jahrhundert an Bildung allen übrigen Slaven zuvor gewesen seyn. Bey ihnen trafen Cyrill und Method die meiste Vorbereitung, das günstigste Element, auf welches sie ihre griechische Gelehrsamkeit anwenden konnten. Aus Vermählung des griechischen Alphabets mit dem glagolitischen ging eine vereinfachte, gefügigere Schrift hervor, aus dem Uebersetzungseifer griechischer Geistlicher (welcher lateinisch = pannonischen, wie den lateinisch = bekehrten Deutschen gebrach) die slavische Bibel.

Alles das begründet eine Möglichkeit, keine Sicherheit. Gesteigert wird aber die Wahrscheinlichkeit durch gegenwärtige Auffindung der Glagolitischen Handschrift, welche glagolitisch, also unter südwestlichen Slaven entsprungen, im Venetianischen auf der Insel Veglia entdeckt worden ist, und eine Uebersetzung geistlicher Reden des Chrysostomus, Athanasius, Epiphanius in einem wenig oder nicht von der cyrillischen Arbeit ab-

weichendem Dialect enthält. Bestätigt wird sie durch die S. XXXV bis XLIV eingerückten und meisterhaft erläuterten carentanischen Beicht- und Abrenuntiatiionsformeln, die schon in etwas früherer Zeit, im zehnten Jahrhundert, mit lateinischen Buchstaben geschrieben wurden und deren Mundart wiederum nur unmerklich von der cyrillischen Kirchensprache sich entfernt. Wenigstens haben Bulgaren und Serben keine so frühen Denkmäler aufzuweisen, als diese beiden pannonischen des X. und XI. Jahrh.

Kopitar sucht die Pannonietät der slavischen Sprache wesentlich zu stützen auf Ausdrücke, die im lateinischen oder deutschen Durchgange, also den südöstlichen, mit Byzanz ererbenden Slaven fremd geblieben wären.

X. XXXII. Dahin gehören ihm tzk (Kirche), oltar (Altar), pop (Pfaffe), peklo (Hölle, ahd. poh), penéz (Pfenning) u. s. w. Ich muß jedoch einwenden, daß alle diese Wörter auch un- deutsche, uns eben wohl erst seit der Bekehrung aus der lateinischen oder griechischen Sprache oder sonst her zugeführte Wörter waren, und daß den Gothen, die gleich den späteren Bulgaren und Serben hauptsächlich mit Griechen verkehrten, dennoch lateinische Wörter zugebracht wurden. So gut Ulyphilaß pund (pondus), lukarn (lucerna), akeit (acetum) gebraucht, dürfte auch der südöstliche Slave, der griechischen Nachbarschaft unbeschadet, oltar und peklo nach dem lat. altare und pix gebildet haben. pogan (Heide) ist ihm aus dem lat. paganus, franz. payen zugekommen, ohne daß es deutsch wäre. Post (Faste) aber hatte er eben so wenig nöthig von den Hochdeutschen zu borgen, er konnte es früher schon von den Gothen entlehen; papa für Geistlicher findet sich wenigstens

unter den Ostgothen in Italien; es konnte sich aus dem griech. πάπας, πάππας um gleiche Zeit zu den Slaven verbreiten. Da der Gothe slavische Wörter aufnahm, wie sollte nicht auch der Slave seinerseits einzelne gothische geborgt haben? Der Ursprung unseres Wortes Pfennig, Pfennig liegt im Dunkel, und nur seine Fremdheit ist unbezweifelbar. Daß allen Slaven bekannte kněz von chuning (wie peněz von Pfennig) abzuleiten scheint aber noch bedenklich, weil die unter den Deutschen entschiedene Bedeutung der höchsten Würde in den geringeren Begriff Fürst, ja Richter und Pfaffe gemindert wäre; Rec. hat daher an unser chneht auch chneh, ohne T, vorkommt, und Bedeutung im Mittelalter die eines ede.g. nen Ministerialen war, erinnert (Gram 210) und auf das Verhältniß des slav. Pronomens az zu ih, ich gewiesen, obgleich auch diese Ableitung nicht für ausgemacht gelten soll. Auch luna (Mond) dürfte kein bloß pannonisches, sondern ein echt altslavisches Wort seyn, das bedeutsam zu dem lat. stimmt, vgl. Linds. v. und die von Kopitar nie citierte Königinhofer Handschrift, (luna für lucina, wie lumen für lucimen, Juno f. Jovino, diese Benennung leuchtende entspricht der altn. des Mondes skin, Schein). Daß slavische sréda (Mitte) vom dies Mercurii gebraucht klingt allerdings hochdeutsch, da der deutsche Mittwochentag pünctlich die Mitte der vom Sonntag an gezählten Woche bildet, die slavische Woche aber vom Montag begonnen und mit dem Sonntag geschlossen wird, sréda demnach den dritten Tag bezeichnet. Allein wir wissen noch nicht, wie die Gothen den dies Mercurii nannten und zu welcher Zeit unter den Hochdeutschen der ältere Name Wuotanestac

durch mittawecha, das sich bey Nofter findet, verdrängt wurde. - Die Zählung der Wochentage soll Pappst Silvester I. schon im vierten Jahrhundert verordnet haben, und nicht bloß bey den Deutschen bezeichnete feria I. den Sonntag, feria II den Montag, man zählte die sieben Tage der Hebdomas nach den sieben ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets A — G (wie un nord. Calender nach den Runen F — H); sehr leicht mußte man darauf gerathen, den vierten Tag als den Mittelpunkt der Woche zu bezeichnen. Bey allen Völkern des lateinischen Reichs nicht bloß bey Deutschen, kann daher die Bezeichnung *medium septimanae*, *media septimana* gegolten haben und *sréda* stimmt zu der slavischen Zählung, da selbst Sloven den Dienstag *Torek* (d. h. den zweyten Tag, nennen. Den Neugriechen aber ist, auf lateinische Weise, *deutéra* Montag, *terpás* Mittwoch; vielleicht hielten es die Byzantiner anders. Hieraus folgt, daß der unpassende Name *sréda* nicht nothwendig von den Deutschen entlehnt, auch nicht nothwendig von den pannonischen Slaven zuerst gebraucht wurde.

Den Historikern wird die critisch berichtigte Ausgabe des Anonymus Salisburgensis vom Jahre 873 *de conversione Carantanorum* S. LXXII — LXXVI (viel genauer als in Kleinmayrns *Juvavia*) und die chronologische Zusammenstellung aller Daten für die Geschichte der Südslaven vom J. 334 bis auf 901 S. LXXVI — LXXX ein wichtiges, werthvolles Geschenk seyn. Vor Constantin des Großen Zeit nimmt also Koptar keine Sarmaten auf dem rechten Ufer der Donau an. Möglich scheint, daß auch vorher schon, selbst im ersten Jahrhundert, sarmatische Sazygen den Theiß und die Donau

überschritten und nach Pannonien, Illyrien streiften, wenn auch nicht lange da sich behaupteten. Gegen die Identität der Benennung Sarmaten und Serben läßt sich doch noch das M in Dalmata, Jaxamata anschlagen, welches nicht wie in Sarmata dem B gleich gestellt werden kann. Der Verf. erinnert S. LXXVI an das jeweilige Zusammentreffen der Ausdrücke Slavia und Suavia; ohne daß sich darum mit Wersebe die germanischen Sueven in Slaven verwandeln lassen, ist doch der Wechsel zwischen SV und SL auch in svoboda und sloboda (libertas) bemerkenswerth; in Hankas Glossen 8a erscheint Zuoba d. i. Suoba, Göttin der Freyheit, Feronia, aber unser Herausgeber hat wohl seine Gründe, um auf diese altböhmischen Glossen nirgends Rücksicht zu nehmen. Sehr anziehend war mir seine Behauptung S. XLIV, daß die Püneburgischen Slaven von den Carentanern ausgegangen seyen. Allerdings stimmen viele ihrer Wörter mehr zu der slovenischen als der polnischen Form. Aber sollte man nicht auch zwischen andern nordslavischen Stämmen, namentlich den Dbotriten, und den Slovenen Verwandtschaft erkennen? Hier schlägt wieder jene Berührung der rhetrischen Runen mit der Glagoliza an. Es gab den Rugiern benachbarte Carentani, bey Saxo grammaticus p. 326 Karentini (von einem Ort Carentia, Karenz, Fornm. sög. II, 385) genannt, deren Namen an Cärnthen gemahnt. Und der südslavische Ausdruck kuga (pestitis), welcher Polen und Böhmen abgeht, muß sich bey den mecklenburgischen Slaven gefunden haben, denn er ist sogar noch in die niederdeutsche Sprache jener Landstriche eingegangen, Detmar der lübische Minorit hat

in seiner Chronik sehr häufig »grot koghe« für Pestilenz, Sterben.

Nachdem ich der musterhaften Behandlung der entdeckten Bruchstücke gedacht habe, die aus glagolitischer in cyrillische Schrift umgeschrieben, nebst den zum Grund liegenden griechischen Texten und lateinischer Uebersetzung mitgetheilt werden, schliesse ich mit einigen Bemerkungen zu dem reichhaltigen Glossar S. 67 — 86. Ueber die ihm vorausgeschickte Grammatik werde ich mich aber andermwärts zu äussern Gelegenheit

en.

deutsche und slavische Sprache haben viele einander gemein. Man muß aber Wörter, welche die eine aus der andern geborgt hat genau von denen unterscheiden, die auf eine ältere Urgemeinschaft beider Sprachen weisen. Zuweilen fällt diese Scheidung schwer.

Der Gothe entlieh z. B. von dem Slaven *dulg* (*debitum*) *plinsjan* (*saltare*) *mōta* (*vegetigal*); der Slave vom Deutschen *brunja* (*lorica*) *grob* (*sepulcrum*) *gost* (*hospes*). Die Gründe der Entlehnung ergeben sich aus Verhältnissen der Buchstaben oder andern örtlichen und geschichtlichen Ursachen. Einigemal scheint das Wort weder deutsch noch slavisch, sondern einem dritten Stamm gehörig, z. B. unser *pflug* und das slav. *plug* (statt des goth. *hōha*, slav. *ralo*), unser *kessel* (goth. *katils*, slav. *kotel*, vgl. das lat. *catillus*).

Groß ist die Zahl der im Deutschen und Slavischen einstimmenden Wörter, wobey keine Erborgung waltet. Goth. *triu*, slav. *drevo*; ags. *tācor*, ahd. *zeihhur*, slav. *dever*, lat. *levir*; goth. *daddja* (*lacto*), ahd. *tāhu*, slav. *doiu*; goth. *dāils*, ahd. *teil*, slav. *djel*; goth. *veihs*, slav. *ves*; goth. *qvairns*, ahd. *chuirn*, slav.

zhr'n; goth. qvius, slav. zhiv, lat. vivus; slav. mēso, goth. mimz oder minz; slav. orel, goth. ara; slav. skot, goth. skatts, ahd. scaz, eigentlich Vieh, dann Geld; slav. vladiti, goth. valdan, ahd. waltan; slav. slama, deutsch halm; slav. sram (pudor). ahd. harm (damnum, calamitas), den Uebergang der Begriffe kann unser Scham (pudor, dedecus, turpitude, malum) zeigen; slav. mol (tinea), goth. malô; slav. nag, goth. naqvaths, ahd. nahhud; slav. ogn, goth. aúhns, ahd. ovan und eine Mer anderer. Zuweilen wird die Verwandtschaft d ausgefallene Buchstaben versteckt: slav. pero, vedara. Sollte sich dem slav. pekô (pinso)<sup>m</sup> ags. fôca (panis pistus) und das ahd. v henza (similago, laganum) vergleichen? in Schweiz bedeutet vogetzer pistor (Stald. 1 388). Auffallend stimmen die beiden slavischen Ausdrücke für morbus nedôg und nemoscht zu den ahd. Redensarten ni touc, ni mac (goth. ni dáug, ni mag) welche bedeuten non valet, weil Krankheit der Zustand der Ohnmacht; wir Deutsche können aber keine Substantive mit der Negation bilden.

Zur Bestärkung des S. XLIII. XLIV. vermutheten pojeni (compulsi, in gerichtlichem Sinn) weiß ich weiter nichts, als daß auch unsere lat. Volksrechte, z. B. die lex Burgund, 55, 2 pulsare von der gerichtlichen Klage und Vorforderung gebrauchen (N. 854. 855). Eine umständlichere Erläuterung begehrt und verdient der merkwürdige Ausdruck podpjega für die geschiedene Ehefrau (S. VIII und 80a). Offenbar verstanden ihn schon die alten Abschreiber nicht, weil sie ihn in potpjega und podbjega veränderten. Unter den von Kopitar gegebenen Deutungen scheint mir die letzte die richtige:

podpjega quasi subvariegata, quae nempe fortasse per legem quandam Slavis propriam in poenam male servati conjugii vestis partem inferiorem variam debebat gestare. Zwar kein Gesetz, sondern eine nicht bloß auf Slaven beschränkte Sitte des Alterthums mag diese auszeichnende Tracht begründet haben. Wie leibliche Geschwister einfärbiges Gewand trugen, um schon äußerlich ihre Gleichheit des Blutes darzustellen, so gehörte für Stiefverhältniß, Kebsbabe und Verwaisung gemischte, bunte Kleidung. Man achte darauf in Bilderhanden. Der Maler zu Sachsenspiegel 2, 20 untkleidete Halbgeschwister (Kopp's Bild. und Schr. 1, 84). Die Gesta Romanorum cap. 26 erzählen von einem König, der seinem unechten Sohn vorschrieb, »quod pannos suos diversi generis et coloris faceret, medietatem de vili panno et alteram de pretiosa.« Bertha, Karls des Großen Schwester, gegen seinen Willen inögeheim und ungültig mit Milo verheirathet, zeugt mit diesem den berühmten Roland, der als Kind ein buntfärbiges Kleid trägt, »veste fatta a quartieri.« Reali di Francia 6, 55. Ein altenglisches Lied bey Percy III. 1, 16 besingt die heimliche, ohne Bewilligung des Königs, eingegangene Ehe einer französischen Königstochter mit Balduin, dem Förster von Flandern; Balduin ließ alle Kinder, die sie ihm gebar, halbiert kleiden, die rechte Seite des Gewandes goldgewirkt, die linke wollen. Als Charles Brandon, ein bloßer Edelmann, sich mit der verwittweten Königin von Frankreich, Heinrich 8. von England Schwester vermählte, erschien beim Turnier sein Roß halb in Gold, halb in Fries gedeckt. Also Mißheirath, unvollgültige Ehe wurde durch Buntheit der Farbe bezeichnet.



Aus gleichem Grund war Kebsweibern und ihren Kindern bunte Tracht verliehen und vielleicht darum heißen sie in der alten Sprache Hübscherinnen (Cortisanen), ihre Kinder Hübschkinder. Dieses deutsche Hübsch stimmt nun genau zu dem Beau und Belle der französischen Sprache, wenn dadurch eine andere Verwandtschaft als die auf reiner Sippe beruhende soll ausgedrückt werden. Bellemere, Bellefille ist nicht bloß Schwiegermutter, Schwiegertochter, auch Stiefmutter, Stieftochter und wahrscheinlich wurden beide Verhältnisse wiederum durch bunte Tracht wo es darauf ankam, symbolisiert. Dazu ist nun, fast entscheidend, daß eben der slowenische Dialect in Krain die Stiefmutter *pisana mati*, bunte Mutter, benennt (Murko 343. Jarnik 59b) woraus man in Kärnten *prishana*, die gepriesene macht. In diesem allen liegt deutlich der Grund, warum eine auffallend bunte, violettgelbe Blume (*flos trinitatis*) in Italien *suocera e nuora* (Schwiegermutter und Schwiegertochter), in Deutschland aber *Stiefmütterchen* genannt wird; eine zum Theil abweichende Auslegung steht Kinderm. I, XXII. Gleich jenen Hübschkindern werden noch heute an manchen Orten Waisenkinder bunt oder halbiert gekleidet (Kopp's Bild. und Schr. 1, 80). Das elternlose Kind steht außerhalb der Sippe wie die geschiedene, aus dem Haus gestoßene Gattin; es war daher ganz im Geiste des sinnlichen Alterthums, ihr bunte Tracht anzuweisen und sie die bunte zu nennen. Auch liegt schon an sich in dem Trennen und Scheiden ein Aufheben des einfachen Tons und ein *distinguere coloribus*. Daß aber in Steiermark der Eigename *Podpezhnik* (der Bunte) fortbauert (S. XXXIII b) mag, zusammengehalten mit jenem *pisana mati*, aller-

dingß den Pannonismus des alten Wortes be-  
stärken.

Jac. Grimm.

## H a n n o v e r.

Im Verlage der Helwingschen Hof-Buchhand-  
lung. Medicinisch = psychologisches Gutachten  
über die Beurtheilung des Lieutenants  
Emile de la Roncière vor den Assisen in Paris  
Jahre 1835. Von Carl Christian Matthäi,  
gleich Hannoverschem Medicinalrath. Mit ei-  
n Abbildung des Morell'schen Hauses, IV und  
16 Seiten. 1836. Octav.

Gewiß ist Vielen noch der Proceß im Gedächtnisse, von welchem vorliegende Schrift handelt. Es ist wenigstens nicht Schuld der Zeitungen, wenn irgend Jemand davon ununterrichtet blieb. Seitdem nämlich die politischen Vorgänge in dem Lande jenseits des Rheins ihre Bedeutung größtentheils verloren haben, seitdem weder große Entdeckungen in den Wissenschaften noch auffallende Leistungen in den Künsten von dorthier die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen, suchen die Schriftsteller des Tages wenigstens mit Geschichten schauderhafter Mordthaten oder anderer Gewaltthätigkeiten und mit den daraus entspringenden gerichtlichen Verhandlungen der Lesewelt zu imponieren. Auch scheint es ihnen wirklich zu gelingen. Kaum hat ein französisches Blatt einen solchen Rechtshandel erzählt, so be-  
eifern sich unsere Zeitungen ihn der Breite nach mitzutheilen und fort und fort zu wiederholen. Bald hört man in allen Gesellschaften davon, als der wichtigsten Neuigkeit des Tages, reden und Dinge, welche man sonst kaum zu berühren wagt, weil sie alles Gefühl empören, alle Schicklichkeit

verlehen, werden in Gegenwart der Jugend und des zarten Geschlechts rücksichtslos besprochen. Die gültigste Entschuldigung hierfür ist: das hat sich in Paris zugetragen; eine französische Zeitung hat es berichtet.

Wir können diese Bemerkung, die sich uns oft genug darbott, bey Anzeige gegenwärtiger Schrift nicht unterdrücken, obgleich diese selbst, da sie für ein wissenschaftliches Publicum geschrieben ist unmittelbar dazu keine Veranlassung gibt.

Es werden S. 1 — 33 die Thatsachen Processes dargelegt (hauptsächlich nach: *Pr complet d'Emile Clement de la Ron Lieutenant au 1er régiment des La accusé d'une tentative nocturne de viol sur la personne de Marie de Morel. Paris. Bureau de l'observateur des tribunaux. 1835. 448 S. in 8.*) und hieran eigene Betrachtungen angereicht.

N. war angeklagt, das Fräulein Morel, die er früher mit insolenten Briefen beunruhigt, dann persönlich beleidigt habe, durch nächtliches Einsteigen in ihr Schlafgemach überfallen und gräßlich gemißhandelt zu haben. Die Geschwornen erkannten ihn für schuldig und er ward demzufolge verurtheilt.

Der Verf. dagegen ist der Ueberzeugung, daß Marie M. die schuldige sey. Sie habe die Briefe selbst fabriciert, die Beleidigung nur vorgegeben, die körperlichen Beschädigungen an sich selbst verübt oder nur simuliert. Seine Gründe sind theils factischer, theils psychologischer Art. Was das Factische betrifft, so geht er genau in das Einzelne der gerichtlich verificierten Umstände ein. Wir können ihm hierin nicht folgen; dieses wäre die Aufgabe eines Juristen. Uns scheint jedoch, als müßte es einem Fernstehenden schwierig, fast

unmöglich seyn die Einzelheiten der Ereignisse, der Persönlichkeiten und Localitäten befriedigend zu discutieren, und wir müssen zu den Männern, welche das Urtheil gesprochen, das Zutrauen hegen, daß sie vor ihrem Ausspruche Alles wohl werden erwogen haben. Wenn einige Punkte unaufgeklärt bleiben, einige Widersprüche in den Auslagen der beteiligten Personen oder zugezogener Sachverständiger sich finden, so scheint dieses doch zu verschwinden gegen die Summe von Indicien, welche gegen N. zeugen. Er hatte bis n ein wüthes Leben geführt, und sein Vater ihm (nach S. 24) in Gegenwart der Familie, daß wenn er so fortführe, er seine von ihm abziehen würde. M. Morel hingegen steht in der ganzen Erzählung als ein unschuldig, tadelloses Frauenzimmer da; bis dahin gesund, hatte sie von der Zeit des Attentats an heftige Nervenzufälle bekommen.

Der Vf. jedoch denkt sie sich als ein vollkommenes Bild von Verstellung und gemeiner Sinnlichkeit. Ohne durch irgend ein positives Factum berechtigt zu seyn, malt er sich (S. 71 u. flg.) Geschichten aus, welche Statt gefunden haben könnten, damit sie zu solcher Heuchelei ihre Zuflucht genommen. Ihre Nervenzufälle stellt er als durch eigene Willenskraft künstlich entwickelt dar. Dieses zu erläutern führt er verschiedene Beyspiele aus eigener oder anderer Erfahrung an, wo weibliche Personen oft durch kleine Motive getrieben zu den extravagantesten Handlungen ja Verbrechen gelangten, wo sie die bedenklichsten Krankheits Symptome vorgeben, ja hervorbringen konnten. Wir geben dieses in jeder Hinsicht zu und glauben, daß der Vf. allen Dank verdient, in diesem besonderen Falle eindringlich auf die-

seß oft verkannte Moment hingewiesen zu haben. Aber wir behaupten zugleich, daß alle diese Beispiele nur *Ausnahmen*, gewiß sehr seltene *Ausnahmen* sind, und daß wir zu ihrer Annahme nur dann uns wenden dürfen, wenn die bestimmtesten Anzeigen vorhanden sind. Diese jedoch sind wir im gegenwärtigen Falle durchaus nicht zu erkennen im Stande, und alle noch so künstlich zusammengefügte Möglichkeiten können da, wo jeder directe Beweis, jedes sprechende Factum fehlt, uns nicht bestimmen, ein schuldlos erscheinendes Frauenzimmer einem jungen Büßl gegenüber für schuldig zu erklären.

Die Schrift schließt mit den Worten: Gefühl des Unwillens über ein ungerechtes U. daß die bürgerliche Existenz eines in einer glänzenden (?) Laufbahn begriffenen jungen Edelmanns vernichtete, gab mir die Feder in Hand. Meine Stimme wird nicht zu ihm gelangen. Und thäte sie es, was würde es ihm helfen? Die Gründe, worauf die Anklage ruhet, sind mit Unparteylichkeit und Ruhe geprüft. Sie sind zu leicht befunden vor dem Richterstuhle der Vernunft, des gesunden Menschenverstandes und der Wissenschaft. Möge das Schicksal uns bewahren vor den Geschwornen = Gerichten nach französischen Mustern.«

Wir glauben aber, daß die festgehaltene medicinisch = psychologische Voraussetzung den Verf. zu weit geführt habe.

M.

## Stuttgart und Tübingen.

Bei Cotta: Das Familienwesen, oder Forschungen über seine Natur, Geschichte und Rechts-

verhältnisse. Von R. Bosse, H. Braunschw. Staatsrath. 1835. 198 S. in 8.

Als Hauptfrage kommt in dieser Schrift zur Untersuchung: was ist bisher beobachtet, erforscht und berechnet, um das Mathematische und unabänderlich Gegebene in dem Familienwesen zu finden? oder wenn das Familienwesen die gesellschaftliche Grundform enthält, in wie weit hat die Staatswissenschaft darüber Gewißheit erlangt? Denn in der Staatswissenschaft ist wie in jeder Wissenschaft nur so viel Gewißheit, als Mathematik darin ist. Nach dieser Aufgabe bestimmt und ihre practische Anwendung angedeutet ist, wird mit den neuesten Aufsmitteln der Physiologie die menschliche Lebensdauer und das Auf- und Ableben in seinen Stufen und Verhältnissen ermessen und dadurch die Grundlage für Maß und Dimensionen, Bedingung und Ordnung der Familienvergliederung zu gewinnen gesucht. Hierauf folgt die Betrachtung der Familienzustände bey den Völkern, die ihre Eigenthümlichkeit, sey es einfach oder entwickelt, zu bewahren vermocht haben. Bey den Griechen war das Glück die Mutter ihres Unglücks: je mehr persisches Geld sie durch Krieg, Handel und Herrschaft erwarben, je mehr verdarben ihre Familien; und Polybius wußte sich auch schon zu erklären (S. 57), warum sodann weder Revolutionen, fehlen noch constitutionelle Garantien und Formen, wie man jetzt sagt, helfen. Nach diesen Vorbereitungen kommt es zu der Berechnung der Familienordnung, als deren überall natürlich gleichmäßige Gewähr die väterliche Gewalt angesehen wird. In sofern aber die väterliche Gewalt mehrerer Familienväter zu

sammenfließt, erscheint sie auch als Gründerin des Gemeinewesens, über welches freylich die Rechtsgelehrten das Stiftungsrecht und die Einrichtungsgewalt nichts weniger als übereinstimmend entwickelt und dargestellt haben. Es wird ferner geschlossen, weil die Eigenthümlichkeit eines Volkes zunächst von seinem Himmel und seinem Boden abhängt, so bestimme und beschränke sich seine Vergliederung mit örtlicher Nothwendigkeit. Die von Herodot entlehnte Frage: wo lebt das Volk am besten und längsten? erledigt sich in Hinsicht auf die ersten Lebensmittel zu Gunsten der Engl und neben dem idealen Volksbilde ist z. realen das Englische Volksbild gewählt. Darleht werden die Ergebnisse der Untersuchung zusammengestellt, wozu die Einleitung unter anderm besagt: Länger als neun Monate ruhen die Kinder von jeglicher Farbe unter allen Himmelsstrichen in ihrer Mutter Schoße nicht; neun Jahre sind beide Geschlechter durchaus zeugungsunfähig; um das zwanzigste Jahr ist der Jüngling wehrhaft; um das dreißigste Jahr treten beide Geschlechter in ihre Reife; um das sechzigste stehen sie auf ihrer Höhe, von der sie dann gleichmäßig zurückgehen. Aus den Verhältnissen dieses Zeitmaßes lassen sich die Dimensionen der vollkommenen Familienvergliederung eben so sicher finden, als das Ebenmaß für die vollkommene Menschengestalt gefunden ist.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

36. Stück.

Den 5. März 1836.

---

L o n d o n.

*Florae Graecae sive plantarum rariorum Historia, quas in provinciis aut insulis Graeciae legit, investigavit et depingi curavit Johannes Sibthorp M. D. etc. Characteres omnium, descriptiones et synonyma elaboravit Jacob. Ed. Smith, Equ. aur. M. D. Soc. Linnaean. Praeses etc. Vol. IV. 1823. 88 S. Tab. 301—400. Vol. V. 1825. 81 S. Tab. 401—500. Vol. VI. 1827. 80 S. Tab. 501—600. Vol. VII. 87 S. Tab. 601—700. — Vol. VIII. Fasc. 1. edidit Johannes Lindley, Ph. D. Botan. Prof. in Universitate Londinensi. 1833. 36 S. Tab. 701—750. in groß Folio.*

Bei der Fortsetzung dieses höchst schätzbaren Werkes glauben wir Plan und Einrichtung desselben nach den früheren Anzeigen (S. g. N. 1816 und 1826. St. 97) als bekannt voraussetzen zu können. Wie sehr der bisherige Herausgeber, Hr. D. Smith, im Verlauf der Zeit es sich hat



angelegen seyn lassen, die neuern Beobachtungen und Erfahrungen möglichst zu benutzen, um diesem Werke dadurch eine noch größere Vollkommenheit zu geben, das beweisen allein schon die Pflanzen der funfzehnten Classe, die Cruciferen, welche fast ganz nach De Candolle's Ansicht bearbeitet sind. Um so mehr muß man es bedauern, daß den Verf., während derselbe mit der Herausgabe des siebenten Bandes beschäftigt war, so unerwartet der Tod ereilte. Glücklicherweise ist indeß von ihm für die folgenden Theile alles so vorbereitet, daß wir von Hn Lind dem die Fortsetzung von den Sibthorpsche. Stamens-Executoren übertragen worden, und welcher bereits den achten Theil (wie auch größtentheils die zweyte Hälfte des siebenten) ganz im Geist seines hochverdienten Vorgängers bearbeitet hat, die baldige und glückliche Beendigung dieses Werkes hoffen dürfen.

Da der große Umfang der vorliegenden Bände es nicht wohl gestattet, ins Detail zu gehen, so beschränken wir uns auf einen Ueberblick des Ganzen, mit einigen erläuternden Bemerkungen begleitet. — Die Titelvignette des hier zuerst anzuzeigenden vierten Bandes gibt eine Ansicht von Constantinopel. Von den Pflanzen der letzten Ordnung der 5. Classe blieb noch die Gattung *Linum* übrig. Es sind mehrere der seltenen Arten abgebildet, unter welchen *arborescens* besonders interessiren möchte, da De Candolle dieselbe als *Abart mit flavum* vereinigt, von der wir sie aber nach der Beschreibung und Abbildung verschieden halten. Eine verwandte aber ausgezeichnete Art ist *Lin. caespitosum*, t. 306 abgebildet. — In der sechsten Classe machen die *Liliaceen* den Anfang, wovon Griechenland doch aber nur wenige enthält. Desto reicher an Ar-

ten ist *Allium* (*Asphodeleen*), wozü Tab. 312 — 327 gehören. Bey den Unterabtheilungen dieser Gattung sieht Hr Sm. bloß auf die Beschaffenheit der Blätter, da die von der Gegenwart und dem Mangel der Blüthen-Zwiebeln und dem Verhalten des Stengels hergenommene Merkmale unzureichend sind. *All. ascalonium* Linn. hält der Verf., wie bey *junceum* bemerkt wird, für eine zweifelhafte Pflanze, über welche, da sie bey uns nicht blüht, sich nicht mit Gewißheit entscheiden lasse; auch beruhe die einzige Autorität derselben auf einem einzigen, von *Retquist* mitgetheilten, sehr unvollkommenen Exemplare der Linnéischen Sammlung. Ob *Allium nigrum* und *multibulbosum* einerley oder verschieden sind, darüber haben die Botaniker viel gestritten, und auch jetzt, wie man aus *M.* und *Schultes* System sieht, sind die Meinungen noch getheilt. Herr Sm. erklärt sich indeß bestimmt für die erste Meinung, der auch *Rec.* ganz beytritt, da alle ihm zu Gesicht gekommene Pflanzen von *A. multibulbosum* in nichts von *nigrum* verschieden waren. Bey *A. pallens* und *paniculatum*, zwey ganz verschiedenen Arten, dreht sich der Streit mehr um die Synonymie. Daß unserm Vf., dem Besitzer der Linnéischen Pflanzen-Sammlung, beide genau bekannt waren, zeigen die hier gegebenen Abbildungen; man muß sich daher wundern, wie *Don* in seiner *Monographie* dieser Gattung *A. pallens* und *paniculatum* *Flor. Graec.* zu *longispathum* rechnen konnte. *All. ambiguum* *Prodr.* scheint dem Verf. jetzt selbst nicht wesentlich von *roseum* verschieden; die Cultur würde hierüber am besten entscheiden. In Hinsicht des *All. montani* t. 319, in *R. et Schult. Syst.* 7. p. 1057 *Sibthorpiatum* genannt, verweisen wir des be-

Schränkten Raumes wegen auf Bertol. Mant. plant. Flor. alpinum Apuen. Bol. 1832. — Es folgen *Fritillaria pyrenaica* (mit *racemosa* Curt. als Synonym), *Tulipa*, *Ornithogalum* u. a. verwandte Gattungen. Von *Asparagus* sind *acutifolius*, *aphyllus* und *horridus* beschrieben und Tab. 337—339 abgebildet, wodurch die Identität derselben außer allem Zweifel gesetzt ist (vergl. R. et Schult. Syst. 7. p. 327. 328); *Colchicum variegatum* Prodr. heißt hier *latifolium*, welchem Rec. C. Bivonae Cur. als Synonym beyfügt. In der achten G. kommt vorzüglich *Daphne* in Betracht. Die *D. gentea* erscheint in der Abbildung (t. 355) mit *Tartonreira* zunächst verwandt, doch ist sie stets niedriger, hat abstehende Aeste und ganz getrennte Geschlechtstheile, deren Fruchtknoten mit einem kurzen Griffel versehen ist. Die Frucht ist nicht erwähnt, es bleibt daher zweifelhaft ob diese Art wirklich hierher gehört, oder ob sie vielleicht, wie jene, zu *Passerina* gerechnet werden muß. *Daphne sericea* Vahl., im Prodr. als besondere Art aufgeführt, zieht der Verf. (doch excl. syn. praeter Vahl.) zu seiner *collina*. *Daph. oleoides* Curt. et Hort. soll, wie beyläufig bemerkt wird, zu Willdenow's *glomerata* gehören.

In der zehnten Classe werden uns zuerst einige schöne und instructive Abbildungen von *Anagyris foetida*, *Cercis Siliquastrum*, *Styrax officinale* u. e. a. vorgeführt. Von *Ruta* verdienen *chalepensis* und *linifolia* Prodr. eine besondere Erwähnung. Erste ist ohne Zweifel Synonym von *angustifolia* Pers., letztere, welche Herr Sm. selbst von der gleichnamigen Linné's verschieden hält und *spathulata* nennt, fällt mit R. *Buxbaumii* Poir. DC. zusammen.

Die Reihe trifft nun die Caryophyllen, woran das Festland von Griechenland und die Inseln vorzüglich reich sind. Schon aus dem Prodr. ist es bekannt, daß *Saponaria illyrica* und *cretica* wahre Arten der *Gypsophila* sind, was die Abbildungen beider (t. 384 — 386) noch anschaulicher darthun. Zu derselben Gattung gehört aber auch *Sap. hirsuta* Labill. und Ser. und ist Synonym der *Gyps. thymifolia*; als *Saponaria* würde daher diese Pflanze in DC. I dr. getrichen werden müssen. *Gyps. rigida* scheint nach der Beschreibung und Abbildung mehr als Abart der *Saxifraga* zu seyn, wie Seringe (DC. Prodr.) meint. Sehr zahlreich an Arten ist die Gattung *Dianthus*, welche durch eine Reihe trefflicher Vorstellungen (t. 392 — 407) anschaulich gemacht sind. Gewiß würde Herr Seringe (DC. Prodr.) manche Art nicht doppelt aufgeführt und mancher eine passendere Stelle angewiesen haben, wenn er die *Flora Graeca* bey der Bearbeitung dieser Gattung hätte benutzen können. So müßte z. B. *D. pubescens* t. 397 in die zweyte Section, *corymbosus* t. 395 hingegen in die erste versetzt werden. Auch würde *biflorus* t. 393, welchen Seringe nach *caespitosus* folgen läßt, besser bey dem mit ihm sehr nahe verwandten (und vielleicht mit ihm zusammenfallenden) *Hornemanni* stehen. *D. crinitus* t. 401 wird freylich von Seringe als eine besondere Art aufgeführt, aber zugleich fragweise zu *D. elegans* n. 80 gezogen; dieser hat aber *petala dentata*, jener *multifido-capillaria*, anderer Verschiedenheiten nicht zu gedenken. Eben so betrachtet er *D. tripunctatus* t. 398 unter n. 92 als eine eigenthümliche Art, rechnet ihn aber zugleich als Synonym zu *divaricatus* D'Urvill. Auch ist

keinesweges *D. juniperinus* Sm., wie Seringe vermuthet, Abart des *arboreus* L., sondern eine sehr verschiedene Art, die er selbst unter Sieber's *aciphyllus* aufgeführt hat.

Fünfter Band, mit einer Titelbignette, den Hellepont darstellend. Die ersten sieben Tafeln gehören noch zu *Dianthus*, unter welchen der zierliche *leucophaeus* und der wunderschöne, früher von dem Verf. selbst mit *arboreus* vereinigte, *fruticosus* vorkommen. Die folgenden Tafeln (408 — 436) sind bloß der *Silene* widmet, deren Vergleichung auch Herrn bey Bearbeitung dieser Gattung für De C<sup>o</sup>llé's Prodr. sehr lehrreich und nützlich gewesen seyn würden, da mehrere Arten der *Flora Graeca* von ihm zu Sectionen gerechnet sind, deren Characteren sie keinesweges entsprechen, oder, wie einige andere, den zweifelhaften zugezählt werden. Als eine von *Silene inflata* sehr verschiedene Art lernen wir hier *fabaria* (*Cucubalus* Linn.) kennen, welche D<sup>o</sup>tt<sup>h</sup> als Abart jener betrachtet; doch glauben wir gern, daß die gleichnamige von Thore u. e. a. nur eine locale Verschiedenheit der *inflata* ausmacht. So ist auch zu bezweifeln, daß diesem Botaniker die wahre, hier t. 420 abgebildete, *S. inaperta* bekannt gewesen sey. Noch verdient bemerkt zu werden, daß Smith ganz richtig *S. decumbens* Biv. mit *vespertina* vereinigt, welche von D<sup>o</sup>tt<sup>h</sup> als verschieden aufgeführt wird. Vielleicht möchte auch noch *S. canescens* Ten. (ex parte) dahin zu rechnen seyn. Unter den Vorstellungen dieser verschiedenen Arten fällt die ungewöhnliche Größe von *S. Behen* auf, wie sie Dec. bey keinem andern spontanen oder cultivierten Exemp<sup>l</sup>are vorgekommen ist. Unter den *Arenarien* zeichnen sich *oxypetala* und *umbellata* Sol. durch

eine etwas abweichende Bildung der Fructificationstheile aus. Bey jener nämlich, welche im Aeußern zunächst mit *trinervia* übereinkömmt, sieht der Fruchtknoten, wie bey den *Silenen*, auf einem etwas erhobenen Torus; alles übrige stimmt indeß ganz auf *Arenaria*. Letztere (*umbellata*) hingegen hat ganz das Ansehen von *Holosteum umbellatum*, und wie dieses *petala denticulata*; unterscheidet sich aber durch Kleinheit, gefranzte Blätter und 10 Staubfäden von denen fünf unfruchtbar sind. Gewiß diese Pflanze, wie auch der Verf. meint, ist bey *Holosteum* als *Arenaria*. Daß die alte *Aren. fastigiata* Linn. von *fasciculata* Engl. Bot., mit der sie oft und auch noch von *Seringe* verwechselt wird, in mehreren Merkmalen abweicht, erhellt aus der beygefügtten, mit der Analyse der Fructificationstheile versehenen, Abbildung t. 442. *Arenaria picta* hingegen fällt mit *filiformis* Labill. zusammen, welche von *Seringe* beide als verschieden aufgeführt werden. Von den übrigen *Caryophyllen* bemerken wir nur noch *Cerastium pilosum*, bey *De Candolle* unter die *species non satis notae* gestellt. Diese Art gehört nach der Beschreibung und Abbildung in die zweite Section dieser Gattung, und könnte bey *brachypetalum* gesetzt werden, wenn die Kapsel länger als der Kelch seyn sollte, was aber in der Beschreibung nicht bemerkt ist.

In der *Dodecandria* machen die *Euphorbien* die Mehrzahl aus und sind t. 460 — 471 vorgestellt. *E. pumila* Prodr. bewährt sich als eine sehr verschiedene Art, *portlandica* Prodr. hingegen erklärt der Verf. für neu und nennt sie der glatten Früchte wegen *lejosperma*. Sie ist größer als *Liné's portlandica* und hat außer-

dem breitere Blätter. Nun folgen aus der *Scotsandria* *Myrtus communis* t. 475, *Punica Granatum* t. 476, und mehrere *Rosaceen*, wie *Amygdalus incana* Pall. t. 477, *Prunus prostrata* Labill. t. 478. *Pyrus Aria* t. 479 nähert sich der tieferen Einschnitte wegen der *intermedia*. Die Abbildung von *Geum coccineum* t. 485 läßt keinen Zweifel übrig, daß *chilvense* Balb. dieselbe Pflanze sey, wenn sich gleich kein hinreichender Grund über das so verschiedene Vorkommen dieser Pflanze angeben läßt.

In der *Polyandria* bemerken wir zuerst: *paris spinosa* und *rupestris*. *Desfontaines's ovata* hält der Verf. nur für *Abart spinosa*, da die Blätter einer und derselben Pflanze nicht selten stumpf, eingedrückt, auch spitz und stachelspitzig vorkommen. Auch ist er geneigt, seine *rupestris* t. 487 (wozu hier fragweise *C. spinosa* Cart. t. 291 gezogen wird) auch nur für eine *Abart* der *spinosa* zu halten; doch erscheint diese stets unbewehrt und hat mehr rundliche, dickere und saftigere Blätter. *Glaucium rubrum* t. 488 muß von dem ihm sehr nahe verwandten *phoeniceo* genau unterschieden werden. Daß *Papaver setigerum*, wie *DeCandolle* vermuthet, vielleicht die wilde Mohnpflanze sey, scheint nach der hier t. 491 gegebenen Abbildung von *Papaver somniferum*, wie er auf den Aeckern im *Peloponnes* vorkommt, kaum noch zu bezweifeln. Auch weiß man, daß *P. setigerum* auf gutem Boden sehr variiert, so daß manche Pflanzen kaum von *somniferum* zu unterscheiden sind. Ausgezeichnet ist durch die haarige Bekleidung und die Farbe der Blumenkrone *Papaver pilosum* t. 492; doch scheint diese Pflanze, wie Herr *Sm.* glaubt, nicht ausdauernd, da alle verwandte Arten (*floribundum*,

causaticum, aculeatum etc.) sich zweijährig verhalten. Die Cistenrosen, an denen Griechenland sehr reich ist, schließen diesen Band mit Abbildungen von *Cistus monspeliensis*, *incanus*, *creticus* (welche das Gummi ladanum liefert), *parviflorus* u. m. a.

Sechster Band. Die Bignette des Titelblatts gibt eine herrliche Ansicht von Athen. Die Pflanzen, womit der erste Fascikel dieses Bandes anfängt, gehören noch zur 13ten Classe. Von *Alphinium* gedenken wir, außer *D. tenuissimum* t. 505 und *halteratum* t. 507, vorzüglich des *Staphisagria* t. 508, da mehrere Botaniker Deutschlands der Meinung sind, daß die bisher in den botanischen Gärten cultivierte Pflanze dieses Namens nicht die wahre Linnéische sey. Wahr ist es, daß die Samen derselben um vieles kleiner als die in den Apotheken vorhandenen sind. Da sie indeß der Gestalt und Farbe nach mit den officinellen übereinkommen, und aus officinellen Samen gezogene Pflanzen — wie Rec. aus eigener Erfahrung bestätigen kann — auch kleinere Samen liefern, so ist an der Identität unser cultivierten *Staphisagria* wohl nicht ferner zu zweifeln. Auch scheint in manchen Gärten eine Verwechslung mit *pictum* jene Meinung veranlaßt zu haben, welches allerdings in mehreren Merkmalen, nur nicht in der Beschaffenheit der Samen, von dem cultivierten *Staphisagria* abweicht. Von *Ranunculus asiaticus* ist die schöne Abart mit dunkel pfirsichrothen Blumen t. 518 vorgestellt. *Ran. flabellatus* Desf. (t. 520), von De Candolle bekanntlich zu *chaerophyllus* gerechnet, betrachtet Hr Sm. als eine besondere Art; doch scheinen Uebergänge diese Trennung nicht zu rechtfertigen. Diese Classe schließt mit *Helleborus officinalis* (orien-



talis Willd.), einer der wichtigsten Pflanzen, deren genauere Kenntniß wir Sibthorp verdanken. Nach der trefflichen Vorstellung dieses Helleborus (t. 523) hält derselbe gewissermaßen das Mittel zwischen *viridis* und *niger*, doch weicht er von beiden durch die unterhalb behaarten Blätter ab. Gestalt und Farbe der Wurzel kommen mehr mit letztern überein. Ueber die von ältern Aerzten so sehr gerühmten Kräfte derselben wird sich erst in der Folge mit mehrerer Gewißheit urtheilen lassen.

Den bey weitem größern Theil dieser des nehmen die Pflanzen der ersten Ordnung der 14ten Classe von *Ajuga* bis *Scutellaria* ein. Die ganze Reihenfolge dieser Labiaten (Tab. 524 — 583) gewährt der Mannigfaltigkeit sowohl als der trefflichen Darstellung nach einen höchst interessanten Anblick. Auch verdienen die genaueren Bestimmungen verwandter Arten, so wie die beygefügtten Bemerkungen von dem künftigen Inno graphen dieser Familie eine besondere Beachtung. Den Schluß machen die zur letzten Ordnung dieser Classe gehörenden Pflanzen, besonders die *Scrophularinen*. Unter diesen ist *Antirrhinum*, welches noch ungetrennt beybehalten ist, die an Arten reichste Gattung. Zu den weniger bekannten derselben gehören *albifrons* t. 588 und *strictum* t. 594. Letztere ist *Linaria vulgaris* sehr ähnlich, hat aber mehr gerade Stengel, und längere, schmalere, gleichförmige Blätter. Von *Scrophularia* selbst wird *lucida* Prodr. excl. syn. als eine besondere Art unter *lucida* beschrieben und abgebildet.

Siebenter Band. Die Titelvignette mit einer Ansicht von Corinth. Außer einigen, noch zu den *Scrophularinen* gehörenden, Pflanzen umfaßt der erste Fascikel dieses Bandes die ganze

Tetradynamie oder die Familie der Cruciferen, von welchen die vorzüglichsten auf t. 612 — 649 vorgestellt sind. Die Linnéischen Ordnungen Siliculosae und Siliquosae sind, wie im Prodrömus, als Hauptabtheilungen beybehalten; bey den Anordnungen der Gattungen aber, so wie der Charakteristik folgt der Verf. im Allgemeinen De Candolle. Auch ist auf die neueren Beobachtungen und Berichtigungen, besonders R. Brown's, möglichst Rücksicht genommen wie Koniga, Fibigia u. a. beweisen. Obzß auch hier in ein weiteres Detail über Gattung und Arten einzulassen, wollen wir unter den trefflichen Vorstellungen nur auf die der neuen und seltenen Cruciferen, wie Bunias tenuifolia, Fibigia lunarioides, Berteroa obliqua, Ricotia tenuifolia, Erysimum rupestre, Matthiola varia und Pumilio aufmerksam machen, zugleich aber einige Bemerkungen Berichtigungen des Verf. ausheben. *Linum graminifolium* und *Iberis* Linn. oft einander verwechselt, von De Candolle zuletzt unter *Iberis* vereinigt, sind nach Herrn Smith zwey ganz verschiedene Arten. Erstere, zu welcher *Lep. Iberis* DC. (excl. char.) gehört, hat eysförmige, spitze, etwas aufgetriebene Schöttchen, welche bey der wahren *Iberis* hingegen zirkelrund, an der Spitze ausgekerbt und niedergedrückt sind. Beide wachsen in der Schweiz und ohne Zweifel auch in Deutschland. *Vesicaria reticulata* DC. weicht sowohl durch die Beschaffenheit der Schöttchen als auch der Samen von den übrigen Arten der Gattung ab, so daß sie als besondere Gattung getrennt zu werden verdient. *Arabis purpurea* Prodr., welche von De Candolle dem Außern nach, ohne die Frucht gesehen zu haben, zu *Aubrietia* ge-

rechnet wurde, ist, wie die Abbildung derselben t. 643 beweist, eine wahre Arabis.

Die zweite Hälfte oder der zweite Fascikel dieses Bandes (wozu t. 651 — 700), welcher, wie es scheint, größtentheils von Herrn Lindley ausgearbeitet ist, hat die 16te und den Anfang der 17ten Classe zum Gegenstande. Den Anfang macht *Erodium*, dessen generischer Character dahin berichtet wird, daß die fünf Drüsen, nicht, wie man bisher allgemein angenommen hatte, an der Basis der sterilen, sondern an der fruchtbaren Staubfäden sitzen. Außer dem schon bey De Candolle berichtigten Arten dieser Gattung, erklärt Herr L. auch das *petraeum* Prodr. für verschieden und zwar für *supracanum* L'Her. Bey der Ähnlichkeit beider Pflanzen ist Smith ohne Zweifel durch die dem *petraeo* in der Diagnose zugeschriebenen *pedunculi multiflori* irre geführt, welche ganz auf die t. 651 abgebildete Pflanze passen. daß sind beide, wie hier dargethan wird, durch andere, wenn gleich nicht sehr in die Augen fallenden Merkmale von einander verschieden; nur hätte in der von dem Verf. verbesserten Diagnose des *petraei* statt »*pedunculi subbiflori*« lieber *uni-multiflori* gesagt werden sollen. *Erodium laciniatum* t. 655 hält der Vf. mit Smith für Cavanilles's Pflanze, glaubt aber, was uns nicht ganz einleuchten will, Willdenow's und De Candolle's gleichnamige Arten als verschieden ansehen zu müssen. Auch meint er, daß *Geranium asphodeloides* (*subcaulescens* DC. Prodr.) eher zu *Erodium* gezogen werden könne, da die Blumen gewöhnlich 5, höchst selten 6 sterile Staubfäden enthalten. Doch hat Hr L. die reifen Früchte dieses Storchschnabels nicht vergleichen können, auf deren Bes

schaffenheit, besonders der Schnäbel der Schlauchhäute, der wesentliche Character dieser beiden Gattungen beruhet. Unter den wenigen Malvaceen verdienen die schönen Abbildungen der *Lavatera arborea*, der *Alcea rosea* und *ficifolia* u. e. a. eine Erwähnung. *Alcea ficifolia* hielt Smith schon im Prodr. für Abart der *rosea*, welcher Meinung auch Herr Lindley ist. So viel Rec. diese *ficifolia* zu beobachten Gelegenheit hatte, verhält sie sich in der ur unverändert; auch passen alle dabey anrten Synonyme, daß von Linné vielleicht ausgenommen. Ob es indeß noch eine andere, durch wesentlichere Merkmale sich auszeichnende, und in Sibirien einheimische Pflanze gibt, bleibt dahin gestellt.

Aus der Diadelphia und zwar den ersten Ordnungen derselben werden nur einige Fumariaceen und Polygalaceen aufgeführt. Desto reicher ist die letzte Ordnung, welche die Familie der Leguminosen in sich begreift. Wir gedenken zuerst der *Ononis*, von der mehrere Arten durch Benthams (vergl. dessen Suppl. zu der Engl. Botany) Berichtigungen und genauere Bestimmungen erhalten haben. Nach dessen, auf eine genaue Vergleichung des Linnéischen Herbarii sich gründenden, Beobachtungen sind nämlich *O. spinosa* und *repens* Linn. Spec., und *O. arvensis*, *repens* und *spinosa* Linn. Syst. Veg. nur verschiedene Formen einer und derselben Art. Die hier unter *O. antiquorum* abgebildete Pflanze ist Linné's *arvensis*, die aber von mehreren Schriftstellern erwähnte große unbehaarte Form der *spinosa* ist die wahre *O. antiquorum* Linn. Ferner gehört *O. Columnae* All. DC. Prodr., so wie Prodr. Fl. Graec. und die hier abgebildete zu Linné's *Cherleri*, letztere gleich-

namige des Prodr., wie auch DC. Prodr. ist folglich eine besondere, doch vorzüglich nur durch schmalere Blättchen von *reclinata* abweichende Art. *Pisum arvense* Prodr. scheint Hn Lindley nicht die Linnéische, doch weiß man ja auch von dieser nicht viel zu sagen. *Orobus laxiflorus* Desf. soll, was auch De Candolle schon vermuthete, nur Abart des nach Verschiedenheit des Bodens in mannigfaltigen Formen vorkommenden *hirsutus* seyn.

Achter Band, mit einer Titelbignette, die den Berg Athos von der Westseite dar  
Der erste, uns bis jetzt zugekommene Fascikel, mit den Tafeln 701 — 750, ist noch ganz den Leguminosen gewidmet und von dem gegenwärtigen Herausgeber, Herrn Lindley, mit Kenntniß und besonderer Rücksicht auf die neueren Beobachtungen ausgearbeitet. Von der, im vorigen Bande abgebrochenen Gattung *Vicia* wird hier zuerst *melanops* Prodr. und DC. Prodr. beschrieben und abgebildet, mit welcher nach dem Verf. zwey andere von Seringe (DC. Prodr.) erwähnte Arten: *tricolor* Sebast. und *triflora* Ten. zusammenfallen. *Cicer arietinum*, häufig auf den Getreidefeldern von Creta, hat nach der Abbildung t. 703 kleinere Blätter aber größere Hülsen, als die bey uns cultivierte Pflanze. *Cystisus divaricatus* Prodr. ist nicht der gleichnamige L'Heritier's, sondern *complicatus* Brot., von De Candolle *Adenocarpus* genannt. Auch paßt *Cystisus hirsutus* t. 706 nicht zu dem Linnéischen dieses Namens, wie Herr L. sehr richtig bemerkt; nur möchten wir diesen Strauch nicht mit ihm für eine Var. *ramis spinescentibus* des *elongatus* Kit., sondern eher für eine besondere Art halten. Unsere *Glycyrrhiza echinata* sollte man kaum in der hier t. 708 abge-

bildeten kleinen, niederliegenden Pflanze wieder erkennen. *Hippocrepis biflora* Spr. wird mit *uniflora*, und *Scorpiurus laevigatus* Prodr. mit *muricata* vereinigt; *Scorp. sulcata* Prodr. hingegen zu *acutifolia* Viv gerechnet, welchen Berichtigungen wir ganz beistimmen. *Hedysarum venosum* Desf. (*Onobrychis* DC. Prodr.) dürfte von *radiata* etwas genauer unterschieden werden müssen, da beide sich in der That näher verwandt sind, als man nach den Diagnosen der Stellung derselben bey DeCandolle uthen sollte. Von den zahlreichen *Astragalis* werden die seltenern in einer Reihe Tafeln (728—736) trefflich dargestellt. Wie aus dem Prodrömus bekannt, wird in Griechenland von *A. creticus*, besonders aber von *aristatus* (dessen Vorkommen daher bey DeCandolle irrig bloß auf die Pyrenäen beschränkt ist) der *Traganth* gesammelt und jährlich von Patras nach Italien ausgeführt. *Ast. angustifolius* Prodr. (*massiliensis* Lam. DC.) liefert kein Gummi. An diese reihen sich *Psoralea bituminosa* und die schönen *Ebenus*-Arten. Den Schluß machen die *Trifolia*, unter welchen *rotundifolium* zu den weniger bekannten gehört. — Von der ökonomischen und technischen Benutzung mehrerer der genannten Gewächse wäre noch Manches nachzutragen, was des beschränkten Raumes wegen indeß für die Anzeige der folgenden Theile aufgespart bleiben muß.

Schrt.

### M a r b u r g.

Der Prorektorats-Wechsel des verflossenen Jahrs ward daselbst von Herrn Prof Rehm

durch ein gelehrtes Programm angekündigt: *Praemittitur computationum chronologicarum ad Historiam Abbassarum spectantium Specimen II.* 36 Seiten in 4. 1835. Bereits vor sieben Jahren hatte der Verfasser angefangen die Chronologie der Abbassiden in dem ersten Programm zu behandeln, welches bis auf den achten Caliphen aus diesem Hause Motassem reichte, unter dem durch die Aufnahme Türkischer Slaven und Staatsbedienten anfang die Macht der Caliphen beschränkt zu wei. Das jetzt vorliegende Programm beginnt dem neunten Caliphen Harun II. Abu Dhasfar 5. Jan. 842, und schließt mit dem Tode des neunzehnten Muhamed VII., Saher 17. Oct. 950, unter dessen Nachfolger durch die Bestellung der Emir al Omra den Caliphen die Gewalt ganz aus den Händen gerissen ward. Die Untersuchung ist gegründet auf die Vergleichung der Hauptschriftsteller Abulfeda und Elmacin, so wie des Chronographus und Abulfaradsch, und wird mit der größten Genauigkeit, um Jahre, Monate und Tage zu bestimmen, durchgeführt. Der Verfasser zeigt sich darin als einen unserer gelehrtesten Chronographen, da die Vergleichung nicht ohne mannigfache Hülfskenntnisse angestellt, und die daraus zu ziehenden Resultate nicht ohne sie gewonnen werden konnten. Man begreift leicht daß ein Auszug daraus nicht möglich ist, und wir mit dieser allgemeinen Anzeige uns begnügen müssen, die aber auch hinreichen wird die Männer vom Fach darauf aufmerksam zu machen.

Sn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

37. Stück.

Den 7. März 1836.

---

B e r n.

Bey Jenni, Sohn: Ueber Willensfreyheit und Determinismus, mit sorgfältiger Rücksicht auf die sittlichen Dinge, die rechtliche Imputation und Strafe, und auf das Religiöse. Eine philosophische Abhandlung von J. P. Romang. 1835. 320 S. in Octav.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Zur Lehre von der Freyheit des menschlichen Willens. Briefe an Herrn Professor Griepenkerl von Herbart. 1836. XXIV u. 255 S. in Octav.

Von der ersten dieser Schriften kann hier nicht süglich ausführlicher Bericht erstattet werden, denn sie hat Anlaß gegeben, daß ihr die zweyte, freylich kürzere und auf Briefe an einen gelehrten Freund beschränkte, zur Seite gestellt wurde. Hierin liegt indessen schon die Anerkennung, daß In Romangs Buch nicht zu den unbedeutenden



gehört, daß es vielmehr Aufmerksamkeit zu erregen geeignet ist; die es wahrscheinlich zunächst unter den zahlreichen Anhängern Schleiermachers finden wird. Auf S. 72 dieses Buches nun liest man wörtlich folgendes: »Noch heute dient die Berufung auf Spinoza einer Behauptung bey den Meisten nicht sehr zur Empfehlung. Andere, wie z. B. Leibniz, dieser hohe Ruhm des des deutschen Namens, haben sich in ihrer Speculation auf Sätze führen lassen, welche keine von dem spinozistischen Determinismus wesentlich verschiedene Deutung zu erlauben schenken, obgleich sie hartnäckig versichern, in Ansehung der sittlichen Dinge zu einem solchen Verständniß nicht berechtigt zu haben.« Von Leibnizen wird nun ein Uebergang zu einer »neuern Philosophie« gemacht, welche Herr K. wie es scheint, hinreichend daran zu kennen glaubt, daß darin die sogenannte transcendente Freyheit bestritten wird. Hätte er sich um den practischen Theil dieser Philosophie bekümmert, so würde er unmittelbar vor Augen gesehen haben, daß derselbe auf die *praejudicia de bono et malo, merito et peccato, laude et vituperio, ordine et confusione, pulchritudine et deformitate*, gebaut ist, welche Spinoza, recht wie sich gebührt, alle mit Einer Hand zusammenfaßt, aber nur, um sie alle auf einmal aus seiner Ethik herauszuwerfen, wie er dieß in dem appendix zum Abschnitte *de Deo* ausführlich zeigt. Wenn nun Jemand seinen Deutungen mehr Gewicht beylegt, als den entgegenstehenden Versicherungen Anderer: so muß er darauf gefaßt seyn, daß unumwundene Erklärungen erfolgen, die er nach Belieben hartnäckig nennen mag. So ist denn in den angezeigten Briefen ohne Umstände von der Lehre

des Spinoza gesagt, daß sie, als Ethik betrachtet, unter der Kritik schlecht ist. Ein stärkeres Urtheil von Stäudlin ist beygefügt, welches wörtlich dahin lautet: »daß Spinoza alle sittlichen Ideen, Urtheile und Gefühle des Menschen verwirrt, verkehrt, verdreht und verfälscht; und zwar auf eine Art, welche dem innersten moralischen Bewußtseyn widerspricht und es empört.« Der ganze Zusammenhang dieser Stelle in Stäudlins Geschichte der Moralphilosophie S. 772 ver-  
 ent nachgelesen zu werden; und es ist zu be-  
 merken, daß dieß Buch erst im Jahre 1822 her-  
 auskam, also zu einer Zeit, wo der S. 1002  
 erwähnte Versuch, den Spinozismus in die Sit-  
 tenlehre einzuführen, schon längst bekannt war.  
 Noch härter urtheilt Henrici, der bey Spi-  
 noza »beterminierten Antimoralismus« findet,  
 und ihn mit dem, aus Platons Gorgias be-  
 kannten Kallikles zusammenstellt. Dieß Urtheil  
 hat indessen der Verfasser der angezeigten Briefe  
 nicht zu dem seinigen gemacht. Es ist zwar  
 ganz natürlich, daß durch die offene Behaup-  
 tung des Spinoza: das Recht liege in der Ge-  
 walt, ein Rechtsgelehrter noch entschiedener em-  
 pört wird, als ein Theologe, welchen manche  
 sehr bekannte spinozische Lehrsätze ansprechen kön-  
 nen. Allein man muß die Lehre von der Per-  
 son unterscheiden; und wo die Fehler so klar in  
 der Lehre liegen, wie bey Spinoza, da ist man  
 nicht befugt, den verdienten Tadel derselben auf  
 das persönliche Wollen auszudehnen. Damit  
 nun auch hier das audiatur et altera pars  
 nicht vermißt werde, können folgende Worte des  
 Spinoza selbst hinreichen, welche am Ende des  
 dritten Kapitels im tractatus politicus zur  
 Schutzwehr gegen die zu erwartenden Einwürfe

stehen: monere volo, me haec omnia ex naturae humanae quomodocunque consideratae necessitate demonstrasse, nempe ex universali omnium hominum conatu sese conservandi. Daß man eine solche Sprache dem siebenzehnten Jahrhundert verzeihen muß, ist bekannt genug, man braucht nur an Grotius, Hobbes, und Pufendorf zu denken. Wer aber die nämliche Sprache im neunzehnten Jahrhundert wiederholt, der hüte sich vor den Einsprüchen Kants, dessen Grundlegung zur Sittenlehre zwar auf transcendente Freyheit hinführt, ab nicht davon ausgeht. Der Hauptgedanke Kants ist, daß die Sittenlehre keine Güterlehre seyn kann, wie man auch eine solche drehen und wenden möge. Und dieß ist vollkommen richtig; es ist eben so gewiß, als es einen Unterschied des guten und bösen Willens gibt. Wo irgend ein solcher Unterschied hervortritt, da ist der Wille selbst das Object einer Kritik; und dieß Object darf nicht mit den Objecten des Willens (den Gütern und Uebeln) verwechselt werden. Daraus schloß Kant, noch immer richtig, irgend eine Form müsse den Bestimmungsgrund des sittlichen Willens ausmachen. Und so weit kann man ihm folgen, ohne mit ihm nach der logischen Form der Allgemeinheit zu greifen, woran von ihm erst der categorische Imperativ, an diesen aber die vorerwähnte Freyheitslehre geknüpft wurde. Wer auf diesen Zusammenhang der Kantischen Lehre nicht achtet, der wird immer Gefahr laufen, sich in den darüber entstandenen Streitigkeiten zu verwickeln, und die Mühe seines Nachdenkens darüber zu verlieren.

## Fre y b u r g im Brei ß g a u.

Von der heftweise erscheinenden Geschichte der Deutschen von Dr. Söttl, Professor in München, haben wir eine Reihe Lieferungen vor uns liegen; welche einschließlich vom achten bis zum siebenzehnten Buch reichen, und den ganzen zweyten Theil, nebst den ersten drey Hesten des dritten Theils umfassen. Sie geben einen rühmlichen Beweis von dem Fleiß des Verf., und zugleich die Bürgschaft, daß das Werk binnen nicht langer Zeit beendigt seyn wird. Wir haben den Character desselben bey der Anzeige der frühern Hefte (S. g. N. 1835. St. 47 und 117) bereits darzulegen gesucht, als eines Werks, das zwar aus emsigen Quellenstudien, jedoch auch mit Benutzung neuerer Werke, unter denen der Vf. die von Stenzel, Böttiger u. a. ausdrücklich bemerklich macht, hervorgegangen ist; jedoch in einem mäßigen Umfange durch seine Behandlung für das größere gebildete Publicum berechnet ist. Diesem Plane ist der Vf. auch in den vorliegenden Lieferungen, welche auch durch die steigende Wichtigkeit ihres Inhalts sich empfehlen, treu geblieben. Das achte Buch (jedes Buch hat seine eigenen sich fast gleichen Seitenzahlen) behandelt auf 71 Seiten die Salischen (Fränkischen) Kaiser, von Conrad II. bis auf den Tod von Heinrich V. Es ist überschrieben: die Kaiser des Salischen Hauses im Kampfe mit den Päpsten, wodurch also der Hauptinhalt desselben, besonders die Streitigkeiten mit Gregor VII., im voraus angedeutet wird. Das neunte Buch: die Hohenstaufen und die Welfen, führt die Geschichte bis auf den beschlossenen Kreuzzug Friedrich Barbarossa und den Tod Heinrich des Löwen herunter. Das zehnte Buch: Kreuzzüge, Ritterwesen und

Minnesang, bezeichnet seinen Inhalt schon hinreichend durch diese Aufschrift. Daß diese Erzählung der Kreuzzüge nach Willkür gegeben sey, bemerkt der Verf. selber ausdrücklich. Das erste Buch: Untergang der Hohenstaufen, führt die Geschichte bis auf Conrads Hinrichtung und das sogenannte Interregnum herunter. Das zwölfte Buch: Fürsten, Land und Städte überschrieben, entwickelt die wichtigsten innern Verhältnisse der Staaten. Das dreyzehnte: Habsburg, der Bund der Schweizer und der Hanse, letztere nach Sartorius. Das vierzehnte Buch: die Geschlechter von Habsburg, Luxemburg und Wittelsbach im gegenseitigen Kampfe, beschließt den zweyten Band. Das funfzehnte Buch, mit dem der dritte Band beginnt, geht bis auf die Erfindung der Buchdruckerey herunter, und bahnt im sechzehnten den Uebergang zu einer Schilderung des Zustandes Deutschlands gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, überschrieben: der Städte Blühen und Oestreichs Wachsthum. Es wird darin der allerdings glänzende Zustand der deutschen Städte, besonders der größten Handelsstädte, wie Augsburg, Nürnberg u. a. geschildert; aber auch die Schattenseite des Luxus und des Uebermuths der höheren nicht nur, sondern auch der unteren Stände nicht unbemerkt gelassen; worauf im siebenzehnten Buch, die Reformation betitelt, die Geschichte dieser großen Weltbegebenheit bis zum Religionsfrieden und den Tod von Carl V. fortgeführt wird.

Bis hierher reichen die jetzt vor uns liegenden Hefte. Wir haben geglaubt durch eine Uebersicht des Inhalts den Gang darlegen zu müssen, den der Verf. nahm, da Auszüge aus einem solchen Werke nicht an ihrer Stelle seyn würden. Aus dem Gesagten wird sich von selbst ergeben, daß

der Vf. nicht bloß die äußern Verhältnisse, die Regenten- und Kriegsgeschichte, sondern auch die Volksgeschichte in seinen Plan hereingezogen habe. Es war zweckmäßig daß zu diesem Ende die Erzählung unterbrochen, und eigene Abschnitte dafür eingeschaltet wurden. Die Behandlung ist durchgehends der Gegenstände würdig; ohne Declamation, aber nicht ohne Wärme, und mit großer Freymüthigkeit. Der Verf., der bisher als Lehrer der Geschichte an dem Lyceum in München angeßelt war, hielt jedoch auch, so viel wir wissen, bey der Universität Vorlesungen, und zeigte sich darin auch eines solchen Plazes würdig.

Hn.

### H i l d e s h e i m.

Gedruckt bey Gerstenberg: des Taubstummen Bild vom Medicinalrath Dr. Koeler in Celle. Zum Besten der Taubstummen-Anstalt in Hildesheim. 1835. in Quart.

Zum Besten der vor einigen Jahren in Hildesheim gegründeten und so trefflich erblühenden Taubstummenanstalt, der ersten und bis jetzt einzigen vaterländischen, theilt der Herr Verf. ein dichterisches Bild mit, das eben so sehr seinem Talent als seinem unermüdeten Streben für alles Gemeinnütziges Ehre macht. In äußerst wohlklingenden, leichtfließenden Octaven wird die Wohlthat der Sprache, wie ihre Macht auf das menschliche Gemüth geschildert, das Unglück des Taubstummen dagegen gestellt, und zuletzt die fast magische Veränderung gezeichnet, die durch Aufschluß des Reiches der Sprache in seinem Gemüthe vorgeht. Sehr gelungen ist besonders die Durchführung der Macht der Sprache durch die verschiedenen Lebensalter, indem durch diese Verei-

zellung Gelegenheit zu schönen concreten, und deshalb wahrhaft poetischen Zügen gewonnen wird. Eine bedeutende Schwierigkeit war dabey an dem Begriff der Sprache selbst zu überwinden, die einmahl als die Summe des Gesprochenen dem Reich der Töne angehört, dann aber mehr abstract nur als wahrnehmbare Vermittelung des Gedankens aufgefaßt werden kann. Auf erstere Bedeutung konnte sich der Verf. schon deshalb nicht einlassen, weil der Ton ja doch für den Taubstummen keine Bedeutung hat; zu verneinlich vermag er ihn nie, und Töne die er herzustellen lernt (die Behandlung der Taubstummen feyert bekanntlich darin ihren höchsten Triumph, daß sie denselben wirklich zum Gebrauch der Sprachorgane verhilft), sind für den Hörenden so dissonierend, daß sie am wenigsten dichterisch behandelt werden dürfen. Der Verf. war also gezwungen, auch in seiner anfänglichen Schilderung die Sprache nur als Vermittelung des Gedankens aufzufassen, um nachher bey Darstellung des in das Reich der Sprache eingeführten Taubstummen Alles conform dem Frühern behandeln zu können. Der Verf. bezeugt dadurch einen sehr richtigen dichterischen Tact, daß er (vielleicht mit Ausnahme von Str. 2) überall das bloß Tönende an der Sprache, als nicht zu seinem Stoffe gehörig, zurückläßt, und sich mehr an die Wirkung derselben, Vermittelung der Gedanken, hält. Nicht allein des wohlthätigen Zweckes, sondern auch der wahrhaft poetischen Behandlung des Stoffes wegen ist dieser so gelungenen Darstellung eine recht ausgedehnte Verbreitung zu wünschen.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. Stück.

Den 10. März 1836.

---

B e r l i n

Von dem *Corpus Inscriptionum Graecarum*, auctoritate et impensis Academiae litterariae Regiae Borussiae, edidit Augustus Boeckh, Academiae Socius 35. Fol. verdankt die Königl. Societät die Herausgabe dieses Voluminis Secundi fasciculus Secundus, der Güte des Herausgebers, ihres Mitgliedes. Dieser Fasciculus enthält: Partis XII. Inscriptionum Insularum Aegei maris, cum Rhodo, Creta, Cypro Sectio VI—X. Pars Tertia. Inscriptiones Cariae. Partis XIV. Inscriptionum Lydiae Sectio I—III. Die Nummern gehen von 2379 bis 3126. Die Wichtigkeit und der Reichthum dieses Theils wird schon aus dieser Angabe erhellen. Die Inseln des Aegeischen Meeres sind darin beendigt. Carien — mit reicher Ausbeute — ganz enthalten; und Lydien angefangen. Wir



sehen nichts hinzu als den Wunsch, daß der Verf. auf seiner ruhmvollen Laufbahn nicht ermüden, sondern das vorgesteckte Ziel mit ungeschwächter Kraft erreichen möge.

Hn.

### L e i p z i g.

Bey Leopold Voß: Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Oder über die Eigenschaften, Zusammensetzung und Probirmethoden der metallischen Substanzen und Brennmaterialien; von P. Berthier. Uebersetzt, mit eignen Erfahrungen und Zusätzen vermehrt, von C. Kersten. In zwey Theilen. Erster Theil. Mit 5 Kupfertafeln. 1835. XV und 590 S. in 8.

Der kürzlich erschienene erste Theil dieser deutschen Uebersetzung und Bearbeitung des *Traité des essais par la voie sèche etc.* des Herrn Berthier enthält für den Metallurgen und praktischen Chemiker so viel Schätzenswerthes, eine noch vor Beendigung des Werkes gehende Anzeige desselben nicht unzeitig scheinmag, obgleich vorauszusetzen ist, daß der zweyte Theil noch viel reichhaltiger an Erfahrungen im Gebiete der Doctmasse und Metallurgie seyn werde. — In dem Vorworte spricht Herr Oberhütten-Amtsassessor Kersten zu Freyberg die Gründe aus, die ihn bewogen, das Original nicht bloß zu übersetzen, sondern vielmehr durch geeignete Abkürzungen und Zusätze zu bearbeiten, und dem gemäß auch den Titel des Buches zu verändern. — Nachdem in einer kurzen Einleitung die Vortheile der chemischen Analyse auf trockenem Wege auseinander gesetzt und

die Grenzen des Werkes genauet bezeichnet worden sind, wird zuerst von S. 9 bis 97 von den mechanischen Arbeiten und den allgemeynen chemischen Operationen gehandelt, welche bey analytischen Untersuchungen, insbesondere bey denen auf trockenem Wege vorkommen. Am ausführlichsten ist, wie auch zu erwarten war, die Rede vom Schmelzen und den Schmelztiegeln, und obgleich dem Originale Vieles hinzugefügt worden, so ist doch die bey solchen Gegenständen leicht mögliche ermüdende Weitschweifigkeit vermieden worden. Wer die hier einschlagenden, meistens in Journalen zerstreuten Erfahrungen vereinigt vor sich zu haben wünscht, wird in dieser Zusammenstellung viel Belehrendes und auch häufige literarische Nachweisungen finden. Von S. 98 bis 153 ist in ähnlicher Weise von den verschiedenen Arten der chemischen Defen und deren eigenthümlicher Wirkungsweise gehandelt worden. Sehr gute Abbildungen, die zum A. auch die vom Herrn K. in seinem Labo- 18 so benutzten Defen darstellen, erläutern For. Besagte. Hierauf folgt das Nothwendig- und Wichtigste, was auf die Anwendung des Edthrohrs Bezug hat, indem zugleich auf das classische Buch von Berzelius über das Edthrohr (2te Aufl. 1828) verwiesen wird. Herr K. konnte hierbey noch nicht Rücksicht nehmen auf das gleichzeitig herausgekommene gehaltvolle Werk von Plattner »die Probirkunst mit dem Edthrohre u. s. w. Leipz. 1835« über welches Ref. nächstens zu berichten sich erlauben wird. Dann wird in einem besonderen Abschnitte von den in Glasröhren anzustellenden Operationen gehandelt. Die beygefügtten Abbildungen sind entlehnt aus Faraday's chemical Manipula-

tion, einem Werke von so großem Reichthum an Erfahrungen und Handgriffen, daß es ungeachtet seiner Weitſchweifigkeit, welche auch in die deutſche Ueberſetzung deſſelben (Weimar, 1828) übergegangen iſt, nicht genug dem practiſchen Chemiker empfohlen werden kann. Den Brennmaterialien wird ein langer Abſchnitt von S. 196 bis 292 gewidmet, um Alles, was dem Metallurgen und Hüttenmanne über dieſelben zu wiſſen von Werth iſt, zuſammenfaſſen zu können. Wenn hierbey vorzüglich die practiſche Bedeutung der Brennmaterialie in's Auge gefaßt, die phyſicaliſche und chemiſche Seite derſelben aber noch mehr andern Betrachtungen überlaſſen worden wäre: ſo würde, wie es ſcheinen will, durch ſolche Abkürzungen beſſer dem Zwecke des Buches entſprochen worden ſeyn. Wären z. B. die Darſtellung und Reinigung der Holzſäure und des Holzſpiritus hier nicht angegeben, ſo würde man ſie auch vermiffen. Indeffen muß man andererseits zugeben, daß es bey der Ausarbeitung dieſes Buches von practiſcher Tendenz vornehmlich erfolglicher Verfaſſer anheim geſtellt bleiben muß, wenn ſubjective Vorſtellung er von der Benutzung dieſes Buches habe. S. 233 wird Chlorkwaſferſtoffſäure als ein Beſtandtheil der alkaliſchen Salze der Aſche ausgeführt, was ohne Zweifel Chloralkalimetalle heißen ſoll. Die Angabe, daß die Aſche des Torfes (— Torf iſt wohl nur ein Provincialiſmus) dieſelben Salze wie die Holzäſche enthalte, bedurfte gewiß eine nähere Beſtimmung und Berichtigung, ſo wie es überhaupt für den deutſchen Leſer wohl von Intereſſe würde geweſen ſeyn, hier eine größere Ausführlichkeit und Belehrung über die verſchie-

denen Arten des Torfes und den verschiedenen Werth derselben als Brennmaterial zu finden. Der fossilen Kohle ist dagegen die nothwendige Aufmerksamkeit gewidmet, und nichts, was dem Metallurgen über diesen Brennstoff zu wissen wichtig ist, dürfte hier vermißt werden, selbst wenn auch die Producte der trockenen Destillation der Steinkohle nur ganz kurz erwähnt worden wären. Der auf S. 267 vorkommende Ausdruck »Schwefeleisen im Minimo« ist nicht mehr zulässig. Da Herr K. die Nomenclatur von Berzelius recipierte, so hätte consequent Eisensulfuret geschrieben werden müssen. Bezeichnender wäre freylich »Einfach-Schwefeleisen« gewesen, was aber die Annahme der eben so genauen, als dem Genius der deutschen Sprache folglichen Nomenclatur vorausgesetzt hätte, welche, so viel Ref. weiß, zuerst von L. Smelin durchgeföhrt worden ist, und in welcher zwar zuweilen um ein Paar Sylben längere Namen, aber keine solchen, wie Eisensessquisulfuret für Underthalf-Schwefeleisen, Dryseleniurete für Sauerstoff-Selenmetalle vorkommen können, Namen, mit denen man das deutsche Idiom nicht allzu freygebig belasten sollte, weil außerdem immer noch ein guter Zufluß von fremden Wörtern bleiben wird. — Die Reagentien bey docimastischen Arbeiten werden sehr zweckmäßig in Reductionsmittel, Drydationsmittel, Entschwefelungsmittel, Schwefelungsmittel und Flußmittel eingetheilt, welche Eintheilung Ref. um so mehr billigen muß, als er selbst in seiner nächstens vollständig erscheinenden »Anleitung zur chemischen Analyse« in ähnlicher Weise die Reagentien für die Ana-

lyse auf nassem Wege nach ihrer Hauptwirkungsweise zu classificieren versucht hat. So wohl Herr Berthier, als auch Herr Kersten haben diese Partie des vorliegenden Buches mit großer Vollständigkeit und Gründlichkeit von S. 292 bis 462 bearbeitet. Der Metallurg und Hüttenmann werden hier viele Belehrung finden, und der Anfänger in der Kunst einen nützlichen und sicheren Führer. Um so mehr wäre aber zu wünschen gewesen, daß einige in die chemischen Formeln eingeschlichenen Unrichtigkeiten unter den Berichtigungen mit aufgenommen worden wären. Mehrere Male kehrt N anstatt

Na wieder. Der S. 461 gebrauchte alte Name »salzsaures Natron« wäre zur Vermeidung unrichtiger Vorstellungen besser mit Chlornatrium oder Kochsalz vertauscht worden. Die auf S. 488 ausgesprochene Ansicht über die chemische Constitution der in Wasser aufgelösten Haloidsalze, welche die des Herrn Berthier ist, steht im Widerspruch mit der S. 521 angenommenen Vorstellung, welche letztere ohne Zweifel einfacher und folgerichtiger, und in einigen Fällen, z. B. beim Chlor- und Cyan-Quecksilber die einzig zulässige ist. Sollte der Ausdruck »Schwefelkali« (S. 349) auch öfters gebraucht werden, so wird derselbe doch nicht gegen den besseren Sprachgebrauch zu rechtfertigen seyn. Die in den chemischen Formeln nach Art der Exponenten geschriebenen Zahlen sollte man billig niemals geradezu Exponenten nennen (S. 359), da dieselben nichts mit diesen gemein haben, sondern vielmehr eigenthümliche, in der Zeichensprache der Chemiker übliche Zahlen sind,

die am besten Verbindungszahlen genannt werden, und die, wenn man einmal einen in der Mathematik mit solchen Zahlen verknüpften Begriff auf dieselben übertragen wollte, Coefficienten genannt werden müßten, mit denen sie, wenn gleich nicht die Stelle in der Formel, doch die Bedeutung gemein haben. Nur der Umstand, daß man fremdartige mathematische Begriffe auf die chemischen Formeln übertrug, konnte den Mathematikern Veranlassung zu gerechten Rügen geben. Wenn man nun glaubte diesen dadurch zu entgehen, daß man die Verbindungszahl an den Fuß des Buchstehens setzte, also anstatt  $KS^{12}$  (S. 359) nun  $KS_{12}$  schrieb, so ist mit dieser ziemlich unbequemen Bezeichnung auch gar nichts gewonnen, da sie dem mathematischen Accent in der Combinationslehre aufs Haar so ähnlich sieht, wie jene dem Exponenten. Da es nun der Philologie bis jetzt noch nicht beygekomen ist, nach der grammatischen Bedeutung der algebraischen Buchstaben zu fragen, wozu die chemischen Formeln noch mehr Gelegenheit geben würden, so scheint die einzige Richtschnur für die Construction der chemischen Formeln in dem anfangs von Berzelius eingeführten bequemen Gebrauche der Buchstaben und Zahlen zu liegen. — Von Seite 463 bis zu Ende werden die Metalle für sich und in ihren Verbindungen mit nicht metallischen Elementen, so wie auch unter sich so weit abgehandelt, als es der Zweck des Buches zu erfordern schien. S. 477 werden die Zeichen und Atomgewichte der schweren oder eigentlichen oder Erzmehalle angeführt, aber nur die eine Reihe der Atomgewichte, in welcher  $O =$

100 gesetzt wird. Zur Erreichung der Vollständigkeit wäre es gut gewesen, auch die Reihe derselben, in welcher  $H = 1$  gilt, beizufügen. Dieses letztere Zahlensystem, welches nunmehr auch Berzelius in dem jüngst erschienenen ersten und zweyten Hefte des fünften Bandes seines Lehrbuches neben dem ersten recipiert hat, schließt sich beynabe ganz dem Zahlensysteme an, in welchem das Mischungs-Gewicht des  $H = 1$  angenommen wird, und dessen Vorzüge man nur dann nicht anerkennen kann, wenn man aus Ueberzeugung oder Gewohnheit die statistische Theorie der dynamischen vorzieht. — Bey den Verbindungen der Metalle wird auch auf das Verhalten derselben, so wie auch auf das Verhalten der nicht metallischen Säuren gegen Reagentien auf nassem Wege Rücksicht genommen, zwar nicht mit größter Ausführlichkeit, aber doch so weit, als es zur Unterstützung der Untersuchungen auf trockenem Wege erforderlich scheint. Und diese sind ja der eigentliche Gegenstand des vorliegenden Werkes, dessen sorgfältige und genaue Durchsicht Ref. viel Vergnügen und manche Belehrung gewährt hat, und ihn wünschen läßt, daß auch der zweyte Theil des Werkes durch die verdienstlichen Bemühungen des Herrn Kersten bald zur Vollendung gedeihen möge.

H. Wackenroder.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

39. Stück.

Den 12. März 1836.

---

M a r b u r g.

Bey Garthe: Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen, nach ihren Schicksalen und ihrem Character dargestellt von Dr. K. W. Justi, mit vier lithographirten Bildern. Neue sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1835. LXXXIV u. 274 S. in 8.

Vorliegende Biographie der heiligen Elisabeth zeichnete sich schon bey ihrem ersten Erscheinen (Zürich 1797) so wohl durch die Treue der historischen Forschung, wie durch die Eleganz der Darstellung aus, und ist die nöthig gewordene neue Auflage ein rühmlicher Beweis für die Theilnahme des Publicums an solchen classischen Monographien. Freylich hat diese Darstellung vor manchen ihres Gleichen auch den Vorzug voraus, daß ihr Gegenstand nicht bloß dem Historiker vom Fach nahe liegt, sondern daß die seltsame Eigenthümlichkeit jener Heiligen auch



die Aufmerksamkeit in größerm Kreise auf sich zieht: selbst der Roman und die möglichst leichte Unterhaltungsliteratur hat an der heil. Elisabeth einen ergiebigen Stoff gefunden, und aus vorliegendem Buche ist bald mit, bald ohne Nennung der Quelle, mehr als eine romantische Darstellung erwachsen. Wirklich läßt sich aber auch das so anziehende Leben des Mittelalters wohl kaum in einem gedrängtern Gemälde vorfinden, als hier in dem Leben der Heiligen, wo alle bedeutsamen Potenzen damaliger Stadt sehr scharf repräsentiert werden: ein prächtiger glänzender Hof auf der Wartburg, städtisches Leben in Eisenach, die Hierarchie auf ihrem Culminationspunkte in dem fanatischen Reichsvater und Peiniger der Heiligen, Conrad von Marburg, ferner Kreuzzug, Fehden, Stiftungen von Klöstern, Spitalern, und durch dieß Alles ziehet sich nun jene seltsame Frauengestalt hindurch, die Fürstin und Bettlerin zugleich wohl nur unter den damaligen mittelalterlichen Bedingungen zu dieser Originalität ausgeprägt werden konnte. Daß ihr ganzes Auftreten etwas Krankhaftes, seltsam Ueberspanntes verräth, gesteht hier selbst ihr Biograph bey aller Hochachtung vor ihr, ein: nur lag der Grund zu jenem Seltsamen so sehr in der Zeit und ihren Eigenheiten, daß man in dem Leben jener Heiligen nicht sowohl eine Abnormität, als vielmehr die vollste und consequenteste Entwicklung der Zeitrichtung erblicken muß. Nicht daß Elisabeth so war, darf auffallen, sondern daß nicht Viele ihr ähnlich gefunden wurden. Unsere Zeit wird kaum einen Begriff von ascetischen Uebungen haben, wie sie sich denselben unterzog, das gänzliche Weggeben ihrer Habe durch Almosen, die

Geißelungen und Schläge, die sie freywillig von der Hand ihres Beichtigers erduldet, das Zurückziehen nicht allein vom Hofe nach dem Tode ihres Gemahls auf ihren Witwensitz Marburg — sondern auch die gänzliche Entfernung aller Dienerschaft und Freundinnen, um nicht weiter an den früheren höfischen Glanz erinnert zu werden; mit eigener Hand spann sie zum Besten der Armen, pflegte Sieche und Kranke, behandelte Wunden der niedrigsten Art, und dieß schon Fürstin mitten unter ihrem Hofstaate. Als

man bedenke, ihr Zeitalter ist das dreyzehnte Jahrhundert, wo Staat und weltliche Regierung veynabe gänzlich von der Kirche absorbiert war, wo das Papstthum unter Innocenz III. seinen Culminationspunct erreicht hatte, wo die Kreuzzüge die religiöse Begeisterung auf ihre Art fortwährend schürten, wo das einzig damals mögliche Verdienst, das ritterliche und mönchische in den geistlichen Ritterorden zusammenfloßen; wo in den so eben entstandenen Betorden Mönche in höchster Potenz der Welt geführt waren, man beachte diese Grundzüge der Zeit, und wird die äscetische Ueberspannung bey einem so erregbaren Character, wie Elisabeth, und unter so fanatisch gewaltsamer Anleitung, wie Conrad von Marburg sie darbot, gewiß erklärlich finden. Der Heiligenschein, womit Gregor IX. auf Conrads Antrieb sofort nach ihrem Tode sie schmückte, ist schwer verdient von einer Fürstin, die im 24sten Lebensjahre unter übertriebener Casteyung ins Grab sank.

Der Herr Verf. hat zu den früheren schon so ausgezeichneten Forschungen seitdem sich ganz neue Quellen eröffnet, und die früheren immer

vollständiger ausgeschöpft, so daß die gegenwärtige Darstellung in der That nichts weiter zu wünschen übrig läßt. Von selbst ließ sich erwarten, daß bey der Biographie auch das hochberühmte Denkmahl mittelalterlicher Baukunst, die Elisabethkirche zu Marburg, und das dort der Heiligen errichtete Grabmonument eine immer sorgfältigere Behandlung finden würde. Sehr erfreut mußte der hochverdiente Herr Verfasser darüber seyn, daß es ihm, der so sorgfältige Studien den Alterthümern seiner Vaterland gewidmet hat, beschieden war, selbst am 1. August v. J. das Fest der Grundsteinlegung jenes fast unübertroffenen gothischen Doms, durch eine Festpredigt (Marburg, 1835. bey Ewert) begehen zu können. Auch die äußere Ausstattung, so wie die beygegebenen Abbildungen, das Brustbild der Heiligen nach einem alten Delgemählde auf der Wartburg, die Abschiedscene der heil. Elisabeth von ihrem zum Kreuzzuge aufbrechenden Gemahle Landgraf Ludwig IV., nach einer Zeichnung des Herrn Prof. Grimm in Kassel, die Abbildung der St. Elisabethkirche nach Möllers bekanntem Meisterwerke, und endlich die Abbildung des Denkmahls der Heiligen in ihrer Kirche, machen der Verlagshandlung alle Ehre.

R—g.

Leipzig und Darmstadt.

Bey Leske: Zur Gemmenkunde; antike geschnittene Steine vom Grabmahl der heiligen Elisabeth in der nach ihr genannten Kirche zu Marburg in Kur-Hessen, ar-

archaeologische Abhandlung von Fr. Kreuzer, Doctor der Theol. u. Philos., Grossherz. Badischem Geheimerath u. Commthur des Grossh. Badischen Ordens vom Zaehringener Löwen u. s. w. 1834. 213 Seiten in 8. und fünf Kupfertafeln.

Herr G. R. Kreuzer erwirbt sich ein dankbar anzuerkennendes Verdienst um die Archäologie, indem er noch nicht bekannt gemachte Kunstgegenstände, die in Originalen oder einzigen Abdrucken sich in seinen Händen befinden, nicht bloss bekannt macht, sondern auch gleich mit allen den Schätzen mythologisch-antiquarischer Gelehrsamkeit ausrüstet, die ihm zu Gebote stehen. So empfangen wir vor einigen Jahren (1832), 'ein alt-Athenisches Gefäß mit Malerey und Inschrift bekannt gemacht und erklärt, mit Anmerkungen über diese Vasengattung' (78 Seiten, mit einer colorierten Kupfertafel), unter welchem Titel ein wirklich aus Attica stammendes und zugleich vielen Volcentischen nahe verwandtes Gefäßchen, von der Gattung balsamario oder Prochus, ein Werk des Töpfers Heros und Topfmahlers Psiar, — auf dessen einer Seite ein Jüngling, nach Ablegung der Gewänder, sich aus einem eben solchen Prochus salbt, auf der andern eine Mänade sich durch das Seklapper der Krotalen zum bacchischen Tanze antreibt — mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit und Combinationsgabe erläutert wurde. Dießmal sind es die antiken Gemmen und Cameen an dem Reliquien-Kasten oder Sarkophage der heiligen Elisabeth, die den Stoff der vorliegenden Abhandlung abgeben. Leider sind diese Gemmen selbst nicht mehr

in Deutschland vorhanden, sondern während des Westphälischen Königreiches, als das Denkmahl nach Cassel gebracht worden, durch jenes von oben her begünstigte Raubsystem, dem kein Schatz heilig genug war, entwendet worden; und dem Herausgeber sind nur Siegelabdrücke zugekommen, die der verstorbene Oberberggrath Ullmann davon genommen, mit der Aufforderung ihre Bekanntmachung zu veranstalten. Diese Steine haben nun freylich, außer der Empfehlung, welche der Herausgeber hervorhebt, daß sie gewiß keine modernen Fäbör 12 gen enthalten, wenig andere Vorzüge für sich anzuführen; sie sind, wie die am Reliquienkasten der H. Drey Könige in Köln, größtentheils von ziemlich herkömmlichen Arten; und man möchte fast beklagen, daß Herr Seheimerath Kreuzer nicht bey diesen 35 Stücken sich mit einer kurzen Angabe der Gegenstände begnügt, und dagegen die vortrefflichen, durch Fundstücke Kunstwerth und Gegenstände meistens gleich ausgezeichneten Imprime gemmarie dell' Instituto, von denen der Unterz. vor kurzem die dritte und vierte Centurie erhalten, zu einem viel lohnendern Texte für einen so gelehrten Commentar erlesen hat. Indessen sind doch auch unter diesen Steinen einige werthvollere; andere erhalten ihr Interesse durch die Behandlung des Herausgebers; wir wollen hier nur einige wenige auszeichnen. N. 9. Ein Vogel, Falke oder Habicht nach dem Herausgeber, und darüber ein großes E, der heilige Buchstab des Delphischen Apollon, über welchen sich der Verfasser ausführlich verbreitet, und die bekannte Abhandlung von Uhden bedeutend vervollständigt.

dig. N. 10 a. Ein Stern, darunter das Wort ΕΤΗΛΟΙΑ, welches Herr Geleimerath Kreuzer herausgelesen, denn im Kupfersich würde man es nicht erkennen, darunter Theile eines Schiffes. Also ein Talisman für einen Schiffer, dem ein günstiger Stern für seine Fahrt leuchten soll.

N. 21. Eine orientalische Vorstellung im Styl der Persischen Skulptur, aber eher dem Parthischen oder noch lieber Sassaniden-Zeitalter als einem ältern zuzuschreiben. Der Herausg. gibt erst eine sehr kühne Erklärung, worin der Hesiodische A Asträos die Hauptrolle spielt, aber entschließt sich dann die Darstellung für gnostisch zu halten, ohne daß auch dafür recht bestimmte Gründe vorzuliegen scheinen. Ist es nicht am natürlichsten, die einfache Composition — ein thronender Gott, der einem Manne eine Himmelskugel überreicht, während eine Art Victoria einen Kranz darreicht — historisch und zwar im Sinne jener officiellen Großsprecheren zu nehmen, die an den Höfen des Orients ihren uralten Ursprung haben? Der höchste Gott übergibt irgend einem Pater oder Sapor die Herrschaft der Welt, während der Sieg ihn krönt. Die Reliefs von Nakschi-Rustan und Schapur enthalten ähnliche Vorstellungen, und der Globus bildet gerade in derselben Gestalt den hauptsächlichsten Kopfschmuck Sassanidischer Regenten.

N. 31. Wohl das wichtigste Stück der Sammlung. Ein zarter, anmuthiger Apollokopf mit dem Lorbeerkranz, einem Lorbeerzweige vor dem Gesicht, einem kleinen Schwan hinter dem Nacken und darüber dem Worte ΠΑΙΑΝ. Also ein Apollon-Päan, als ein beruhigter, versöhnter, freundlicher Gott gefaßt, und der Schwan sein Sym-

bol. Der Herausg. benutzte und ergänzt diese Züge zu einem Bilde des Apollon-Páan, welches in den verschiedensten mythologischen Systemen seine Stelle finden muß. N. 34. Ein jugendlicher Satyr von gefälliger Bildung, welcher aus einem Gefäße, das er auf der Schulter trägt, Wein in ein anderes am Boden befindliches gießt, mit einer Umschrift (MVNFILO nach dem Kupferstich), in der der Herausg. den Namen Ampelos zu erkennen glaubt, und diese Benennung eines Lieblings und Mundsch  
 des Bacchus manchen jungen Satyristen il-  
 denden Kunst zu vindicieren sucht, im Gegensatz und Streit mit andern Ansichten über die Na-  
 men Bacchischer Nebenpersonen, in dem wir im Ganzen auf Seiten des Herausgebers stehen möchten.

Von den fünf Kupfertafeln stellt die erste die westliche Fassade der herrlichen Elisabeth-Kir. zu Marburg, die zweite den geretteten Sarcophag mit seinen Figuren und Reliefs, die übrigen die geschnittenen Steine dar, deren bildungen, auch mit den S. 211 212 gegebenen Berichtigungen zusammen, nicht auf Fragen antworten, die man über die dargestellten Gegenstände an sie richten möchte.

K. D. M.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 12. März 1836.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 18. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 12. September beginnenden Woche geschlossen werden.

## Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter- Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterzeichnet ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.



## Vorlesungen.

## Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften trägt Hr Prof. Liebner Dinst. und Freyt. um 3 Uhr vor; theologische Methodologie, mit Rücksicht auf theolog. Literär-Geschichte, Hr Licent. Piper Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr.

Eine critische und exegetische Einleitung in die canonischen und apocryphischen Schriften des Alten Testaments gibt Hr Prof. Ewald um 2 U

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Den Pentateuch erklärt Hr Prof. Ewald um 10 Uhr; den Hiob, Hr Dr Wüstenfeld um 3 Uhr; die Messianischen Weissagungen, derselbe Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Eine historisch-critische Einleitung in die canonischen Schriften des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Lücke erklärt, nach einer hermeneutischen Einleitung in die gesammten Paulinischen Briefe, den Brief an die Galater, Römer, Epheser, Colosser 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die drey ersten Evangelien 6 St. wöchentlich um 9 Uhr; die Briefe des Ap. Petrus Mont. und Donnerst. öffentlich; Hr Prof. Köllner, die drey ersten Evangelien, nach Heint. Planck's synopt. Zusammenstellung (Göttingen. 1809), 6 St. wöch. um 9 Uhr; die catholischen Briefe Mont., Mittw., Freyt. um 5 Uhr öffentlich; Hr Licent. Matthäi, den Brief an die Römer, den Brief an die Galater, und die kleineren Briefe des Ap. Paulus 6 St. wöch. um 9 Uhr; das Evang. des Ap. Johannes, und aus diesem und den drey ersten Evangelien die Lehre Jesu Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr und in zwey andern demnächst zu bestimmenden Stunden; Hr Licent. Holzhausen, den Brief des Ap. Paulus an die Epheser, unentgeltlich.

Zu exegetischen Repetitorien ist Hr Rep. Klesner erbötig.

Die christliche dogmatische Theologie trägt Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 7 Uhr vor; Hr Prof. Reiterberg um 3 Uhr.

Zu Repetitorien über die Dogmatik ist Hr Rep. Klener erbötig.

Die christliche Moral trägt Hr Consist. R. Lücke 6 St wöch. um 11 Uhr vor;

Zu einem Repetitorium über dieselbe ist Hr Licent. Piper erbötig.

Ueber allgemeine christliche Polemik hält Hr Consist R. Lücke 2 St. wöch. um 4 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

zweiten Theil der Kirchengeschichte trägt Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; die Kirchengeschichte der elf ersten Jahrhunderte, Hr Prof. Reiterberg, 6 St. wöch. um 8 Uhr; die Geschichte der Kirchenverbesserung in dem Königr. Hannover und dem Herzogth. Braunschweig, Hr Prof. Reiterberg, öffentlich, Sonnab. um 11 Uhr; die allgemeine Kirchengeschichte, verbunden mit Examinatorien und Repetitorien, Hr Licent. Holzhausen, um 8 Uhr.

Die Homiletik wird Hr Consist. R. Pott um 2 Uhr tragen, und Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Uebungen der homiletischen und liturgischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Lieber werden Mittw. um 3 Uhr fortgesetzt werden.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresurt, nach seinem 'Leitfaden zu Vorles. über die Pastorallehre' in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, um 1 Uhr vor. — Die Uebungen in dem catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentlich fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr Pastor Fraak.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Cons. R. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Hr Prof. Gieseler bestimmt für die von ihm errichtete theologische Gesellschaft die Stunde Sonnab. um 6 Uhr.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Retberg, in den Abendst. von 8 bis 10 Uhr Dinstags;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner, nach bisher gewöhnlicher Weise.

Auch werden die Uebungen der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Fraas Dinst von 8 bis 10 Uhr Ab. und der Lateinischen theologischen Gesellschaft des Hn Rep. Klener Mitt von 7 bis 9 Uhr ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. Rep. Klener Mont. u. Donnerst. um 6 Uhr Ab. den Brief des Ap. Jacobus und den ersten Brief des Ap. Petrus in lateinischer Sprache erklären; Hr Licent. Piper, 2 St. wöch. die vorzüglichsten messianischen Weissagungen des A. T.

## R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Literär-Geschichte des Civil-Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 3. Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr vor;

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 8. Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Encyclopädie und Methodologie des Rechtes, Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Schumacher um 8 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 7 Uhr (vergl. Philos. Wissensch.);

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 7 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 11 Uhr;

Das Hannoverische Staatsrecht (nebst dem Privatr.), Hr Dr Quentin um 7 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Criminal-Rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, mit

Berücksichtigung des Meisterschen Lehrbuches (Ausg. 7),  
5 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Strafrechts-Wissenschaft trägt Hr Hofr.  
Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, um  
10 Uhr vor; Hr Prof. Zachariä, nach Feuerbach, 6 St.  
um 10 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm.  
Rechtes, Hr Prof. Ribbentrop um 10 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes,  
Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, mit kurzer Erläuterung  
der Alterthümer 6 St. wöch. um 10 Uhr; in Verbin-  
dung mit der Geschichte des Röm. Rechtes, Hr Assess. Dr  
Lott um 7 Uhr; Hr Dr Möbius um 10 Uhr;

Pandecten, Hr Hofr. Goeschen, nach f. Grund-  
12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr Prof. Rib-

rop um 8 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatif-  
nime; Hr Assessor Dr Balett, nach seinem 'Lehrbuch',  
mit Einschluß des Erbrechtes um 8 und 11 Uhr; Hr Dr  
Wunderlich, der auch zu Privatissimis erbötig ist, nach  
Thibaut, um 3 Uhr;

Das Erbrecht, Hr Hofr. Goeschen 5 St. wöch. um  
Uhr; Hr Dr Benseny, nach Mühlenbruch, um 7 Uhr;

Die Lehre von Servituten und das Pfandrecht,  
Prof. Ribbentrop, Mont. und Donnerst. um 5 Uhr,  
wöchentlich;

Das Nothherbenrecht, desgleichen die Lehre von der  
lucapion, und den Präscriptionen, und die  
Lehre von der Ordnung der Gläubiger im Con-  
curs, Hr Dr Grefe Mittw. u. Sonnab. um 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repe-  
terium, hält Hr Dr Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Kirchen-  
rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Planck's Grundriß der  
kirchlichen Verfassung und des canonischen Rechtes, 5 St.  
wöch. um 8 Uhr.

Das Kirchenrecht trägt Hr Prof. Kraut um 9 Uhr  
vor; Hr Prof. Zachariä, 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr  
Dr Rothamel um 10 Uhr; Hr Dr Möbius, nach einer  
kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Rechtes, Hr Prof.  
Kraut um 10 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, Hr Hofr. Albrecht  
12 St. wöch. um 8 und 11 Uhr; Hr Dr Thöl, nach Eich-  
horn, mit Ausschluß des Lehen- und des Handelsrechtes,  
6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr Dr Thöl 3 St. wöch. um 2 Uhr;

Das Hannoversche Privatrecht, Hr Dr Quentin um 7 Uhr; Hr Dr Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverschen Privat-R.' 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Das Braunschweigische Privat-Recht, Hr Prof. Zachariä um 2 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht trägt Hr Dr Quentin um 9 Uhr vor;

Den Criminal-Proceß, nebst einer Anleitung Criminal-Praxis, Hr Hofr. Bauer, nach 'Lehrb. des Strafprocesses. Göttingen 1835', um 9 Hr Dr Wunderlich, nach Martin, Mont., Dinst., Mittw. um 2 Uhr;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processes, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, um 9 Uhr; Hr Assessor Dr Balett, verbunden mit pract. Arbeit um 2 Uhr; Hr Dr Benseny, privatissime.

Die Theorie der summarischen Prozesse, nach Martin, mit Ausschluß des Concurß-Processes, Hr Dr Wunderlich, Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr unentgeltlich;

Den Hannoverschen Proceß lehrt Hr Dr Quentin um 1 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Besprechung auf seine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis', t. 1. seine 'Anleit. zum Referieren'.

Zu General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien erbiethet sich Hr Dr Rothamel, Hr Dr Benseny, Hr Dr Zimmermann.

## H e i l f u n d e .

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conrabi, nach der 3. Ausg. seines

‘Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,’  
Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Die generelle Anatomie trägt Hr Prof. Berthold  
Dinst. um 1 Uhr öffentlich vor;

Die Osteologie und Syndesmologie, Hr Hofr.  
Langenbeck Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr;

Die Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck, nach sei-  
ner ‘Nervenlehre’, Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab.  
und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Die vergleichende Anatomie, Hr Prof. Berthold,  
5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Herbst  
wöch. um 4 Uhr;

Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumen-  
5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Berthold, nach  
seinem Lehrbuche, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Herbst,  
St. wöch. um 8 Uhr.

Allgemeine Pathologie, nach der fünften Ausg. sei-  
nes Handbuches, und allgemeine Therapie, nach  
seinem Lehrbuche, trägt Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch.  
um 3 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach seiner ‘allgem.  
Krankheitslehre’, Symptomatology, und allgemei-  
ne Therapie, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr Dr  
Kraus, nach einem bey Dieterich erscheinenden Handbuche,  
1. wöch.; Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus,  
s. ‘Wissenschaftl. Uebersicht’ 2 St. wöch. unentgeltlich;

Practische medicin. und chirurg. Arzneymit-  
tel-Lehre, Hr Dr Kraus 6 St. wöch. um 4 Uhr oder  
bequemeres St. — Arzneyproben und Abbildungen wird

ußerdem in besondern Wiederholungsstunden vorlegen —  
Hr Dr Conradi, nach seiner ‘Uebersicht der pract. Arz-  
neymittel-Lehre. Gött. 1834.’, 5 St. wöch. um 4 Uhr, so  
wie auch privatissime, nebst besondern den Zuhörern beque-  
men, zum Vorzeigen der Mittel bestimmten Stunden.

Zu Repetitorien und Examinatorien in der Pharma-  
cologie und Pharmacie erbiethet sich Hr Dr Stromeyer.

Receptierkunde lehrt Hr Dr Kraus, nach s. Hand-  
buche, 2 St. wöch.; Hr Dr Conradi, Mittw. und Don-  
nerst. um 7 Uhr, so wie auch privatissime.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und  
Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme  
des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr.  
Pimly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautaus schläge enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, um 5 Uhr;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, der die Hautaus schläge, Gacherien, krankhaften Ausleerungen und Verhaltungen umfaßt, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über Pathologie und Therapie ist Hr Dr Conradi zu geben bereit.

Die Krankheiten der Augen und der Ohren handelt Hr Hofr. Himly, um 3 Uhr ab;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr Hofr. Lebeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual = Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbe privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Morgens.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und den dabey erforderlichen Operatione so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung Email = Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor; zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome gibt derselb 4 St. wöch. um 7 Uhr M. Anleitung; die practischen Uebungen im Entbindungshause seht er wie 1 her fort; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. — Hr Prof. Osiander trägt die Entbindungskunst 4 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gibt um 3 Uhr privatissime Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. — Hr Dr Tresfurt trägt die Theorie der Entbindungskunst 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gibt 6 St. wöch. um 3 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Bohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhaus bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Eine theoretische Anleitung zur Klinik und ein Casuisticum gibt Hr Hofr. Conradi Mittw. und nab. in noch zu bestimmenden Stunden; für die klinischen Uebungen in dem unter seiner Direction stehenden Institute ist die Stunde von 10 bis 11 Uhr angelegt.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die Arzneymittel-Lehre 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister Hr Rittmeister Kuwers 2 St. wöch. eine Vorlesung; Hr Director Dr Lappe 4 St. wöch. um 2 Uhr.

## Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der Philosophie im Mittelalter und der neuern Zeit handelt Hr Hofr. Wendt, nach seiner dritten Bearbeitung des Tennemannischen Grundrisses. (Leipz. 1829), 5 St. wöch. um 11 Uhr ab.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Dr Krüger 6 St. wöch. um 3 Uhr vor, und erläutert unentgeltlich Mont. u. Donnerst. um 4 Uhr das zwölfte Buch der Aristotelischen Metaphysik.

Logik und Metaphysik, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie, trägt Hr Hofr. Wendt 6 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Metaphysik, und Natur-Philosophie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Psychologie, Hr Dr Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr;



Religions-Philosophie, und Philosophie des Christenthums insbesondere, Hr Hofr. Wendt 4 St. um 3 Uhr;

Practische Philosophie, oder Naturrecht und Ethik, Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Hr Hofr. Dahlmann, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die land- und forstwissenschaftliche Bodenkunde, Hr Hofr. Hausmann Mont. und Dinst. um 11 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausman wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern, nahe gelegenen Fabriken u. Werkstätten.

### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Lehrbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr;

Die Analysis des Endlichen nebst der Theorie der Gleichungen, Hr Prof. Ulrich um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr Dr Goldschmidt um 8 Uhr;

Die angewandte Mathematik, d. h. Statik, Hydrostatik, Aero- und Pneumatik, und Anwendung derselben auf Maschinen, Hr Dr Stern 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. Dr Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich, nach s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. Dr Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 Uhr; Hr Dr Focke 4 St. wöchentlich;

Die mathematische Geographie, Hr Dr Goldschmidt um 2 Uhr.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr Dr Goldschmidt um 11 Uhr vor;

Populäre Astronomie, Hr Dr Stern, nach seiner 'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst. um 5 Uhr.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die höhere Mechanik, Hr Prof. Ulrich, um 11 Uhr, privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr Dr Schrader um 11 Uhr; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Schrader, so wie auch Hr Dr Köhler erbötig.

## N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor;

Die Zoologie, Hr Prof. Berthold 5 Stunden wöch. um 2 Uhr;

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr Ab. privatiss.; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr Prof. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 5 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 4 St. wöch. um 8 Uhr; medicinische Botanik um 10 Uhr; Botanische Excursionen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben, Demonstrationen, Sonnab. um 8 Uhr.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbunden mit Demonstrationen in dem academischen Museum, stellt Hr Hofr. Hausmann Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 7 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental-Physik trägt Hr Prof. Weber 5 St. wöch. um 4 Uhr vor.)

Ueber die Theorie der die Phänomene des Erdmagnetismus betreffenden Beobachtungen,

so wie über das Verfahren bey der Anstellung dieser Beobachtungen hält Hr Hofr. Gauß eine Vorlesung um 10 Uhr;

Ueber physische Geographie, Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr Dr Bunsen 6 St. wöch. um 9 Uhr vor;

Die technische Chemie, derselbe, 4 St. wöch. um 1 Uhr;

Die Stöchiometrie und Electrochemie, derselbe privatissime;

Die Zoöchemie, Hr Dr Stromeyer, 4 St. wöch. um 8 Uhr.

### Historische Wissenschaften.

Ueber historische Kunst, und über Methode des historischen Studiums hält Hr Prof. Gervinus eine öffentliche Vorlesung Mont. um 4 Uhr.

Zu einem Vortrage über Paläographie, in welchem, nach voraus geschickter Untersuchung über den Ursprung der Schrift, die Kunst so wohl alte Handschriften überhaupt als auch Diplome zu lesen, und deren Echtheit zu prüfen gelehrt werden soll, bestimmt Hr Hofr. Grimm die Stunde von 1 bis 2 Mont., Dinst., Freytags.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr Hofr. Heeren um 11 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte der alten Welt, Hr Hofr. Heeren, nach der fünften Ausg. seines Handbuchs um 4 Uhr; Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Geschichte des Mittelalters, Hr Prof. Gervinus 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Statistik des Königr. Hannover und des Herzogth. Braunschweig, Hr Dr Thospann Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 2 Uhr.

Die Vorlesung des Hn Hofr. Bauer über die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande ist bereits oben erwähnt worden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Reuß vor; so wie auch Hr Prof. Hoed;

Literär-Geschichte der neuern Zeit, Hr Prof. Gervinus Dinst., Mittw., Donnerst. und Freyt. um 4 Uhr;

Die Geschichte der Griechischen Literatur, Hr Assess. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Geschichte der gesammten deutschen Literatur von der ältesten bis zur neuesten Zeit, Hr Hofr. Grimm Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 4 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzeln Sache erwähnt.

### Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr Dr Bohs Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich, in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benutzung der Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht

im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen erbötig; für die letztern ist die Morgenstunde von 7 bis 8 Uhr des Mont. und Donnerst. bestimmt.

Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; so wie er auch zum Privat-Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und Generalbasse erbötig ist.

### Al t e r t h u m s k u n d e.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab. Auch ist er erbötig, solchen, welche bereits die nöthigen Vorkenntnisse besitzen, zur Erklärung der alten Kunstwerke weitere Anleitung privatissime zu geben.

### Orientalische und alte Sprachen.

Einige Schwierigkeiten der hebräischen Grammatik, besonders in der Syntax, wird Hr Consist. R. Pott in einer öffentlichen Vorlesung erläutern.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Dr Wüstenfeld 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Rep. Ktner, nach der zweyten Ausg. von Ewald's Kleinerer Grammatik, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Aramäische Sprache, Hr Prof. Ewald Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr öffentlich;

Die Anfangsgründe des Arabischen, Hr Dr Wüstenfeld Dinst. und Freyt. um 1 Uhr unentgeltlich;

Die Anfangsgründe des Sanscrit, Hr Prof. Ewald Mont. und Dinst. um 1 Uhr öffentlich; Hr Dr Benfey Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr;

Exegetische Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Philologische Encyclopädie trägt Hr. Hofr. Dissen 5 St. wöch. um 3 Uhr vor; Hr. Assessor Dr. Bode 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Anweisung zur gründlichen Kenntniß der Griechischen und Lateinischen Sprache, Hälfte 1. Hr. Hofr. Müller 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und über Griechische Schriftsteller. Für das philologische Seminar bestimmt Hr. Hofr. Dissen Sophocles Ajax, Mont. und Dinst. um 11 Uhr. Hr. Assessor Dr. Bode erklärt den Agamemnon von Aeschylus Dinst., Mittw., Freyt. um 4 Uhr; Hr. Assessor Dr. von Leutsch, die Trachinier von Euripides und die Electra von Sophocles wöch. um 3 Uhr; mit den Mitgliedern der Griechischen Gesellschaft liest er Theophrasts Charaktere. Hr. Dr. Lion erläutert die Sieben vor Theben und die Perser von Aeschylus um 11 Uhr; Hr. Dr. Benssen, Homers Odyssee, Buch 9—12. 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr. Dr. Schneidewin, nach einer Einleitung in die Geschichte der römischen Poesie der Griechen, Homers Iliade vom 11. Buche an 5 St. wöch. um 2 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen ist erbötig Hr. Assessor Dr. Bode, Hr. Dr. Lion, Hr. Dr. Schneidewin.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich leitet die Disputations-Übungen im philologischen Seminar Sonnab. um 11 Uhr, und erklärt die Satiren und Briefe von Horaz um 2 Uhr. Hr. Hofr. Müller bestimmt für die Übungen der Mitglieder des Seminars Festus de verborum signif. Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr. Hr. Assessor Dr. Bode erläutert unentgeltlich ausgewählte Gedichte von Horaz Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr; Hr. Assessor Dr. Beutler, die Oden des Horaz 4 St. wöchentlich; Hr. Dr. Lion, Virgils Eclogen und die Epoden von Horaz um 1 Uhr. Hr. Dr. Benssen gibt Anleitung zum Lateinischen Stil 4 St. wöch. um 3 Uhr. Hr. Dr. Schneidewin erklärt die Gedichte des Horaz 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr. Assessor Dr. Bode, Hr. Dr. Lion, Hr. Dr. Schneidewin.

Ueber Hartmannes Iwein wird Hr. Hofr. Benecke für Zuhörer, welche mit den grammatischen Anfangsgründen bekannt sind, Mittw. und Sonnab. um

1 Uhr eine öffentliche Vorlesung halten. Die Herren, welche diese zu besuchen wünschen, werden gebeten zeitig sich dazu zu melden.

Wolframs Willehalm erklärt Hr Prof. Grimm, nach Lachmann's Ausgabe, Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr; für eine öffentliche Vorlesung Mont. und Mittw. um 5 Uhr bestimmt er die Gudrun.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt Hr Hofr. Benecke in Verbindung mit practischen Uebungen 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Lector Melford um 7 Uhr M. Die Sinnverwandtschafts-Lehre erläutert Hr L. Melford 4 St. wöch. um 6 Uhr Morgens.

Zum Privat-Unterricht im Französischen erbiethet sich Hr Dr Thospann; für das Französische, Englische, Italiänische, Hr Dr Lion; für das Französische, Englische, Italiänische, Spanisch Hr Lector Melford.

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister, Hn Rittm. Kuwers untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bey dem Logis-Commissär, Pedell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

# Stättische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

41. Stück.

Den 14. März 1836.

---

Paris.

F. le Normant, Rue de Seine, 1835:  
ne générale de la constitution de l'Angle-  
rre, depuis son origine, jusqu'à nos jours,  
ec quelques remarques sur l'ancienne et  
la nouvelle constitution de la France. Par  
un Anglais. Troisième édition augmentée,  
avec des observations sur le Bill de réforme  
en Angleterre, et la révolution de Juillet  
en France. 200 S. in 8.

Kein Gegenstand der Staatswissenschaft hat in  
neuern Zeiten wohl mehr die Federn der Schrift-  
steller beschäftigt, als die Englische Constitution.  
Seitdem der Genfer Delolme als Lobredner der  
Verfassung Englands auftrat, haben Tausende  
seiner Nachfolger seine theoretischen Sätze als  
unumstößlich annehmend, Entwürfe von Staats-  
verfassungen darauf gegründet und sich politi-  
schen Träumereien überlassen. Dabey ist man  
aber nicht stehen geblieben: bekannt ist wie viel  
von dem großen historischen Ereigniß, der Franz-



zöfischen Revolution, auf Rechnung dieser Anglo- manie der Schriftsteller gesetzt werden muß; nicht minder daß Ludwig XVIII. bey dem Entwurfe zu der Charte, die er Frankreich gab, die Eng- lische Constitution zum Grunde legte. Vor sechs- zehn Jahren unternahm es ein ungenannter Schriftsteller, zwar von Geburt ein Engländer, aber in Frankreich erzogen, durch seinen langen Aufenthalt in diesem Lande mit dessen innern Verhältnissen genau bekannt, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Englische Verfassung in Frankreich keine Wurzel schlagen könne, rere Behauptungen Delolme's und seiner 3- beten zu widerlegen. Es waren gerade die Lieb- lingsätze dieses Theoristen, gegen die er seine An- griffe richtete: die (wie Delolme sie nennt) m- steriöse Harmonie der angeblich vorhanden seyen- den drey Gewalten in der Englischen Verfassung die besondere Stabilität der Königlichen Gewa- als Folge der sich entgegenstehenden Interessen so wie die der beiden andern Gewalten, der a- stocratischen und der demokratischen; von der Wirksamkeit des Königlichen Veto's, um die Mo- narchie gegen einen vereinten Angriff der Aristoc- raten und Democraten sicher zu stellen und von der Sicherheit welche die öffentliche Freyheit durch die negative Qualität der königlichen Gewalt bey der Gesetzgebung, wo diese nur abschlagen kann, erhält. Diese Schrift machte bey ihrer Erschei- nung in Frankreich großes Aufsehen, und erlebte in kurzer Zeit zwey Auflagen; Ludwig XVIII. bezeugte dem Verf. sein besonderes Wohlgefal- len. Die Julius-Revolution und noch mehr die Parlaments-Reform in England legen die Bes- weise vor Augen, daß der Verf. richtig gesehen habe; als Commentar zu seinen früheren Be- hauptungen entschloß er sich, bald nach der er-

folgten Parlaments-Reform in England, im Jahre 1835 eine dritte Ausgabe seiner Schrift, begleitet mit Anmerkungen, in welchen er sich über die bemerkten großen Ereignisse der neuesten Zeit verbreitet ans Licht treten zu lassen.

Der Verf. behauptet von Delolme: er habe sich bloß an die Außenseite der Englischen Verfassung gehalten, den sie belebenden Geist habe er nicht gekannt. Es sey ein großer Irrthum von den Vorzügen der Englischen Constitution eine größere Weisheit der Engländer, im Vergleich mit andern Völkern schließen zu wollen; zu keiner Zeit hätten die Engländer die Folgen der Veränderungen ihrer Institutionen — den mehrsten Fällen durch zufällige Ereignisse veranlaßt — vorausgesehen; das ganze Verdienst ihrer Gesetzgeber — wobey ihnen die insuläre Lage ihres Landes sehr zu Statten gekommen sey — habe darin bestanden, daß sie sich möglichst an die alten Gewohnheiten hielten und zu jeder Zeit einen entschiedenen Widerwillen gegen Neuerungen, die nicht unvermeidlich eintreten mußten, bewiesen hätten. Auf diese Art hätten die primitiven Institutionen, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, ohne durch gewaltsame Maßregeln der Menschen in ihrem Gange aufgehalten zu werden, von selbst ihre Entwicklung erhalten, während in den übrigen europäischen Monarchien — deren Verfassungen ursprünglich der Englischen gleich, oder doch ähnlich gewesen — willkürliche Abänderungen und sogar gänzliche Aufhebungen Statt gefunden hätten. Indem wir hierin die Vorzüge der Englischen Constitution anerkennen müssen, ergibt sich aber auch die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, dasjenige was bey den Engländern auf Gewohnheit beruht, bey andern Völkern dem

Geiste nach, durch den todtten Buchstaben (Staatsgrundgesetze) ins Leben rufen zu wollen. Dieß sein Thema zu begründen, und auseinander zu setzen, geht der Verf. zu einer kurzen, aber sehr klaren Uebersicht der Geschichte der Englischen Verfassung über, von welcher wir hier einige Züge mittheilen.

Die Könige Frankreichs wurden seit Hugo Capet unumschränkt, weil sie sich zu Meister der großen Lehne machten; während die Monarchen Englands durch die mächtigen Lehnssträger an der Ausübung einer arbiträren Gewalt verhindert wurden. Unter den ersten Königen der Nachkommenschaft Wilhelms des Eroberers bestand das Parlament aus den Prälaten, den großen Barons und den Rittern. Wenn die Könige ein Parlament halten wollten, forderten sie aus dieser Zahl diejenigen, welche sie in selbigem zu haben wünschten, auf. Nach und nach entstand der Gebrauch, daß diejenigen, die eine oftmalige Aufforderung im Parlamente zu erscheinen erhalten hatten, sich von selbst einstellten und die Recht auch auf ihre Nachkommen vererbten. Wir sehen nur zwey Arten von Mitgliedern des Parlaments: Edelleute, die vermöge ihrer Geburt das Recht hatten im Parlamente zu erscheinen, welche grands Barons, oder Barons parlementaires par tenure, und die vom König aufgeforderten, die petits Barons, oder Barons parlementaires par summons ou mandat genannt wurden. Im 14ten Jahrhunderte maßen sich die Könige zuerst das Recht an, Adels-Patente zu verleihen, die zugleich einen erblichen Sitz im Parlamente enthielten. Die Geistlichkeit, die anfangs gleich wie der Adel zum Erscheinen im Parlamente eine Aufforderung erwarten mußte, nahm solches als ein mit ihren Stellen verbun-

denes Vorrecht in Anspruch. Die erblichen Parlamentsglieder fingen an sich vornehmer, als die vom Könige aufgeforderten, zu halten; es bildete sich ein hoher Adel (Pairie), der nur mit der hohen Geistlichkeit zusammen deliberieren wollte, und aus den aufgeforderten Rittersn ein niedriger Adel. Die petits Barons, die ursprünglich gleiche Rechte und gleichen Rang mit den grands Barons gehabt hatten, vermehrten sich durch häufige Erbtheilungen ihrer Güter so sehr, daß den Königen die Wahl, welche von diesen sie zum Parlamente berufen wollten, schwer fiel; um keinen zu beleidigen verfügten sie, daß die Civil-Gouverneurs in jeder Grafschaft zwey Deputierte aus derselben zu jedem neuen Parlamente für die Dauer desselben wählen lassen sollten. Alle Grundeigenthümer von franche tenure (freeholders) wurden in der Folge der Zeit wahlfähig. Diese Zusammensetzung der Mitglieder des Parlaments dauerte zwey Jahrhunderte nach Wilhelms des Eroberers Regierung; die Deliberationen desselben erstreckten sich vorzüglich auf Geldbewilligungen, die gegenseitigen Rechte des Königs und des Parlaments ruheten im Dunkeln; das letztere behauptete jedoch das Recht der Steuerbewilligungen mit großer Hartnäckigkeit. Die Könige hatten das Recht ihr Veto zu ertheilen oder zu verweigern, machten aber davon keinen Gebrauch. Wenn die Barons Concessionen von der Krone, die diese nicht zugestehen wollte, verlangten, so griff man, wenn man sich stark genug dazu hielt, zu den Waffen. Geldbedürfnisse, veranlaßt durch die unaufhörlichen Kriege, brachten die Könige in eine immer größere und drückendere Abhängigkeit vom Parlamente, die zu der Bildung des Unterhauses führte. Die Könige verlangten von den Städten, so wie diese an Umfang und

Wohlhabenheit zunahmen, außer dem Beitrag den sie zu den allgemeinen Steuern zahlen mußten, von Zeit zu Zeit besondere Geldsubsidien. Müde sich darüber mit jeder einzelnen Stadt in besondere Unterhandlungen einzulassen, forderte König Eduard I. im Jahre 1295 die Städte auf, zur nämlichen Zeit, da das Parlament sich versammelte, von jeder Stadt zwey von derselben zu erwählende Deputierte nach dem Orte, wo das Parlament gehalten werden sollte, zu senden. Diese städtischen Deputierten bestimmten nicht allein unter sich den Betrag der Subsidien, den die Städte gemeinschaftlich bezahlen wollten; sie waren zu gleicher Zeit beauftragt dem Könige die etwaigen Beschwerden oder Petitionen der Stadt, von der sie abgeschickt waren, vorzulegen. Nach und nach fand eine Vereinigung der von den Graffschaften gewählten mit den städtischen Deputierten Statt; beide versammelten sich in dem nämlichen Zimmer, deliberirten gemeinschaftlich über die Steuer-Angelegenheiten, und schickten ihre gemeinschaftlich gefaßten Beschlüsse an das Oberhaus. Anfangs beschränkte sich die Theilnahme der städtischen Deputierten nur auf die Finanzen, später gestand man ihnen auch eine berathende Stimme bey den Gesetzen zu. Von dem einer Corporation zugestandenem Rechte der Berathung, bis zur Deliberation, und dann zur Bewilligung ist nur ein Schritt; gegen Ende des 14ten Jahrhunderts hatte das Haus der Gemeinen die nämlichen Rechte als das Oberhaus; es erlangte sogar aus dem subordinirten Verhältniß, in welchem es früher gegen das Oberhaus stand, ein wichtiges Vorrecht, das es noch ausübt: durch den zufälligen Umstand, daß die städtischen Deputierten früher ihre Finanzbeschlüsse den Pairs zur Be-

nachrichtigung mitgetheilt hatten, behauptete und erhielt das Unterhaus das Recht, seine Zustimmung zu den Finanzgesetzen zu ertheilen, noch ehe sie dem Oberhause vorgelegt wurden, und das letztere mußte sich damit begnügen, diese entweder anzunehmen, oder zu verwerfen. So wie sich aber der Wirkungskreis des Hauses der Gemeinen durch die Theilnahme an den Gesetzen erweiterte, so fühlten die Städte, daß ihr Interesse nicht zweckmäßig befördert werde, wenn sie, wie sie bis dahin gethan hatten, ihre Deputierten ausschließlich aus ihrer Mitte erwählten. Die Städte der damaligen Zeit waren bey nahe gänzlich durch Krämer und Handwerker bewohnt, die sich vermöge ihrer Kenntnisse und Allgemeiner Bildung schlecht zu Volks- Repräsentanten eigneten; dazu kam noch, daß diese für ihren Aufenthalt bey den Parlaments- Sitzungen bedeutende Geldentschädigungen verlangten; die Städte wählten daher ihre Deputierten aus der Klasse der Grundbesitzer auf dem Lande, der nämlichen aus welcher die Deputierten der Grafschaften gewählt wurden, denen sie keine Diäten zu zahlen brauchten.

Wir kommen nun zu einer der bedeutendsten Veränderungen, welche die Englische Verfassung erfahren hat, und die bis auf die neueste Zeit von den wichtigsten Folgen begleitet gewesen ist. Das Unterhaus bestand zum größten Theile aus Land- Edelleuten, aus den jüngern Söhnen der Pairs und aus einer geringen Anzahl von Städtern, die sich vermöge ihrer Bildung und Glücksgüter diesen völlig gleich stellen konnten. Der Unterschied zwischen dem Ober- und Unterhause in Betreff des in beiden herrschenden Geistes verschwand immer mehr. Die Benennung Nobility verblieb den Pairs, die Mitglieder des Un-

terhauses wurden Gentry genannt. Der Name Gentleman, ohne immer eine adelige Abstammung zu bezeichnen, ging von den Mitgliedern des Unterhauses auf den gebildeten Theil der Nation, der keine erbliche Titel besaß, über; aus diesem recrutierte sich das Unterhaus, das eben so aristocratisch gesinnt war als die Pairie. Der Begriff, den der Verf. mit dem Worte Aristocratie verbindet, ist sehr verschieden von demjenigen, den die Schriftsteller gemeiniglich damit verbinden. Er gibt nachstehende Erklärung: die Aristocratie nationale, die statt der Aristocratie féodale in England herrscht; est un esprit conservateur de tous les usages et institutions, dont l'expérience a démontré l'utilité, une aversion pour toutes les théories politiques fondées sur des principes abstraits, et hais tout changement, qui n'est pas d'une nécessité absolue.' Diese aristocratische Denkungsart, die der Majorität in beiden Häusern gemein ist, erzeugt jene mysteriöse Harmonie unter ihnen, von welcher Delolme, ohne sich solche erklären zu können, redet; sie ist die Basis der Englischen Constitution, durch welche sie im Gange erhalten wird. Diese Englische Aristocratie selbst gründet sich auf das Recht der Primogenitur. Dieß Recht ist es, welches allein den Grundbesitz, nicht nur in seinem Umfange, sondern auch in der nämlichen Familie erhält; ohne den Besitz dieser zwey Erfordernisse verleihen die höchsten Titel und Würden, dem der sie führt, weder Ansehen noch Gewicht. Dieser Grundbesitz ist es, der die wahre Noblesse nationale, die Stütze der Constitution bildet. Die Pairie macht nur einen kleinen Theil der alten Noblesse aus.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

42. 43. Stück.

Den 17. März 1836.

---

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Vue générale de la constitution de l'Angleterre, depuis son origine, jusqu'à nos jours, avec quelques remarques sur l'ancienne et la nouvelle constitution de la France. etc.

Die Gentry zählt mehrere alte Familien von einem adeligen Ursprunge als die Pairie, sie hat mehrere Reste der Unabhängigkeit der alten Chevalerie aufbewahrt, als diese. 'C'est cette aristocratie qui empêche les Anglais d'avoir cet esprit sordide et intéressé, qui caractérise les peuples commercans de tous les temps, chez lesquels le mot honneur est souvent synonyme de celui de richesse, et chez lesquels l'esprit public n'est que l'amour commun du gain.' Diese Harmonie der beiden Häuser in Befolgung des Grundsatzes: das Bestehende möglichst aufrecht zu erhalten, die eine Folge der Blutsverwandtschaft und der



Gleichheit des Ursprunges der Vermögensumstände und Bildung des größten Theils der Mitglieder ist, hat nur im Laufe von Jahrhunderten sich ausbilden können. Der große Einfluß, den die Pairie auf die Wahl der Mitglieder des Unterhauses ausübt, hat an dieser Harmonie nicht nur einen wesentlichen Antheil gehabt: er ist vielmehr unerläßliche Bedingung. — Seit der Revolution von 1688 haben die Könige die Nothwendigkeit eingesehen, sich mit beiden Häusern in möglichst gutes Einverständnis zu setzen, und darin zu erhalten. Das Parlament selbst ist immer in zwey Theile getheilt, den des Ministerii und den der Opposition. Der Zweck der Minister ist, sich in ihren Stellen zu erhalten, der der Opposition ins Ministerium zu kommen. Wenn das Ministerium die Majorität im Parlamente verliert, so kann der König entweder das Parlament auflösen, oder aus der Opposition, oder aus Mitgliedern von beiden Parteyen ein neues Ministerium bilden. Das Urprincip, die Constitution aufrecht zu erhalten, bleibt unverlezt. Lad die Englische Aristocratie die Democratie verhindert, sich der Wahlen der Deputierten zum Unterhause ausschließlich zu bemächtigen, und die Constitution über den Haufen zu werfen, ist sie auch der Königlichen Macht im Wege, wenn diese ein Parlament bilden wollte, daß ihr unbedingt ergeben ist, und dadurch der Freyheit des Volks Gefahr bringen würde. Nach den gelehrten Theorien wird der König als derjenige, der das Gleichgewicht zwischen der Democratie des Hauses der Gemeinen und der Aristocratie der Pairs hält, bezeichnet; der That nach aber ist es die in beiden Häusern vorherrschende Aristocratie, die die Freyheit gegen die

Angriffe der Königlichen Gewalt und der Volks-Souveränität aufrecht erhält. Wenn das Haus der Gemeinen seiner Mehrzahl nach eine wahre Demokratie bildete, so könnte das Schwert nur das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Gewalten erhalten, und jeder honeste Mann würde dann genöthigt seyn in der absoluten Macht eine Hilfe gegen eine Volks-Revolution zu suchen. Das Schöne in der Englischen Verfassung besteht darin, daß die ihr zur Grundlage dienende Aristocratie nie der National-Freyheit gefährlich werden kann; der Zutritt zu sie steht jedem offenen, der würdig ist in ihr aufgenommen zu werden; sie ist zu gleicher Zeit dem Einflusse der Krone und des Volks zugänglich, daher kann sie nicht von dem Interesse der monarchischen und demokratischen Gewalt absondern, und für sich allein auftreten. Nach der Theorie sollen die beiden Kammern die Gesetze vorschlagen, und der König hat das Recht des Veto; in der Wirklichkeit gehen die für die Existenz des Souveränitäts wichtigen Gesetze von dem Könige aus, und das Veto ist bey den Kammern; aber diese Königlichen Botschaften werden von den Ministern in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Kammern vorgebracht, wenn gleich mit Einverständnis des Königs. Es liegt demnach ein Widerspruch darin, im Ernst behaupten zu wollen, der König ertheile noch immer sein Veto zu Massregeln, die er schon vorher bewilligt hat. Wenn daher das Recht des Vetos noch vorhanden ist, so muß es als schlafend, und nur noch der Form nach sein Daseyn habend, angesehen werden.

Die Idee eines Hobbes, oder Locke, oder J. J. Rousseau von einem zwischen Regenten und

Regierten: abgeschlossenen Urvertrage zur Bestimmung ihrer gegenseitigen Rechte und Pflichten, vortrefflich geeignet dem Staatsrechte zur Grundlage zu dienen, ist nicht geschichtlich; das Gesetz der Nothwendigkeit und der Zufall — vergebens strebt der menschliche Verstand, wie einst Leibniz sich ausdrückte, das Warum von dem Warum zu erklären — sind vielmehr die Gesetzgeber aus denen die Staatsverfassungen hervor gegangen sind. Bey einer Collision der Interessen gewinnt der Stärkere immer die Oberhand. Allein das durchschlagende Princip der Stärke entsteht mehr aus dem Besitze moralischer als physischer Kräfte: die Klugheit des Einzelnen vermag immer die Länge der Zeit den Sturm des St. dem sich der große Haufe blindlings über zu ihrem Vortheil zu benutzen: daher kann Volk die Souveränität, wenn es sich derselben auch bemächtigt hat, nicht auf lange Zeit b. wahren. Im Innern der Staaten herrscht sich immer wieder erneuernde Kampf der Einzelnen, oder der Parteyen, um Vermögen. u. Macht; eine Wahrheit leuchtet aber wie ein glänzendes Gestirn durch die Dunkelheit der Geschichte hervor: der Vortheil der Regierer und der Regierten wird um so mehr befördert und gesch. je nachdem diejenigen, die vermöge ihres Eigenthums das mehrste Interesse an der Aufrechthaltung der Verfassung des Staats haben, durch ihren Rath und Beystand der Regierung zur Seite stehen. Die Völker der neuern Zeit haben theoretisch und practisch das Problem, welche Klassen des Volks sich am besten zur Repräsentation eignen, aufzulösen gesucht, ohne das Ziel zu erreichen; unser Autor spricht sich unummunden darüber aus: Er erklärt sich gegen

diejenigen Klassen von Reichen, die ihr Vermögen in ihrem Portefeuille mit sich führen; diese sind nicht an dem vaterländischen Boden geheftet; auch die Banquiers, und insbesondere die Isracliten setzt er in diese Rubrik; nicht günstiger spricht er von der Intelligenz, die er als die aristocratie des talens bezeichnet. Jedermann schmichelt sich selbst daß er im Besiz von Talenten sey; nicht leicht gibt es einen Advocaten der nicht glaubt die Talente eines d'Aguesseau zu besitzen; oder einen noch so unbedeutenden Schriftsteller, der sich nicht für einen zweyten Montesquieu hält. Aber wo ist der Richter, der darüber entscheiden kann? Der Advocatstand in England steht höher als in irgend sich in Staate auf dem Festlande. Im Englischen Parlamente fungieren immer vermöge der Fronjuristen einige der ausgezeichnetsten Advocaten; bemerkenswerth ist es aber, daß man sie demals sich außerhalb ihrer Sphäre als Rechtsgelehrte erheben sieht. Der berühmteste unter ihnen als Advocat, Erskine, spielte im Parlamente eine traurige Rolle, und der einzige, der Administrations-Talente zeigte, Lord Melville, war vorher nur als ein schlechter Advocat bekannt. In der Französischen Revolution haben die Advocaten, vorzüglich die von der Garonne, sich als gute Redner, keiner unter ihnen aber als Staatsmann bewiesen. Aber der Handelsstand? Auffallend muß es erscheinen, daß in einem Kaufmannsstaat per excellence, wie England ist, der sonst in der Achtung so hoch stehende Kaufmann, so wenig zur Rolle eines Gesetzgebers fähig gehalten wird, daß die größten Handelsstädte ihre Mitglieder nicht aus diesem Stande wählen. Die großen Handelsleute und Ban-

quiers in London repräsentierten zu keiner Zeit die City, und Liverpool ward lange Zeit durch Canning und einen General vertreten. Daß der Handelsstand den Ehrgeiz hat, der Volksrepräsentation anzugehören, beweisen die großen Summen, welche Banquiers, Kaufleute und Fabrikhaber oftmals angewandt haben, um für sich die Stimmen der kleinen Flecken zu erkaufen. (Der Verf. citirt Adam Smith über den interessirten Geist der Negocianten und Manufacturisten, und die nachtheiligen Folgen für die Englische Nation, welche entstanden sind, wenn es dem Handel- und Gewerbetreibenden gelang, von ihnen vorgeschlagene Gesetze des Handels im Englischen Parlamente durchzubringen.) Den *petits bourgeois* von Paris, die nach der Julius-Revolution eine Zeitlang wähten, die Zügel der Regierung von Frankreich in den Händen zu haben, gibt er nur einen verächtlichen Seitenhieb. — Man sieht daß die Lieblings-Ideen der neuern Zeit vom Bürgerthum bey unserm Verfasser wenig Gnade finden; aber auch das aristocratische Princip, nach den Begriffen vieler Continental-Staaten, wird von ihm keinesweges unbedingt vertheidigt. Zuvörderst erklärt er sich gegen die *noblesse municipale*, die in vielen Italiänischen Staaten herrscht; gegen den Adel, der, wie in Spanien und Portugal, immer in den Residenzen lebt, und seine Landgüter nie, oder höchstens auf einige Wochen im Jahre besucht; gegen hohe Adels-Titel, ohne einen angemessenen Grundbesitz; gegen eine Aristocratie *généalogique*, die, wie ehemals in Frankreich, nur bey der Besetzung der ersten Hof- und Militär-Stellen Vorzüge hatte, und in den übrigen Verhältnissen nur als dem Wil-

len des Königs unbedingt unterworfenen Privatpersonen angesehen werden konnte; gegen Majorate, die nur auf Pensionen vom Staate gegründet sind; gegen eine erste Kammer, die auf einer so schwachen Basis ruht, daß sie sich nach der Julius-Revolution das Ausstreichen von 100 Mitgliedern gefallen lassen mußte, die eben so gegründete Rechte zur Pairie hatten, als die bleibenden Pairs. — Doch wir kehren zu der in England herrschenden National-Aristocratie zurück, und fügen demjenigen, was wir bereits darüber angeführt haben, noch folgende Bemerkungen hinzu. Der Einfluß der großen Grundbesitzer in England auf die Parliamentswahlen ist doppelter Art: einmal durch die Stellen im Unterhause, zu denen sie ernennen können, zweitens durch die Wirksamkeit, welche sie vermöge ihres Ansehens und ihres Vermögens auf die Wahlen in den Districten und vorzüglich in den kleinen Flecken und Städten ausüben. Die Lords, Eigenthümer der großen Grundbesitzungen, haben vermöge dieser Parliamentswahlen das größte Interesse, mit ihren Vasallen, Pächtern und Nachbarn in gutem Vernehmen zu leben. Im Gefolge der großen Abgaben sind viele Besitzer der kleinen Landgüter genöthigt worden, solche zu verkaufen. Die neuen Eigenthümer, aus dem Handels- und Gewerbe-Stande herausgegangen, genießen nicht die nämliche Achtung und das Vertrauen, dessen sich die ursprünglichen Besitzer erfreueten, weil sie zwar Leute 'of fortune' aber nicht zugleich auch 'of family' sind; allein es ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß, so bald ein Banquier, Negociant oder Fabricant Eigenthümer eines bedeutenden Grundbesitzes geworden ist, er mit Aufgebung seiner früheren

interessirten Ansichten sich den aristocratischen Grundsätzen anschließt; er fühlt die Nothwendigkeit sein Eigenthum zu bewahren und daher die bestehende Verfassung aufrecht zu erhalten. Diese von dem Verf. gemachte Bemerkung führt uns zu einer zweyten, die von ihm nicht beachtet ist; während sie uns der Hebel in der Englischen Verfassung zu seyn scheint, nämlich: die, in dem Englischen Nationalcharacter tief gegründete Vaterlandsliebe; sie ist es, die den mühevollen und oft höchst undankbaren Stellen der Mitglieder des Parlaments einen so großen Werth beylegt, zu deren Erlangung Individuen und oftmals ganze Familien die größten Aufopferungen machen. So wie einst die berühmte Churfürstin von Hannover, Sophie, sich kein größeres Stück dachte, als wenn einst auf ihrem Sarge die Buchstaben S. Q. E. eingegraben würden, so haben die Buchstaben M. P. einen magischen Zauber auf die Gemüther. Vertritt Jemand eine County, oder wohl gar Middlesex oder Westminster, so ist sein und seiner Familie Triumph ohne Gränzen. — Wir haben bis hier dem Verf. in seiner Darstellung der Englischen Verfassung bis zu der Reform-Bill gefolgt, und werden nun noch einen kurzen Auszug dessen, was er über den Geist und die muthmaßlichen Folgen derselben sagt, unsern Lesern vorlegen. In dieser Bill herrscht die größte Willkühr; das Ministerium des Lords Grey kann aber weder der Unmoralität noch der Unfähigkeit beschuldigt werden; dasjenige was im höchsten Grade tadelnswerth erscheint, muß man auf Rechnung seiner Unentschlossenheit und der Schwierigkeit seiner Stellung setzen; es war nichts weniger als demokratisch, aber hingerissen durch die Volks-

bewegung, die es selbst, um die Tories vom Ruder zu entfernen, aufgeregt hatte, ging es in seiner Reform viel weiter als es anfangs wollte. Nachdem dieß Ministerium so viel von allgemeinen Theorien geredet hatte, zerstörte es mit einem Federstriche die Wahlrechte so vieler Ortschaften, deren Beybehaltung zum Theil für die Aufrechthaltung der Englischen Constitution von höchster Wichtigkeit war; und achtete für Nichts ihre Charters, die sich gleich den beygehaltenen auf die von den Königen ertheilten Rechte gründeten, ohne daß die Nothwendigkeit und selbst der Nutzen eines solchen Eingriffs in das Eigenthumstecht erwiesen werden kann. Eine wahre revolutionäre Maßregel, ein würdiges Seitenstück zu dem Französischen Jacobiner-Regiment ist: daß für alle Städte ein und der nämliche Maßstab, nach welchem das Wahlrecht bestimmt wird, angenommen ist. Ein Mann der z. B.

Wallis 10 Pf. St. für seine Wohnung bezahlt, hört wahrscheinlich zu den wohlhabenden Klassen; wer in London nachweisen kann, daß er, sey es auch nur auf acht Tage im Jahre, eine Wohnung gehabt hat, die jährlich 10 Pf. St. Miete kostet, hat das nämliche Wahlrecht als der Millionär; bey der großen Zahl der Wähler, die die großen Städte, als London (man zählt dort 200,000 Wähler), Liverpool u. a. m. erhalten haben, kann man mit Gewißheit annehmen, daß das Wahlrecht der untersten Volksklasse übergeben ist. Die Reform-Bill hat in Irland das Wahlrecht weit mehr als zuvor in die Hände der Catholiken gelegt. In der jetzigen Lage der Dinge muß man Catholik und Democrat seyn, als synonym betrachten. Ohne die Analyse der Reform-Bill des Verfassers



weiter zu verfolgen, gehen wir zu den wahrscheinlichen Folgen über. Sechß und funfzig der kleinen Flecken in England haben das Wahlrecht verloren; als die Aufhebung desselben geschah, befanden sich unter den von ihnen gewählten Parlaments-Mitgliedern 14 große Negocianten und Fabricanten, 17 Rechtsgelehrte, unter welchen die Juristen der Krone, 27 große Grundeigenthümer, 20 ausgezeichnete Officiere der Landmacht und 7 des Seewesens, und acht Personen, die in Ostindien großes Vermögen besaßen; man kann daher mit Recht behaupten, daß diese so übel berüchtigten Bourrough's nicht nur den Reichthum und die Talente in Eng'land sondern auch indirecter Weise die Armee, d. Flotte und die Colonien repräsentierten. — Seit der Reform-Bill kann man nicht mehr sagen daß es nur zwey Parteyen im Unterhause gebe, und daß das Ministerium, wenn es die Majorität verliert, abtreten, oder der König das Parlament auflösen muß; von nun an wird ein Ministerium große Schwierigkeiten finden eine fixierte Majorität zu behaupten. Seitdem der Einfluß der großen Grundbesitzer durch Aufhebung so vieler Wahlflecken, und der Ausdehnung des Wahlrechts, die man den Städten und Graffschaften gegeben hat, so sehr vermindert ist, ist in eben dem Verhältniß die Harmonie zwischen den beiden Häusern geschwächt worden. Das Ministerium kann jetzt nicht mehr wie vorher darauf rechnen, daß, wenn funfzig der Pairs im Oberhause sich für selbiges erklärten, es die Stimmen von 200 Mitgliedern des Unterhauses, die von dem Oberhause abhängig waren, für sich hatte. Außerdem ist der große Einfluß, den das zeitige Ministerium bey der

Wahl eines neuen Parlaments ausüben konnte, nicht weniger vermindert worden. Wenn auf der einen Seite die Minister gegenwärtig nicht mehr auf eine compacte Majorität rechnen können, so haben sie auf der andern Seite auch den Vortheil nicht mehr eine compacte Opposition bekämpfen zu müssen. Statt zwey Parteien werden wir in der Folge immer wenigstens deren vier und noch mehrere finden. Sogenannte Cabinets-Fragen, die sonst entscheidend für die Existenz des Ministerii waren, werden viel seltener vorkommen. Während die Mitglieder des Unterhauses, im Gefolge der Reform-Bill, weit unabhängiger als ehemals sind, sind sie in eine weit drückendere Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, folglich von den Journal- und Zeitungsschreibern gerathen, die unglücklicherweise sowohl in England als in Frankreich die Tendenz haben, das Volk über in wahres Interesse irre zu leiten, und ihm mit der Souveränität, die unausbleiblich zu Revolutionen führt, zu schmeicheln, weil dieser Gesefährspunct ihnen die mehrsten Leser verschafft. — Aus der Darstellung des Verfassers ergibt sich, daß, nach seiner Ansicht, die Reform-Bill auf das aristocratische Princip, die möglichste Erhaltung des Bestehenden, auf eine höchst nachtheilige Art einwirkt. Die Englische Constitution hat, was das Unterhaus anbetrifft, nach Einführung der Reform-Bill viele Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen Französischen. Das Französische Gouvernement kann, wenn gleich auf verschiedenen Wegen, vielleicht eben so großen Einfluß auf die Wahlen ausüben als das Englische, aber die Territorial-Aristocratie in Frankreich ist nicht mehr vorhanden; die Englische be-

sicht dagegen noch viele Kraft. Ein Englisches Ministerium kann sich daher leichter als ein Französisches erhalten. Das Englische Unterhaus zählt noch jetzt, ungeachtet die Reform-Bill mehrere zu ihrem Sitze unqualifizierte Personen in dasselbe gebracht hat, bey weitem mehr Intelligenz und Vermögen unter seinen Mitgliedern als das Französische. — Ein Hauptschlag (vor welchem der Verf. bereits in der ersten Ausgabe seines Werks große Besorgnisse äußerte), die Parlaments-Reform, die das Verhältniß Wählenden zu den Erwählten gänzlich verändert hat, ist geschehen; noch lassen sich die Folgen nicht mit Bestimmtheit berechnen. Wenn dahin führen sollten, das Recht der Primogenitur aufzuheben, oder wenn das Oberhaus an Ansehen, veranlaßt entweder durch die Armuth seiner Mitglieder, oder durch die willkürliche Ernennung einer großen Anzahl von Pairs, die sich nicht zur Pairie qualificieren, verlieren sollte; oder wenn durch eine Veränderung der Kriegsverfassung das Officier-Corps, das jetzt zum größten Theile allen Classen der Aristocratie angehört, aus Parvenus, oder Personen, die keine Civil-Existenz haben, gebildet wird; oder wenn die öffentliche Moralität, durch den Mißbrauch der Presse, oder den Einfluß übermäßiger Handels-Reichthümer verderbt werden sollte: diese und viele andere Ursachen können veranlassen, daß die Englische Constitution der äußern Form nach, noch lange bestehen kann, während ihr Geist, die wahre Freyheit, längst zu Grabe getragen ist. 'Aber ich höre' sagt der Verf. als letztes Wort, 'Stimmen rings herum sich erheben, ich rede Institutionen das Wort die zu ihrer Zeit gut gewesen seyn mögen, aber

nicht mehr mit dem neuen Zustande der Gesellschaft im Einklange stehen, und einer Reform bedürfen; z. B. der Adel und die Pairie sind Einrichtungen der Gothen; das Recht der Primogenitur ist eine Absurdität, das Zweykammersystem ist unnütz; das Königthum, vorzüglich das erbliche, schmeckt nach dem Zeitalter der Barbaren; auf alle Fälle wird der Staat durch Abschaffung der königlichen Würde viel ersparten. Ich weiß daß es Staaten gibt, in welchen diese Institutionen nicht vorhanden sind, und die Regierung dessen ungeachtet ihren Gang geht. Ohne mich in lange Discussionen über die Verschiedenheit der Staaten, die ohne Erinnerung der Vergangenheit gleichsam neu entsprossen aus der Erde hervorgehen, und den lang bestandenen einzulassen, so, dünkte ich, hätte eine lange blutige Erfahrung die Franzosen hinreichend gelehrt, daß die Einführung einer solchen Regierungsart in Frankreich durchaus unausführbar sey. Verwandelt die Franzosen zuerst in Nord-Americaner, und stempelt alle europäischen Nationen zu Nord-Americanern um, wartet aber erst noch einige Jahre geduldig ab, was aus den letztern und ihrer Verfassung wird: dann mag es euch verstattet seyn, jene gothischen Institutionen, denen England seine Freyheit und seinen Wohlstand verdankt, zu vertilgen. Ich gehe noch weiter; schafft die Franzosen zu Philosophen um, die den Leidenschaften niemals Gehör geben, immer den Gesetzen, die die Weisheit dictiert hat, gehorchen: alsdann schlage ich selbst vor, alle politische Institutionen, sogar die Gerichtshöfe abzuschaffen. Eine allgemeine Philanthropie wird dann an die Stelle der Regierung treten, und Könige, Präsiden-

ten, Pairs und Deputierte entbehrlich machen. — Die menschliche Weisheit kann nur von den Materialien, die ihr zu Gebote stehen, Gebrauch machen; leicht ist es zu vernichten, aber die Klugheit gebietet, alles was gut und nützlich ist, so wie es ihr die Zeit überliefert, zu bewahren; aus dem einfachen Grunde, weil es mit den Gewohnheiten und Sitten der Zeitgenossen in Uebereinstimmung steht und die Feuerprobe langer Erfahrungen bestanden hat.

### D a r m s t a d t.

J. W. Hoyer's Hofbuchhandlung, G. Tonhaus. Versuch über die Begründung des Strafrechts. Von Friedrich Freiherrn v. Preuschen. 1835. 104 S. in Octav.

Seit der Zeit, wo sich die Philosophie der wichtigsten Fragen über das Verhältniß und die Rechte des Staats bemächtigte, und namentlich die Begründung des Strafrechts übernahm, ist wenigstens in diesem Jahrhundert wohl kaum ein Jahr vergangen, in welchem nicht die Zahl der Streiter um ein oder mehrere Kämpfer gewachsen und die philosophisch-criminalistische Literatur mit einigen neuen Producten vermehrt worden wäre. Könnte man doch auch sagen bereichert! — Das Schlimmste aber ist, daß fast Jeder, der nur einen Blick in den Streit der Strafrechtstheorien gethan hat, sich berufen fühlt, als Vermittler oder Begründer einer neuen Theorie aufzutreten, und dieselbe mit der bescheidenen Hoffnung in die Welt zu schicken, daß nun die Sache abgethan und alles fernere Streiten über

das Princip des Nutzens oder der Gerechtigkeit überflüssig sey. Möchten doch Diejenigen, welche sich ein Verdienst um das Strafrecht erwerben wollen, statt daß sie Wasser in das Faß der Danaiden tragen, ein kleines Stück von dem weiten Gebiete des hier und da noch sehr uncultivierten positiven Strafrechts bebauen! Daß wir dabey diejenigen Versuche nicht im Sinne haben, worin, wie z. B. in der neuen Uebeggschen Schrift, der Gegenstand von einer Seite gar nicht oder wenig erörterten Seite auftritt, oder wie z. B. in der Arbeit von Hepp die Darstellung der Ansichten geistreicher Männer des Auslandes gegeben wird, versteht sich wohl von selbst.

Der Verfasser der kleinen Schrift, deren Anzeige Ref. übernommen hat, kann sich keines der eben angedeuteten Verdienste zueignen. Er beginnt §. 1. (S. 1 — 8) mit einer Betrachtung über den Begriff und das Wesen einer Strafrechtstheorie im Allgemeinen, worauf er in §. 2. zum Zweck und Rechtsgrund der Strafen wendet. Nach einer kurzen und sehr dürftigen Darstellung und Kritik der wichtigsten in Deutschland aufgestellten Strafrechtstheorien, wobei lediglich die bis zum Ueberdruß wiederholten Gründe und abgenutzten Waffen gegen die einzelnen Theorien geltend gemacht werden (S. 9 — 28), glaubt der Verfasser das wichtige und schwierige Problem durch eine Vereinigung der Vergeltungs- und Androhungstheorie lösen zu können, so daß nach ihm die Strafe nur in sofern gerechtfertigt werden kann, als sie 1) durch ein in der Vergangenheit liegendes Verschulden nach dem Maßstabe einer

gerechten Vergeltung verdient ist und als sie 2) nothwendig erscheint, um die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten (S. 28 — 44). Hierauf ist im §. 3. vom Strafgesetze die Rede, welches zur Begründung der bürgerlichen Strafbarkeit durchaus nothwendig ist, dabey auch etwas von der rückwirkenden Kraft und Anwendung der Strafgesetze auf ähnliche Fälle und die im Auslande vorgenommenen Handlungen (S. 44 — 66). Der §. 4 handelt vom Verbrechen (S. 67 — 76), §. 5. von der Strafe (S. 76 — 91), wobey denn natürlich a über die Abschaffung der Todesstrafe entschieden wird; §. 6. vom Maßstabe der Strafbarkeit (S. 92 — 101), und endlich §. 7. a vier Seiten noch von der oberherrlichen Begnadigung (S. 101 — 104). Von einem einigermaßen tieferen Studium oder einer neuen Auffassung der behandelten Gegenstände findet sich keine Spur. Besonders viel beschäftigt sich der Verfasser mit der Warnungstheorie von Bauer, aus dessen Schrift er seine Weisheit hauptsächlich geschöpft zu haben scheint. Natürlichen Verstand scheint allerdings der Verfasser zu haben; auch kann man die Einfachheit und Deutlichkeit der Darstellung loben. Das ist aber auch Alles! Das drey Seitenfüllende Verzeichniß von 92 der sinnentstellendsten Druckfehler (auf 104 Seiten) kann kaum mit der Entfernung des Verfassers vom Druckorte entschuldigt werden.

Zachariaä.

---

S. 394 Z. 9 v. o. statt forstwissenschaftliche Bodenkunde. I. forstwirthschaftliche Bodenkunde.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

44. Stück.

Den 19. März 1836.

---

B e r l i n

Bei Dimmler, 1834: Physikalische Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1832. 438 S. in 4.

Die Zahl der einzelnen Abhandlungen dieses Jahrganges beläuft sich auf 9, deren Inhalt wir kurz angeben wollen.

S. 1. Ueber optische Figuren des Aragonits ohne vorläufige Polarisation. Von Erman. Man nehme einen Aragonit-Krystall, der nur einen einzigen, oder mindestens nur einen ausgezeichnet vorwaltenden, mit der Axe der Säule parallel laufenden Streifen hat. Diesem Krystall schleife man zwey parallele Endflächen senkrecht auf die Axe der Säule, so daß man längs derselben vollkommen durchsehen kann. Hält man alsdann den Krystall so, daß die ganze Ebene des Streifens in der Verlängerung des Lichtstrahls liegt, und der Streifen selbst sich nur als eine feine Linie kaum



mehr wahrnehmen läßt, so erscheint jeder hier durch gesehene Gegenstand einfach und ohne zufällige Farbe. Wendet man nun aber den Krystall im Azimuth so, daß die Ebene des Streifens schräg zu stehen kommt gegen das unverrückt gehaltene Auge, so erscheinen drey Bilder des Gegenstandes. Das früher geradeaus gesehene bleibt nämlich unverrückt, und zu jeder Seite desselben entsteht ein neues. Diese zwey secundären Nebenbilder sind entgegengesetzt polarisirt: denn sieht man gerade aus durch die geneigte Ebene eines Streifens im Arragonit nach einem Gegenstande, so verschwindet stets eins der zwey Nebenbilder, je nachdem man eine analysierende Platte von Turmalin oder Kalkspath wendet, mittelst welcher man die Bilder beobachtet. Sieht man gerade aus und ohne vorläufige Lichtpolarisation, nach irgend einem Gegenstande längst der Hauptaxe des Krystalls, so daß der Lichtstrahl die Ebene einer Streifenfläche schräg durchwandert, und daß man jenes dreyfache Bild erblickt, so wird man bey einer anderweitigen kleinen Wendung des Krystalls lebhaft überrascht durch Erscheinung einer prachtvollen epoptischen Figur, die an Lebhaftigkeit der Farbenringe und Bestimmtheit der Zeichnung diejenigen, die man an andern Krystallen durch vorhergegangene Polarisation des Lichtes erhält, weit hinter sich läßt. Da diese Figur nicht durch eine polarisierende Fläche bedingt ist, so projiziert sie das Auge in unbedingte Ferne und entsprechende Größe bis etwa zu der colossalen, wo sie ein oder mehrere Stockwerke eines gegenüberstehenden Gebäudes bedeckt, jedoch mit entsprechender Vermischung der Farben. In Betreff der genaueren Darstellung und versuchten Erklärung dieser vom Verf. zuerst wahrgenommenen Er-

scheinung des Arragonits, dürfen wir auf das  
 Werk selbst verweisen. — S. 13. Ueber Erzeu-  
 gung von Electromagnetismus durch  
 bloße Modification der Vertheilung  
 der Polarität in einem unbewegten  
 Magnet. Von Demselben. Der Verf. be-  
 richtet hier von Erscheinungen, wo ohne loco-  
 motive Bewegung die fixe Polarität eines Indivi-  
 duums eine transitorisch-electrische erregt, durch  
 bloße Störung des frühern Gleichgewichts seiner  
 Kräfte. — S. 33. Ueber die Blüthen- und  
 Fruchtbildung der Cruciferen. Von  
 Kunth. Die Blüthen- und Fruchtbildung der  
 Cruciferen zeigt bekanntlich eine von der Blü-  
 then- und Fruchtbildung anderer Pflanzen ab-  
 weichende Beschaffenheit. Nach vorhergehender  
 Erörterung des Baues dieser Gewächse, nament-  
 lich der Winterleboje (*Cheiranthus incanus* L.),  
 sucht der Verf. die Fragen zu lösen: 1. Wie  
 lassen sich sechs Staubfäden mit einer vierblät-  
 tigen Blumentrone vereinigen? Wegen der Stel-  
 lung der Staubgefäße nimmt der Verf. zwei  
 Kreise derselben an, wovon der innere oder hö-  
 here aus vieren besteht, der äußere oder untere  
 dagegen durch eine Verkümmernng zweyer, den  
 schmälern Kelchblättern entsprechenden, Staubge-  
 fäße, auf die Hälfte reduciert worden ist. 2.  
 Welche Bewandniß hat es mit der vorhandenen  
 Scheidewand, deren Richtung hier, gegen die  
 allgemein anerkannten Gesetze der Fruchtbildung,  
 den Lappen der Narbe entspricht? 3. Warum  
 zeigen sich die Samen an den Rändern der Schei-  
 dewand befestigt, während sie bey allen andern  
 Gewächsen in einem ähnlichen Falle die Mitte  
 derselben einnehmen würden? Hierüber hat die  
 Frucht von *Iberis* in einem sehr jungen Zustan-  
 de merkwürdige Aufschlüsse geliefert, welche wir

jedoch hier nicht mit der gehörigen Ausführlichkeit mittheilen können. S. 43. Ueber einige Aublet'sche Pflanzengattungen, nebst 3 Tafeln. Von Demselben. Das im Jahre 1775 erschienene Aublet'sche Werk 'Histoire des plantes de la Guiane françoise' fand im Allgemeinen bey den Botanikern jener Zeit wenig Beyfall; vielleicht, sagt der Hr Verf., gerade weil sich dieses Werk durch eine große Genauigkeit, und einen daraus nothwendig folgenden Reichthum von Beobachtungen auszeichnete. Erst in neuerer Zeit, als es sich fand, daß Bernhard von Jussieu der eigentliche Verfasser des Aublet'schen Werkes war, ließ man dieser vortrefflichen Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren. In der gegenwärtigen Abhandlung beschränkt sich der Verf. auf die Gattungen *Outea*, *Vouapa*, *Parivoa*, *Arouna*, *Banara* und *Vantanea*. — S. 57. Vorbegriffe zu einer Cohäsionslehre. Von Weiß. Außer einer allgemeinen Einleitung finden wir in dieser ersten Abtheilung noch die Unterschiede zwischen Adhäsion und Cohäsion, und die verschiedenen Cohäsionszustände. S. 85. De structura caulis plantarum Monocotylearum. Auct. H. F. Link. Mit 4 Tafeln. Die Structur der Stengel von *Triticum sativum*, *Saccharum officinarum*, *Cyperus pungens*, *Scirpus atrovirens*, *Juncus tenuis*, *Triglochia palustre*, *Typha latifolia*, *Ixia crocata*, *Hyacinthus orientalis*, *Calanthe vera trifolia*, *Convallaria majalis*, *Tradescantia albiflora*, *Smilax aspera*, *Ruscus aculeatus*, *Bactris spinosa* und *Paris quadrifolia* ist nicht allein beschrieben, sondern auch durch Abbildungen erläutert. S. 91. Bericht über eine auf Madagascar veranstaltete Sammlung von In-

secten aus der Ordnung Coleoptera. Von Klug. Mit 5 Tafeln. Diese, 136 Seiten haltende, Abhandlung ist als eine Fauna coleopterorum von Madagascar anzusehen. Die erwähnte Sammlung ist im Jahre 1830 von einem jungen Französischen Reisenden, In Goudot, während seines Aufenthalts auf der Ostküste von Madagascar zusammengebracht und dem Berliner Königlichen Museum der Universität überlassen worden. Diese Arbeit ist um so wichtiger, als bis jetzt Insecten von dorthier nur im Pariser Museum zu finden waren, von denen nur Olivier Nachricht gegeben hat; auch sind es nur Oliviersche Arten, welche Fabricius in seinen verschiedenen systematischen Schriften aufführt. Aber auch unter den bis jetzt für Madagascarische Insecten gehaltenen Thieren sind viele, welche daselbst gar nicht vorkommen, wogegen umgekehrt manche nur Madagascar angehörige Arten als Ostindier betrachtet sind. Solcher verwechselter Arten macht der Verf. viele namhaft, worauf er die Verbreitung der einzelnen Gattungen daselbst einer Betrachtung unterwirft und dann die Beschreibung der sämtlichen (315) Arten, unter denen es viele neue gibt, folgen läßt. — S. 225. Beiträge zur physiologischen Kenntniß der Korallenthier im Allgemeinen, und besonders des rothen Meeres, nebst einem Versuche zur physiologischen Systematik derselben. Von Ehrenberg. Diese wichtigen Beiträge des berühmten Reisenden handeln über die Schwierigkeiten bey Untersuchung der Korallenthier und ihre Lösung, über die bisherigen Bestrebungen zur Kenntniß der Korallenthier, über die Begriffsbestimmung derselben; sie liefern ferner eine Uebersicht der Organisa-

tionsverhältnisse der Polypenclasse im Allgemeinen, worauf dann die physiologische Uebersicht der Classe folgt. Da das Verhältniß der Korallenthierc zu den übrigen Thierclassen, so wie das Verhältniß ihrer weichen Körpermasse zu den harten Stammtheilen noch immer Gegenstand des Streites ist, so theilen wir die Endresultate der Beobachtungen des Verfassers hierüber kurz mit. 1. Der Korallenbau ist weder ein bloßer Bau vieler willkürlich vereinter Thiere (gleich Bienenzellen oder Termitenhöhlen), wie es Ellis sich dachte, noch eines einzigen vielköpfigen oder einfach gespaltenen Thiers, wie Cavolini meinte, noch ein Pflanzenstamm mit Thierblüthen, wie Linné aussprach, sondern er ist ein Familienkörper, ein lebender Stammbaum, dessen einzelne auf den Urahnen fort und fort entwickelte Thiere in sich abgeschlossen und der vollen Selbständigkeit fähig sind, ohne diese selbst herbeiführen zu können. 2. Der Korallenbau ist genetisch deutlich nur ein Product der Selbstheilung, oder Knospen- und Stolonenbildung der einzelnen Korallenthierc. 3. Anatomisch ist der Korallenbau deutlich eine thierische, keine pflanzliche Bildung, obwohl er concentrische, den Jahreshringen der dicotyledonischen Pflanzen ähnliche Laagen zeigt. Die Structur der Pflanzenblüthen geht parallel mit der Axc; die Structur der Korallenthierc bezieht sich, wo es eine Axc gibt, schief oder senkrecht auf dieselbe. 4. Die Axc der Korallen ist der todte Fuß der Thiere, nicht ihr Mark. 5. Die concentrischen Ringe im trocken Korallenstamme beziehen sich auf zwey Systeme des Organismus und einen Ablagerungsproceß, der Byßusbildung am Fuße der Mollusken analog: a) Verdauungshöhle mit ihrer weicheren Umgebung. b) Geschlechtshöhle mit ihrer

festern Umgebung. c) Kernabsonderung als Anheftungsmittel. 6. Der feste Kern der Koralle ist kein nothwendiger Theil. Alle weichen und die meisten Steincorallen sogar haben keinen Kern, sondern, obschon sie Kalk reichlich absondern und ein festes Steingerüst innen führen; so entsprechen doch ihre Substanzen nur den beiden äußern Ringen der Gorgonienrinde. Die Stüben haben einen Steinkern, die Gorgonien einen concentrisch abgelagerten Hornkern ohne weitere Structur; jener ist dem concentrisch oder spiralschönig abgelagerten Horndeckel der einschaligen Mollusken, dieser dem concentrisch abgelagerten Horndeckel der einschaligen und dem anheftenden Byssus der zweischaligen vergleichbar. Daher kann er auch wie bey den Pennatulinen, in besonderer Höhle einseitig frey seyn. 7. Mit den Schneeschalen dürfen die Kalkabsonderungen der eigentlichen Corallen im Allgemeinen nicht verglichen werden. Solche Mantelabsonderungen (Steinepidermis) gibt es nur bey Tubipora und als Horn bey den Sertularinen, Tubularinen und Bryozoen, sonst nirgends. 8. Das Zahlenverhältniß in den Strahlungen der Corallenthier ist, obwohl zuweilen zwischen gewissen Extremen weit schwankend, ein festes und zur Systematik sehr brauchbares. 9. Die Form der Corallenbaue wird immer durch eine der Fortpflanzungsweise der einzelnen Corallenthier bestimmt, und läßt sich jetzt nach Vorlegung der Beobachtungen, wie alle richtig erkannten Realitäten a priori construieren. 10. Die Structur der Corallenpolypen ist keinesweges einfach schleimig, sondern man findet als Organismus dieser kleinen Thiere ein Bewegungssystem, ein Ernährungssystem, ein Gefäßsystem, sogar mit Spuren eines Respirationssystems, und ein Ge-

schlechtssystem. Ein besonderes Nervensystem aufzufinden, hat, ungeachtet der deutlichen lebhaftesten Empfindlichkeit der Thiere, bisher noch nicht bis zur Ueberzeugung gelingen wollen, indem auch das von Spix bey Actinien angegebene sehr zweifelhaft ist und nicht bestätigt werden konnte. Eine dicht um den Mund an der innern und untern Mündung der Tentakla liegende, sehr verbreitete markige Masse würde der Hr Verf. eher für Nervensystem ansprechen, als jene strahlige am Fuße, die er für Sehnen hält. Nun folgt die ausführliche systematische Beschreibung der Corallenthier des rothen Meeres, deren Arten sich auf 120 belaufen S. 380. Ueber die Natur und Bildung der Corallenbänke des rothen Meeres und über einen neuen Fortschritt in der Kenntniß der Organisation im kleinsten Raume durch Verbesserung des Microskops von Pistor und Schick. Von Demselben. Der Hr Verf. hat während seiner Reise auch die Bildung der Corallenbänke einer besondern Beachtung unterzogen, und sich davon überzeugt, daß im rothen-Meere überhaupt keine Insel im Wachsen, sondern, daß alle im Abnehmen sind, und daß mithin auch die Corallen das Wachsthum der Inseln nicht befördern, sondern nur als Einfassung und Ueberkleidung des unterseeischen Gesteines dienen. So schienen denn die Corallen das Zerstoren der Inseln durch die Brandung nur zu hindern oder zu schwächen, aber keine neuen zu bedingen. So erklärt sich auch das vermeinte Bauen der Corallenthier bis an die Oberfläche des Wassers, indem die Erscheinung wohl nur ein Verhindern durch Corallen ist, daß die bereits bis unter das Niveau des Meeres vermit-

arten und vom Meere abgetragenen Inseln sich noch tiefer senken. Was die Bildung der zuweilen starken fossilen Corallenlager anlangt, so sind sie, wie der Herr Verf. beweiset, wohl schwerlich die Baue der Thiere, sondern Anhäufung von zerstörten Massen nach dem Tode der Thiere; denn nirgends scheint ein solches Lager das Ansehen eines einfach überschütteten wohl erhaltenen Corallenriffes zu haben. So können die Wellen Corallenfragmente, die sie von den Riffen abreißen, wohl in vertieften Bassins bis zu hohen Fagern zusammenführen, und vulcanische Thätigkeiten mögen hie und da solche Lager gehoben haben, wie die der Conchylienfragmente, und wie sie die von Forster und Vancouver beschriebenen ganzen, deutlich einfach gelagerten Corallenbänke wohl erhalten hoch über das Meer gehoben haben. — Den genauern Ergebnissen, welche der Herr Verfasser mittelst des Microskops von Pistor und Schick, hinsichtlich der Organisation der niedersten Infusorien erhalten, und welche er im nächsten Bande der Schriften der Academie zu liefern versprochen hat, sehen wir mit großer Spannung entgegen.

Berthold.

### K o s t o c k und S c h w e r i n.

In der Stiller'schen Hofbuchhandlung, 1832: Historisch-dogmatische Vorlesungen über das deutsche Privatrecht von Karl Türk, außerord. Prof. d. R. zu Klostock. Verzweigung, Quellen, Systeme des deutschen Privatrechts. VI u. 460 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk des durch seine 'Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte' dem gelehrten Publicum schon rühmlich bekannten.



Verfassers enthält drey Abschnitte, welche schon auf dem Titel desselben angedeutet sind. In dem ersten gibt er eine kurze Geschichte der allmählichen Entwicklung des deutschen Privatrechts und zeigt dann dessen Verwandtschaft mit andern Rechten, in dem zweyten beschreibt er die Quellen desselben von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ohne Eintheilung in Perioden, und in der dritten endlich spricht er von der Behandlung desselben als Wissenschaft. Wie sich hieraus ergibt, führt dieses Werk den Titel: historisch-dogmatische Vorlesungen über das deutsche Privatrecht, eigentlich mit Unrecht, da es nur die Vorkenntnisse enthält, welche gewöhnlich als Einleitung jenen Vorlesungen vorausgeschickt zu werden pflegen. Das Lehnrecht handelt der Verf. nicht mit ab, weil sich das Ausschließen desselben durch mehr, als den relativen Umstand des Mangels an Zeit rechtfertigen lasse, indem jener Rechtstheil neben seinen eigenen Quellen auf eigenthümlichen Verhältnissen beruhe, deren Anführung im Privatrechte nur zerstreut geschehen könne, und für die zusammenhängende Darstellung des letzteren störend seyn würde. Der Unterz., welcher früher längere Zeit das Lehnrecht und das deutsche Privatrecht abge sondert, und seitdem stets beides in Verbindung mit einander vorgetragen hat, kann diese letztere Bemerkung aus eigener Erfahrung nicht bestätigen; vielmehr hat er im Gegentheil gefunden, daß die Trennung nicht nur viele Wiederholungen und Verweisungen nöthig macht, welche bey einer Verbindung des Lehnrechts mit dem übrigen Privatrechte völlig vermieden werden können, sondern daß auch bey dem inneren wissenschaftlichen Zusammenhange zwischen beiden die systematische Darstellung dadurch nicht

selten unangenehm unterbrochen wird. Am ausführlichsten hat der Verf. die Quellen abgehandelt, und dann und wann auch den Inhalt derselben kurz angegeben, wobey es oft schwer ist, die Gründe einzusehen, nach welchen er die Auswahl getroffen hat. So liefert er z. B. eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe der meisten Artikel der Jugemens d'Oléron, während er von dem weit wichtigeren Consolato del mare nur in neunzehn Zeilen spricht. Unter den Rechtsquellen finden wir mit Unrecht nicht mit angeführt das sogenannte Görlicher Lehnrecht, da doch der zwente Theil desselben ein nicht unwichtiges Landrecht enthält, das freylich nur fragmentarische Rechtsbuch in Spangenberg's Beiträgen und die Sächsischen Distinctionen bey Pölsman. Auch hätten wohl die Werke, worin die wichtigsten Schöffenrechte abgedruckt sind, angegeben werden können. Was der Verf. von den einzelnen Quellen sagt, zeugt meistens von einer gründlichen selbständigen Prüfung derselben und einer gehörigen Benützung der darüber erschienenen Literatur. Wenn er aber S. 164 Brand von Tzerstede (nicht Tverstede, wie hier und S. 153 steht) unter den Verfassern von Kemifforien oder Stöteln anführt, so ist er dabey wohl einer unrichtigen Angabe Senckenberg's gefolgt, welche schon Gruppen Observ. p. 494 seq. widerlegt hat. Dagegen stimmt der Unterz. dem Verf. vollkommen bey, wenn er die Richtigkeit der Ansicht bezweifelt, daß das kleine Kaiserrecht nur eine kürzere und freyere Bearbeitung des Schwabenspiegels sey. Allerdings geben wir zu, daß der Verfasser desselben aus einer anderen Rechtsquelle geschöpft hat, da wir die fast in jedem Artikel mehrmals vorkommenden mit den Worten: 'Sint geschrebin stet

in dez riches rechte', oder auch schlechthin: 'Sint geschrebin stet' eingeleiteten Anführungen für keine leere Ostentation halten, sondern der Meinung sind, daß damit wirklich auf eine andere geschriebene Quelle verwiesen werde. Daß diese nun aber nicht der Schwabenspiegel seyn könne, scheint uns daraus unwiderleglich hervorzugehen, daß die Sätze, welche aus derselben angeführt werden, nicht nur unseres Wissens niemals mit denen des Schwabenspiegels wörtlich übereinstimmen, sondern daß auch das darin ausgesprochene Rechtsprincip oft gar nicht einmal in dem letzteren vorkommt. Auch stellen wir nicht in Abrede, daß der Inhalt des kleinen Kaiserrechts hier und da Ähnlichkeit mit dem jenes Rechtsbuches hat, allein diese scheint uns nicht größer zu seyn, als die, welche unter allen älteren deutschen Rechtsquellen überhaupt herrscht, und welche ihren Grund nur in der damaligen großen Uebereinstimmung des Rechts in den verschiedensten Theilen Deutschlands hat. Ohnehin kann von einer solchen Ähnlichkeit aber auch nur bey einzelnen Stellen des zweyten Buchs die Rede seyn; indem, wie in der vorliegenden Schrift ganz richtig bemerkt ist, das erste Buch vom gerichtlichen Verfahren, und das vierte vom Stadt- und Bürgerrechte handelt, und von beiden Gegenständen im Schwabenspiegel nichts vorkommt, in dem dritten aber nicht, wie der Vf. sagt, von dem Lehnrechte, wenigstens nicht von dem Lehnrechte im eigentlichen Sinne, sondern, wie bereits Weiske in einem oft und auch hier mit Unrecht übersehenen Aufsatz in Elvers juristischer Zeitung Jahrg. 3. N<sup>o</sup>. 39 und 40 gezeigt hat, von dem Rechte der Reichsdienstmannen die Rede ist, und dabey also nicht etwa an eine Nachahmung des Schwäbischen Lehnrechts

gedacht werden kann. Wer annimmt, daß bey dem kleinen Kaiserrechte der Schwabenspiegel zum Grunde liege, vergleiche nur z. B. (um einen leicht übersehbaren Gegenstand auszumählen) B. 2. Kap. 27 in jenem, worin von: Ingesiegel u. alle hantfeste u. brieße die Rede ist, mit dem, was der letztere Kap. 388 u. 305, 6 — 10 der Senckenbergischen Ausgabe über denselben Gegenstand enthält, um sich vom Gegentheil zu überzeugen. Demnach kann die Benennung kleines oder lüttelees Kaiserrecht, welche das hier in Frage stehende Rechtsbuch in mehreren Handschriften führt, nicht so gedeutet werden, daß damit ein Auszug aus dem Schwabenspiegel, welcher bekanntlich im Mittelalter gewöhnlich Kaiserrecht schlechthin genannt wurde, bezeichnet werden soll, sondern sie kann nur so viel bedeuten wie: ein kürzeres Werk über denjenigen Rechtstheil, welcher damals diesen Namen führte.

Was die Darstellungsweise des Verf. betrifft, so vermissen wir darin nicht selten eine gehörige Schlüssigkeit und Bestimmtheit. Als Beyspiel möge dienen, was er gegen die Eintheilung der Quellengeschichte in Perioden einwendet. Es verdiene, sagt er, die entgegen gesetzte Weise den Vorzug, theils weil insbesondere die innere Geschichte ihrer Natur nach keine gewaltsame Sondernung des allmählich entstandenen, unter wechselseitigen Bedingungen umgeschaffenen Rechts zulasse, theils weil überhaupt kein Nutzen aus der entgegen gesetzten Behandlung hervorgehe. Dagegen erscheine diese, wo die Geschichte des Volks oder des öffentlichen Rechts damit verbunden werde, vollkommen gerechtfertigt. Wie sich der erste Grund zu dem, was der Verf. beweisen will, eigentlich verhält, ist uns nicht recht klar.

Nach dem bisher gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man bekanntlich unter innerer Rechtsgeschichte die Geschichte der einzelnen Rechtslehren und rechtlichen Institute, unter äußerer Rechtsgeschichte aber die der Quellen. Legt man dies hier zum Grunde, so paßt jener Grund zu dem, was dadurch bewiesen werden soll, offenbar gar nicht. Wir würden daher, wenn wir hiermit den Gegensatz, welchen der Verf. macht, zusammenhalten, anzunehmen geneigt seyn, daß er unter äußerer Geschichte die des Volks und des öffentlichen Rechts, unter innerer aber die des Privatrechts und der Quellen desselben: stände, wenn nicht aus dem Zusatz: 'des allmählich entstandenen unter wechselseitigen Bedingungen umgeschaffenen Rechts' hervor ginge, daß er bey dem Ausdruck innere Geschichte doch nur an den Inhalt der Quellen und nicht an die Geschichte derselben gedacht hätte, und dieß noch dadurch bestätigt würde, daß er sich hierfür als Auctorität auf die in Jac. Grimm's Rechtsalterthümern, welche es bekanntlich nicht mit der Quellengeschichte zu thun haben, befolgte Methode beruft. Erkennt man daher auch die Bemerkung, welche er über die innere Geschichte macht, als ganz richtig an, so ist doch dadurch in Rücksicht des zu beweisenden Satzes nichts dargethan. Wir können uns demnach nur an seinen zweyten Grund halten, daß nämlich aus der Eintheilung der Quellengeschichte in Perioden kein Nutzen hervorgehe. Dieß müssen wir aber durchaus läugnen. Die Quellen der älteren Zeit unterscheiden sich in der Art ihrer Entstehung, ihrem Inhalt und ihrer Sprache so wesentlich von denen der mittlern Zeit, und diese wieder von den seit dem Eindringen des Römischen Rechts entstandenen, daß es unserer Mei-

nung nach zum Verständniß derselben nicht bloß nützlich, sondern selbst nothwendig ist, jeden dieser Zeiträume von dem andern zu sondern, um eine Uebersicht über die eigenthümliche Rechtsbildung in demselben zu geben. Auch ist zwischen den meisten Rechtsquellen jedes einzelnen dieser Zeiträume ein solcher innerer Zusammenhang, daß man in der That Zusammengehöriges gewaltsam auseinander reißt, wenn man sie in zusammenhängender Darstellung mit denen eines anderen Zeitalters verknüpft. Endlich können wir auch nicht verschweigen, daß nach unserer Ansicht das Werk sehr dadurch gewonnen haben würde, wenn der Vf. sich das Publicum, für welches er schrieb, etwas bestimmter gedacht hätte. Für einen Anfänger in der Wissenschaft muß es nämlich durch häufige Anspielungen auf nur dem Gelehrten bekannte historische Nachrichten und auf Meinungen Anderer, welche nicht weiter ausgeführt werden, so wie auch durch die ganze Darstellungsweise, der es sehr an Ruhepunkten fehlt, und welche überhaupt zu wenig im didactischen Tone gehalten ist, oft dunkel seyn; für bereits in der Wissenschaft erfahrene Leute enthält es aber in der That zu wenig Neues, um für sie besonders lehrreich zu seyn, und bey seiner Ausführlichkeit doch zu wenigen wissenschaftlichen Apparat, um ihnen als Handbuch zum Nachschlagen dienen zu können. Daß wir hiermit den übrigen wissenschaftlichen Verdiensten des von uns sehr geschätzten Verf. nicht zu nahe treten wollen, brauchen wir ihm, der auch hier mit einer großen Bescheidenheit auftritt, wohl nicht erst zu versichern.

Kraut.

### B r e m e n.

Die Bremischen Bürgermeister Daniel von Büren d. ältere, und Daniel von

Büren d. j. Eine geschichtliche Darstellung aus dem 15. u. 16. Jahrhundert von Dr. A. G. Deneken, Senator in Bremen. 1836. 103 S. 8.

Der Verf. dieser Schrift, der schon durch mehrere Monographien um die Geschichte seiner Vaterstadt sich verdient machte, benützt die Gelegenheit seines 50jährigen Amtsjubiläi als Senator, uns einen neuen schätzbaren Beytrag zu derselben zu geben. Der ältere v. Büren, der nach 52jähriger Amtsführung als Rathsherr und Bürgermeister 1538 resignierte und 1544 starb, machte sich besonders dadurch verdient, daß er das Grundgesetz der Bremischen Verfassung, die neue Eintracht zur Annahme brachte. Sein Sohn gleiches Namens, geb. 1512, ward 1538 Senator, bereits 1544 Bürgermeister, resignierte nach 54jähriger Amtsführung 1591, und starb 1593. Seine Verwaltung fällt in die Zeiten der kirchlichen Unruhen, die bey dem Abendmahlsstreit durch den Prediger Hardenberg veranlaßt wurden, und die Aufgabe des Vf. war daher, zu zeigen, welchen Antheil von Büren daran nahm. Büren war der Freund Hardenbergs; beide waren Schüler Melancthon's; er benahm sich mit großer Festigkeit; besonders im Januar 1562 als man ihm das ihm zukommende Präsidium nicht ohne Unterschrift eines Reverses, sich der Verwaltung der Kirchensachen zu enthalten, bewilligen wollte. Bekanntlich wurde durch diese Streitigkeiten die reformierte Lehre in Bremen die herrschende. Die Geschichte derselben ist aus den Werken über die Reformation hinreichend bekannt; das Verdienst des Verfassers ist es, sie zwar zu Gunsten von Bürens und Hardenbergs, aber mit Unparteylichkeit, behandelt zu haben.

Hn.

# G e s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

45. Stück.

Den 21. März 1836.

---

G e s t t i n g e n.

Am 28. Februar endete im 38sten Jahre plötzlich und unerwartet ein Nervenschlag das Leben des außerordentlichen Professors der Philosophie und Directors des hiesigen Stadtgymnasiums Herrn Aug. Grotefend, nachdem er der Universität erst acht Monate gedient hatte. Viele und schöne Hoffnungen sind mit ihm zu Grabe getragen.

H a m b u r g.

Geschichte der Europäischen Staaten herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte von Portugal, von Dr. Heinrich Schäfer, ordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Gießen. Erster Band. 1836. XXIV u. 487 S. in 8.

Als Ref. am Schlusse des vorigen Jahres die elfte Lieferung der Geschichte der Europäischen Staaten anzeigte, konnte er nur zwey dahin ge-



hörende Werke, den Schluß der Geschichte von Deutschland, von dem bereits verewigten Pfister, und den Anfang der von Frankreich von Herrn Dr Schmidt anführen. Die unermüdete Thätigkeit des Herausgebers setzt ihn jetzt in den Stand auch noch ein drittes, den Anfang der Geschichte von Portugal hinzuzufügen zu können. Der Verfasser desselben, erst seit kurzem in Gießen, lebte vorher in Darmstadt, an der Seite einer Bibliothek, die, überhaupt reich an historischen Werken, eine der vollständigsten Sammlungen für die Geschichte Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, und Spanien, besitzt. Schon seit Jahren macht es sich der Verf. zur Aufgabe, — die jetzt, wie er schreibt, die Aufgabe für sein Leben geworden ist — die Geschichte jener Staaten in ihren einheimischen Quellen zu studieren. Die erste Frucht davon ist der Anfang der Geschichte von Portugal. Wir glaubten diese Notizen vorausschicken zu müssen, weil sie zu der Würdigung des Werkes nothwendig sind.

Der vorliegende erste Band umfaßt die früheste Periode von dem Ursprunge des Staats 1095 bis auf das Ende des echten Burgundischen Hauses 1383, also beynah einen Zeitraum von drey Jahrhunderten, und zerfällt nach einer kurzen Einleitung über die alten Grenzen des ursprünglichen Portugals und die Verwaltungsweise dieses Landbezirks kurz vor seiner Eroberung von Castilien, in zwey Bücher, wovon das erste in 9 Abschnitten von 1095 bis auf den Anfang der Regierung von König Diniz (Dionys) 1279 reicht. Der Verf. geht nach der Reihe der Könige; eine Gallerie ausgezeichnete Regenten, unter denen nach Heinrich von Burgund und seiner Witwe, der Regentin The-

refia, Affonso I., Henriquez, der eigentliche Gründer des Staats, dem der dritte Abschnitt gewidmet ist, den ersten Platz einnimmt. Der vierte Abschnitt umfaßt die Regierung von Sancho I.; der fünfte von Affonso II. Die bereits unter diesen Fürsten entstandenen Streitigkeiten mit der Geistlichkeit führten den sechsten Abschnitt herbey, überschrieben: wie die Portugiesische Kirche und Geistlichkeit reich und mächtig wurde. Der siebente Abschnitt die volle Regierung von Sancho II. von 1223 245. Seine Eroberungen; seine Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, die seine Entthronung herbeyführten; worauf im achten Abschnitt die Regierung von Affonso III. bis ans Ende des Zeitraums fortgeführt wird. Seine Erwerbung Algarves; seine Staatsverwaltung; seine Streitigkeiten mit der höheren Geistlichkeit und den Päpsten. Ganz besonders aber müssen wir noch auf den neunten Abschnitt aufmerksam machen, überschrieben das Gemeindewesen in den ersten Jahrhunderten des Staats. Er enthält eine Reihe der tiefgehendsten Untersuchungen über den Ursprung der Gemeinen, ihre Rechte (Foraes), ihre Verfassungen, ihre Obliegenheiten, Abgaben und Rechtspflege. Man sieht hier recht eigentlich das Werden des Staats auf eine Weise dargelegt, wie es wohl nur bey einem Staat von so mäßigem Umfange möglich war. Nachdem man den Staat so in seinen Bestandtheilen hat kennen lernen, war dadurch sofort die Grundlage für die weitere Geschichte gegeben.

Das zweyte Buch behandelt nun in 4 Abschnitten diese weitere Geschichte, bis auf das Ende der ersten Hauptperiode im Jahre 1383. Es beginnt mit der Regierung des Königes Diniz

1279 — 1325. Die Regierungsgeschichte dieses großen Fürsten ist wie billig am ausführlichsten behandelt. Seine Regierung hatte eine gleiche Dauer mit der von Friedrich d. Gr. und ohne hier eine weitere Vergleichung anstellen zu wollen steht er als Fürst und als Mensch mit ihm auf gleicher, vielleicht selbst noch in einigen Rücksichten auf höherer Stufe, weil er zwar Selbstherrscher wie Friedrich, doch weniger Despot war. Es möchte schwer seyn in der Geschichte das Bild eines Königs wie er seyn soll aufzufinden, das ihm gliche. Unter fünf Rubriken wird seine Geschichte begriffen. Seine sturmvolle Jugend bis zu seiner Vermählung mit Isabella von Aragonien, der ihre Tugenden mit Recht den Namen der heiligen verschafft haben. Die inneren Verhältnisse, des Königs Staatsverwaltung, seine Reisen durch das Land, Ackerbau, Bergbau, Handel und Schiffahrt. Die Verhältnisse mit den höhern Ständen, der Geistlichkeit und dem Adel. Besonders die letztern in Beziehung auf den Landbesitz und die Formen desselben sind mit großer Sorgfalt auseinandergesetzt. Demnächst die Ritterorden; das eben so kluge als feste Benehmen von Diniz bey Aufhebung der Tempelherren, an deren Stelle aber der Christusorden trat. Hierauf die letzten Jahre des Königs, wo die Streitigkeiten mit seinen Söhnen unparteyisch beurtheilt werden. Zuletzt die Todesscenen des großen Fürsten. Der zweyte Abschnitt: die Regierung Affonso IV. von 1325 bis 1357. Der große Krieg mit den Sarracenen, den Königen von Marocco und Granada bis auf den glänzenden Sieg der Christen, Castilianer und Portugiesen, am Salado, füllt die erste Hälfte dieser Regierung aus. Die zweyte, die Familienstreitigkeiten, die Geschichte

und die Ermordung der Ignez de Castro. Wir können nicht umhin auch hier auf die Beurtheilung des Königes am Ende des Abschnitts, als einen Beweis des Strebens des Verf. nach Unparteylichkeit, aufmerksam zu machen. Der dritte Abschnitt die Regierung seines Sohnes Pedro I. von 1357 — 1367. Weitere Folgen der Ermordung der Ignez; der König schwört daß er mit ihr kirchlich getraut gewesen sey. — Versammlung der Cortes im Jahre 1361. Einzelne Züge aus dem Leben des Königs zu seiner Würdigung. Endlich der vierte Abschnitt. Regierung des Königs Fernando 1367 bis 1383. Größtentheils durch die Streitigkeiten und Kriege mit Castilien, aber auch durch die unglücklichen Familienhändel, durch die unwürdige Gemahlin Königs Leonor Telles ausgefüllt.

Die literarische Literatur besaß bisher nur zwey Werke über die Geschichte Portugals; das eine bereits vor 122 Jahren geschrieben: Schmauß Staat von Portugal 1714, und Gebauer Geschichte von Portugal 1759. Das erste allerdings ein für seine Zeit ausgezeichnetes Werk, aber doch, wie es schon der Titel sagt, mehr Statistik als Geschichte. Das andere ein von dem Verfasser selber zum Druck befördertes Collegienheft. Daß diesem zufolge die Geschichte Portugals eine Lücke war, wird sich von selbst ergeben. In wie fern diese Lücke durch das neue Werk ausgefüllt ist, wird es selbst am besten lehren. Daß es ein rein aus den einheimischen Quellen gearbeitetes Werk ist, haben wir zu Anfange bemerkt. Der Verf. hat diese Quellen nicht bloß mit der größten Gewissenhaftigkeit citiert, sondern auch, wo es nöthig war, die Citate wörtlich ausgehoben. Denn, wie er mit Recht sagt, das bloße Citieren scheint nur ein Spott mit den Lesern, von de-

nen so wenige im Stande sind die Quellen nachsehen zu können. Zugleich aber gibt dieses Verfahren auch die beste Bürgschaft für die vertraute Bekanntschaft des Verf. mit der Portugiesischen Sprache. Die Behandlung ist, wie man sie in einem Werke erwarten kann, das sein Verfasser zu der Aufgabe seines Lebens gemacht hat. Mehr zu seiner Empfehlung zu sagen, steht uns nicht zu. Wir glaubten nur andeuten zu müssen was die Leser darin zu erwarten haben. Dieser erste Band enthält die dunkelste und schwierigste Periode; der folgende wird die glänzendste umfassen, in welcher die Portugiesische Herrschaft in drey Welttheilen gegründet wurde. Gewiß wird jeder, der diesen ersten Band gelesen hat, dem folgenden mit Begierde entgegen sehen. Wir hoffen ihn bald anzeigen zu können.

ndern.  
D

## B e r l i n.

In der Nicolaischen Buchhandlung: Archiv für Naturgeschichte. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von A. F. A. Wiegmann. Erster Jahrgang. 1835. Octav.

Deutschland hatte schon manche Zeitschrift für Naturgeschichte, aber ihre Dauer war gewöhnlich nicht lange; nur die die Naturwissenschaft so sehr gefördert habende und noch fördernde Isis hat mit Ende dieses Jahrs ihr zweytes Decennium zurückgelegt. Während aber die Isis die Naturgeschichte überhaupt umfaßt, und neben gediegenen Originalaufätzen die schwer zugänglichen Leistungen des Auslandes und detailirte Auszüge und Beurtheilungen der im Felde der Naturwissenschaften erscheinenden Werke liefert, ist das vorliegende Archiv besonders der

Zoologie gewidmet, weshalb von der Botanik hauptsächlich nur die Phytophysiologie und Phytotomie, von dem unorganischen Reiche nur die Geognosie, sofern sie durch Reste vorweltlicher Organismen mit dem organischen Reiche in Verbindung steht, berücksichtigt werden soll. Diese Zeitschrift hat zunächst einen doppelten Zweck; sie soll dazu dienen Originalaufsätze aus dem Gesamtgebiete der Naturgeschichte (nach obiger Bestimmung) möglichst bald bekannt zu machen, und dann auch vorzüglich darauf hinarbeiten die Leser auf dem jedesmaligen Standpunkte der Wissenschaft zu erhalten. Behufs des letztern Zweckes werden nicht nur die wichtigsten Arbeiten des Auslandes (warum nicht auch die des Inlandes?) in kurzen aber möglichst erschöpfenden Auszügen zur Kenntniß der Leser gebracht, sondern es soll auch ein Jahresbericht über die Fortschritte, welche in den einzelnen Zweige der Naturgeschichte im Laufe des jedesmal verfloßenen Jahres gemacht haben, geliefert werden. Ausführliche Kritiken liegen außer dem Plane dieser Zeitschrift, doch behält sich die Redaction vor ihre Leser noch im Laufe des Jahres auf wichtige literarische Erscheinungen durch kurze Anzeigen aufmerksam zu machen. Ref. hätte sehr gewünscht, daß gerade diese Schrift sich mit sehr gründlichen und ausführlichen Kritiken neu erschienenener naturwissenschaftlicher Werke befaßt hätte, da man solche doch in den allgemeinen kritischen Zeitschriften Deutschlands nicht erwarten kann, und nur sehr selten findet. Es würde unserer Meinung nach die große Verwirrung in mehreren Theilen der Naturgeschichte nicht besser beseitigt werden können, als durch kritische Sonderungen. Der gegenwärtige Jahrgang zeichnet sich, so weit er bereits erschienen ist, durch größtentheils gediegene Arbeiten

aus, weshalb wir erwarten dürfen, daß dieses Archiv neben der Isis, der Zeitschrift für Zoologie von Gistl und der für Entomologie von Klug eine lange Reihe von Jahren hindurch die Naturgeschichte in Deutschland kräftig fördern werde.

Berthold.

### R e g e n s b u r g.

Der Bericht des Porphyrius über Origenes, von G. A. Heigl, Prof. d. Philos. 1835. 9 S. in 4. — Der Verf. schrieb diese Schrift als Programm bey Gelegenheit einer dortigen Schulfeyer. Es werden in derselben die Stellen des Porphyrius über Origenes zusammengestellt; aus denen, da sie nicht immer übereinstimmen, man seit Balesius hat schließen wollen, daß mehrere Origenes, nicht bloß zwey, sondern drey oder vier angenommen werden müssen. Der Verf. bemerkt dagegen aus Eusebius, daß man im Alterthum nur Einen Origenes gekannt habe. Die Frage konnte nur aus einem genauen Studium der Schriften des Porphyrius, Plotinus, des Nummenius, Ammonius Saccas, und anderer sogenannten Neuplatoniker und ihrer Philosophie beantwortet werden. Der Verf. zeigt eine große Bekanntschaft mit dieser, deren sich nur wenige rühmen können. 'Origenes, heißt es, läßt oft ganze Reihen früherer Vorstellungen wieder fallen, wenn er dieselbe Phantasie auf andere Weise deutlicher bezeichnen kann.' Daraus werden sich also auch scheinbare oder wirkliche Widersprüche wohl erklären lassen.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

46. 47. Stück.

Den 24. März 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Von der Königlichen Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist folgende Beskandmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 18ten bis 23ten April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, später also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1. Die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugniß ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres siltlichen Betragens,



2. Die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3. Die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen beizubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber beizubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

## H a n n o v e r.

Verlag der Hahnschen Hofbuchhandlung:  
 Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von Raphael Kühner, Dr. der Phil. und Conrector an den Gymnasialklassen des Lyzeums zu Hannover. I. Th. XII u. 476 S. II. Th. 688 Seiten.

Auf die Bearbeitung einer Wissenschaft haben Verhältnisse des Lebens jederzeit einen der Aufmerksamkeit nicht unwerthen Einfluß. Die Sprachkunde geht ursprünglich von einem ganz practischen Zwecke aus, der Erlernung der Spra-

chen. Man bestritt früher der Grammatik geradezu den Namen der Wissenschaft; sie sey eine Kunst, die *ars pure loquendi*. Man ließ es sich noch nicht einfallen, daß man so Vieles in der Sprache mit der Nothwendigkeit theils physischer, theils logischer Gesetze entwickeln können würde. Man fragte nur nach dem Was, der Erscheinung, nicht dem Warum, den inneren Gründen; nicht nach den Gesetzen des wirklichen Lebens der Sprache, sondern nur nach Regeln des practischen Gebrauchs. Dieser rein practische Weg wird auch, sofern er seiner Bestimmung treu bleibt, immer in Ehren gehalten werden müssen, und niemals wird ein rein wissenschaftliches Analysiren der Sprache eine gründliche Anweisung zur Erlernung überflüssig machen können. Nicht bloß, daß in der Sprache vieles Material hingenommen und dem Gedächtniß eingepägt werden muß, weil es so ist: auch der besondere Character und Genius einer Sprache ist, wie alles Individuelle, nicht durch Abstractionen, sondern nur durch allmähliche Aneignung und practische Uebung völlig zu ergreifen.

Zeit man indes den Sprachen, zuerst mehr durch Anwendung allgemeiner philosophischer Begriffe, dann auf dem fruchtbarern Wege historischer Beobachtung, den Puls zu fühlen und die Gesetze des Lebens zu studiren angefangen hat, seit man die Sprache, unabhängig von jeder Anwendung derselben, als ein Denkmal des Geistes, und zwar als das älteste und erste, betrachtet und ihre Geschichte an die Spitze einer innern Geschichte des Menschengeschlechts stellt: wird auch eine Trennung der Arbeiten und der Darlegung ihrer Ergebnisse immer nöthiger. Die historische Sprachkunde muß sich um erstaunend viel bekümmern, das keinen unmittelbaren prac-

tischen Nutzen für die Erlernung der Sprache hat, um Lautgesetze und Gestalt der Wurzeln und Principien der Wortbildung, die bey der practischen Erlernung in angewandter Form mit dem lexicalischen Material zugleich gewonnen werden, nur ohne Erkenntniß der Gesetze, welche diesem Material seine bestimmte Gestalt gegeben haben. Und umgekehrt muß die practische Grammatik ihren Zöglingen wieder sehr Vieles einüben, das keine Stelle in der wissenschaftlichen Sprachkunde haben kann, Regeln, d. h. Classificierungen der einzelnen Fälle zur Abkürzung der Masse der Einzelheiten für den Gebrauch, welche auf keinen Gesetzen, d. h. Principien, welche den Bau der Sprache selbst geleitet und bestimmt haben, beruhen, sondern von der zufälligen Majorität der Beyspiele abstrahiert sind, indem man die Minorität in die Rubrik der Ausnahmen wirft; wie z. B. die Regeln der lateinischen Sprache über das Genus der Substantiva der dritten Declination auf is (deren Geschlecht durch ganz andere Gründe als die Endung is bestimmt wird) nur auf einer solchen Summierung einer zufälligen Majorität beruhen. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die wissenschaftliche Sprachkunde einen viel höhern Flug nehmen könnte, wenn sie, ohne Rücksicht nehmen zu dürfen auf die mannigfaltigen an sich sehr schätzbaren, Vortheile des Erlernens, den Blick allein auf das Begreifen der innern Triebe und Gesetze der Sprache gerichtet, ihrem Ziele nachstreben dürfte. Auch die practischen Lehrbücher werden gerade dann, wenn die Bahn des wissenschaftlichen Erkennens für sich durchmessen ist, am ehesten wieder die einfache Tüchtigkeit gewinnen, der ältere Bücher der Art oft weit näher standen, indem jetzt nur zu oft

der Erlernende mit noch unreifen Begriffsentwickelungen geplagt wird, wo eine ganz äußerlich gefaßte aber präcise Regel, unterstützt von einigen gut gewählten Beyspielen, ihm das Sprach-Factum, auf das es ankommt, viel besser einprägen würde, ja indem nicht selten der vornehm ausgesprochene Aufschluß im Texte des Buches in einer unerreichbaren Entfernung über den in der Anmerkung gegebenen Einzelheiten, durch keine anwendenden Reflexionen damit vermittelt, und wie in die Luft gebaut steht.

Indeß wird es noch eine Zeit dauern, ehe namentlich bey den classischen Sprachen die beiden Wege der Bearbeitung sich in größern Werken scheiden werden. Die Wissenschaft, wenn auch unabhängig in ihrem innern Leben, wird durch die Mittheilung Artikel des Marktes, und muß, um ihrer Verbreitung willen, Formen suchen, die dort gelten. Sprachen, welche man nicht lernt um sie zu schreiben und die überhaupt nicht im Schulunterrichte eine solche Stelle einnehmen, machen es in der That ihren Bearbeitern viel leichter, die Darstellung dem innern Leben der Sprache anzubequemen, als die classischen. Man könnte ohne Paradoxologie sagen, daß gerade der Umstand, daß diese Sprachen von so Vielen gelernt und gelehrt werden, die höhere Ausbildung ihrer Grammatik gehindert habe. Es darf also nicht befremden, wenn auch solche Bearbeiter der classischen Sprachen, deren Richtung besonders auf das innere Leben der Sprache geht, doch die Form einer Schulgrammatik wählen, um das, was über den practischen Gebrauch hinausgeht, weniger freylich den Lernenden, als den Mitforschenden, mitzutheilen. Dieß ist, vorläufig bemerkt, gerade der Fall des vorliegenden Werkes.

Der Vf. dieser Grammatik, selbst ein sehr verdienter Schulmann unsers Landes, hat es versucht, wie schon der Titel besagt, die wissenschaftliche Behandlung mit der Rücksicht auf den Schulgebrauch zu vereinigen, aber, wie die Vorrede nicht verhehlt, auch die vielen 'bisweilen unbefiegbaren' Schwierigkeiten wohl erkannt, welche die Vereinigung beider Zwecke mit sich führe. Er gesteht, daß er sich durch die practische Rücksicht oft gezwungen gesehen habe, den von der Wissenschaft ihm vorgezeichneten Weg zu verlassen, wie er z. B. in der Formenlehre nicht die Homerische, sondern die Attische und gemeine Sprache zum Grunde gelegt, nicht die Verben auf  $\mu$  als die älteren denen auf  $\omega$ , nicht die dritte Declination der ersten und zweiten vorausgeschickt habe. Wir werden daher auch diese Inconsequenzen dem sonst mit einer sehr achtungswerthen Vereinigung wissenschaftlichen Geistes und practischer Einsicht abgefaßten Werke nicht zum Vorwurf machen können: sondern, wenn wir im Verfolge hie und da eine andere Anordnung oder Vervollständigung empfehlen, so geschieht dieß mit Rücksicht auf den Plan des Verfassers, den er am Ende des Vorworts kund gibt, dieß größere Werk, das er bis jetzt nur als ein angefangenes und unvollendetes betrachten könne, durch fortgesetztes wissenschaftliches Studium immer mehr zu vervollkommen, und davon eine dem Schulgebrauch ausschließlich bestimmte Grammatik zu trennen, welche von den in der größeren Sprachlehre niedergelegten wissenschaftlichen Untersuchungen die Resultate zu geben (wir würden lieber sagen: die aus der Erkenntniß der Sprachgesetze zu gewinnenden practischen Regeln aufzustellen) bestimmt seyn wird.

Die Einleitung handelt hauptsächlich von den Dialecten und Kunstsprachen, d. h. den für besondere Gattungen der Poesie und Literatur ausgebildeten und modificierten Volksmundarten — und zwar, nach dem Urtheil des Rec., im Ganzen nach den Grundansichten, welche durch die Geschichte der Stämme und die Betrachtung der Sprachdenkmäler gleichmäßig bestätigt werden. Namentlich ist ein Hauptsatz des Verf., wie dem Rec., zur Ueberzeugung geworden, daß der Ionisch = Attische Dialect überall, wo er consequent von dem Aeolisch = Dorischen abweicht (wie durch sein Eta für A, sein Sigma und Zeta für Z und D), darin auch von der Ursprache abgeht, so weit sie durch die Sprachvergleichung gewonnen werden kann, woraus sich ergibt, daß der Gegensatz dieser beiden Mundarten der Griechischen Sprache kein ursprünglich, in den Wurzeln der Sprache vorhandener, gewesen seyn kann, sondern die Trennung des Ionischen vom Aeolischen sich erst auf dem Boden Griechenlands, unter Einfluß besonderer Neigungen des Sprachgefühls und localer Bedingungen, gebildet haben muß. Für den Zusammenhang der wissenschaftlichen Sprachkunde wäre freylich an dieser Stelle eine bestimmtere Characterisierung der Griechischen Sprache im Verhältnis zu ihren Schwestersprachen und ein umfassenderer Umriß der Geschichte der Griechischen Sprache wünschenswerth: allein man darf nicht vergessen, daß ein solcher den Verfasser selbst nur dann befriedigen kann, wenn er Ergebnis der schon vollendeten wissenschaftlichen Durcharbeitung der Sprache ist.

Den ersten Theil, der den herkömmlichen Namen Etymologie führt, theilt der Verf. in drey Abschnitte, 1. Fundamentallehre

(b. h. Lehre von den Sprachlauten und Sylben), 2. Formenlehre, 3. Wortbildungslehre. Die erste nimmt 74, die zweyte 339, die dritte 23 Seiten ein, der übrige Theil des ersten Bandes ist Register. Dieß ist allerdings bis jetzt das gewöhnliche Verhältniß der Ausdehnung dieser Theile; wenn indeß erst die Sprachkunde ihre Beobachtungen nicht nach den Erscheinungen, sondern nach den Gründen derselben ordnet, und darnach einer jeden ihre Stelle anweist: so wird die Lautlehre und Wortbildungslehre sich vieles von dem Material aneignen, das jetzt in der Formenlehre besprochen wird; und die Formenlehre wird, gebaut auf die vorausgegangene Lautlehre und Wortbildungslehre, alsdann sehr viel von dem bunten und labyrinthischen Ansehen verlieren, das sie jetzt noch entstellt.

Die Fundamentallehre des Verf. geht von der geschriebenen Alphabet aus, und kommt zur Aussprache der Buchstaben zur Kenntniß der Laute. Allerdings ist dieß der Weg der Untersuchung: aber natürlich nicht der Weg der Sprache selbst, und wir würden für eine rein wissenschaftliche Behandlung der Sache vorschlagen, die nöthigen Angaben über das Alphabet als Lehnsätze aus der Schriftkunde vorauszuschicken, und dann die Lautlehre selbst mit einer Uebersicht des Griechischen Lautsystems anzufangen, das freylich keine scharfe und individualisierende Charakteristik erhalten kann, wenn nicht vorher die allgemeine Fähigkeit der menschlichen Organe zur Articulation, entweder in physiologischer oder historischer Weise, oder durch beide beleuchtet ist. Eine bestimmtere Unterscheidung der Laute und ihrer Schriftzeichen ist auch bey dem Verf., wie in vielen Grammatiken, zu wünschen, so daß z. B. der Satz: 'Die Vocale e und o

sind stätts kurz,  $\eta$  und  $\omega$  lang,  $\alpha$ ,  $\iota$ ,  $\upsilon$  entweder kurz oder lang', ausgedrückt werden müßte: Bey den Vocalen  $\xi$  und  $\delta$  unterscheidet die seit 400 v. Chr. gewöhnliche Griechische Schrift Länge und Kürze ( $\epsilon - \eta$ ,  $\omicron - \omega$ ), nicht so bey den übrigen.

Die 'Kurze Geschichte des Griechischen Alphabets' läßt mehrere Berichtigungen zu, besonders weil der Verf. dabey mehr den unzuverlässigen Nachrichten der Griechischen Grammatiker gefolgt ist, als den Ergebnissen der neuern Forschungen in den Griechischen Inschriften und deren Vergleichung mit dem Phöniciſchen Alphabet. In diesen wird man z. B. keine Bestätigung dafür finden, daß Z, H und  $\Theta$  erst später zu den sechzehn, angeblich Kadmeischen, Buchstaben hinzugekommen wären, und T als Vocal erst hinzugefügt worden sey, nachdem F aus dem Alphabet herausgeworfen worden war.

Bey den Vocalen finden wir auch von dem Verf. eine Classe von Diphthongen vergessen, welche den Namen der uneigentlichen wohl mehr verdienen als die Doppellaute  $\alpha$ ,  $\eta$ ,  $\omega$ ,  $\bar{\alpha}\upsilon$ ,  $\bar{\alpha}\iota$ ,  $\bar{\omega}\upsilon$ , welche man besser ungleiche, d. h. aus ungleich langen Theilen zusammengesetzte, nennen könnte. Freylich gedenken dieser Diphthongen weder die Griechischen Grammatiker, noch die neueren Lehrer dieser Sprache. Wenn man aber weiter vernimmt, daß jede Sylbe nur einen Vocal oder Diphthong enthalten könnte, und man alsdann im weitern Fortgange der Lehre von den Vocalen bey der Synizesis erfährt, daß durch diese zwey getrennt geschriebene Vocale in einen Laut vereinigt werden: so muß man nothwendig schließen, daß die Synizesis eine Art von Diphthongen hervorbrachte. Daß aber diese Diphthongen von den gewöhnlichen, den durch



Contraction hervorgehenden, wesentlich verschiedenen waren, ist nach der Ueberlieferung der Homerischen Gedichte nothwendig anzunehmen, da gewiß nicht Ὀδυσσεύς und Πηλεός, ἐλόεον und ἐφόρεον in derselben grammatischen Form und unter denselben Bedingungen des Verses im Homerischen Texte gefunden werden würden, wenn die Rhapsoden nicht die Contraction von εο in εν und die Synizese εο in der Aussprache unterschieden hätten. Es hat also hiernach auch Griechische Diphthongen gegeben, deren geschriebene Formen (nach Homerischen Beyspielen) εα, εαι, εα, εο, εω, εοι, εφ, ια, ιε, ιη, ιη, ιο, υω waren, ähnlich wie im Gothischen ein Diphthong iu, im Althochdeutschen eo, ia, iu, ua, uo, im Angelsächsischen ea, eo, im Italiänischen uo, io, im Französischen ie, oi. (d. h. oa) u. dgl. m. gefunden werden. Allerdings entsprechen diese Lautverbindungen nicht dem Begriff des eigentlichen Diphthongen, da nur der Uebergang der Articulation von einem breiteren Vocal zu einem dünnern dem Laute die zusammenhängende Form gibt, welche sich als ein vollkommenes Ganzes dem Ohre darstellt, von welcher Art alle gewöhnlichen Diphthongen der Griechischen Sprache sind, die bekanntlich nur mit i oder v schließen. Aber danebei muß den menschlichen Articulations-Organen nach eben jenen Beyspielen auch das Vermögen zugeschrieben werden, einen und denselben Hauch (denn auf der Einheit des Hauchs beruht die Einheit der Sylbe) zuerst zu einem dünnern, dann zu einem volleren Vocal zu articulieren, ohne daß doch der erste eine consonantische Gestalt annimmt. Denn daß etwa, wie Manche gemeint haben, die Griechen in der Synizese Histjaja und genvon auß-

gesprochen hätten, ist außer andern Gründen schon deswegen unglaublich, weil diese Laute j und v überhaupt dem Griechischen Munde völlig fremd geworden waren \*). Immer aber erscheinen diese uneigentlichen Diphthongen als eine spätere Austerbildung, die nicht so in die Wurzel der Sprache verwachsen ist, wie die eigentlichen, sondern auf den Neigungen einzelner Volksstämme beruht. Diese spätere Bildung liegt in den Romanischen Sprachen am Tage, und wenn in den deutschen Mundarten diese Art von Diphthongen viel älter erscheint, so wird doch wohl eine noch ältere Gestalt anzunehmen seyn, wo sie nicht in der Form vorhanden waren. Im Griechischen aber findet das merkwürdige Verhältniß Statt, daß diese Diphthongen, die man, mit Rücksicht auf die natürliche Scala der Vocale, absteigende nennen kann, allein dem Jonischen Dialect (den Homerischen und Attischen eingeschlossen) angehören. Und zwar gehören sie eines Theils bloß der Poesie an, insofern sie auf einer Verschmelzung ursprünglich ganz getrennter Sylben beruhen, wie sie in Πηλεος, εφορεον Statt findet: insofern sie aber auf einer Umhandlung von Vocalen und Verschiebung der Länge beruhen, wie in Πηληιάδεω, Θεσέως (aus Θεσῆος), πόλεως, muß die Synizesis oder der uneigentliche Diphthong auch im gewöhnlichen Leben gesprochen worden seyn, wie in mehreren

\*) Vielleicht ist die Aussprache der Synizesis am besten von den Neugriechen zu lernen, deren wahre Volkslieder, die man genau von den Erzeugnissen einer nachahmenden Kunstpoesie scheiden muß, indem sie den Hiatus eben so innerhalb der Worte, wie an den Wortgränzen scheuen, voll der auffallendsten Synizesen, z. B. ποιὸ einsylbig, γιγατάνια dreysylbig, ὠραίας zweysylbig u. dgl.

Fällen auch der Accent anzeigt, und macht um desto mehr Anspruch darauf schon hier erwähnt zu werden, wenn den Dichtern dabey auch immer die Freyheit blieb, die Synizesis des gemeinen Lebens wieder durch eine Art von Diäresis aufzuheben.

Hierauf folgt die Eintheilung der Consonanten in ihre Classen, wobey die etwas schielenden Ausdrücke Kehllaute und Zungenlaute wohl einer nähern Erklärung bedurft hätten, und dann eine ausführlichere Erörterung über die Spiranten, nämlich den Spiritus asper und lenis, dann  $\chi$ ,  $\sigma$  und F. Wenn bey  $\chi$  behauptet wird, daß der starre Consonant  $\chi$  ursprünglich ein bloßer Spirant gewesen sey, weil im Latein und im Sanskrit ihm h entspreche ( $\chi$ δὲς, heri, hyas; χειμών, hiems, hima; ὀρέω, oho, vah; χῆν, hansa): so ist doch die Frage, ob das Griechische nicht hier gegen die beiden Schwestern, denen man jetzt so gern eine größere Alterthümlichkeit zuschreibt, Recht behalten werde, da nach den Regeln der Lautverschiebung (Grimm, Grammatik I. S. 584 ff.) dem Griechischen  $\chi$  das Gothische g und Althochdeutsche f entspricht und also kein bloßes h, sondern eine Aspirata von den K-Lauten an dieser Stelle gestanden haben muß, als die Germanischen Sprachen sich von der gemeinsamen Mutter trennten. Die Verwandlung des  $\chi$  in h im Latein kann erst später, als die Aspiraten größtentheils aus dieser Sprache verschwanden, eingetreten seyn, und ist nicht als ein Ueberrest der Sanscritischen Grundform anzusehen.

Mit Recht sind die großen Veränderungen, die mit dem  $\sigma$  in der Griechischen Sprache Statt gefunden haben, die häufige Verwandlung in den Spiritus asper am Wortanfange, und die

noch häufigere Auswerfung zwischen Vocalen, schon hier angeführt, da sie zu den folgenreichsten Ereignissen für die ganze Gestalt der Sprache gehören. Aber eben deswegen wünscht man schon an dieser Stelle eine nähere Bestimmung der Sache, die auf eine vorläufige Summierung der Fälle gegründet werden müßte. Man kann die Fälle der Ausstoßung des  $\sigma$ , wenigstens denen verständlich, die damit schon bekannt sind, etwa so in einen Ueberblick bringen:  $\tau\acute{\upsilon}\pi\tau\epsilon\sigma\alpha\iota$ ,  $\acute{\epsilon}\tau\acute{\upsilon}\pi\tau\epsilon\sigma\omicron$ ,  $\tau\acute{\upsilon}\pi\tau\eta\sigma\alpha\iota$ ,  $\tau\acute{\upsilon}\pi\tau\omicron\iota\sigma\omicron$ .  $\mu\epsilon\nu\acute{\epsilon}\sigma\omega$ ,  $\kappa\omicron\mu\iota\sigma\omega$ ,  $\acute{\epsilon}\lambda\acute{\alpha}\sigma\epsilon\upsilon\nu$  ( $\acute{\epsilon}\lambda\acute{\alpha}\nu$ ),  $\acute{\epsilon}\rho\acute{\upsilon}\sigma\omicron\upsilon\sigma\iota\nu$ ,  $\sigma\acute{\omega}\sigma\omega$  ( $\Sigma\Omega\Omega$  futur. ex. inscr. Attica);  $\tau\iota\delta\acute{\epsilon}\sigma\alpha\nu\tau\iota$ , daraus  $\tau\iota\delta\acute{\epsilon}\alpha\upsilon\nu$ .  $\kappa\alpha\lambda\omicron\iota\sigma\omicron$ .  $\text{Μουσά}\sigma\omega\nu$ .  $\gamma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\acute{\alpha}\lambda\eta\delta\acute{\epsilon}\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\alpha\iota\delta\acute{\omicron}\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\mu\upsilon\sigma\acute{\omicron}\varsigma$ ,  $\kappa\upsilon\acute{\epsilon}\phi\alpha\sigma\omicron\varsigma$ .  $\acute{\epsilon}\sigma\alpha$  (eram).  $\acute{\alpha}\rho\acute{\epsilon}\sigma\omega\varsigma$  (aurora).  $\omicron\upsilon\sigma\alpha\varsigma$  (auris).  $\nu\upsilon\sigma\acute{\omicron}\varsigma$  (nux). um von dem Ausfall eines radicalen  $\sigma$  nur einige Beispiele zu nennen. Aber ungeachtet der vielen hier angedeuteten Fälle, sagt der Lex. doch zu viel, daß  $\sigma$  in der Regel ausgefallen sey, wenn es in der Mitte des Wortes zwischen zwey Vocalen stehen sollte, namentlich in der Flexion, wogegen schon die Futura und Aoristen auf  $\sigma\omega$  und  $\sigma\alpha$  Einspruch thun; eben so wie es zu viel gesagt ist, daß  $\sigma$  vor einem Vocal am Anfang eines Wortes in der Regel in den Spiritus asper übergegangen sey. Im Latein ist allerdings  $s$  zwischen Vocalen bis auf wenige Beispiele, für die meist eine besondere Erklärung gegeben werden kann, in  $r$  übergegangen; aber im Griechischen scheint die Ausstoßung des  $\sigma$  an derselben Stelle minder consequent durchgeführt worden zu seyn, am consequentesten indeß nach dem  $s$ . Daß ein aus  $\tau$  hervorgegangenes  $\sigma$  (wie in  $\gamma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\sigma\iota\varsigma$ ,  $\gamma\epsilon\nu\acute{\epsilon}\sigma\iota\omicron\varsigma$ ) diese Ausstoßung nicht duldet, und eine durchgängige Ausnahme macht, versteht sich von selbst.

Auch konnte hier, da an keiner andern Stelle davon weiter im Zusammenhange die Rede ist, der Auswerfung des  $\sigma$  vor den liquidis gedacht werden, von denen  $\rho$ ,  $\lambda$ ,  $\nu$ , gar kein  $\sigma$  vor sich dulden,  $\mu$  aber, welches unter den liquidis am nächsten an die mutas gränzt, sich zwar mit  $\sigma$  verbindet, aber doch so, daß  $\sigma\mu$  in vielen bekannten Beispielen zu  $\mu$  abgeschliffen wird. Die Ursprache hat dagegen, nach dem Zeugnisse anderer ihrer Töchter, alle diese Lautverbindungen  $sr$ ,  $sl$ ,  $sn$  und  $sm$  auch am Anfange von Worten angewandt.

Das Digamma ist in mehreren Griechischen Grammatiken ein Proteus, der in den verschiedensten Gestalten erscheint und überall herbeygerufen wird, wo ein Hiatus an den Wortgränzen oder innerhalb der Worte zu verhindern ist, ein wunderbares Wesen, das bald Hauch, bald Buchstabe, und nach Belieben wieder keins von beiden, alle Rollen übernehmen muß, die das System des Grammatikers ihm aufnöthigt. Und doch ist dieß Digamma, wie schon sein ursprünglicher Name bezeugt, gar nichts als ein Vau, das in der Griechischen Sprache und zwar zuerst in der Jonischen Mundart sich verflüchtigte; gerade wie die Griechische Sprache auch den entsprechenden Halbvocal der Ursprache, das  $j$ , verloren hat. Daß dieß Vau auch  $\gamma$  bedeutet und z. B.  $\text{Foivos}$ , vinum,  $\gamma\text{oivos}$  gelautet habe, beruht einzig und allein darauf, daß Hesychios — wie Bentley schon gesehen hat — viele Wörter, die er mit dem Digamma bezeichnet fand, aus Mangel eines andern Places, beym  $\text{Samma}$  unterbringen zu können geglaubt hat. Wie leicht dieß Vau in die zunächst stehende  $\text{media}$  übergehen konnte, ist von selbst klar; doch darf dieser Uebergang nicht so promiscue den Do-

riern und Aeolern zugeschrieben werden, sondern die Sache verhält sich so, daß die Aeoler von Lesbos in der Zeit ihrer Lyriker das F vor einem Vocal festhielten, vor ρ aber in β wandelten, die Dorier des Peloponnes aber — etwa seit der Zeit der Perserkriege — das F vor Vocalen am Wortanfange in β umbildeten. Was aber andererseits die Verwandlung des F in einen vocalischen Laut betrifft, so gibt der Verf. eine Bemerkung von Herrn Fr. W. Reimniz, wieder, dessen inhaltreiches Büchlein 'System der griechischen Declination' er mit Recht viel zu Rathe gezogen hat, daß nämlich das Digamma nach einem Vocal sich sowohl am Wortende, als in der Mitte des Wortes vor einem Consonanten, in der Form v jederzeit erhalten hat: eine Bemerkung, mit deren Hülfe die ganze Theorie des Digamma sich sehr befriedigend ergänzen und abrunden läßt. Eine Verwirrung in den Bey-  
 z. 9. 10 und den Druckfehler z. 19 ἐλαύ-  
 σ' für ἐλαύνω wünschten wir am Ende des Bandes angezeigt.

Das zweyte Kapitel 'Wandel der Sprachlaute' faßt nach der Ansicht des Rec. zu heterogene Dinge zusammen, indem erstens von einem Wandel der Vocale in den verschiedenen Mundarten, dann von der Veränderung derselben durch Contraction, Elision u. dgl. gesprochen wird. Nun ist aber der Wandel der Vocale in den Mundarten, zumal wenn man dabey vom Attischen oder gewöhnlichen Dialect ausgeht, gar nicht als eine Verwandlung, sondern nur als ein Verhältniß zu fassen, und hat nichts gemein mit Veränderungen, die sich in dem historischen Gange der Sprache ereignet hatten, und bey den Griechen fortwährend ereigneten. Auch wird der Vf. sein wissenschaftliches Bewußtseyn schwerlich

durch die Art ganz befriedigt fühlen, wie er, nach Anderer Vorgange, die dialectischen Verhältnisse angegeben hat: 'α geht in ε über, ε in ο, ο in ε, α in ο, dorisch, äolisch, ionisch', und dann einzelne Beispiele, meist ohne Hinweisung auf die einzelnen Schriftsteller, wo sich die Erscheinung findet; ob z. B. ein Dorismus aus Epicharm, oder Pindar, oder der Lakonischen Mundart, ein Aeolismus aus den Lesbischen Lyrikern oder Böotien stammt, und auch ohne hinlängliche Erwägung der euphonischen Einwirkungen, unter denen der Vocal seine Gestalt veränderte. Ref. würde zuerst, was er bey dem Verf. vermist, die allgemeinen Richtungen der Dialecte angegeben haben; z. B. daß der Ionisch=Attische in der Behandlung der Vocale immer aufwärts, von dem Grundlaute ε nach dem E und I und von O nach T hinstrebt, also aus ᾶ oft ε, aus ᾷ meist η macht, die Dehnung von ε in ει, ebenso die von ο in ο gleichartigen in η und ω vorzieht, daß ursprüngliche u meist in v (ü) verwandelt wird; dagegen der Dorische Dialect die Vocale entweder auf ihrer ursprünglichen Höhe festhält, oder noch gegen das α herabsteigt. Die Erscheinungen, die bey diesen Dialecten nicht in den angegebenen Richtungen liegen, sind so vereinzelt, daß von ihnen besser bey den euphonischen Verhältnissen, unter denen sie sich gebildet haben, die Rede seyn kann, z. B. wie neben dem gewöhnlichen ἐβδομήκοντα im (Italotischen) Dorismus ἐβδεμήκοντα, und ebenda neben οὔτες — εὔτες vorkommen konnte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

48. Stück.

Den 26. März 1836.

---

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von Raphael Kühnert, etc.

Dann würde vor allem nöthig seyn, die Ausdehnung und Allgemeinheit einer solchen dialectischen Besonderheit zu bestimmen, oder mit andern Worten die Kraft zu messen, mit der die Neigung eines Volkstamms zu gewissen Lauten sich unter verschiedenen euphonischen Verhältnissen äußert, worin bis jetzt noch wenig geleistet ist. So vermessen wir in der bisherigen Grammatik ganz eine allgemeine Auskunft darüber, wie weit bey den Ionern und hernach im ausgebildeten Attischen Dialect die Verwandlung des langen  $\alpha$  in  $\eta$  geht, worüber auch in diesem Werke S. 19 und 257 zu wenig gesagt wird. Die andern Grammatiker suchen davon gewöhnlich bey der ersten Declination Rechenschaft zu geben, ob



hier die Endung  $\bar{\alpha}$  oder  $\eta$  zu wählen sey, aber dieß ist nur ein einzelner Fall einer Erscheinung, die durch die ganze Sprache geht. Eine umfassende Untersuchung über den Gegenstand würde wohl darauf hinausführen, daß in den Fällen, in denen der Ionische und der Attische Dialect  $\alpha$  festhält, theils Contractionen des  $\alpha$  aus  $\alpha\alpha$  und  $\alpha\epsilon$  (bey den Attikern auch aus  $\alpha\omicron$  und  $\alpha\omicron$ ) Statt finden, theils Verlängerungen des  $\alpha$  durch Ausfall eines  $\nu$  vor  $\sigma$ , theils Dehnungen des  $\alpha$  vor einer liquida, theils ein Einfluß angränzender Vocale und liquidar, welcher freylich im Attischen Dialect viel ausgedehnter ist als im epischen und Ionischen, aber in diesen doch auch so weit sich findet, daß man die gemeinsame Grundlage eines euphonischen Bedürfnisses nicht verkennen kann. Und zwar ist es nicht bloß das Vorausgehen eines Vocals, eines  $\rho$  und in nicht wenigen Fällen auch eines  $\lambda$ , sondern auch das unmittelbare Nachfolgen eines Vocals, beson- ders eines D-Lautes, so wie des  $\rho$  und  $\lambda$ , ja mitunter auch der andern liquidar, welches ein ursprüngliches langes  $\alpha$  verhindert hat zum  $\eta$  zu werden. Unter den Fällen, die dann noch übrig bleiben, ist besonders die bey den Athenern in volksthümlichem Gebrauch sehr beliebte Endung  $\bar{\alpha}\xi$ , gen.  $\bar{\alpha}\kappa\omicron\varsigma$  ( $\phi\acute{\epsilon}\nu\bar{\alpha}\kappa\epsilon\varsigma$ ,  $\delta\alpha\lambda\acute{\alpha}\mu\bar{\alpha}\kappa\epsilon\varsigma$ ,  $\lambda\acute{\alpha}\beta\rho\bar{\alpha}\kappa\epsilon\varsigma$  u. dgl.) und einiges Verwandte nachzuholen.

Die Contraction theilt der Verf. in die eigentliche und uneigentliche; zu jener rechnet er Fälle wie  $\tau\acute{\epsilon}\lambda\chi\epsilon\iota$ , zu dieser  $\tau\iota\mu\bar{\omega}\mu\epsilon\nu$ ,  $\tau\iota\mu\bar{\omega}$ ,  $\tau\iota\mu\alpha$ ,  $\tau\iota\mu\bar{\alpha}$ , weil in diesen Fällen die beiden contrahierten Laute nicht als Theile des Diphthongs kenntlich bleiben. Indesß bezieht sich dieser Unterschied eigentlich mehr auf die Schrift als die Sprache selbst, da z. B. das  $\omega$  schwerlich denselben Klang hatte, wenn es aus  $\alpha\omega$  und wenn

es aus *oo* contrahiert war, sondern im ersten Fall gewiß etwas von dem *U*-Laute hören ließ. Die Contractionen der verschiedenen Dialecte werden etwas in Bausch und Bogen abgehandelt, und in der That kann auch Viel davon bey den contrahierten Formen der Conjugation und Declination genauer bestimmt werden, wenn nur überhaupt erst an dieser Stelle das System der Contraction mit Rücksicht auf die Neigungen der verschiedenen Mundarten nachgewiesen ist. Man wird indeß unmöglich dahin gelangen, den contrahierten Laut als ein nothwendiges Ergebnis des Zusammentreffens zweyer bestimmten Vocale zu fassen, wenn man nicht die Einwirkung von zwey verschiedenen Principen von einander trennt. Denn neben dem phonetischen Principe, wonach die Laute als organische Functionen mit einer physischer Nothwendigkeit zusammenwachsen, tritt auf die Contraction sehr mannigfach das grammatische System der Sprache ein: bald durch höhern grammatischen Werth, der einem Laute vor dem andern gegeben wird, wie die Contractionen *ἀπλᾶ*, *λεονταῖ*, *χρυσᾶ* nur durch das Prävalieren der Casusendungen erklärt werden können, da sie nach rein phonetischem Princip *ἀπλῶ*, *λεοντῆ*, *χρυσῆ* lauten müßten; bald durch eine Art Anziehung, die eine entsprechende grammatische Form auf die zu contrahierende ausübt, wie z. B. aus *ἰππότεω* das Attische *ἰππότου* nur durch den Einfluß der zweyten Declination, und aus *ἀληθέας*, *μειζονας*, *πόλεας*, *ἀληθεῖς*, *μειζους*, *πόλεις* nur durch die Analogie des Nominativs und Accusativs geworden ist. Eben so wichtig ist dieß bey der Krasis, deren Form im Attischen Dialect häufig durch das Prävalieren des Hauptworts vor dem Artikel oder der copulativen Partikel bestimmt wird,

wo die andern Dialecte sie ganz nach den phonetischen Bedingungen gestalten. So verhält sich das Attische  $\acute{\alpha}\nu\eta\rho$  zu  $\acute{\omega}\nu\eta\rho$ , welches Ionisch und Dorisch ist; und dasselbe Verfahren zeigt sich sehr auffallend in den Attischen Krassen  $\kappa\epsilon\iota\varsigma$ ,  $\kappa\acute{\iota}\sigma\omicron\varsigma$ ,  $\chi\upsilon\pi\eta\rho\epsilon\sigma\acute{\iota}\alpha$  u. dgl.

Wir übergehen den übrigen Inhalt des Kapitels, welches auch von der Synizese und Elision und der Zulassung des Hiatus, so wie von den Mitteln ihn zu vermeiden handelt, um dafür noch einige Lücken anzudeuten, welche die Lehre von den Vocalen in dieser wie in andern Griechischen Grammatiken auszufüllen läßt, wenn sie einer wissenschaftlichen Sprachkunde als Grundlage dienen soll.

Erstens ist zur Lehre von der Dehnung oder Verstärkung der Vocale zwar Einiges von der Verf. bey dem Wandel der Vocale in den verschiedenen Mundarten, so wie später bey Formenlehre, bemerkt worden: aber es ist doch aus nöthig an dieser Stelle die verschiedenen Arten der Dehnung vollständig zu zergliedern, hernach das Gesetzmäßige in der Anwendung derselben auf eine consequente Art nachweisen zu können. Wenn wir dabey besonders den Standpunkt des Ionisch-Attischen Dialects festhalten: so müssen wir vier verschiedene Arten von Dehnung unterscheiden, die Ref. hier angeben will ohne jedoch auf alle Fragen, die die Classification der einzelnen Fälle betreffen, dabey eingehen zu können. Die erste, wobey alle Vocale aus kurzen lange werden, ohne ihre Qualität zu verändern, nur daß für  $\alpha$  das Ionische  $\eta$  gesetzt wird. Diese hat für den innern Zusammenhang der Sprache am wenigsten zu bedeuten, sie tritt meistentheils um der Euphonie willen ein, oder um das Gleichgewicht der Sylben her-

zu stellen, da wo der Sprachgeist aus gewissen architectonischen Principen eine Verstärkung einer Sylbe verlangt. Die zweyte ist diejenige, wo die andern Vocale ebenso bleiben, nur daß *e* und *o* eine Stufe hinansteigen und zu *ei* und *ov* werden. Hierbey ist meist eine liquida im Spiele; es gehören dahin theils die Fälle, wo ein ausgefallenes *v* vor *σ* oder ein *σ* nach einer liquida (wie in den Aoristen der *verba liquida*) durch Dehnung ersetzt wird, theils die Dehnung des *e* und *o* vor liquidis, dem *σ* und Vocalen, die man meist der epischen Poesie zuschreibt, wie wohl sie nichts weniger als eine Licenz der Dichtersprache, sondern in der Volkssprache begründet (daher oft auch so fest geworden, daß die andere Form darüber sich verloren hat), und durch bestimmte Gesetze beschränkt war. Der Verf. Art. 1, 18. U. 2.), daß nämlich das aus *e* abgegr. *ete* *o* diese Dehnung nicht zuläßt, also aus den *ος, πόνος, στόλος* nicht *δοῦμος, πούνος, εῖλος* werden kann. Die dritte Dehnung C. *echt* eigentlich in einer Verschiebung des *e = da. utes*, wodurch aus *α — η* (Dorisch *ᾶ*), aus *η — ει*, aus *v — ev* wird, dagegen *e* und *o* sie ge. nicht zulassen; diese ist ein wichtiges Princip der Tempus- und damit zusammenhängenden Nominalbildung, welches mit dem Ablaute des Vocal an in *o* auf gleicher Linie steht und dieselbe Function verrichtet. Während diese dritte Art der Dehnung in dem ursprünglichen Perfect (dem sogenannten *perfectum secundum*) allein zur Anwendung kommt, alterniert sie in der Verstärkung der Präsens mit einer vierten Art der Dehnung, welche durch ein nachtretendes *i* geschieht und aus *α, ε, ι, v — αι, ει, ι* und *ο* (für *υ*) macht, und zwar nach dem Gesetze,

daß jene dritte vor jeder muta, die vierte vor den liquidis und Vocalen eintritt. Von diesen Dehnungen ist wenigstens die dritte als ein uraltes Princip der Formenbildung in den indo-germanischen Sprachen nachzuweisen; sie entspricht der Vorschöbung eines *ā* im Indischen, welche unter dem Namen Guna bekannt ist, und ist mit großem Rechte, wie dem Unterz. dünkt, in der Gothischen Präsensverstärkung von *i* in *ei* (d. h. der Aussprache nach *î*) und *u* in *iu* wieder erkannt worden — da ja dem Griechischen *ε* auch sonst in der Regel im Sanscrit *a*, im Gothischen *i* entspricht (vgl. Bopp Vergleichende Grammatik S. 27). Der Verf. gedenkt natürlich dieser Dehnungen bey der Conjugation, aber würde seiner Darstellung derselben viel mehr Klarheit haben geben können, wenn er sich auf diese verschiedene Arten von Dehnung als auf bestimmte und bekannte Operationen der Griechischen Sprache hätte zurück beziehen können. Rec. unterscheidet übrigens noch eine fünfte Art von Dehnung, die den Vocalen *α* und *ο* ein *ε* hinzufügt, und die in der Reduplication der Intensiva *μαμάσσω*, *ποιφύσσω* (eigentlich für *πιφύσσω* nach einem Gesetz der Euphonie vor Muta so wie vor Liquida, als eine epische Dehnung aber nur vor Vocalen und am Schlusse einiger Partikeln gefunden wird.

Nicht minder wichtig ist es für den ganzen Zusammenhang der Griechischen Grammatik, die qualitativen Veränderungen, welche die Vocale erleiden, genau zu bestimmen und nach ihren Gründen zu scheiden. Theils ist dieser Grund ein euphonischer, und liegt also in der Einwirkung anderer Laute; theils haben sie eine grammatische Bedeutung, und gehen von dem Bestreben aus, die Fassung des Begriffs zu än-

bern. Die Veränderungen der ersten Art sind meist Wirkungen der liquidae. Man kann durch sehr viele Beispiele darthun, daß die beiden liquidae  $\rho$  und  $\lambda$  (in gewissen Fällen wohl auch  $\mu$  und  $\nu$ ) eine Kraft haben, sowohl ein folgendes als ein vorhergehendes  $\epsilon$  in  $\alpha$  zu verwandeln. Dahin gehören z. B. die Aoriste  $\acute{\epsilon}\tau\rho\alpha\pi\omicron\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\delta\alpha\rho\eta\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\kappa\lambda\acute{\alpha}\pi\eta\nu$ ,  $\acute{\epsilon}\sigma\tau\acute{\alpha}\lambda\eta\nu$  (deren Regel der Rec. durch die Wahl der Beispiele anzudeuten sucht), wo der Verf. S. 157, 1. das  $\alpha$  als einen grammatischen Umlaut ansieht, in Uebereinstimmung mit andern neuen Sprachforschern, die zum Theil auch dieß  $\alpha$  des Aorists als das ursprüngliche Sanscritische  $\check{a}$ , und das  $\epsilon$  des Präsens als eine spätere Veränderung fassen wollen. Wären diese Ansichten richtig, so müßte das  $\alpha$  auch zwischen mutis finden, und z. B. ein  $\acute{\epsilon}\tau\alpha\kappa\omicron\nu$  und  $\acute{\epsilon}\psi\acute{\alpha}\gamma\eta\nu$  nachzuweisen seyn, deren Bildung von den Wurzeln TEK und ΨEI ganz jene Analogie folgen würde. Da dieß nicht der Fall ist, so ist gewiß der eigentliche Grund der Veränderung nur in euphonischen Verhältnissen zu suchen, wenn auch der Geist der Sprache, welcher einen kleinen Unterschied für Imperfect und Aorist suchte, dieser euphonischen Nebenform erst dann eine grammatische Bedeutung beygelegt hat. Noch augenscheinlicher ist der Einfluß, den die andern beiden liquidae  $\mu$  und  $\nu$ , die letztere besonders mit folgendem T-Laut, auf ein vorhergehendes  $\epsilon$  ausüben, um es in den dunklern Laut  $\omicron$  zu verwandeln. Dieser Einfluß, der sich auch in der Lateinischen und den Germanischen Sprachen nachweisen läßt, betrifft indeß in der Regel nur die schwächste Art des  $\epsilon$ , den Bindelaut einer Wurzel oder eines Stammes mit der Flexion. Ein solcher Bindelaut ist namentlich das  $\epsilon$  zwischen dem Verbalstamme und den Per-

sonalendungen, die ursprünglich  $\mu$ ,  $\sigma$ ,  $\tau$  u. s. w. lauteten, welches  $\varepsilon$  daher vor jedem  $\mu$  und  $\nu$  zum  $o$  geworden ist ( $\sigma\mu\alpha$ ,  $\varepsilon\sigma\alpha$ ,  $\varepsilon\tau\alpha$ ,  $\acute{o}\mu\epsilon\delta\omicron\nu$ ,  $\varepsilon\sigma\delta\omicron\nu$ ,  $\varepsilon\sigma\delta\omicron\nu$ ,  $\acute{o}\mu\epsilon\delta\alpha$ ,  $\varepsilon\sigma\delta\epsilon$ ,  $\omicron\nu\tau\alpha$ , um statt der abgestumpften Endungen des Activs die vollständig erhaltenen des Passivs zu setzen); während das radicale  $\varepsilon$  in der Conjugation auf  $\mu$  diesem euphonischen Einfluß widersteht, und sich wie das  $\alpha$ ,  $o$ ,  $\iota$ , und  $\upsilon$  immer in seiner Reinheit, zum Theil mit der Dehnung der ersten Classe, behauptet ( $\varepsilon\mu\alpha$ ,  $\varepsilon\sigma\alpha$ ,  $\varepsilon\tau\alpha$  u. s. w.). Von dieser Widerstandsfähigkeit der radicalen Vocale und von der Wandelbarkeit des Bindelauts  $\varepsilon$ , die alsdann auch zur Abstumpfung der Endungen die Veranlassung gab, geht der ganze Unterschied der Conjugationen auf  $\mu$  und  $\omega$  Griechischen aus; und wir glauben, daß Verf., der sich §. 117 mit der Wirkung des  $\mu$  und  $\nu$  auf das  $\varepsilon$  bekannt zeigt, seiner Darstellung der Conjugation einen noch höhern Grad von Klarheit verliehen haben würde, wenn er schon in der Lautlehre den Grund dazu gelegt hätte. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß die oben erwähnten Beispiele eines  $\varepsilon$  für  $o$  dem Dorischen Dialect Unteritaliens,  $\acute{\epsilon}\nu\tau\alpha\varsigma$   $\acute{\epsilon}\beta\delta\epsilon\mu\acute{\eta}\kappa\omicron\nu\tau\alpha$ , hier ebenfalls ihre Stelle finden; das  $\varepsilon$  ist auch hier das ursprüngliche, und das  $o$  die euphonische Veränderung des Bindelauts unter dem Einfluß von  $\mu$  und  $\nu\tau$ .

Von allen diesen euphonischen Einwirkungen ist der grammatische, für sich sinn- und bedeutungsvolle Ablaut genau zu unterscheiden. Wir wünschten, daß der Verf., wo er diese Erscheinung erwähnt (§. 156), den Terminus der Grimmschen Grammatik (die darin wohl als Gesetzgeberin geachtet zu werden verdient) fest gehalten, und nicht unter dem Ausdrucke 'Umlaut

tung' gar sehr verschiedene Erscheinungen befaßt hätte, wie die Dehnung in λήθω, die euphonische Veränderung in ἔτραπον und Anderes. Der Ablaut der Griechischen Sprache ist im Ganzen beschränkt auf die Verwandlung des ε in ο, und streift nur bisweilen in das α hinüber, so daß auch dieß zum ο wird. Er durchdringt aber auch so die ursprüngliche (starke) Conjugation der Griechischen Sprache und eine bedeutende Masse von Nominalbildungen, die es der Mühe versohate zusammen zu stellen und genau von den Wortbildungen zu trennen, die den Ablaut nicht zulassen. Daß dieß Lautverhältniß ε zu ο dem Gotischen i zu a entspreche, auf welchem der Ablaut der deutschen Conjugation beruht, kann wohl keinem Zweifel unterliegen; und ganz consequent steht der Präsensverstärkung ei (welches für ii steht) der Ablaut ai gegenüber, wie im Griechischen dem ει das οι, z. B. in leiba, láif, welches völlig dem λείπω, λέλοιπα entspricht. Die Präsensverstärkung iu aber, mit dem Ablaut au (in der IX. Conjug. bey Grimm), mußte im Griechischen ev mit dem Ablaute ov lauten, indeß hat sich dieß in der Conjugation nur in epischen εἰλήλουθα erhalten, und φεύγω, πέφυγα gibt nur unvollkommen das Gotische thiuha, thlahh, wieder, dagegen hat die Nominalbildung den ursprünglichen Ablaut noch ganz richtig in σπείδω, σπουδή, in κεύσω ἀκόλουδος bewahrt. Es ist merkwürdig, wie dieses kräftige Princip der Flexion und Derivation sich nur in occidentalischen Zweigen der Indo-Germanischen Sprachen erhalten hat, im Orient aber, so viel bis jetzt bemerkt worden, sich nirgends findet. Denn wenn ein vortrefflicher Sprachforscher (Bopp Vergleich. Gramm. S. 26 ff.) versucht, den Ablaut jener Sprachen



aus dem Sanscritischen *Guna* abzuleiten, so zeigen sich dagegen auf dem Boden der Griechischen Sprache *Guna* und Ablaut als ganz verschiedene Dinge, wie schon aus diesen und den obigen Andeutungen über das eine und das andere zu entnehmen ist. So vollkommen auch das Sanscritische *vēda* (aus *vaīda* entstanden) von der Wurzel *vid*, und das Gothische *vait* (ich weiß) von *vit* übereinzustimmen scheinen: so ist doch dieß genaue Entsprechen der Vocale nur scheinbar, denn *vait* vereinigt wirklich, wie das Griechische *φοῖδα* Dehnung und Ablaut, während in *vēda* (*vaīda*) der Ablaut völlig verloren und nur die Dehnung übrig geblieben ist, gerade als wenn man im Griechischen von der Wurzel *Ἔιδ* das Perfect nicht *φοῖδα* sondern *φεῖδα* gebildet hätte, wie es sich ja auch, dem ablautenden Indicativ, in den übrigen *Modis* unabgelauteet vorfindet.

Noch eine dritte Lehre, die in diesem Fundamentalthelle eine Stelle verlangt, ist die der Schwächung der Vocale, welche freylich zu ihrer Begründung erst eine Untersuchung über die relative Stärke der einzelnen Vocale voraussetzt. Im Griechischen würde diese gewiß ergeben (wie schon alte Grammatiker gesehen haben), daß das *ε* von allen Vocalen der schwächste war, und daher alle andern Vocale, durch eilige Aussprache, besonders vor Vocalen, zu einem *ε* werden können, wodurch namentlich die Substantiva der dritten Declination auf *ος* purum im Genitiv im Ionischen und Attischen, zum Theil auch in den andern Dialecten, ihre Form erhalten haben. Man vergleiche, um den Uebergang der sämtlichen Vocale *α*, *ι*, *ο* und *υ* in *ε* zu überschauen, κτέρεα, πόλει, γένεος, ἠδέων. Der Verf. berührt diese Erscheinung §. 286 ff.

fter, jedoch ohne sie im Allgemeinen zu characterisiren; auch nimmt er in  $\gammaένος$ ,  $\gammaένεος$  einen Uebergang von  $\epsilon$  in  $ο$ , statt des umgekehrten, an, wogegen deutliche Analogien der Lateinischen Sprache zeugen, die nach sichern Zeugnissen aus  $genusis$  erst  $genoris$  und daraus alsdann  $generis$  gemacht hat. Im Ganzen genommen hat indeß diese Schwächung auf die Form der Lateinischen Sprache, in der das  $a$  durch  $e$  in  $i$  übergeht, einen viel tiefer greifenden Einfluß ausgeübt als in der Griechischen, die sich gerade durch große Treue und Feinheit in der Bewahrung der mannigfachsten vocalischen Laute, wir wagen zu sagen, vor allen ihren Schwester Sprachen auszeichnet.

Der Wandel der Consonanten ist auf die Weise, wie der der Vocale, in zwey Abschnitten, erst in Beziehung auf die Mundart, dann auf Flexion und Ableitung, behandelt.

In Beziehung auf den ersten wiederholen die bey den Vocalen ausgesprochenen Wörter; der zweyte zeichnet sich durch Klarheit und Anmuth vor den meisten andern Behandlungen desselben Gegenstandes aus. Wir fügen nur wenige einzelne Bemerkungen bey. Bey dem Uebergange eines ursprünglichen  $\tau$  in  $\sigma$ , welcher dem Jonischen und Attischen Dialect angehört, bemerkt man den Einfluß eines darauf folgenden  $\iota$  oder  $\epsilon$ , welches bemerkt werden, der in fast allen Fällen ( $δίδοσι$ ,  $τέπτονσι$ ,  $είκοσι$ ,  $φύσις$ ,  $πλούσιος$ ,  $δαρύσιμος$ ,  $Ποσιδήϊον$ ) Statt findet, und von dessen entscheidender Wirkung man sich besonders überzeugt; wenn man verwandte Formen, in denen die Vertauschung des  $\tau$  mit  $\sigma$  nicht Statt gefunden hat, wie  $δίδοται$ ,  $φύτωρ$ ,  $πλούτος$  damit zusammenhält. Der Mund der Jonier ist hierbey offenbar von derselben natürlichen Nei-

gung der Articulations- Organe geleitet worden, die in der Römischen und den Romanischen Sprachen aus *ti zi* und später *si* gemacht hat. Hiernach kann auch kein Zweifel seyn, daß aus dem ursprünglichen und Dorischen *τύπτοντι* das Ionische *τύπτονσι* bloß durch Verwandlung des *τ* in *σ* und die dadurch nothwendig gewordene Ausstoßung des *ν*, an dessen Stelle die Dehnung der zweyten Art eintrat, geworden ist, nicht aber durch Einschiegung eines *σ* vermittelt einer Form *τύπτοντσι*, aus welcher der Vf. S. 54, 6 *τύπτονσι* ableiten will. Jedoch erkennt der Vf. selbst S. 101 dieß *τύπτοντσι* nach Bop 's Anleitung als eine 'wahrhaft monströse Form' und wird daher gern zugeben, daß die Regel nicht auf das Zusammentreffen von *νσ* sondern nur von *νσ* zu stellen war. Freylich bedarf sie dann einer näher begränzenden Bestimmung, da die Verbindung *νσ* zwar im Ionischen und Attischen Dialect, mit Ausnahm der Composita mit Präpositionen, sehr selten gelassen wird, aber die Sprache ihr auf verschiedene Weise, mit Berücksichtigung der dormaligen Umstände, auszuweichen weiß. Man kann in der That nachweisen, daß *ενς* im Griechischen auf sieben verschiedene Weisen abgeleitet worden ist, in *εις*, *εσσ*, *εσ*, *ειν*, *ην* *ενς* *ενεσ*.

Das dritte Kapitel der Fundamental-Lehre dieser Grammatik handelt von den Sylben, und zwar hauptsächlich von der Quantität und den Accenten. Von beiden Lehren scheint uns nur so viel in diesen Abschnitt zu gehören, als sich aus phonetischen Principen ableiten läßt; die speciellen Regeln, wann *α*, *ι*, *υ* in den vorletzten Sylben lang oder kurz sind, können viel besser mit der Flexions- und Wortbildungslehre

verbunden werden, so daß bey der Entwicklung jeder Form auch gleich ihre Quantität angegeben wird. Wenigstens läßt sich die Quantität nicht wissenschaftlich begründen, wenn nicht die Natur der Sylbe im Zusammenhange der grammatischen Entwicklung möglichst aufgeklärt ist. Auch hat der Verf. bey der Accentuation alle Regeln, die mit der Wortbildung und Flexion zusammenhängen, dem zweyten Theile aufgehoben; und es ist gewiß das zweckmäßigste, die Rücksicht auf Accente immer gleichmäßig neben der auf die Formenlehre fortzuführen. So durfte wohl ein tief begründetes Gesetz der Griechischen Sprache gleich bey den allgemeinsten Besprechungen über Verbum und Nomen erwähnt werden, daß nämlich das Verbum auch im Ionischen Dialect sich die ursprüngliche (Aeolische) Accentuation bewahrt hat, wonach der Accent so weit zurückgeht als es die allgemeinen formalen Gesetze gestatten, ohne an eine bestimmte Sylbe gebunden zu seyn: das Nomen aber (wie unter Particip und Infinitiv mit gerechnet werden) allein einen an eine bestimmte Sylbe gesetzten; fixen Accent hat, der seinem ihm durch die Wortbildung angewiesenen Sitze so verbleiben sucht, als es eben wieder jene allgemeinen Gesetze gestatten. Wie sehr diese Stanchheit und jene freye Beweglichkeit des Accents mit der Natur des Verbum und Nomen zusammenhängen, ließe sich leicht darthun. Einzelne Abweichungen zu erklären kann natürlich hier unser Geschäft nicht seyn; zur Begründung im Allgemeinen brauchen wir nur auf Göttlings sinnvolles Werk, die Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache (1835) zu verweisen, wo S. 43. 109. im Wesen dasselbe, wenn auch in anderer Form, vorgetragen wird.

Nachdem wir den Raum, den diese Recension in Anspruch nehmen darf, ganz auf die Fundamental-Lehre verwandt haben, können wir über die andern Haupttheile nur so viel hinzufügen, daß diese mit bey weitem größerer Vollständigkeit und wissenschaftlicher Ergründung bearbeitet sind. Insbesondere ist die Syntax, auf die der Vf. offenbar am frühesten ein genaueres Studium gerichtet hat, größtentheils aus den Ergebnissen eigener Lectüre und Forschung, mit Benutzung der speciellen Arbeiten der Neuern, theils über einzelne Partien der Griechischen Syntax, theils zur philosophischen Begründung der Satzlehre überhaupt, ausgearbeitet, und stellt sich neben die Werke von Matthiä und Bernhardt als ein selbständiges und manchen eihümlichen Vorzug entwickelndes Werk. Die Begünstigung der Syntax kann nicht anders als für die weitere Ausbildung des ganzen Werks zu einer wissenschaftlichen Sprachkunde die besten Hoffnungen erwecken; denn so natürlich ist für den Unterricht der Weg von der Lautlehre zur Formenlehre und von dieser zur Syntax ist, so findet doch für die zergliedernde Forschung eben so wohl der umgekehrte Weg Statt; und eine befriedigende Formenlehre, die die Formen nach ihrer ursprünglichen Bedeutung ordnet und historisch entwickelt, kann nicht ohne Kenntniß der Entwicklung des Satzes, aus welchem dem Ersten, dem ursprünglichen geistigen Einem und Ganzen der Sprache, alle grammatischen Formen sich wie Stamm und Blätter aus dem Keim entfaltet haben, und wiederum die Lautverhältnisse in ihrem geschichtlichen Leben nicht ohne eindringende Erforschung der Flexionslehre und Wortbildung, mit Inbegriff des ganzen lexicalischen Materials der Sprache, erfaßt werden.

Wir dürfen daher erwarten, daß bey erneuerter Bearbeitung dieses Werks, nach einem durchaus wissenschaftlichen und von aller Rücksicht auf das practische Erlernen frey gemachten Plane, auch die Fundamental-Lehre in der Vollständigkeit und dem innern Zusammenhange sich darstellen werde, die das Ziel und Streben des ganzen Werkes ist.

R. D. M.

## Stuttgart und Tübingen.

Bei Gotta: Hymenopterorum ichneumonibus affinium, monographiae, genera europaea species illustrantes. Scripsit Ch. G. Nees Esenbeck. 1834. Vol. I., ichneumonibus braconoideorum et alyseoideorum, tum <sup>et</sup> <sup>alio</sup> <sup>rum</sup> <sup>monographias</sup> complectens. XII 320 S. Vol. II., pteromalinarum, codricet dryineorum monographias complectens 448 S. in 8.

Im J. 1829 gab Gravenhorst seine Ichneologia Europaea (s. unsere Anz. 1830. 156) in 3 Bänden heraus; ungeachtet des elen was derselbe geleistet hatte, blieb aber doch in dieser Insectenfamilie noch manches zu erörtern übrig. Das vorliegende Buch ist gewissermaßen als Supplement jenes Werkes zu betrachten, steht aber doch, als besondere Monographien enthaltend, auch als ganz selbständig da. Vor etwa 20 Jahren beschäftigte sich der Vf. besonders mit denjenigen Familien der Insecten, welche noch am wenigsten gekannt waren; er sah bald ein, daß die Naturgeschichte und Beschreibung der Ichneumonen, auch sogar nur einer beschränkten Gegend, durch die Thätigkeit eines Menschenlebens nicht erschöpft werden könne, weshalb er nur einen Theil derselben zu seiner genauern Er-

forschung auswählte. Nicht allein was der Vf. selbst sammelte hat er hier mitgetheilt, sondern vieles ist ihm auch von andern Entomologen, besonders von Gravenhorst geliefert worden; der Character ist hauptsächlich, sogar auch bey den kleinsten Arten, nach den Fresswerkzeugen genommen. Indem der Vf. hinsichtlich einer allgemeinen Einleitung über Lebensart u. dergl. dieser Thiere auf Gravenhorsts Arbeit verweist, beginnt sein Werk sogleich mit der speciellen Darstellung der auf dem Titel genannten Insectenabtheilungen mit ihren Gattungen, Arten und Varietäten. Dabey haben wir denn die Gründlichkeit der Untersuchung und Darstellung des Vfs. zu bewundern Gelegenheit gehabt, und zwar was die Diagnose sowohl, als die Synonymie, wie auch die Schilderung nach Verschiedenheit des Geschlechts, nach Aufenthalt, specieller Lebensweise u. s. w. betrifft. So viel nun auch der Vf. selbst meldet und beobachtet hat (denn mehr als die deutsche Arten sind neu, und vom Vf. entdeckt und zuerst beschrieben), so müssen doch auch hier wieder erkennen, daß sich die Natur so leicht nicht erforschen läßt. Wir haben es für eine wesentlich die Wissenschaft fördernde Seite des Buches, wenn wir gleich angeben müssen von welchen Arten man noch die Männchen, und von welchen die Weibchen auffinden muß. Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, theils um unsern Lesern von dem genannten Buche Kunde zu geben, theils aber auch um zu zeigen, welche Verdienste der berühmte Verf. durch diese neue Arbeit im Felde der Entomologie, auch um diesen Zweig der Naturgeschichte sich erworben hat.

Berthold.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

49. Stück.

Den 28. März 1836.

---

D a r m s t a d t.

v. J. W. Meyer, 1835: De l'influence  
normande sur le langage. Mé-  
moire qui, en 1828, a partagé le prix fondé  
par M. le comte de Volney; suivi de gram-  
maires Barmane et Malaie, et d'un  
Essai sur l'Alphabet harmonique pour les  
Indes orientales, que l'Institut royal de  
France a couronné en 1827. Par A. A. E.  
Schleiermacher, conseiller intime de  
S. A. le grand-duc de Hesse. — XXXII  
und 712 Seiten in 8.

Die Preissteller, deren Aufgabe dieß Buch  
in jetziger Form ins Leben gerufen hat, mögen  
sich die hervorzuhebende Beantwortung der Fra-  
ge ursprünglich wohl ganz anders gedacht ha-  
ben als sie der Wahrheit der Sache nach wer-  
den konnte: denn sichtbar sind sie von der frü-  
her ziemlich verbreiteten Ansicht ausgegangen,  
die sinesische und jede andere ähnliche Sprache



sey deswegen so formenleer geblieben, weil die Bilderschrift, wesentlich auf Einsylbigkeit der Sprache gebaut, einen großen Einfluß auf die mit ihr geschriebene Sprache habe. Wer aber menschliche Sprache genauer kennt, wird einsehen, daß Schrift und Sprache zwey völlig ungleiche Mächte sind, die nicht sich gegenseitig bedingen und bilden oder erhalten, sondern wo auf der einen Seite allein ursprüngliches und nie völlig oder auf lange Zeit still stehendes, auf der andern abgeleitetes, oft spät nachkommendes und träge sich veränderndes Leben steht, so daß sich ein allgemeiner, stetiger und nothwendiger, überhaupt ein sehr bedeutsamer Einfluß der Schrift auf die Sprache gar nicht denken läßt; weder im Sinesischen noch sonst wo. Nun läßt sich zwar dennoch in gewissen Fällen und aus besondern Ursachen ein Einfluß der Schrift auf die Sprache denken, wie beym ersten Anfange der alphabetischen Schrift einer Sprache, indem das äußerst Flüssige und Schwankende einer Sprache in der Schrift mehr oder weniger begrenzter und fester wird, oder durch die Macht einer alten, volksthümlichen Literatur: aber durch alle dergleichen Einflüsse kann die Sprache im Großen und in ihrem ewigen Fortgange nicht gehemmt oder geändert werden; auch gestalten sich dieselben bey jeder einzelnen Sprache nach ihrer besondern Geschichte so verschieden, daß man wenige allgemeine Gesetze darüber aufstellen kann. Man muß es daher gern sehen, daß dem Verfasser obiger Schrift jene Preisaufgabe mehr die Veranlassung wurde, eine Menge Bemerkungen über wenig bekannte und zugängliche, besonders orientalische, Sprachen und Schriften und über deren Geschichte bekannt zu ma-

chen; denn in eine glückliche Mitte sich stellend, von wo aus er, so weit dieß gegenwärtig einem einzelnen Gelehrten leicht möglich ist, alle Sprachen und Schriften der Erde nach dem jetzigen Stande der Philologie übersieht, wählt er doch, zu nicht geringem Nutzen, vorzugsweise nur aus den noch weniger bekannten Gebieten Beispiele und Beweise, und gibt so einer Schrift, welche außerdem wohl sehr mager und leer hätte werden müssen, gewichtigen, seltenen Inhalt und selbständige Bedeutung. Schon in der eigentlichen Abhandlung über die Preisfrage, welche bloß bis S. 104 reicht, finden sich viele solcher Ausführungen, wie über die mit dem Sinesischen verwandten Sprachen, über das Bengalische, das Slavische. Aber noch viel wichtiger sind die beiden großen Anhänge, der erste eine birmanische S. 105 — 408, der zweyte eine malaiische Grammatik enthaltend S. 409 — 710. Das Malaiische, ein aller Einsylbigkeit noch mehr als die indo-germanischen Sprachen entgegengesetzter, und dennoch ohne jede eigentliche Declination und Conjugation gebliebener Sprachzweig, war zwar schon früher in einigen außer-europäischen Werken beschrieben: doch hat der Vf. das Verdienst genauer Vergleichung der sehr abweichenden Meinungen der Vorgänger und der Aufstellung des Richtigen in vielen Dingen. Dagegen waren vom Birmanischen, einer dem Sinesischen verwandten, aber in ihrer alten Getrenntheit sehr davon verschieden gewordenen Sprache, so wenig Hülfsmittel bis jetzt vorhanden, und diese, meist Englische Werke in Indien gedruckt, sind so unzugänglich und selten, daß man die hier gegebene birmanische Grammatik, welche allen bekannten Stoff ge-

nau untersucht und wohl gesichtet vollständig enthält, als die erste und zugleich sehr nützliche und zureichende europäische begrüßen kann, wenn auch in Zukunft bey weiterm Forschen so wohl in einzelnen Regeln als in der Anordnung des Ganzen manches einer Veränderung unterliegen sollte, wie sich voraussehen läßt: denn die Sanskrit-Gestalt, welche die Buddhisten als die ersten Lehrer und Grammatiker Hinterindiens dem Birmanischen gegeben haben, muß doch immer mehr der wahren Auffassung und an sich passenden Beschreibung einer vom Sanskrit so durchaus verschiedenen Sprache weichen. — Als besondere Vorzüge dieses Werks und als Zeichen der ungewöhnlichen Sorgfalt und Gunst, welche bey seiner Abfassung und Ausstattung wirkten verdient noch bemerkt zu werden einmal die Bereicherung jeder der beiden Grammatiken mit einer möglichst großen Menge von Beyspizun und Befestücken, deren Nutzen um so größer ist je weniger sonstige Hülfsmittel sich finden zur Erlernung einer selten gekannten Sprache; und dann der nirgends, wo die Sache es forderte, gesparte Gebrauch der eigenthümlichen Schriftarten fremder Sprachen, der Malaiischen Schrift mit ihrem ziemlich bedeutend veränderten Arabischen Alphabete, und der hier gewiß zum erstenmale in Deutschland gebrauchten, überhaupt in Europa sehr seltenen Birmanischen Characteren.

Angehängt ist auf 32 Seiten der Abriß einer auf Unterschreibung zu druckenden Schrift über die richtige Schreibung asiatischer Sprachen mit europäischer Schrift, welche der Verf., die Uebereilungen Volney's vermeidend, mit Glück versucht hat. Die Sache ist wirklich aus vielen Rücksichten sehr wichtig, ihre völlig glück-

liche Ausführung wünschenswerth, diese selbst nur durch ein tieferes Eingehen in das Wesen der verschiedenen asiatischen Sprachen und ihrer Laute, welches wir auch in der angekündigten Schrift zu erwarten haben, möglich. Einen großen Nutzen, welchen die verständige Schreibung asiatischer und anderer fremden Sprachen mit europäischen bekannten Schriften gewähren kann, zeigt vorläufig schon das ganze große Buch, dem diese Ankündigung angehängt ist. Denn indem das Bengalische, Birmanische, Malaische, da wo nicht von der fremden Schrift selbst gehandelt wird, nach bestimmter, deutlicher Uebereinkunft mit römischen Buchstaben gedruckt ist, sieht man dadurch die Möglichkeit, eine verhältnißmäßig große Masse von Bemerkungen über diese Sprachen, ohne ihre sehr großen und zugleich im Druck sehr theuern Schriften zu gebrauchen, im kürzesten Raume zusammenzubringen. Uebrigens versteht es sich, daß bey solchen Neuerungen größte Vorsicht die erste Pflicht ist. Es war längst zu wünschen, daß unter den Orientalisten und ihren Lesern über diese Schreibung eine Uebereinkunft gestiftet würde: vielleicht wird der Zweck durch das hier angekündigte Werk erreicht, oder wenigstens damit ein fester Anfang zur Uebereinkunft gegründet. Wir schließen wohl passend hieran die Anzeige des zu

## L o n d o n

bey Parbury, Allen und Co. 1834 herausgegebenen Buchs: Miscellaneous Works of William Marsden, F. R. S. etc. etc.

denn es enthält außer 'Gedanken über Abfas-

sung eines englischen Wörterbuchs' (auf 12 S.) zwey Abhandlungen, welche ganz in das Gebiet des vorigen Werks gehören. Die eine zwar, 'über Bestimmung eines auf orientalische Sprachen anwendbaren römischen Alphabets' (auf 27 S.), ist sehr unbedeutend, weil der Verf. die Sache zu leicht nimmt; desto wichtiger ist aber die andere 'über die polynesischen Sprachen' (auf 116 S.), welche auch im vorigen Werke noch nicht benutzt zu seyn scheint. Marsden, der alte, längst rühmlichst bekannte Kenner des Malaiischen, der einst selber lange Zeit an Ort und Stelle die Sprachen und Sitten der östlichsten Inselbewohner erforschte und seit einem halben Jahrhundert auf diese Gegenstände unermüdlich seine Aufmerksamkeit gewandt hat, dieser Malaiische Veteran stellt hier die letzten Ergebnisse seiner Untersuchungen über Sprachen und Literaturen jener entfernten Inselländer sammen und hinterläßt der Nachwelt ein Werk, welches für Geschichte und Sprachenkunde noch lange hohen Werth haben wird: obwohl vieles darin wiederholt ist was der Verf. früher schon in derselben Art geäußert hatte. Die wichtigste Wahrheit, welche das Buch lehren will, ist die, daß ein ursprünglich gleicher Sprachstamm, von welchem das Malaiische nur der bekannteste Zweig sey, sich von den Sandwichs-Inseln und Formosa im Norden über Malakka, die indischen Inseln (außer Ceylon), die Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln, bis zur Oster-Insel südlich von Mexico, bis Neu-Seeland und sogar bis Madagaskar verbreite, an vielen Orten unterbrochen von bedeutend abweichenden Sprachen der Papua's oder kraushaarigen Negritos, mit welchem Sprachunterschiede auch der Wech-

sel physischer Gestalt ziemlich übereinstimme. Dieser Satz wird auch wohl wahr bleiben, obgleich im Einzelnen der Untersuchung noch ein weites Feld geöffnet ist. Für den Geschichtsforscher ist so ein eignes Räthsel zur Lösung aufgestellt, wie sich nämlich eine Sprache über so weit von einander abliegende große und kleine Inselländer habe verbreiten können, da man bis jetzt noch gar keine in geschichtlicher Zeit vorliegende Gründe sieht, welche diese Erscheinung erklären. Der Sprachforscher findet einen in der zahllosen Inselnschaar unendlich verschieden gewordenen, doch überall noch deutlich die Grundfesten ursprünglicher Verwandtschaft aufweisenden Sprachstamm, welcher den Wandel und den Bestand sprachlicher Laute und Bildungen im Großen anschaulich macht; wie hier der sonst so selten scheinende Wechsel von *t* und *k* ganz deutlich hervortritt S. 58, und der von *r* und *n* vermittelt durch *l*. Auch ist es eigen, daß eine Sprache, die der Einsylbigkeit des Sinesischen am geradesten entgegensteht, die in vielen Inseln eine wenigstens mehrere Jahrhunderte alte Literatur hat, doch noch eine so durchsichtige und ursprüngliche Einfachheit besitzt, daß sie unsern indo-germanischen und ähnlichen viele Stufen von Bildung durchlaufenen Sprachen oft zur besten Erleuchtung dienen kann, z. B. für die Wahrheit, daß ein Nomen an sich weder den Plural noch den Singular, sondern eine unbestimmte Masse bezeichne, so daß Sprachen welche das Nomen schon nur entweder im Plural oder Singular fassen können, sich selbst dadurch in größere Enge und Noth begeben haben, als die, welche noch freyer und beweglicher das Nomen an sich, folglich als eine unbestimmte Masse bezeichnend, setzen kön-

nen (wohin auch das Arabische noch gehört, vgl. hier S. 41), während das Polynesische so wenig überhaupt im Numerus der leichten Genauigkeit ermangelt, daß es den Dual selbst viel mannigfacher und bestimmter gebraucht als das Sanskrit und Griechische. Und da lima oder rima als Zahl 5, außerdem aber noch sehr beständig 'Hand' bedeutet, so wird man nicht irren, wenn man auch die indogermanische Zahl pank'a mit pâni (Sanskrit.), lat. manus, und die semitische khamsch mit 𐤀𐤍 und 𐤒𐤍 zusammenbringt. Der Paläograph endlich findet hier Bemerkungen über die eigenthümlichen Schriftzeichen und Literaturen der indischen Inseln, wovon einige durch zwey Schrifttafeln verdeutlicht sind; Schriftzeichen, welche zum Theil aufs deutlichste auf Indien als ihre Quelle zurückzuweisen scheinen, während andere Spuren (wie die Bezeichnung der nachlautenden Vocale durch bloße Puncten einen obern für a, mittlern für i, u, ern für u; im Anfang des Wortes der Buchstab, welcher allein gestellt a bezeichnet, auch als Spiritus lenis für jeden andern Vocal geschrieben, vergl. die birmanische Schrift Schleierm. p. 107) die semitische) sie so weit von der indischen Deva-Nagari abführen, daß man, ohne die Ableitung aus Indien nicht ganz aufgegeben werden, dadurch auf uralte, bis jetzt noch nicht weiter geschichtlich zu verfolgende, Gestalten des indischen Alphabets geführt wird.

H. C.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

50. 51. Stück.

Den 31. März 1836.

---

N o s t o n .

A history of the united states, from the discovery of the American continent to the present time, by George Bancroft. Vol. I. XII pp. 508 S. in 8. 1834.

Der Titel dieses Werks wird schon die Wichtigkeit desselben bezeichnen. Wenn gleich einzelne Theile der Geschichte des vereinten Amerikas, besonders die Periode des Unabhängigkeitskriegs, recht gut behandelt sind, so fehlt doch an einer das Ganze umfassenden Geschichte, die bis auf die jetzigen Zeiten fortgesetzt wäre. Die Ausführung eines solchen Werks ist aber auch wohl nie zeitgemäßer als gegenwärtig, wo dieser Staat vorzugsweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, und auch nie verdienstlicher, um die vielen falschen Vorstellungen zu berichtigen, welche in der alten Welt im Umlaufe sind. Sie setzt aber auch einen Schriftsteller voraus, der zwar America aus eigener Anschauung kennt, aber auch genug mit



Europa bekannt ist, um sich dadurch vor der Einseitigkeit zu bewahren, in welche man ohne dieses so leicht verfällt. Wir glauben daher, ehe wir von dem Werke sprechen, von dem Verf. selber einige Nachricht geben zu müssen. Gebürtig aus Boston kam er vor etwa 15 Jahren als Jüngling nach Europa, um hier den Grund zu seiner wissenschaftlichen, besonders der historischen, Ausbildung zu legen. Dieß geschah mit eben so großem Fleiße als Erfolge auf der hiesigen Academie. Zugleich setzte seine, bald erworbene, Bekanntschaft mit unserer Sprache ihn in den Stand mit deutscher Literatur sich vertraut zu machen. So vorbereitet ging er in sein Vaterland zurück, und ward hier der Stif- und Mitvorsteher einer blühend gewordenen Lehranstalt in Massachuset, bey der auch deutsch Lehrer, namentlich unser Herr Assessor Dr. Bode, mehrere Jahre angestellt waren. Seine fortwauernde Beschäftigung mit deutscher Literatur bezeugen seine gelungenen Uebersetzungen mehrerer deutscher Werke. Von der Theilnahme an jener Lehranstalt zog er sich zurück, und lebt jetzt in glücklicher Unabhängigkeit zu Springfield unweit Boston, wo fast jeder Fleck historische Erinnerungen, von der Gründung der Colnien zu ihrer Freywerdung, weckt. Hier hat er die Geschichte seines Vaterlandes zu einer Hauptaufgabe seines Lebens gemacht, wozu die Bibliothek der benachbarten Universität von New-Cambridge, unter allen bestehenden die reichste für die Geschichte Nordamericas, die er seiner Versicherung nach wie seine eigene gebrauchen kann, alle nöthigen Hülfsmittel darbietet. Setzen wir hinzu, daß er, in der Blüthe des männlichen Alters und glücklichen äußern Verhältnissen, noch eine lange Laufbahn vor sich sieht, so wird man

es nicht in Abrede stellen, daß wohl selten so viele günstige Umstände zusammen treffen einen Historiker zu seinem Unternehmen geschickt zu machen.

Das Werk wird, dem Titel zufolge, die Geschichte der vereinten Staaten Nordamerica's von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten enthalten; also die Geschichte der Entdeckungen und Niederlassungen der Europäer, aus denen sie hervorgingen, und ihre weiteren Schicksale, nicht aber ältere Geschichte, denn von den einheimischen Völkern ist nur in sofern die Rede als sie mit den Europäischen Colonisten in Berührung kamen. Der vorliegende erste Theil reicht von der Entdeckung bis 1660, dem Jahre der Restauration in England, durch welche Carl II. hier zum Thron, und also auch zu der Herrschaft über die Colonien gelangte.

Das vereinte Nordamerica ist noch ein junger Staat, und unterscheidet sich dadurch von den Staaten unsers Welttheils, deren Geschichte mehr oder weniger bis in die mythischen Zeiten zurückgeht. Eine solche mythische Periode hat dieser Staat nicht; vielmehr treten hier gleich am Anfang die Forderungen ein, welche die Historik an die Behandlung der historischen Zeit zu machen berechtigt ist. Mit welcher Sorgfalt der Verf. diesen Genüge zu leisten gesucht hat, wird die weitere Anzeige darthun.

Dieser erste Theil zerfällt nach einer kurzen Einleitung, welche die Vorzüge dieses Staats in einem Umriss angibt, in zehn Kapitel, deren Inhalt wir kurz anzugeben uns verpflichtet halten. Kap. I. Early voyages, French settlements. Die Niederlassungen welche von Island aus gemacht seyn sollen, werden mit Recht als bloße Sagen betrachtet, und mit Columbus

beginnt die Reihe der Entdecker. Einer genauen critischen Untersuchung werden alsdann die Reisen von Johann und Sebastian Cabot unterworfen. Der erste, zwar gebürtig aus Venedig, aber ansässig in Bristol, erhielt für sich und seine drey Söhne ein Patent von König Heinrich VII. 1496 eine Entdeckungsbreise in dem nördlichen Meere zu machen, und die entdeckten Länder als Vasallen der Englischen Krone in Besiz zu nehmen. Sie waren die ersten welche die Küste von Nordamerica entdeckten. Auf einer spätern Reise drang Sebastian schon, in der Hoffnung eine Nordwest-Durchfahrt zu finden, bis in die Hudsonsbay. Er entwarf eine Carte, und erreichte die Breite von  $67\frac{1}{2}^{\circ}$ ; wo eine Meuterey des Schiffsvolks ihn umzukehren nöthigte. 'Er gab England einen Continent, aber Niemand weiß wo sein Grab ist.' Cortereal, in Portugiesischem Dienst, erreichte die Küste, aber wahrscheinlich nicht über  $50^{\circ}$ . Der N von Labrador ist das einzige Denkmal seinernehmung. Die Reisen der Franzosen bereits unter Franz 1. an; ein Italiäner Verazzi entdeckte 1524 die Küste von Nord-Carolina Sein eigener Bericht ist die älteste, noch Original vorhandene, Nachricht von der Küste N. Staaten. Von einer zweyten Schiffahrt kam er nicht zurück. Berühmter als er ward Cartier, der 1534 Canada entdeckte, und den Lawrence-Strom hinauf fuhr, bis er die Ufer zu beiden Seiten sehen konnte. Das Land ward Neu-Frankreich genannt. Die Fischereyen bey Neu-Foundland und der Pelzhandel veranlaßten neue Versuche unter Heinrich IV., die meist mißglückten, doch that sich 1603 eine Gesellschaft Kaufleute zusammen, und rüsteten unter Samuel Champlain eine Expedition aus; er ward 1608

der Gründer von Quebec und der Herrschaft der Franzosen in Neu-Frankreich. Kap. II. Spaniards in the united States. Die gelungenen Unternehmungen, und die Hoffnung große Schätze zu finden hatten den Enthusiasmus der Spanier entzündet. Ponce de Leon, schon der Gefährte von Columbus auf dessen zweyter Reise, entdeckte 1512 Florida, und nahm es für Spanien in Besitz. Er ward zum Statthalter ernannt, kam aber mit seinen Leuten in einem Gefechte mit den Indianern um. Die folgenden Reisen von Gomez, der in die Bay von Neu-York kam, und Narvaez blieben ohne Folgen. Wichtigster war die Unternehmung des Soto, zunächst zu der Unterwerfung von Florida 1534—1541, in dessen Inneres er eindrang, in der vergeblichen Hoffnung Gold zu finden, was ihn aber zu dem Mississippi führte. Er war der Entdecker und der erste Europäische Beschiffer des gewaltigen Stroms. Er kam bis zu der Mündung des mittlern Stroms, starb aber im May 1542. Nur Schichtingers Theil seiner Begleiter erreichte den Golf von Mexico. Florida ward verlassen.

Die Huguenotten-Unruhen in Frankreich erregten hier das Project, das besonders Coligny betrieb, durch Anlage einer Colonie ihnen eine Freystätte zu eröffnen. In den Jahren 1562 bis 1565 wurden wiederholte Unternehmungen ausgerüstet nach den Küsten von Florida und Carolina, aber mit schlechtem Erfolge. Die Spanier wollten ihre Ansprüche nicht aufgeben, die sie auf ganz America machten; sie überfielen die von Ribault, einem tapfern Seemann aus Dieppe, gegründete Niederlassung, und ermordeten auf eine grausame Weise die Franzosen. Kap. III. England takes possession of the united states. Das Kapitel umfaßt die Unternehmungen

der Engländer unter Heinrich VIII., und besonders der Elisabeth. Zwey Ursachen waren es die unter diesen Regierungen die Entdeckungen der Engländer beförderten; die eine die Hoffnung eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien oder Cathai zu finden, wodurch die Reisen von Forbisher, Hudson u. a., wovon Nachricht gegeben wird, veranlaßt wurden; die andere, in Nord-America eben so reiche Gold- und Silberländer zu entdecken, welches die Unternehmungen von Raleigh erzeugte, als die Spanier in Südamerica gefunden hatten. Elisabeth war freygebig mit Patenten zu Gesellschaften die sich darum bewarben, nahm auch wohl selbst an den Kosten der Ausrüstung Theil, die besonders nach den Küsten der nachmals sogenannten Carolinas gerichtet waren, jedoch ohne bleibenden Erfolg, wovon man das Genauere in dem Werke selber nachlesen muß. Kap. IV. Colonisation of Virginia. Hier fangen die bleibenden Niederlassungen der Briten in Nordamerica mit dem Jahre 1606 unter Jacob I. an, welcher zweyen Gesellschaften die Charters zu Niederlassungen gab, die unter dem Namen der London-Compagnie in der Plymouth-Compagnie bekannt sind. 19

Küstenstrich von 12 Breitengraden, von Fear bis Halifax vom 34° bis 45° N. B. ward; so unter beide vertheilt, daß der London-Compagnie das Land vom 34 bis 38°, der Plymouth-Compagnie das vom 42 bis 45° zugetheilt wurde, der Zwischenraum vom 38 bis 42° sollte für beide gemein bleiben, jedoch so daß keine Collisionen entstehen konnten. Die Bedingungen der Landverleihung von Seiten der Krone waren Huldigung und Rente; nämlich  $\frac{1}{5}$  von dem reinen Gewinn an Gold und Silber und  $\frac{1}{5}$  von Kupfer. Die Oberaufsicht ward einem Council

in England, die Local-Verwaltung einem Council in America übertragen. Die Mitglieder des ersten wurden unmittelbar von dem König ernannt; die der andern standen unter seiner Controle. So blieben den Colonisten gar keine politischen Rechte. Daß ein solches Verhältniß nicht bestehen konnte ist in die Augen fallend. Auch erhielten sie nach längerem Streit bereits 1621 eine geschriebene Constitution, der Britischen ähnlich, nachdem schon 1619 die erste Colonial-Assembly in der zuerst angelegten Stadt James-town war gehalten worden. Die ersten Ansiedler, nur 105 an der Zahl, hatten mit allen den Härten zu kämpfen gehabt, die man sich wird vorstellen können. Aber es waren Männer von festem Muth; unter ihnen muß vor andern J. Smith genannt werden. Zufolge der Constitution ward der Gouverneur und ein dauerndes Council von der Compagnie ernannt. Eine jährlich zusammentretende Assesembly bestehend aus dem Council und zwey Bürgern jedes Pflanzortes mit voller gesetzgebender Macht, jedoch so daß dem Gouverneur die Rechte blieb. Doch sollte jedes Gesetz nicht eher in Kraft seyn, als es die Bestätigung der Compagnie in England erhielt. Kap. V. Slavery. Dissolution of the London Company. Die Einführung von Negerclaven geschah zuerst 1616 von Holländern; nicht ohne Widerspruch. Die Colonie litt durch die Ueberfälle der Indianer, besonders 1622; es entstanden Streitigkeiten in der Compagnie selber, und dann zwischen dieser und dem König, der sich Eingriffe in ihre Privilegien erlauben wollte, und dieß hatte die Auflösung der Compagnie zur Folge. Kap. VI. Restrictions on Colonial Commerce. Nach Auflösung der Compagnie stand die Colonie di-

rect unter dem König, und ward als eine königliche Provinz betrachtet. Indes behielt sie ihre innere Verfassung und Freyheiten unter Carl I. Allein der König wollte Gewinn für die Finanzen aus derselben ziehen, und dieß führte zu den Handelsbeschränkungen. Unter den Producten war für den Handel der Tabak der wichtigste; den der König zum Gegenstande des Monopols zu machen strebte, so daß aller producierte Tabak gegen bestimmte Preise an die Magazine der Krone geliefert werden sollte, den die Krone dann verkaufte. Die Colonisten wollten aber dieß sich nicht gefallen lassen; und die Streitigkeiten des Königs mit dem Parlamente, und die daraus entstandenen Unruhen und Bürgerkriege gestatteten es dem Könige nicht seine Entwürfe auszuführen.

Die Geschichte wird dann durch den Zeitraum der Republik unter Cromwell durchgeführt, auf die Entstehung der Schiffahrts-Acte welche bekanntlich das Mutterland den au-  
 lichen Handel mit seinen Colonien sich zuer-  
 Kap. VII. Colonization of Maryland.  
 Gebiet von Maryland machte ursprünglich  
 Theil von Virginien nach seinem frühern  
 fange aus. Aber da das Land nördlich vom Po-  
 tomak-Fluß unangebaut war, konnte sich hier  
 ein neuer Staat, nicht ohne Widerspruch Virginiens, bilden. Sir George Calvert, zum Lord  
 Baltimore erhoben, war der Gründer desselben.  
 Er war zum Catholicismus übergegangen, und  
 hatte in Verbindung mit seinen ausgezeichneten  
 Eigenschaften sich die Gunst von König Jacob I.  
 erworben, und erhielt von dessen Sohn und Nach-  
 folger Carl I. im Junius 1632 für sich und sei-  
 ne Erben das Land in dem nachmaligen Um-  
 fange als Eigenthum; er nannte es der Königin

Henriette Marie zu Ehren Maryland. Wenn gleich Catholik gründete er doch für alle christlichen Secten Religionsfreyheit. Er starb jedoch noch ehe er die erhaltene Charter in Wirklichkeit setzen konnte, in demselben Jahre. Sein ältester Sohn, Erbê seines Titels und seiner Güter, sandte seinen Bruder Leonard Calvert in in dem Herbst des Jahrs mit 200 Colonisten, meist Catholiken, hinüber. Durch diese ward die neue Colonie gegründet und machte schnelle Fortschritte. Es bildete sich hier binnen kurzem, ohne den Rechten von Lord Baltimore zu nahe zu treten, ein repräsentatives System; und am Ende des Zeitraums, zur Zeit der Restauration dem Mutterlande, hatte sich die auf Freyheit gegründete Verfassung bereits so ausgebildet, daß bis zur Losreißung von dem Mutterlande fast gar keine weitere Veränderungen nöthig waren. Die Bevölkerung wird 1660 zwischen 10000 und 12000 angegeben. Kap. VIII. The 2. Mit diesem Kapitel beginnt die Geschichte der Anpflanzungen in Neu-England, nördlichen Theil der Küste von der Chesapeake Bay an gerechnet. In demselben Jahre wo die London-Compagnie ihre Charter für die südlichen Provinzen erhielt, wurde auch für die West- oder Plymouth-Compagnie von Jacob I. eine Charter für diese nördlichen Gegenden ertheilt, deren erste Versuche zu einer Colonisation hier ausführlich erzählt werden. Sie waren anfangs nicht glücklich, und nur die Beharrlichkeit der Unternehmer konnte erst später zu einem erwünschten Ziele führen. Die Auswanderer durch die Religionsunruhen aus England vertrieben — sie nannten sich Pilger — gingen erst nach Holland und erst 1620 von da nach America, wo sie die Stadt Neu-Plymouth



bey Boston in Massachuset gründeten. Kap. IX. Extended colonisation of N. England ist eine Fortsetzung des vorigen Abschnitts, und enthält zugleich die Geschichte der Gründung von New-Hampshire, Main, Rhode-Island und Connecticut; worauf demnächst in Kap. X. The united colonies of New-England die Geschichte bis zu ihrer genauen Verbindung 1637, und bis ans Ende des ersten Zeitraums im Jahre 1660 fortgeführt wird.

Es ist ein großer Gewinn für ein Volk seinen classischen Geschichtschreiber erhalten zu haben. Es lernt dadurch eigentlich sich selbst erst kennen. Wir müssen es America selber überlassen, ob es den Verfasser des vorliegenden Werks dafür erkennen will. Uns mag es erlaubt seyn nur so viel zu sagen, daß wir wenig neuere Geschichtswerke kennen, wo der Verfasser zugleich als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber auf gleich hohen Stufe stände. Die große Thätigkeit mit welcher er seine Quellen und die sorgfältige Critik gibt die sprechende Beweise der umfassenden Studien, mit er sie benutzt hat. Er hat besonders gleiches Schriften, nicht bloß größere, sondern auch kleine, die großentheils in Europa unbekannt sind, und welche die benachbarte Bibliothek ihm fast bis zur Vollständigkeit dargeboten zu haben scheint. zur Grundlage seiner Erzählung gemacht, ohn doch spätere oder auswärtige zu übersehen oder zu vernachlässigen. Seine Erzählung ist durchweg des Gegenstandes würdig. Sie ist nichts weniger als trocken; sie zieht den Leser mit sich fort; er findet sich immer belehrt, oft bewegt, mehr als durch Novellen oder Halbromane; die Liebe des Vaterlandes ist sichtbar die Muse welche den Verf. begeistert; aber diese Begeisterung

ist die des ernstern Historikers, die aus dem Innern des Gemüths, nicht die des Dichters, die aus der Phantasie hervorgeht. Wenn, was wohl nicht zu verkennen ist, seine deutschen Studien den Grund zu seiner Bildung gelegt haben, so ist es auch für Deutschland ehrenvoll dazu beigetragen zu haben, America seinen ersten großen Geschichtschreiber vorzubereiten. Dem Plan des Verf. zufolge soll das ganze Werk vier bis fünf Bände umfassen. Wir wünschen ihm einen fähigen Uebersetzer.

Hn.

### W i e n.

Bei Fr. Beck, 1834: Darstellung der Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, in ihrem gesammten Umfange. Aus Veranlassung der k. k. wirthschafts-Gesellschaft in Wien ver-

Dr. Ludwig August Krause. Mit 4 Kupfertafeln. XIV u. 284 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser sehr zeitgemäßen Schrift wurde durch die Landwirthschaftsgesellschaft in Wien aufgefordert, mit der Fabrication des Rübenzuckers sich zu beschäftigen und eine Untersuchung darüber anzustellen, ob die Einführung dieses Gewerbes für die Oesterreichische Landwirthschaft Vortheile gewähren könne. Auf Veranlassung von dem Grafen Ferdinand Colloredo Mannsfeld auf seiner Herrschaft Staaz in Unterösterreich angelegten, kleinen Fabrik, hatte Herr Doctor Krause Gelegenheit, sich practische Kenntnisse von jener Fabrication zu verschaffen. Er unternahm darauf eine Reise, um sich mit den in Mähren und in Würtemberg bestehenden Anstalten, und besonders mit den Französischen Runkelrübenzucker-Fabriken be-

kannt: zu machen. Vorzüglich genau lernte er die Fabrik des Herrn Crespel Delisse zu Arras kennen, dem er viele Erläuterungen verdankte. In Paris richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Construction der für jene Fabrication erforderlichen, zum Theil neu erfundenen oder verbesserten Maschinen und Geräthe. Nach der Rückkehr von seiner Reise brachte er die gesammelten Erfahrungen in der erweiterten Fabrik des Grafen Colloredo, die Jedem zum Unterrichte eröffnet wurde, in Anwendung, und verfaßte zugleich vorliegende Schrift, welche über Alles was den Bau der Runkelrüben und die Fabrication des Zuckers aus denselben betrifft namentlich auch über die Fortschritte, we man in Frankreich darin gemacht hat, die genaueste Auskunft ertheilt, und daher Allen empfohlen werden darf, welche sich mit diesen Gegenständen bekannt zu machen wünschen.

Der Verf. bemerkt, daß der Betrieb am vortheilhaftesten sey, wenn die Bewohner der Umgegend die Rüben bauen und an die Fabrik liefern, diese aber den Rohzucker an den Raffineur abgibt. Es ist indessen nicht zu kennen, daß anfangs ein solches Verhältniß nicht wohl bestehen kann; denn die Errichtung einer solchen Fabrik wird nur dann möglich, wenn der Unternehmer sicher ist, alle Jahre die nöthige Rübenmenge erhalten zu können. Daher ist dieser Industriezweig gewöhnlich nur durch größere Deconomieen in Gang zu bringen, auf welchen große Ackerflächen zum Baue von Rüben bestimmt werden können; wo mancherley Mittel zu Gebote stehen, welche den Fabrikbetrieb begünstigen, und wo aus den Abfällen für die Viehzucht ein bedeutender Vortheil zu ziehen ist. Was das Raffinieren betrifft, so kann die-

ses Geschäft leichter getrennt werden, wodurch die Fabrication sehr vereinfacht wird, und wo bey der Fabricant den Vortheil hat, gleich nach Darstellung des Rohzuckers den Erlös für seine Waare zu erhalten. Indessen können auch, wo es keine Raffinerien gibt, oder wo die Raffineure mit der Behandlungsart des Rübenzuckers noch zu wenig bekannt sind, Verhältnisse vorkommen, unter denen ein vollständiger Betrieb der Fabrication größere Vortheile gewährt. Diese Unternehmung gehört zu den Gewerben, welche, wie die Brantweinbrennerey, sowohl in Verbindung mit der Landwirthschaft, als auch davon getrennt, vortheilhaft betrieben werden können.

Die erste Abtheilung dieser Schrift handelt von dem Baue der Runkelrüben. Obgleich darüber nicht viel Neues gesagt werden konnte, so sind man doch das Bekannte sehr vollständig und gut zusammengestellt. Mit Recht empfiehlt der Verf. den Gebrauch von Säemaschinen und Exstirpatoren, von denen er auch Abbildungen beygefügt hat. Besonders beachtungswerth sind die Bemerkungen über die Düngung. Des Verf. Erfahrungen stimmen mit dem überein, was auch von Delouze, Blanquet u. A. beobachtet worden, daß es für den Zuckergehalt der Rüben gleichgültig ist, ob sie auf mageren oder stark gedüngten Aeckern erzogen werden; daß es aber vortheilhaft ist, die Rüben nicht auf frisch gedüngtem Boden zu bauen, weil sie alsdann weniger leicht in Gährung übergehen. Es kommt nach dem Verf. besonders darauf an, die Bildung salpetersaurer Salze zu verhüten. Da für die Zuckercabrication die Erhaltung der Rüben im guten Zustande höchst wichtig ist, welche von der Art sie einzuernten und aufzubewahren

abhängt, so wurden diese Gegenstände besonders ausführlich abgehandelt.

Die zweyte Abtheilung enthält die Darstellung der eigentlichen Fabrication. Die Operationen sind nebst den erforderlichen Geräthschaften genau beschrieben, und wo es nöthig schien, durch Abbildungen erläutert. Um das ganze Verfahren auch in öconomischer Hinsicht darzulegen, mußte eine gewisse, in einer bestimmten Zeit aufzuarbeitende Rübenmenge angenommen werden, und diese wurde auf 200 Centner täglich festgesetzt, wobey die Unkosten nicht viel bedeutender sind, als bey einer kleineren Menge. Bekanntlich haben viele Französische Fabrica die A'char'd'sche Methode verlassen; Andere, deren Spitze Crespel steht, sind ihr dagegen treu geblieben. Der Verfasser hegt zwar die Ueberzeugung, daß die Läuterung ohne Schwefelsäure die vortheilhaftere ist; hat doch aber beide Methoden angegeben; so wie auch von ihm manche, für einzelne Theile des Geschäftes in Vorschlag gebrachte Verfahrungsarten beschrieben worden, wenn er sie gleich nicht für ausführbar hielt. Ueberaus zweckmäßig von dem Verf. gegebene Erläuterung der Sätze, welche bey der Abdampfung befolgt werden müssen, über welchen Gegenstand man oft sehr irrige Vorstellungen verbreitet findet. Besonders nützlich ist auch die aufgestellte Berechnung des Werthes der Producte jeder einzelnen Operation, wodurch der Unternehmer eine klare Uebersicht der öconomischen Verhältnisse jedes einzelnen Theils des Geschäftes, und ein Anhalten für die Beurtheilung der Größe des Verlustes bey Unfällen erhält.

Die dritte Abtheilung liefert die Beschreibung der Raffination, und berührt außerdem ver-

schiedene Gegenstände, die zwar der eigentlichen Zuckercabrication nicht ausschließlich angehören, aber doch auf ihren vortheilhaften Betrieb einwirken. Die Berechnung der Unkosten und des Ertrages läßt sich erst nach der Werthbestimmung der Abfälle, die der Fabrication zu Gute kommen, vornehmen, daher diese jener vorangeht. Da das Beinschwarz ein so kräftiges Beförderungsmittel der Fabrication ist, so hat der Verf. auch über die Darstellung desselben, und die Wiederbelebung des durch den Gebrauch erschöpften, das Nöthige mitgetheilt.

### B r e s l a u.

Bei Schulz u. Comp.: Vollständiges Handbuch  
Naturgeschichte der Vögel Europas, mit  
Rücksicht auf Deutschland. Von C. L.

Erster Theil, die deutschen Land-  
l enthaltend. 1834. LVI u. 600 S. in 4.

Des Vf. Absicht ist in diesem Werke eine Aufzählung sämtlicher Erscheinungen aus dem Leben der Vögel, also nicht bloß eine Anleitung zum Kennen der letztern nach Gestalt und Farben, sondern. Auf Deutschland soll in diesem Buche besonders Rücksicht genommen werden, weshalb auch die deutschen Vögel zuerst in 2 Bänden in ununterbrochener Reihe abgehandelt werden, worauf dann die übrigen europäischen folgen. In der Einleitung spricht der Verf. umständlich von der Verbreitung der Arten und Gattungen, woben besonders diejenigen Beobachter und Reisenden namhaft gemacht werden, welche über die Vögel verschiedener europäischer und außereuropäischer Gegenden geschrieben haben; ferner von der Abänderung durch das Klima, worüber er schon früher eine besondere Schrift heraus gegeben hat

(s. unsere Anz. 1834. St. 169); über die Verwandtschaft, die Synonymik; auch liefert er ein systematisches Verzeichniß der deutschen Landvögel, welche hier in die vier Ordnungen Raub-, Sperlings-, taubenartige und hühnerartige Vögel zerfallen. Das Werk selbst handelt in dieser Reihenfolge die Vögel ab und beginnt zunächst mit dem Character der Landvögel überhaupt, nebst einer gedrängten Schilderung ihrer Lebensart. Die Ordnungen werden characterisirt nach Schnabel, Füßen, Schwanz, Augen, Kopf, Hals, Größe, Lebensart, Flugwerkzeugen und Bewegung, Stimme, Nahrung, Ausbrüten und Ernähren der Jungen, Nestern, Eiern und Nuzen. Uehnlich werden die Unterabtheilungen als Unterordnungen, Stungen u. s. w. behandelt und zuletzt die Arten genau beschrieben. Bey den Arten finden zunächst den deutschen, dann den lateinischen, und hierauf die deutschen und lateinische, ferner eine kurze Characteristik nach und Geschlecht, so wie specielle Angaben über die Verbreitung, Lebensart, Stimme, Nahrung, Fortpflanzung, und den Nestbau. Wir finden die Arbeit des Vf. sehr gelungen, man sieht wie er, verwandten Vögel genau verglichen und für Recht die Arten hin und wieder beschränkt hat; auch ist nicht zu verkennen, daß er selbst die Vögel vielseitig so wohl in der freyen Natur, als auch in der Gefangenschaft beobachtete, weshalb wir diesem Buche zu einem gründlichen Studium der Ornithologie eine sehr allgemeine Verbreitung wünschen möchten.

Berthold.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 2. April 1836.

L o n d o n.

2 vols (Paris 1834. Baudry, 1 vol.  
r. und 326 S., Appendix 31 S. gr. 8.)  
social, literary, political, by Henry  
Bulwer, Esq., M. P.

Als Edward Bulwer sein schriftstellerisches Leben begann und sein erstes bedeutendes Werk, *Edward* herausgab, da verkündete man mit Recht die große Wichtigkeit, und sah schon in dieser Dichtung eine Bürgschaft, daß er neue Entdeckungen in dem Reiche der Phantasie machen werde, wie weit auch Walter Scott vorgebrungen war; seine folgenden Dichtungen übertrafen jede Erwartung, während sie zugleich jede Erwartung auf den höchsten Grad steigern mußten: denn immer neue Zauberschöpfungen ruft sein Geist hervor, sey es daß er die Gegenwart tief durchforschend beschaut, wie in seinem Gemälde von England und seinen Bewohnern, oder daß er in die Vergangenheit taucht, wie jetzt in



den im September des vorigen Jahres erschienenen *Last days of Pompeii*. In dieser kunstvollen Dichtung gibt seine glühende, fruchtbare Phantasie die einst verschüttete Stadt dem Sonnenlichte wieder, mit all dem Losen des öffentlichen und der Pracht und Eigenthümlichkeit des häuslichen Lebens; mannigfache Gruppen und Charaktere treten so natürlich als reizvoll aus dem Ganzen der sonnigen Stadt hervor, und oft dünkt es uns sogar, der Dichter habe der nicht wohlthnenden britischen Sprache italische Weichheit und Feinheit eingehaucht.

Herr Henry Bulwer, sein Bruder, eröffnet seine literarische Laufbahn mit einem Gem von Frankreich, das keinesweges einen Neuling in der Kunst verräth, und er berechtigt falls zu den schönsten Hoffnungen in der Gattung die er gewählt. Wir könnten schöne Werk ein Seitenstück zu seines Bruder *England and the English* nennen, dürften die größere Schwierigkeit unbeachtet lassen, fremdes Volk treu und unbefangen zu schildern eine Eigenschaft die bey einem Briten nem andern Maßstabe gewürdigt zu werden dient; dürften wir die größern vorbereitenden Studien übersehen die dieses Werk erforderte. Dann haben auch die heterogenen Massen mit ihren schillernden Farben, welche jetzt die Französische Nation bilden, noch nicht ihre Reise erlangt, das alte Frankreich ist fast verschwunden, und schwer ist es, aus den Trümmern das einst Ganze zu erkennen, unsicher, schon jetzt eine endliche Umgestaltung annehmen zu wollen, und hierin finden wir eine neue Klippe für einen Staatsmann der nur der Wahrheit huldi-

gen, und nicht manchen Reise- und Volksbeschreibern nachahmen will, welche ihren Arbeiten kaum die Zeit gönnen die ihre Flugreise und ihr Flugaufenthalt in Anspruch nahmen.

Der Verf. hat, wie es uns scheint — denn die größere Hälfte seines Werkes ist noch nicht erschienen — alle diese Schwierigkeiten glücklich besiegt; gleich seinem Bruder, den Menschen nie aus dem Auge gelassen, und das Außerheimathliche mit klarem Sinn und den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, in der Absicht vielleicht allen Völkern zu nützen, seiner ruhigen Prüfung unterworfen; gleich ihm zeigt er eine große Reife im richtigen Denken, und in der Aeußerung seiner Ansichten jene Nichts beeinträchtigung

Kürze, welche besonders unter den Engländersparlamentsrednern, so oft Wahrheitsliebe vorherrscht, zu finden; gleich ihm weiß Geistige des Moments und das Allgeistige aufzufassen und zu drapieren; gleich ihm er seine Beobachtungen in einem edlen, lebenden Style vor, und versteht es besonders dem Ganzen die zweckmäßigste Ordnung zu geben.

Das Werk besteht aus drey Büchern, denen eine kurze statistische Uebersicht, *Analysis of France*, vorangeht.

Das erste Buch handelt in seinen verschiedenen Abtheilungen von der Hauptstadt. Wir treten zuerst in die *Champs Elysées*, folgen dem elegant beredten Verf. nach den *Boulevards*, und sagen mit ihm: *there is certainly nothing that we know of like the Boulevards in any other city of the world.* Da gibt er uns im Fluge einige Bilder, so treffend, daß

wir fast einen Nebenbuhler des bewunderten Edward Bulwer zu hören glauben, und nicht allein die gegenwärtige Generation zeigt sich uns auf dieser Wanderung, sondern auch die vergangene, denn richtig bemerkt der Verf.: what has not even our own generation looked on from yonder windows? Robespierre, Barras, Bonaparte, the Republic, the Directory, the Empire — have all passed in triumph and defeat before them. Das merkwürdige Palais Royal, wie es im August 1830 aussah, umschließt und fesselt uns jetzt; manche historische Rückblicke verbinden uns mit der Vergangenheit. Wir begeben uns dann nach den Quais und Tuileries, dem Schauplatz denkwürdiger Auftritte in allen Zeiten, und bewundern des Verfassers Schickung. Gewiß wird auch die prachtvolle Themse gesehen, und man wird ausrufen: One finds a happiness to glow about the squalid river of the which all our wealth and grandeur is not bestowed upon the magnificent Thames.

Hiermit haben wir die vier Hauptzüge der Physiognomie von Paris, und nachdem wir einen Ueberblick von der frühern Eintheilung der Stadt im Jahre 1702, 1789, und von ihrer jetzigen erhalten, die uns zugleich eine Ansicht des verschiedenen Lebens in den verschiedenen Stadtvierteln gibt; nachdem wir ein bedeutsames E. Caetera von 14 Seiten mit vielem Interesse durchgelesen, fühlen wir uns zunächst zu den Characteristics hingezogen: denn schon haben wir kein gewöhnliches Talent in den einzelnen Schilderungen gesehen.

Politeness, in den jetzigen verschiedenen Beziehungen, verglichen mit England, beleuchtet.

der Verf. auf eine treffliche Weise. Das Resultat wird Manchem der Frankreich nie, oder nicht in neuerer Zeit besucht hat, vielleicht nicht richtig scheinen; aber wer es gekannt und in seiner vorläufigen Gestalt kennt, wird mit dem Vf. sagen: *the French are no longer a polite people*, und Ségur's Klage theilen: 'daß guter Geschmack, Anmuth, blühende Munterkeit und Urbanität verschwunden'. Dagegen lebt Galanterie fast noch in allen ihren Abstufungen, und die Sevigné und die Ninon könnten noch heute unendlichen Stoff finden zahlreiche Briefe voll ähnlichen Geschwäzes zu schreiben. Wir zweifeln nicht daß jeder Leser dieses seltsam bunten Geschehes in unsern Ausruf einstimme: Heil dir edelstes Deutschland!

Jegender Abschnitt unterhält uns auf eitelbeherrschende Weise mit der Französischen Vanity, der Schmarogerpflanze die uns eben so unzertrennlich anhängt. 'Die Engländer sind das eitelste Volk der Erde, doch Eitelkeit ist nicht bloß lächerlich, sie gibt auch zugleich eine Kraft welche erhabenerer Eigenschaften nicht verleihen könnte. Mit ihr ist eng verbunden eine Empfänglichkeit für große Dinge, eine Pracht und Kühnheit in ihrer Ausführung, die wir selten bey den alten nordischen Völkern finden.'

Nicht minder tiefblickend ist das Kapitel über Pitt; Talleyrand, at the present time the greatest monopolist of good sayings, fehlt natürlich nicht. Gaiety and Frivolity sind jetzt minder hervorstechende Züge; der Vf. schreibt es der repräsentativen Verfassung zu, daß wir jetzt einen ernstern und männlichern Character

verbreitet sehen, der wohl noch empfänglich für Lustbarkeit, aber weniger fähig ist sie mit Politik und Ehrgeiz zu vermengen. Dieser Einfluß ist auch in der Literatur bemerkbar, und die Aeußerung des Herrn Dupin ist größtentheils richtig wenn er sagt: *par l'heureux effet de nos institutions, les goûts de la France ont perdu de la frivolité. Les études graves ont gagné.* — Den Schluß des 1. Buchs macht eine 26 S. lange Abhandlung über Verbrechen, in welcher, mit Auszügen aus dem schätzbaren Werke Guerry's: *Statistique morale de la France* und dasselbe beleuchtend, die unwürdigste Seite des menschlichen Lebens mit vielem Scharfsinn dargestellt wird.

Im II. Buche finden wir die Veränderungen von Ludwig XIV. bis Julius-Revolution, würdig, kräftig, gewöhnlichem Scharfblick, mit ruhigem Geist, und besonders mit parlamentarische behandelt. Wir erhalten die Lichtpunkte dergebenheiten welche Frankreich wie Europa erterten, und deren Einfluß, als Nachhall ein gewöhnlichen, furchtbaren Sturmes, noch spüren. Wir gestehen daß uns noch kein W. über diese für das ganze europäische Leben höchwichtigen Ereignisse, so richtig durchdachte, so befangene und so befriedigende Ansichten gegeben

Das III. Buch, betitelt *Predominant Influences*, verbreitet sich zuerst über den Einfluß der Frauen, stärker in diesem Lande und durch unendliche verzähnte Verzweigungen mächtiger einwirkend auf alle Lebens- und Staatsverhältnisse als irgendwo. Talleyrand kommt aus America und wünscht ein Amt, er findet es

im Salon der Frau v. Staël; Bonaparte, zum Kriegsleben geboren, begann es unter dem freundlichen Schutze der Frau v. Beauharnais; sogar Ludwig XVIII., der wohlbeleibte, betagte und geschickte Monarch, verwendete mehr Mühe auf seine niedlichen kleinen Billet-doux als auf die Abfassung der Charte.' — Den Schluß dieses Abschnitts macht ein Vorschlag, diesem Einfluß eine Richtung zu geben die zum Nutzen des Staates befrage.

**Military Influence.** Ein militärischer Geist durchdringt jetzt alle Klassen der Französischen Gesellschaft, und es ist vielleicht eben dieser Geist welcher in der Bewegung der bürgerlichen Maschine Ordnung erhält. Wir wollen aus diesem wichtigen Kapitel Folgendes mittheilen: 'Die welche Franz I. nach Pavia brachten, die Bonaparten bewogen den Frieden zu Chaumont sich zu weisen, den grand Seigneur Fontenoy und den republicanischen Krieger Narengo begleiteten — diese Gefühle, verzaubern wir uns darauf, finden wir in dem Cabinet des Dichters, des Deputierten und des Journalisten der jetzigen Zeit wieder.' — Einige vorläufig skizzierte Portraits begleiten diesen Vortrag.

**Literary Influence.** 'Es gibt Länder deren Herrscher einen erleuchteten Sinn für die Würde zeigen, womit Männer von Gelehrsamkeit und Wissenschaft ihre Gebiete zieren, — es gibt Andere in welchen Gesandte und Minister ebenso ausgezeichnet sind durch ihre literarischen Gaben, als durch ihren hohen politischen Stand; aber in keinem Lande eröffnet Literatur und Wissenschaft eine so freye, ehrenvolle und unabhängige Laufbahn als in Frankreich.' Erläuterungen dieses

Ausspruch mit steter Berücksichtigung der nicht ähnlichen Verhältnisse der Gelehrten in England, Verhältnisse die diesem Reiche so nachtheilig sind, Wünsche und Andeutungen Frankreich nachzuahmen, geben dieser Abtheilung ein bedeutendes Interesse, und somit haben wir die drei Hauptfedern gesehen welche das heutige Französische Leben in steter Bewegung erhalten, und die ihm oft einen bunten Anstrich geben.

Der Verf. fährt jetzt fort in zwey Schlusskapiteln, History und Drama, die zwey wichtigsten Abtheilungen des jetzigen Französischen Schriftenthums zu beschauen. 'Die alten Chroniken die frühern Geschichtswerke und die zahlreiche Memoiren verfehlten den Zweck der Geschichte denn der Mensch, das Volk, war in diesen Betrachtungen ausgeschlossen; Voltaire gab die Geschichte eine würdigere, aber immer noch eine falsche Richtung. Die neuere Schule näherte sich mehr dem wahren Geist der Geschichte, sie gleich Lessage und Moliere mehr machte sie erklären. Der jetzige Geschichtsschreiber, zu zahlreichern, leidenschaftlichern, weniger rührenden Klasse von Lesern redend als sein Vorgänger, mußte ein populärer Redner werden, einen leidenschaftlichern und kräftigern Styl nehmen.' Die theilweise vortrefflichen Werke Barante, Hist. des Ducs de Bourgogne, Mémoires de Chaud, Croisades, Thiers und Mignet, Révolution française, werden kritisch beleuchtet, und besonders die beiden letztern, verdiensterweise, größtentheils gelobt.

Das Drama wird in Hinsicht der Leistungen der Herren B. Hugo und A. Dumas beurtheilt. Unter den Schauspielen des Erstern wird Hera

nani als das beste betrachtet. Als Hugo dieses schrieb hatte er sich noch nicht das seltsame, spätere Ziel, welches Herr Bulwer mit Recht a kind of unphilosophic madness nennt, vorgesteckt, daher in keiner seiner folgenden Dichtungen die Zartheit, Anmuth, Natürlichkeit und treue Schilderung welche Hernani auszeichnet, zu finden ist. Von Lucrezia Borgia theilt uns der Vf. mehrere gut übersehte Scenen mit, denen die Theorie Hugo's folgt. Ein Vergleich zwischen Dumas und Hugo ergibt, daß Ersterer, den man übrigens auch nicht von einem wild and whining vice freysprechen kann, nach dem Erreichbaren, der letztere nach dem Unerreichbaren

Der Eine hat den Erfolg vor Augen den er will, der Andere die Theorie durch den Erfolg zu erlangen entschlossen ist. Hugo hat mehrere und erhabnere Elemente, Dumas (nur) weniger werthvolle eine vollkommene Ausführung hervor. Sein Drama Heinrich III. ist mehr als Lucrezia Borgia, weil es das eines natürlichen Talents ist, und seinen größern Eindruck zurück. Doch auch in spätern, obgleich mit gleichem Beyfall genanten Arbeiten des Herrn Dumas [Antony, Agèle, Darlington, Therèse, Tour de Nesle von ihm und Gaillardet)] suchen wir vergebens die Würde, Wahrheit und Anmuth, welche dem genannten Stücke so vielen Werth geben. 'Warum Herr Dumas' ruft der Verf. aus, 'haben Sie nicht wahrere, bessere und glänzendere Vorbilder, der feurigen Jugend die Ihr Talent bewundert und Ihre Laufbahn verehrt zur Nachahmung dargebracht; kann sich Frankreich keiner wackern und eigennutzlosen Männer, keiner edlen und tugendhaften Frauen rühmen; Warum sind Ihre Hel-



den und Heldinnen Geschöpfe die Sie im Um-  
 gange des täglichen Lebens anerkeln würden? Und  
 Sie, Herr Hugo, dessen Jugend so Edles ver-  
 sprach, dessen Oden ein durch Reinheit und Poe-  
 sie erhabener Geist durchhaucht, der Sie gleichsam  
 instinctmäßig das Ritterthum und die Anmuth  
 der alten Ritterzeit aufgefaßt zu haben scheinen;  
 haben Sie keine bessere Weise Ihre Landsmän-  
 ninnen zu erheben als sie zu lehren, gute Mütter  
 nach dem Beyspiel der Borgia zu seyn, oder  
 treue Geliebten gleich der Marion Delorme; Kön-  
 nen Sie das kriechende Wesen eines Höflings  
 rügen, wenn Sie sich so slavisch vor dem Ge-  
 meinsten Ihres großen Haufens beugen? —  
 Wir dürfen nicht hinzufügen daß dieser  
 höchst richtig ist, und höchst verdient die  
 in so vielen Beziehungen, talentvollen  
 Männer trifft; möchten sie die Wahrheit  
 urtheilung des Herrn Bulwer, der übrige  
 bessern Seiten mit Wärme gewürdigt, beherzi-

Der Anhang des Werkes enthält manche  
 tige statistische und andere Notizen, so wie  
 Uebersetzung der Charte in ihrer ursprüngli-  
 und neuern Gestalt.

Mifro

L e i p z i g.

Weidmannsche Buchhandlung: Abhandlun-  
 gen aus dem Strafrechte von Dr. Karl  
 Georg v. Wächter. I. B. Die Verbrechen  
 der Entführung und der Nothzucht nebst  
 einer Erörterung der sogenannten Fleischess-  
 verbrechen im engern Sinn. Nach dem (Römi-  
 schen) gemeinen Deutschen und Sächsischen Rechte

und mit Rücksicht auf die neuern deutschen legislativen Arbeiten. 1835. VI und 385 Seiten in Octav.

Schon der Titel des vorliegenden Bandes bezeichnet ein abgeschlossenes Ganzes, dessen Inhalt jedem Kenner und Studierenden des Römisch-deutschen Criminalrechts in einem hohen Grade willkommen seyn wird. Nächste Veranlassung dazu war das nicht bloß für die Rechtswissenschaft, sondern auch für die Bildungsgeschichte der Menschheit höchst merkwürdige, unter Zustimmung der Landstände erlassene königl. Sächsische Gesetz vom 8. Februar 1834 über die Bestrafung der fleischlichen Unthaten und einiger, hiermit in Verbindung stehender Verbrechen. Ein vorliegender Arbeit war bereits auf dem in den ersten Monaten des laufenden Jahres unter dem Titel: *De lege Saxonica III M. Februarii a. 1832 lata commentari P. I.* erschienen. Auf den Wunsch der Verlags-handlung übernahm der Verf. eine Bearbeitung des Ganzen in vaterländischer Sprache, und so erhielt dieser Theil nicht nur eine sehr veränderte Gestalt, sondern er wurde auch mit einem zweyten vermehrt, dessen zweckmäßig mit dem erstern verbundener Inhalt einen Commentar liefert, wie er allen Specialgesetzen zu wünschen wäre. Voraus geht nach der neuen Bearbeitung eine historisch-dogmatische Erörterung der genannten Verbrechen nach Römischem, gemeinem deutschen, und nach dem frühern Sächsischen Rechte; dann folgt der eigentliche Commentar über die einzelnen Bestimmungen des neuen Sächsischen Gesetzes und mit demselben

eine genaue Vergleichung anderer deutscher Gesetze und Gesetzesentwürfe der neuern Zeit.

Nach dieser Bearbeitung zerfällt das Ganze, außer einer Einleitung, welche die Quellen des Sächsischen Strafrechts, das von den bisherigen Gesetzen und von den Gerichten angewohmene Strassystem nebst der Gerichtsverfassung beschreibt und zugleich Andeutungen über die neue Organisation der Gerichte enthält (S. 1 — 19) in folgende zwey Abschnitte, deren Inhalt in mehrere Kapitel vertheilt ist.

I. Römisches, gemeines deutsches und älteres Sächsisches Recht über Entführung, Nothzucht und die Unzuchtsverbrechen im Sinn (S. 20 — 213) in 4 Kapiteln.

II. Neuestes Sächsisches Recht in sich auf das Preussische Landrecht, auf österreichische und Bayerische Str. G. B. u. Bayerischen, Hannöverschen und Württembergischen Str. G. Buchsentwürfe S. 214 — Dieser Abschnitt umfaßt, außer einigen Vorerinnerungen folgende 10 Kapitel: 1. Geschick und Abdruck des Gesetzes vom 8. Februar 1834. 2. Ueber die Auslegung der in den constitutionellen Staaten mit Zustimmung der Stände gegebenen Gesetze überhaupt und des Sächsischen Gesetzes vom 8. Februar 1834 insbesondere. 3. Allgemeine Grundsätze über die Anwendung des Gesetzes und über die Verbrechen von denen es handelt. 4. Nothzucht. 5. Unfreywillige Schwächung im engern Sinne. 6. Entführung. 7. Ehebruch. 8. Bigamie. 9. Unzuchtsverbrechen im engsten Sinn, (widernatürliche Unzucht, Incest etc.). 10. Theilnahme an der Unzucht Anderer, Kuppelery.

In den Motiven zu den hierher gehörigen Bestimmungen sagt die Staatsregierung, es sey das Absehen vorzüglich dahin gerichtet worden, die Sächsische Gesetzgebung mit der Legislation der meisten neuern, vorzüglich benachbarten Staaten in möglichste Uebereinstimmung zu bringen, und zugleich eine angemessene Gradation der Strafen in den einzelnen Untersuchungsfällen eintreten zu lassen (S. 216). Mit Uebergehung der Frage: ob das neue Gesetz nicht zu gleicher Zeit von einem höhern Standpuncte hätte ausgehen müssen, bemerken wir nur im Allgemeinen, daß diese Zwecke in dem vorliegenden Gesetze, im Ganzen genommen, auf eine ausgezeichnete Weise erreicht sind. Jene Strenge alter Gesetze, die bey mehreren Unzuchtstücken mit Feuer und Schwert um sich durch einen Geist der Milde ersetzt, durch Verbindung mit gerechten Strafbestimmungen den Gesetzgeber ehrt. Gleich im Einzelfalle des neuen, 35 § enthaltenden, Gesetzes alle in Bezug auf die darin verpönten Verbrechen und Verbrechen durch Gesetz oder Gewohnheit im Königreiche Sachsen üblich gewesene Strafen — aufgehoben. Die, bey manchen andern Verbrechen unentbehrliche, Todesstrafe ist bey den Fleischesverbrechen ganz abgeschafft; Gefängniß und Zuchthausstrafe, nach Beschaffenheit des Verbrechens abgemessen, sind an ihre Stelle gesetzt. Die erstere wird, wenn sie 3 Monate nicht übersteigt, in den Gerichtsgefängnissen verbüßt, die andere vorläufig zwar ebendasselbst, aber, nach einer ausdrücklichen Bestimmung von §. 30 'nur so lange, bis Landesgefängnisse eingerichtet sind.' Geldstrafen, welche bisher nur in der Oberlau-

sich bey Ehebruch und ähnlichen Unzuchtsverbrechen noch üblich waren, und über deren Zulässigkeit bey Verbrechen dieser Art eine große Meinungsverschiedenheit herrscht, finden sich in dem neuen Gesetze ganz ausgeschlossen. Das in der bisherigen Sächsischen Gesetzgebung und Praxis beynah ganz unbekanntes System eines maximum und minimum der Freyheitsstrafen bestimmt in dem neuen Gesetze fast durchweg die Grenze, innerhalb deren sich das richterliche Ermessen, nach Beschaffenheit des jedesmaligen Falles zu bewegen hat und die es auf keinen Fall überschreiten darf. Auch die Grenze zwischen Recht und Moral, zwischen Sünde und Verbrechen oder Vergehen ist nicht unbeachtet geblieben. Einfache Unzuchtsünden ben dem Gewissen jedes Einzelnen überl nur wenn sie mit arglistiger Verführung Verletzung besonderer vom Staate zur der Personen verbunden sind, werden bürgerlicher Strafe bedroht. Weibspewelche die Unzucht als Gewerbe betreiben mit drey- bis sechswochentlicher Gefstrafe belegt; wer solche Personen andführt oder ihnen das unzüchtige Geweroseiner Wohnung verstattet, unterliegt der nämlichen Strafe. Ehebruch wird mit Gefängniß von 1 — 2 Monaten, und wenn beide Personen verehlicht sind, bey jeder mit 2 — 3 mon. licher Gefängnißstrafe belegt; ist die mitschuldige Person unverehlicht, mit zwey bis vierwochentlichem Gefängniß. Der strafbare Incest wird sehr beschränkt; der Concubinatus wird zwar für unerlaubt, jedoch nicht für strafbar erklärt. Dagegen werden Bigamie, Nothzucht und Entführung in ihren verschiedenen Abstufungen mit

ernsten Strafen belegt. In Ansehung des letztern Verbrechens, welches nach Verschiedenheit der Fälle mit ein- bis vierjähriger Zuchthausstrafe und bey mildernden Umständen mit Gefängniß bedroht ist, bemerkt der Verfasser gelegentlich (S. 42), es spiele zwar in den Romanen und Comödien eine große Rolle, komme aber in unsern Zeiten im Leben höchst selten vor, so daß es manche Appellationsgerichte in Deutschland gebe, in deren nicht unbedeutendem Sprengel in unserm Jahrhundert kaum ein Entführungsfall sich ereignete. Das Verfahren von Amtswegen, welches schon von dem gemeinen Rechte viele Beschränkungen erhalten hatte, deren gewichtige, zum Theil mit der Ehre und Wohlstande der verletzten Personen und ihrer Familien zusammenhängende Gründe die Aufmerksamkeit in Sachsen, so ganz verlor, daß sie den Grundsatz aufstellte, alle Eheverbrechen seyen amtlich zu bestrafen, mehrere, zum Theil die ältern Gesetze noch bestehende Einschränkungen erhalten. Ein großer Theil dieser Vergehungen soll künftig nur auf den Antrag einer durch ein solches Vergehen in ihren Rechten verletzten Person, oder deren Eltern, Pflegeltern und Vormünder in gerichtliche Untersuchung gezogen werden. Sogar bey dem einfachen und doppelten Ehebruch soll, selbst auf Anzeige des unschuldigen Theils, keine solche Untersuchung verhängt, auch eine bereits begonnene nicht fortgesetzt werden, wenn nachgewiesen wird, daß der unschuldige Ehegatte dem schuldigen ausdrücklich oder stillschweigend verziehen hat. Auch die Verjährungszeit der in diesem Gesetze erwähnten Vergehungen erhielt eine größere Ausdehnung, nach

welcher sie, mit Ausnahme der Nothzucht und gewaltsamen Entführung, auf einen Zeitraum von fünf Jahren festgesetzt wird. Ueberall zeigt sich das Bestreben die Härten der bisherigen Gesetzgebung zu mildern und die übertriebene Gelindigkeit der Praxis zu schärfen, und eben dadurch auch von criminalistischer Seite die großen Bewegungsgründe der häuslichen Zucht und der öffentlichen Sittlichkeit zu verstärken. Wer die Schwierigkeiten einer vollendeten Gesetzgebung über den fraglichen Gegenstand kennt, wird gewiß die Ueberzeugung mit uns theilen, daß das neue Sächsische Gesetz einen sichtbaren Fortschritt zum Bessern enthalte, und daß jeder deshalb noch übrig bleibende Wunsch bey der Revision die es ohne Zweifel bey der Discussion über das, mit der achtungsvollen und Sorgfalt vorbereitete, Ganze des neuerhanden Gesetzbuchs seine angemessene Befriedigung finden wird. Der vorliegende Commentar hält, außer seiner nächsten Bestimmung für Zuhörer des Verfassers, auch in dieser Hinsicht manche Bemerkungen und Winke, die der Aufmerksamkeit der verdienstvollen Gesetzgebung nicht entgehen werden. Gründliche Gelehrsamkeit, lichtvolle Deutlichkeit und bescheidene Freymüthigkeit eignen dieses Werk zu einem Handbuche für jeden, der über diesen hochwichtigen Inhalt an der Hand der Geschichte und Erfahrung weiter forschen und nachdenken will. Ein alphabetisches Register würde diese Brauchbarkeit noch vermehrt haben.

Böhmer.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

53. Stück.

Den 4. April 1836.

---

G ö t t i n g e n.

Die Sitzung der Königl. Societät der Wissenschaften am 13. Februar hielt der Hofrath Müller eine Vorlesung unter dem Titel: *Titulus de instauratione murorum Athenarum perscripti explicatio*, zu welcher die am 25. Julius des vorigen Jahres gehaltene und in Nr. 281 dieses Jahrganges unserer Anzeigen im Auszug mitgetheilte Vorlesung die Vorbereitung bildete. Der Verf. der Abhandlung ist seit der Zeit, daß er sich mit diesem eben so schwierigen wie lehrreichen Denkmal zu beschäftigen anzufangen, sehr gefördert worden durch eine andere Abschrift, welche der Entdecker der Marmortafel selbst, Herr Pittakis in Athen, davon gemacht, und Herr Dr. Franz in dem *Bulletino dell' Instituto di corrisp. archeol.* N. III. c. di Marzo 1835 mit einem vorläufigen Versuch der Erklärung herausgegeben hat. Wiewohl nun diese Abschrift lange nicht mit der Genauigkeit der Roffischen gemacht ist, die uns



allein in den Stand setzt, die Buchstaben jeder Zeile abzuzählen und durch die Rücksicht auf die Zahl der fehlenden den Ergänzungen einen höhern Grad von Evidenz zu geben: so enthält sie doch einige Worte mehr, die Herr Pittakis offenbar wirklich auf dem Stein gelesen, es ist daß er den Stein früher in einem noch bess. Zustande, oder unter einer günstigen Beleuchtung, die gerade diese Stellen deutlicher erkennen ließ, zu copieren unternommen hat.

Namentlich ist unter diesen hinzukommenden Stellen eine, die uns allein gestattet, die Zeit der Inschrift mit einiger Genauigkeit zu bestimmen. Die bisher bekannte Geschichte der Mauern Athens liefert eine solche Zeitangabe nicht. Unsere Inschrift kann sich weder auf die Erneuerung der Befestigungen des Peiräe, der langen Mauern beziehen, denn sie ist durchaus nur von Reparaturen, noch auf die Ausbesserung in der Zeit der Schlacht Chäronea, an der Demosthenes so patriotisch Antheil nahm, denn diese besorgten Beamte, *τειχοποιοι*, welche von den zehn Stämmen gewählt wurden, und die nöthigen Geldsummen aus der Staats-Casse empfangen; in dieser Inschrift aber wird die Reparatur dieser Befestigungen vom Staate an Unternehmer verdinget, die von jenen Beamten gänzlich verschieden sind. Und doch kann die Inschrift aus paläographischen Gründen kaum über Alexanders Zeit hinaufgerückt werden. Hier kommt uns nun die besagte Abschrift von Pittakis sehr zu Hülfe, die in der 37. Z. wo die Behörden angegeben werden, welche den Bau verdingen, die Worte hat *ΚΑΙ ΟΕΠΗΤΕΙ ΔΙΟΙΚΗΣΕΙ ΑΒΡΟ... ΟΤΡΙΟΥ ΟΤΤΕΛΗΣ*, deren Herstellung *ΚΑΙ ΟΕΠΗΤΗ ΔΙΟΙΚΗΣΕΙ ΑΒΡΟΝ ΑΤΚΟΤΗΤΟΤ ΒΟΤΤΑ-*

ΔΗΣ, wohl Jedem sicher erscheinen wird, der mit Athenischen Namen, namentlich auch der Demen, bekannt genug ist. Dieser Habron, Eukurgos Sohn, aus dem Demos der Butaden, den wir hierdurch als Chef der athenischen Finanzverwaltung (ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει, auch ταμίας τῆς διοικήσεως und mit andern Namen genannt) kennen lernen, war auch sonst schon als der älteste Sohn des berühmten Redners und Staatsmanns Eukurg, und durch ein Wort der Lebensbeschreibungen der zehn Redner bey Plutarch selbst als ein ausgezeichneteter Staatsmann bekannt (πολιτευσάμενος ἐπιφανῶς). Von der Zeit seiner Verwaltung ist uns nun zwar keine Nachricht zugekommen; indeß ergibt sich aus der Lebenszeit des Vaters um Olymp. 95 geboren war, daß dieser Sohn um Olymp. 110 in Staatsaffären thätig seyn konnte, und eine nähere Erwägung der Geschichte des Eukurg führt mit über Wahrscheinlichkeit dahin, daß Habron das Amt eines ταμίας τῆς διοικήσεως in der 111ten oder 112ten Olympiade bekleidet habe. Man ist nämlich, daß Eukurg drey Pentaeteriden, d. h. vierjährige Zeiträume, hindurch, von Olymp. 110, 3 bis 113, 3, der Finanzverwaltung Athens mit großem Ruhm und eben so großem Vortheil des Athenischen Staats vorstand, aber nur in der ersten Pentaeteride unter eigenem Namen, in den beiden folgenden wegen eines Gesetzes, das er selbst früher gegeben hatte, in der Art, daß er zwar selbst das ganze Rechnungswesen leitete, aber immer einen seiner Getreuen den Namen dazu hergeben ließ (τῶν φίλων ἐπιγραψάμενός τινα), den vorher das Volk auf seine Veranlassung zum Schatzmeister der Verwaltung erwählt hatte, eben in der Absicht, daß Eukurg

seine wohlermogenen Pläne für die Herstellung der Finanzen Athens ungestört ausführen könnte. Nun liegt in der That nichts näher als die Annahme, daß unter diesen Treuen der älteste Sohn des Lykurgos selbst gewesen sey. Auch wissen wir, daß als nach Lykurgos Tode, Olymp. 114, eine feindliche Partey, an deren Spitze der Nachfolger Lykurgs, Menesachmos, selbst stand, dem Volke die Verwaltung des rechtlichen und edlen Mannes zu verdächtigen mußte, daß in Liebe und Haß so wenig zuverlässige Volk von Athen die Söhne des Lykurgos ins Gefängniß werfen ließ, was doch gewiß nicht geschehen wäre, wenn sie nicht durch den Vater in die Geschäfte hineingezogen worden wären.

Der Verf. hat hiebey, auf Böckh's troffene Untersuchungen über den Attischen Haushalt gestützt, die Zeit der Lykurgischen Verwaltung von Olymp. 110, 3 bis 113, 3 gesetzt, und begründet in der Abhandlung diese Data durch die damit zusammenhängende Geschichte des Baus der Dock's und des See-Arsenals im Peiræus; indessen können wir hier den Auszug aus diesem Theile der Abhandlung ersparen, da der Verf. bey Gelegenheit der Nissen'schen und Kießling'schen Schriften über Lykurgos in diesen Anzeigen ungefähr dieselben Bemerkungen auszuführen vor hat. Darnach trifft der bessere Zustand der Finanzen, welchen Athen dem Lykurg verdankte, erst nach der Schlacht von Charonea; in Zeiten, wo Athen, wenige schnell vorübergehende Aufregungen ausgenommen, der Ruhe pflegte. Wäre es anders gewesen, lägen die zwölf Jahre dieser Verwaltung nicht nach, sondern vor jener Schlacht: so würde wohl schwerlich Philippos seinen Zweck

erreicht haben, und Alexanders weltumschaffende Unternehmungen wären unmöglich gewesen.

Man könnte nun vielleicht die Herstellung der Befestigungen Athens, von der die Inschrift handelt, an den besondern Auftrag anknüpfen, welchen Lykurg vom Staate erhalten hatte, die Rüstungen Athens für einen Krieg zu betreiben, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach kein anderer war, als die von Lykurg und Demosthenes besonders beförderte Bewegung Athens gegen den jungen Alexander, die durch die Zerstörung Thebens so schnell und schrecklich erstickt wurde. Wie es indeß damit auch stehe, so kann doch die in der Inschrift bezeichnete Herstellung überhaupt nicht durch solche momentane Verhältnisse veranlaßt worden, sondern muß Zeiten einer Vatersorge für die Zukunft zugeschrieben werden, da am Ende der Inschrift bestimmt ist, was von den auszuführenden Reparaturen im ersten, zweyten und so weiter bis zum fünften Jahre fertig seyn soll.

Hierauf wendet sich die Abhandlung — nach einigen kurzen Bemerkungen zur spätern Geschichte der Befestigungen Athens — zu der Inschrift selbst. Die Schrift derselben ist die nach Euklides (Bl. 94, 2) gebräuchliche; jedoch sind die Buchstaben Z Θ Ξ Σ durchaus so gestellt, wie in den besten Zeiten Athens. Die viermal vorkommende Setzung von EI für HI ist auch ein Ueberrest aus älterer Schriftweise, der sich indeß hie und da auch später findet. Die Buchstaben sind στοιχῆδον gestellt, jede Zeile zu 71 Buchstaben, nur daß die Uberschriften in größerer Schrift, und der letzte Abschnitt, die Eintheilung des ganzen Baues in Parzellen, die abgesondert verdungen wurden, mit kleineren Buchstaben geschrieben ist. Auch hat der Steinhauer

einige Versehen hinterher zu berichtigen gesucht. Zeilen sind 125, von denen aber nur die von Z. 53 bis 72 vollständig über die beiden Bruchstücke weglaufen, in welche die Tafel der Länge nach zerbrochen gefunden wurde. Das Bruchstück zur Linken ist über Z. 53 so abgerieben, daß nur wenige Buchstaben zu erkennen sind; das zur Rechten aber bricht mit Zeile 80 völlig ab. Das Nähere zeigt die genaue Copie der Inschrift, welche der Abhandlung, ganz so wie sie Herr Dr K o ß dem Verf. mitgetheilt hat, beygegeben wird. In grammatischer Beziehung ist der dreyimal vorkommende Diphthong in *δεινται*, *προσδεινται*; *δειομένη* zu bemerken und mit *κλεινται*, Corp. Inscr. Graec. 102 zu vergleichen. Schlechte, unattische Formen, aus denen man ein späteres Alter des Denkmals hat schließen wollen, finden sich durch die neuere Copie desselben nicht bestätigt.

Hierauf folgt nun in der Abhandlung eine Darstellung der Inschrift in gewöhnlicher Schrift mit den Ergänzungen des Verf. und einer lateinischen Uebersetzung des Theiles der Inschrift in dem ein zusammenhängender Sinn sich verfolgen läßt. Die Rechtfertigung der Ergänzungen und die Erläuterung des Ganzen ist alsdann in der Form von Anmerkungen zu den einzelnen Zeilen gegeben. In diesem Auszug wird es zweckmäßiger seyn, den durch diese Untersuchungen gewonnenen Inhalt der Inschrift nach den einzelnen Abtheilungen derselben zu zergliedern und dabey die besser erhaltenen und verständlichern Theile des Textes einzufügen.

Der erste Theil kündigt sich durch die ziemlich erhaltenen Worte: *ἔδοξεν τῷ δήμῳ* als Volksbeschuß an. War diese Zeile wirklich die erste, wie uns angegeben wird, so kann vor

den angeführten Worten nur der Archon und die Prytanie, in der die Volksversammlung gehalten wurde, dahinter nur der Bürger, der den Beschluß dem Volke vorgeschlagen, bezeichnet gewesen seyn, wiewohl die Volksbeschlüsse der Zeit sonst in der Regel ausführlichere Angaben des Datums enthalten. Der Beschluß der Wiederherstellung bezog sich nach §. 2 auf die Mauern der Stadt, des Peiräeus und die langen Mauern, τὰ τεῖχην τοῦ ἀσ[τεως] καὶ τοῦ Πειραιεύς καὶ τὰ μακρὰ τεῖχην, wozu nach einer folgenden Stelle, §. 37 noch eine vierte Befestigung τὰ τεῖχην τὰ π[ερὶ τ]ὸν Τ... kommt, über die sich wohl eine Vermuthung aufstellen, aber schwer begründen läßt. Zur Leitung des neuen Reparaturbaues wird ein Architect vom Volke gewählt, ὁ ἀρχιτέκτων ὁ χειροτονηθεὶς τοῦ δήμου, §. 6, welchen man von Ehrlichkeit der Architecten unterscheiden muß, die §. 32 und 117 vorkommt. Diese sind deutlich die Bauunternehmer, an die die Reparaturverordnungen wird, und die deswegen auch μισθωμένοι (§. 18. 22) und μεμισθωμένοι (§. 26) heißen. Eben so hieß in Athen der Theaterpächter, der die Verpflichtung übernahm, das Gebäude in baulichem Zustande zu erhalten, nicht ἰσθμωτὴς und ἐργολάβος, sondern auch ἀρχιτέκτων. Ueber diese Unternehmer setzt nun der Staat einen durch Wahl ernannten Architecten, der eine ähnliche Stellung hat, wie sonst die ἐπιστάται oder Vorsteher der öffentlichen Bauten. Der Architect, welcher in der berühmten Inschrift vom Bau des Poliastempels neben den Epistaten genannt wird, ist gewiß auch ein solcher vom Staate Beauftragter, und eben solche Beamten lassen sich auch sonst nachweisen. Diesem Architecten wird nun auf-

getragen, den ganzen Bau in zehn Theile (δεκάμερη 3. 7) zu zerlegen, die alsdann einzeln verdingungen wurden, worüber wir durch den letzten Theil der Inschrift noch etwas Näheres erfahren. Hernach erräth man aus dem Worte παρέχειν 3. 8, daß bestimmt war, welche Baumaterialien der Staat liefern sollte, wofür παρέχειν und von Seiten der empfangenden Unternehmer παραλαβεῖν (3. 26. 95. 99) der eigentliche Ausdruck ist. So war in der in manchem Betracht ähnlichen Urkunde in Delos über die Reparatur des Apollotempels, im Corp. Inscr. 2266. 3. 23, bestimmt, daß der Staat dem Unternehmer das verarbeitete Erz liefern sollte, wofür es in Delos ausgezeichnete Werkstätten gab. In Athen gab der Staat, wie man aus 3. 83 u 99 abnimmt, besonders die Dachziegel und sonst aus gebrannten Erdenarten verfertigt her. Hierauf folgte eine allgemeine Ang auszuführenden Arbeiten und der dazu bestimmten Zeit, alles dieß kürzer als in dem zweyten Haupttheile. Weiterhin wird bestimmt, daß man sich der Unternehmer durch einen Eidswu im Rathe der Fünfhundert, welcher die obere Aufsicht über alle Verwaltungsangelegenheit hatte, versichern sollte, ὅ[ρω πι]σ[τῶ]σαι ἐν τῇ βουλῇ κατὰ τὸν νόμον 3. 23, daß sie Au auf die Art und in der Zeit vollenden würden unter dem Volksbeschlusse angegeben seyn, τῶ ὑπὸ τῶδε τῶ ψηφίσματι γεγραμμένῳ 3. 24. Auch mußten sie Bürgen stellen, wie man weiterhin aus 3. 112 sieht, worüber indeß im Volksbeschlusse sich Nichts erhalten hat.

(Der Beschluß im nächsten Stück)

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 7. April 1836.

G ö t t i n g e n.

Veröffentlichung der Anzeige der Vorlesung des Hofr.

Met.: Tituli de instauratione murorum Athenarum perscripti explicatio.

Nach einigen Zeilen, deren Zusammenhang sich weniger entdecken läßt, erräth man die Bestimmung, daß die Unternehmer nach Vollendung des Werks die Berechnung der geleisteten Arbeiten auf den Mauern selbst und im Metroon, wo das Staatsarchiv war, aufstellen sollen, ἐπὶ τοῦ τείχους καὶ εἰς τὸ Μέτροον πρὸς τὸν δῆμον, welcher Umstand daran erinnert, daß auch Lykurg am Ende seines Lebens im Metroon eine Uebersicht seiner ganzen Verwaltung gab. Die Absicht ist, daß außer den Behörden auch die Bürger die Verwendung der bedungenen Gelder und was etwa die Unternehmer aus eigenem Vermögen zugelegt haben, übersehen können, und diese dadurch einer allgemeinen Musterung unterworfen werden. Die erhaltenen Worte lauten, nach Er-



gänzung des mittlern Stückes, . . . . τοῦ μισθωμένου, καὶ τὸ ἀργύριον ὅσον ἂν αὐτοὶ εἰσενέγκωσιν τῇ οἰκοδομῇ [ἢσει τ]ῶν [ἔργ]ων, εἰδ[έ]ναι, καὶ ἐξ[ε]τ[ά]ξ[οι]ντ[ο] περὶ τὰ τ., bey welcher Ergänzung die in §. 32 wiederkehrende Formel ὅσ' ἂν [εἰς]ενέγκωσιν οἱ ἀρχιτέκτονες geleitet hat, was schwerlich anders erklärt werden kann, als was die Unternehmer dabey aus eigenem Vermögen dazugethan haben. Es sollte diesen also nicht benommen seyn, wenn sie etwa einen Theil des Baues aus eigenem Vermögen vorzüglicher, als bedungen worden, ausführen wollten, wofür sie alsdann auch eine öffentliche Anerkennung belohnte. Die Schlussstelle ist am besten erhalten, und nach Analogie anderer Psephismen, in der Lebensbeschreibung der Redner bey Plutarch und Corp. Inscr. 108, außs genaueste zu restituieren: ἀναγράφει δὲ τὸδε τὸ ψήφισμα τὸν κατὰ πρυταν[ι]α γραμματέα καὶ τὰ μισθώσιμα ἔργα καὶ ὅσ' ἂν [εἰς]ενέγκωσιν οἱ ἀρχιτέκτονες, [εἰς] στ[ῆ]λην λιθίνην, καὶ τὸ ἀνάλωμα τῆς ἀναγραφῆς τῆς στήλης δοῦναι τὸν ταμίαν τοῦ δήμου πεντήκοντα δραχμᾶς ἐκ τῶν εἰς τὰ κοινὰ ψηφίσματα ἀναλισκόμενων τῷ δήμῳ. D. heißt: diesen Volksbeschlus solle der Schreiber der Prytanie auf einen Marmorsteiler eingraaben lassen, und dazu die verdungenen Arbeiten und was die Unternehmer aus eigenem Vermögen aufgewendet. Als Kosten dieser Eingrabung soll der Schatzmeister des Volks 50 Drachmen aus den Geldern zahlen, welche für außerordentliche Ausgaben nach Volksbeschlüssen angewiesen waren. Von den 50 Drachmen sind freylich nur die Buchstaben PA enthalten, doch läßt sich keine andere passendere Zahl als 50, d. h. Π mit

einem hineingeschriebenen  $\Delta$ , in die Lücke einfügen. Die gewöhnlichen Kosten eines Volksbeschlusses waren in Athen 30 Drachmen; diese große Urkunde kostete 50, nach unserm Gelde 1 Ablr. 11 Sgr. Conv., eben so viel wie die Grabung sämtlicher Psephismen des Eufurgoß gekostet hat.

Hierauf folgen im zweyten Haupttheil die Bedingungen der Verdingung, die *leges locationis*, denen die Namen der Magistrate vorgesetzt sind, die dabey thätig waren. Dieß sind die *Politen*, welche in Athen alle Staatsgüter, Einnahmen und Unternehmungen zu verpachten oder zu verdingen hatten, und der eben schon angezeigte Schatzmeister der Verwaltung, *Habron*, Eufurgoß Sohn. Die *Politen*, deren zehn waren, wurden nicht alle genannt, sondern durch vorausgeschickte Namen bezeichnet (*Ἐπι* . . . *ως ἐκ Κηδῶν καὶ Ἀυτολήκων* . . .), wovon wohl der Eine der *Prytane* oder Vorsteher ihres Collegiums, der Andere vielleicht der Schreiber ist, nach welchem eine ähnliche Behörde, die der Schatzmeister der Götter, bezeichnet zu werden pflegt.

Die Ordnung der nun folgenden Bestimmungen ist im Allgemeinen deutlich. Die Mauern werden nicht etwa sogleich in bestimmte Theile getheilt und die auszubessernden Stellen angegeben, sondern es wird in diesem Abschnitt auf eine für alle Theile gültige Weise bestimmt, in welchem Zustand die Mauern gesetzt werden sollten. Danach konnten diejenigen, welche den Bau zu unternehmen Lust hatten, die Kosten der Reparatur der einzelnen Abtheilungen für sich selbst schätzen, und ihre Forderungen einrichten. Die Beschreibung des Zustandes aber, in wel-

chen die Mauern zu sehen seyen, beginnt mit den untern Theilen, und schließt mit den obersten. Nach der Nennung der herzustellenden Befestigungen im Allgemeinen §. 37 liest man §. 39 mit muthmaßlicher Ergänzung der ersten τὰς κρηπίδας λιθολογήσει ὕψος ποιῶν γῆς μὴ ἔλαττον ἢ διπο [διαίτας], der Unternehmer wird die Sockelmauern aus Bruchsteinen aufführen, bis zu einer Höhe von nicht weniger als zwey Fuß über der Erde. Λιθολόγημα, ein Ausdruck, der §. 45 und 47 wieder vorkommt, bezeichnet, wie die Abhandlung ausführlich darthut, einen Bau aus Bruchsteinen, λίθοι λογάδες, wie er besonders in Privatgebäuden zu Sockelmauern gebraucht wurde, auch bey Stadtmauern aus Backsteinen öfter Unterbau vorkommt. Merkwürdig ist indeß, die Athener dafür eine Höhe von zwey Fuß genügend hielten, wiewohl allerdings die Römer in Varros Zeit paululum modo lapidibus suffundata, ut humorem ecfugerent, waren. Auf diese Steine des Grundbaus muß sich beziehen, was man eine Zeile weiter liest: τὸν ἀρμόν ἐπὶ ζοῖδος τιθεῖς πρὸς μετώπῳ worunter zu verstehen ist, daß die Fugen der Bruchsteine nach der Fronte zu regelmäßig bearbeitet und geglättet werden sollen. Der Ausdruck ἀρμοὶ, der auch in der großen Inschrift vom Tempel der Polias vorkommt, ist dort theils als eine Fuge, theils als ein Klammerloch zur Verbindung von Quadersteinen erklärt worden; unsere Stelle spricht indeß mehr dafür, daß darunter die Fugen, namentlich die glatt bearbeiteten Ränder derselben verstanden seyen (vgl. diese Anz. 1832. S. 855). Ζοῖς ist das Instrument des ξείν, welches Verbum nicht bloß ein Schnitzen

des Holzes, sondern auch die feinere Bearbeitung der Steine bezeichnet, wie die eben erwähnte Inschrift besonders darthut; der Ausdruck ἐπὶ ξοίδος läßt sich mit dem viel besprochenen sub ascia v. i. R. consummavit an Römischen Altären verbinden. Ob die folgenden Bestimmungen (3. 41 πρῶτον λίθοις χρώμενος μὴ ἐλάττωσιν ἢ τριημίποδι[αίοις und 42 παρὰ πλευρὰν ὀρθὰ καὶ κατὰ κεφαλὴν, ἐξυπάγων πηλῷ ἢ χυρωμένῳ) sich noch auf die Sockelmauer beziehen, ist zweifelhaft; wir machen dabey nur auf den πηλὸς ἢ χυρωμένος aufmerksam, der in der Inschrift sehr viel, zum Mauern, zum Ausstaken der Decken-Fächer, zum Estrich vorkommt, dabey nie von Kalkmörtel die Rede ist. Die Verse selbst lehren, daß darunter Lehm zu verstehen ist, der mit Spreu vermengt ist, um seine bindende Kraft zu mehren, also ungefähr das, was jetzt Schebe- und Kabe-Lehm heißt, was von den Alten sonst πηλὸς δι' ἀχέρων, lutum acerosum, aceratum oder paleatum genannt, und besonders bey den Wänden ländlicher Gebäude viel erwähnt wird. Die folgenden Stellen, in denen von ganzen und anderthalben Backsteinen und von Döbeln aus Olivenholz zur Verbindung von Bausteinen die Rede ist (3. 43 μὴ ἐλάττω πλίνθου, ἐὰν δέ που δείηται τριημιπλινθίου und 44 παρὰ πλευρὰν καὶ κατὰ κεφαλὴν, καὶ σφηνώσει σφήσιν ἐλαϊνοῖς) können nicht mehr auf die Sockelmauer gehen, aber ob auf Strebepfeiler oder die Thürme der Mauer oder worauf sonst, läßt sich bey dem Mangel der vordern Stücke jeder Zeile nicht errathen. Wir bemerken nur, daß wenn wir hier den Ausdruck πλίνθος für Backstein nehmen, wir doch keineswegs sicher sind, daß es nicht bloß lufttrockene

Lehmsteine (*ἔμαϊ πλίνθοι*), nicht gebrannte (*ὄπται* oder *κεραμέαι πλίνθοι*), waren, da man gerade zu Städtemauern solche Lehmsteine sehr viel gebrauchte, auch wegen des Widerstandes, den sie den Stoßmaschinen der alten Poliorcetik entgegensetzten. Dagegen wird gleich darauf, *45 (καὶ τὸν στοῖχον ἐπάνω? τῶν λιθολο-*  
*μάτων ἀμαξιαίοις οἰκοδομήσει καὶ)*, auch wenn man die Ergänzung als ganz zweifelhaft beseitigt, doch offenbar von einer Lage sehr großer Quadern gesprochen, die wahrscheinlich eine Art Sims oder Gurt über der Sockelmauer bildeten. Die Erwähnung von Treppen (*3. 46 ἐπισκευάσει δὲ καὶ τῶν κλιμάκων τὰ δέο[μενα — πε]ριόντων*) scheint sich wieder auf die Thürme zu beziehen. Hierauf kommt mit den Worten Wenn aber etwas bis zum Sockel herab ein-  
 stürzt ist (*Ἐὰν δὲ τι πτωματίσῃ μέχρι τῆς λιθολογῆματος* (*3. 47*), die Urkunde zu den obern Theilen der Mauer, jedoch ohne daß die Beschaffenheit des Textes mehr abzunehmen gestattet, als daß zum Behufe der Ausbesserung an gewissen Stellen der Umgang auf den Mauern zwischen den Thürmen niedergedrungen werden soll; auch ist von Strebepfeilern und einem wahrscheinlich aus hölzernen Balken bestehenden Verbande der Mauern im Innern die Rede, dessen auch Vitruvius gedenkt (*παρέξει καὶ ἐξοικοδομήσει, ἐὰν δὲ πλεόνων προσδείηται — τῶν μεταπυργίων καθελῶν τὴν πάροδον ἢ αἱ ἀντηρίδες — ἐνδέσμους ἐνβαλῶν. 3. 48 — 50*). Dann wird die Bedachung der Thürme abgehandelt, woraus man sieht, daß von den untern Theilen derselben früher schon die Rede gewesen seyn muß; es werden dabey *δράνοι*, vermuthlich horizontale Nieselbalken, *γεισῆποδες*, Balken

köpfe, die ein Gesims tragen, und *γεῖσα λίθινα ἢ κεράμεια*, Gesimse von Stein oder gebranntem Thon, erwähnt, Ausdrücke die die Abhandlung sonst nachweist und erläutert. (Ἐὰν δέ τινος κερροῦ ἢ ὄροφῆ δειο[μένη] ἢ — θράνος ἢ γεροπυλῶν ἢ γεῖσον λίθινον ἢ κεράμειον — εἴπερ ἐπισκευάσαι. 3. 50 — 52).

Hierauf beginnt der Abschnitt der Inschrift, der nur allein in der ganzen Breite des Steins erhalten ist, und von 3. 50 bis 73 reicht. Er betrifft einen besonders ausführlich abgehandelten Gegenstand, die Bedachung der *πάροδος*. *Πάροδος* ist der Umgang auf der Mauer hinter den Zinnen zwischen den Thürmen, in denen ein Durchgang, *διόδος* genannt, die Fortsetzung und Verbindung der *πάροδος* bildet, wie man aus *Lydiæ* und *Philon's* poliorcetischem Werke schon wußte. Die nähere Einrichtung einer *Parodos* lernt man indeß erst durch diese Inschrift kennen. Zuerst wird im Allgemeinen bestimmt, daß der Unternehmer, dem es zufällt, den Umgang zu bedachen habe, jedoch nicht für die gesammten Befestigungen, sondern nur für die Ringmauer der Stadt, wobey noch ausdrücklich die Zwischenmauer ausgenommen wird, welche die Stadt von dem Raum innerhalb der langen Mauern trennt, nebst einer Doppelpforte über dem Thor, welches in diese letztere Befestigung führte. (Καταστεγάσει δὲ καὶ τὴν πάροδον [τοῦ κέκλι]ου τοῦ περὶ τὸ ἄστυ ἀνευ τοῦ διατειχίσματος καὶ τοῦ διπύλου τοῦ ὑπὲρ τῶν πυλῶν [ἐπὶ τὰ μα]κρὰ τεῖχη. 3. 52 — 54. vgl. 70). Vorher sollen aber, wird so gleich hinzugefügt, die Gesimse des *Peridromos*, d. h. des äußern Umgangs vor den Zinnen, gesetzt seyn, wahrscheinlich erstreckten sich diese Ge-

simse, die nicht anders als aus großen Quadrern bestanden haben können, bis unter die Zinnen-Mauer der Parodos (ἐπιβαλὼν τοῦ περιδρόμου τὰ γείσα 3. 54). Zunächst wird aber auch noch nicht die Bedachung selbst, sondern die-Aufführung der Mauern und Pfeiler beschrieben, auf denen diese ruhen soll, und zwar zuerst der Zinnen-Mauer. Von den Zinnen, heißt es, soll Alles, wo mehr als sechs Finger, d. h.  $\frac{1}{2}$  eines Fußes, fehlen, neu von Backsteinen aufgeführt werden, und dabey Fenster von zwey Backsteinen Breite ausgespart werden, so daß die Zinnenmauern 3 Fuß, die Fenster 10 Lagen hoch werden. (Καὶ τῶν ἐπαλξίων πάντα ὅσα ἂν ἦ [ἀφεστη]κότα πλέον ἔξ δακτύλων πλινθοβολήσει διαλείπων θυρίδας διπλίνδους, ὕψο ποιῶ[ν τοῦ μ]ὲν ἐπαλξίου τρεῖς πόδας, δὲ θυρίδος δέκα στοίχους. 3. 54 — 56).

ist offenbar so zu verstehen, daß über einer mauer von 3 Fuß Höhe sich Pfeiler, welche gewöhnlichen Zinnen entsprechen, und dazwischen Fensteröffnungen erheben sollten, welche weit genug seyn mußten, um die Feinde von da mit Wurfgeschossen abwehren zu können. Die nähere Bestimmung der Breite und Höhe hängt von der Größe der Backsteine ab. Die gewöhnlichen Backsteine der Griechen hatten einen Fuß in der Länge und Breite, und wiewohl Vitruv angibt, daß für öffentliche Gebäude um ein Viertel größere genommen wurden, so muß doch hier nur die gewöhnliche Art, welche eine Breite von 2 Fuß für die Fenster ergibt, angenommen werden, wie ein bald zu berührender Umstand zeigt. Die übliche Dicke der antiken Backsteine ist etwa nur 2 Zoll, doch wurden lufttrockene Steine nach Palladius doppelt so stark gemacht; nehmen wir hier das

Mittel, so wird das Fenster  $2\frac{1}{2}$  F. hoch, und dieß ist die geringste Annahme, da nach den weitern Angaben die Decke dann nur  $7\frac{1}{2}$  F. über den Boden zu liegen kommt. Zunächst ist natürlich von der Ueberdeckung dieser Fenster die Rede, wovon die Inschrift Folgendes meldet: Dann wird er übergespannte Holzbohlen von der Dicke einer Backsteinlage und der Länge von 8 F. so legen, daß sie durch die Mauer durchreichen und mit einander verschränkt werden, und unter diese Bohlen auch Würfel legen, und darüber sechs Lagen Backsteine aufführen. (Καὶ ἐπιθήσει ὑπερτόλαια ξύλ[ινα, γο]μφώσας διάτοιχα, πάχος τοίχιαία μῆκος ὀκτώποδα· ὑποθήσει δὲ καὶ ὕβους τοῖς ἐπ[ερτο]λαιοῖς· καὶ ἐπιπλινθοθετεῖ ὕψος εἰς στοίχους. 3. 56 — 58). Wie diese Erklärung im Allgemeinen sicher steht, ist doch manche schwer zu beantwortende Fragen, namentlich wie eine horizontale Bohle zwischen die Backsteine gelegt werden könne, ohne der näzern Verbindung nachtheilig zu seyn. Die un-gelegten Würfel sind wahrscheinlich Holzstücke, welche zwischen die Backsteine eingefügt und mit Bohlen verzapft sind; indeß ist nichts von einer ähnlichen Vorrichtung über den Bohlen gesagt. Die Länge von 8 F. muß von dem Mittel eines Wandpfeilers bis zum andern gereicht haben, da niemals ein Bohlen-Ende auf ein Fenster treffen konnte; wonach man Fenster von 2 F. und Pfeiler von 6 F. annehmen könnte; da dieß aber kein übliches und zweckmäßiges Verhältniß bey den Mauerzinnen ist, so ist anzunehmen, daß die achtfüßigen Bohlen immer über zwey Fenster reichten, und dann kommt auf die Zinnen ganz dieselbe Breite wie auf die Fenster, von 2 F. Zunächst bedarf es nun gewisser Stützpunkte für die



Decke nach der andern, innern Seite des Umgangs. Daher die Urkunde so fortfährt: Auch wird der Unternehmer nach der innern Seite schmale Pfeiler bauen, wo solche noch nicht stehen, von der Stärke von zwey Backsteinen und in der Entfernung von 7 F. (*Οικοδομήσει δὲ καὶ ἐνδοθεν στόχους, οὗ μὴ εἰσιν οἰκοδομημένους διπλίνδρους, διαλείποντας ἑκτὰ πόδας*. S. 58. 59). Der Ausdruck *στόχος*, der in dieser Inschrift genau von *στοῖχος* unterschieden wird, bedeutet offenbar einen schmalen Pfeiler, wie er zu Zielsäulen dienen konnte. Die angegebene Stärke ist nach der Tiefe zu nehmen, denn die Breite kann nur einen Stein, zu 1 F., betragen haben, da die Intervalle 7 F. waren, und doch eine symmetrische Stellung dieser Pfeiler zu der Zimmertür nöthig ist. Hieraus sieht man ugleich, daß die Breite der Plinthen zu 1 F. angebracht werden muß. Ehe noch die Höhe dieser Pfeiler angegeben wird, wird bemerkt, daß *στρωτῆρες* in der Entfernung von  $1\frac{1}{2}$  F. hineingebaut werden sollen (*καὶ ἑκατοικοδομήσει στρωτῆρας δύο διαλείποντας τριήμιπόδι*. S. 59. 60). *Στρωτῆρες* heißen im Allgemeinen, bereits von Böckh in den Berlin. Jahrb. 1 Oct. N. 77 mit Beziehung auf diese Inschrift gezeigt worden ist, dünne Hölzer, welche bey der Deckung über die größern Balken gelegt werden; hier aber, wo noch von keiner Decke die Rede seyn kann, werden sie offenbar zu einem Geländer zwischen den einzeln stehenden Pfeilern über der innern Seite der Mauer verwandt, wozu die angegebenen Entfernungen vortrefflich passen. Ueber die Höhe der Pfeiler aber gibt die Inschrift eine Bestimmung (*ὑψος ποιῶν τοῦ στόχου ὥστε ἀνὸρ[Σ]ο[υς] εἶναι εἰς τὸ εἶσω* S. 60. 61), aus

der sich nur dann ein Sinn gewinnen läßt, wenn man dem unbekanntem Ausdruck *ἀνορθος εἰς τι* den Sinn beylegt: aufgeführt bis zur Höhe eines andern Puncts. Dann sind diese Pfeiler eben so hoch, wie die Binnenmauer, und da noch ein Balken über sie gelegt wird (*καὶ ἐπιθήσει δοκίον εἰς τοὺς στόχους* 2. 61), gewinnt man auf dieser Seite so viel Höhe, um die nöthige Schräge des Daches herauszubringen. Jetzt erst kommt die Inschrift zu den früher angekündigten Bestimmungen über das Deckengebälk zurück, mit den Worten: *Ὅ μὴ καταστέγασται, στεγάσει δοκίον καὶ ἐπιβλήσει τιθεὶς ἐναλλάξ, ἢ στρωτῆρσιν περιεγκεντρίσει διαλείπων τρεῖς παλατὰ ἐκ τοῦ ἐπάνωθεν.* Es ist deutlich, daß hier zwey verschiedene Arten von Decken unterschieden werden, di. eine bestehend aus abwechselnden *δοκίοις*, Deckenbalken von geringerm Umfang als Hauptbalken, und *ἐπιβλήτες*, d. h. dem Worte Riegel, also Querbalken, die mit jenen aufst. waren, und eine Art von Klostgebälk bilden. Die andere Art, welche durch *στρωτῆρσιν περιεγκεντρίσει*, wobey wahrscheinlich *δοκίδα* Object zu supplieren ist, bezeichnet wird, ist durch den Mangel an genauer Kenntniß der technischen Ausdrücke schwer zu erklären, doch lehrt die Analogie des Sprachgebrauchs so viel, daß *περιεγκεντρίσειν* ein Einfügen der dünnern Hölzer, welche man *στρωτῆρες* nannte, in eingeschnittene Vertiefungen beider Seitenflächen der Deckenbalken bedeutet. Man könnte daraus eine ähnliche Einrichtung abnehmen, wie unsere Wellerhölzer, womit die Zwischenräume der Balken ausgefüllt werden; allein erstens ragen die *στρωτῆρες* über die Deckenbalken noch hervor, wie außer Stellen der Grammatiker auch der weitere Ver-

folg dieser Inschrift lehrt, und dann wird ein nicht unbedeutender Zwischenraum zwischen den einzelnen  $\sigma\tau\omega\tau\eta\rho\epsilon\varsigma$  gelassen, den die Inschrift auf  $\frac{1}{2}$  Fuß von oben angibt, woraus wohl geschlossen werden muß, daß die  $\sigma\tau\omega\tau\eta\rho\epsilon\varsigma$  selbst oben schmaler waren als in der Mitte. Die Einteilung des ganzen Gebälkes ließ sich übrigens in den beigegebenen Zeichnungen nur nach willkürlichen Voraussetzungen angeben, da uns ein Hauptpunct, die Breite der Parodos, nirgends gegeben ist. Hieran werden unmittelbar die wesentlichsten Theile des Gesimses angefügt, indem es weiter heißt, daß das Gebälk über die Innenmauer hinübergeführt, und die Balkenköpfe  $\delta$  Trägern des Gesimses, die man  $\gamma\epsilon\iota\sigma\eta\pi\acute{o}\delta$  nannte, zugeschnitten werden sollen mit senkrechte Vorderfläche und einem Vorsprunge von  $1\frac{1}{2}$  ( $\kappa\alpha\iota$  διοικοδομήσας ἐπὶ τοῦ τοίχου ἀνατ τὸ γεισηπόδιμα ὀρθὸν παρὰ πλευρὰν ὑπ μὴ ἔλαττον τριημιπόδια 3. 63. 64). Auf soll sogleich das ἀκρογείσιον genagelt werden ἐπικρούσει ἀκρογείσιον), ein Ausdruck, der sonst noch nicht bekannt aber an sich klar ist: er den obersten Theil des Gesimses bedeutet, an den Karies oder Kinnleisten, der bey den Griechen, wo er angebracht wurde, in der Regel die wirkliche Bedeutung einer Rinne hatte und no keine leere Zierrath war. Dieses Stück soll, ohne Zweifel aus Holz, in der Breite mit der es den Balkenköpfen aufliegt von 7 Fingern und der Dicke von vier geschnitten werden, eine horizontale obere Kante und eine vorgeneigte Vorderfläche zur Ableitung des Regens haben: Bestimmungen, die keine Schwierigkeit machen, wenn man die an den Tempeln erhaltenen Bruchstücke marmorner Kinnleisten daneben hält ( $\pi\omicron\iota\omega\upsilon\upsilon$  ὀρθὸν κατὰ κεφαλὴν

πλάτες ἐπὶ δακτύλων πάχος παλαστῆς παρατειῶν ἐκ τοῦ ἐνδοθεν πάχος ἱμάντος καὶ τὸ μέτωπον ποιήσας πρὸς τὴν καταφορὰν. 3. 64 — 66). Dabey haben wir aber noch die wichtige Angabe zu erläutern, daß aus der Stärke dieses Bruststücks nach innen die Stärke eines ἱμάντος d. h. einer Latte, ausgeschnitten werden soll, offenbar damit diese Latten in diesem Falze festliegen und sich nicht darüber hinwegschieben können. Denn wenn es nun weiter heißt: Ἐπικρούσει δὲ καὶ εἰς τὸ ἐντὸς ἱμάντας διαλείποντας τρεῖς παλαστῆς πάχος δακτύλου πλάτος πέντε δακτύλων ἢ λοις σιδηροῖς (3. 66. 67), so ist es klar, daß diese 4 Finger starken, 5 Finger breiten,  $\frac{2}{3}$  F. inander entfernten ἱμάντες, d. h. dem Worte Riemen, welche an dem Kinnleisten eingefügt sollen, ein dünnes Lattenwerk bilden, welches die στρωτῆρες queer übergelegt — denn diese Unterlage könnte es nicht die Last tragen die darauf gelegt wird — und durch Nägel besetzt von den Pfeilern der einen Seite bis zur andern auf der andern reicht. Dieß Lattenwerk ist nun eine durch die στρωτῆρες in längliche über getheilte Decke, indem, wie es gleich weiter heißt, Rohr darüber und Spreu von Hülsenfrüchten oder auch Rohr unter gelegt und das Ganze mit 4 Finger dickem Spreu-Lehm überzogen wird καὶ ἐπιβαλὼν κάλαμον λελαμμένον, ὑποβαλὼν λοβὸν ἢ κάλαμον λο[β]ώσει πηλῷ ἢ χυρωμένῳ πάχος τριδακτύλῳ. 3. 68. 69). Das Rohr wird dabey nicht in frischem Zustande, sondern in Wasser erweicht, λελαμμένος, genommen. Die Römer erwähnen bey ganz entsprechenden Gelegenheiten arundines tunsas. Die Spreu von Hülsenfrüchten, die auch sonst als ἀχυρα κνάμινα, acus fabaginum vorkommt, ist dabey so wichtig,

daß dieß Ausstaken der Fächer mit dem Verbum *λοβοῦν* bezeichnet wird. Dasselbe Lattenwerk bildet aber zugleich auch die unmittelbare Unterlage der Dachziegel, indem gleich darauf ohne Erwähnung irgend eines andern Holzwerkes gesagt wird, daß die *Parodos* mit lakonischen Ziegeln gedeckt werden soll (*καὶ κεραμώσει Λακωνικῶν κεραμῶν*). Ohne Zweifel lagen die Ziegel immer von einer Latte zur andern, da die Breite von 1 F. für Dachziegel im Alterthum gar nicht zu groß ist, es kommen, abgesehen von den marmornen, irdene Ziegel von 1 F.  $7\frac{1}{2}$  B. in der Breite vor. Querslatten aber zum Anhängen der Ziegel, wie es jetzt geschieht, bedurfte es nicht, da die Ziegel un- einander durch Vorsprünge und Falze zusammenhängen, und wo sie über die Kinnleiste hineinreichten, leicht befestigt werden konnten kommt aber noch eine schwierige Nebenbei hinzu, indem gesagt wird, daß von der Ring zwar die ganze *Parodos* gedeckt werden soll den langen Mauern aber nur die *ἠγεμόνες*, noch nicht liegen, gelegt werden sollen, und z wie jene in Pehm, und in gerader Linie. (Die W sind: *τοῦ μὲν κύκλου πᾶσαν τὴν πάροδ τῶν δὲ μακρῶν τειχῶν τὰς ἠγεμόνας, οὗ εἰσιν κείμεναι, τιθεὶς ὅλας ἐν πηλῶ, ὁρδὰ πα πλευράν. 3. 69 — 71*). Da nun bey den lang Mauern keine *πάροδος* zu bedecken war, sondern nur die Zinnen eine Dachziegelbedeckung erhalten konnten, wovon sich auch sonst eine Erwähnung nachweisen läßt: so ist wohl nicht zu zweifeln, daß die *ἠγεμόνες* eben auf diesen Zinnen lagen, wozu auch der Name sehr gut paßt, welcher die obersten, also die Forst-Ziegel, vortrefflich bezeichnet, die als Deckung oder Mauerkappe dieser dünnen Pfeiler sehr zweckmäßig angewandt wurden.

Die Forstziegel des Alterthums waren nämlich nicht, wie gegenwärtig, gewöhnliche Hohlziegel, sondern bestanden aus zwey in einem stumpfen Winkel zusammenstoßenden Flachziegeln. Die zur Abhandlung gehörende Tafel gibt von einem Attischen Tempel ein Beyspiel solcher *κέραμοι ἡγεμόνες*. Nun waren aber die Ziegel der Alten weder nach Art unserer Biberschwänze, noch auch der hier so beliebten Pfannenziegel geformt, sondern Platten mit aufwärts gerichteten Rändern an den Seiten, welche Ränder nothwendig eine Bedeckung verlangten, die auch vollkommen durch die darüber gelegten Hohlziegel, *καλυπτῆρες* genannt, bewerkstelligt wurde (*καὶ καλυπτῆριεὶ τιθεῖς τοὺς κέρας ὅλους ἐμ πηλῷ*). Auch diese werden oben unterstrichen, wie man auch jetzt in den Gegenden die Fugen der Ziegel, statt mit Lehm über Schebe-Lehm verstreicht. Jetzt ist zur Vollendung der Parodos — abgesehen von dem äußern Gesims — nur noch das Gesims zurück, von dem bisher die Balkenköpfe, die es zu tragen bestimmt sind, und der Kinnleisten erwähnt wurden. Hierüber ist die Inschrift folgende, für die Kunstgeschichte wichtige Vorschrift: Auch wird der Unternehmende nach außen das Gesims in Korinthischer Ordnung vollenden, indem er die Voluten in geeigneter Weise ausschneidet, und das Ganze horizontal und vertical richtet (*καὶ ἀπογειώσει ἐκ τοῦ ἔξωθεν γείσοις Κορινθίοις, ἀναξῶν τοὺς κριοὺς ἀρμόττοντας, καὶ τιθεῖς ὄρθα παρὰ πλευρὰν καὶ κατὰ κεφαλὴν*. S. 71—73). Dieß geschieht nun ohne Zweifel so, daß die vorspringenden Balkenköpfe, ganz wie bey uns, mit Bretern verschlagen werden, um einen Kranzleisten darzustellen. Auch in einer Inschrift von Puteoli, vom J. d. St. 649, mit dessen Erklärung sich die Abhandlung gelegentlich be-

schäftigt, werden die Hölzer der Decke (asseres) durch vorgeschlagene Breter (antepagmata) zu einem Kranzleisten verbunden, und der Rinnleisten (cumatium) daran befestigt. Korinthisch heißen aber diese Gesimse hauptsächlich wegen den darunter angebrachten und wahrscheinlich aus der Balkenköpfen geschnittenen  $\kappa\rho\iota\iota$ , unter denen, nach einer ausführlichen Erörterung in der Abhandlung, Kragsteine oder Modillons zu verstehen sind, welche mit Voluten verziert wurden, wie man sie an den erhaltenen Denkmälern der Korinthischen Ordnung, freylich erst in bedeutend späterer Zeit, findet. Es ist interessant wahrzunehmen, wie hiernach auch die Zierrathen der Korinthischen, nicht bloß der Dorischen Gattung, aus der Holzconstructuren Ursprung herleiten.

Hiermit ist die Beschreibung der Bedachung d Parodos geschlossen, aus der im Ganzen hervorgeht daß dieser Umgang durch ein Pultdach bedeckt wird welches seinen Abfall nach der Zinnen-Mauer in Außenseite hat. Da aber dieser Abfall nur an den Hauptbalken über den Pfeilern der andern bewirkt wird, und das Dach daher nicht einmal steil war als wir es an den Tempeln von Athen finden, etwa so daß auf eine Breite von 7 F. die Höhe von 1 F. kam: so bedurfte es auch keiner großen Vorkehrungen, um dem schiebenden Druck des schrägliegenden Gebälkes zu widerstehen. Es scheint daß die Deckenbalken,  $\delta\omicron\chi\iota\delta\epsilon\varsigma$ , an dem oberen und gegen das untere Ende so eingeschnitten wurden, daß sie auf dem Hauptbalken und der Zinnen-Mauer mit horizontalen Flächen auffaßen, und an dem obern Hauptbalken auf irgend eine nicht näher nachzuweisende Art befestigt waren.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

56. Stück.

Den 9. April 1836.

---

Göttingen.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Hofr.  
Müller: Tituli de instauratione murorum  
Athenarum perscripti explicatio.

Da von hier an der Text der Inschrift wie-  
der abgebrochen wird, und die Geduld der Les-  
er durch so viele Details eines nichts weniger  
großartigen Baues schon zu sehr auf die  
Probe gestellt ist: so soll in diesem Auszuge nur  
noch kurz bemerkt werden, daß die Stellen, aus  
denen man im Verfolg noch am meisten Bes-  
chreibung entnehmen kann, von Fallthüren  
(ὄβραις κατὰ πόδας), die in den Fenstern der  
Innenmauer anzulegen sind, und von dem  
Estrich der Thürme und der Parodos handeln;  
der auf eine sonst nicht gewöhnliche Weise aus  
Spreu-Lehm und gebrannter Erde bereitet wer-  
den soll. Alsdann ist von dem Anpuß, und  
dann von Gräben, Pallisaden u. dergl. die Rede



de. Am Ende haben sich Fragmente allgemeiner Bedingungen über die Zeit des Baues und die zu leistende Bürgschaft erhalten. Wenn aber nach diesen wieder von einzelnen Arbeiten, namentlich einem steinernen *γεισηπόδιον* Rede ist, so kann dieß wohl nur auf die willigen Mehrleistungen der Unternehmer, von denen oben schon die Rede war.

Einen dritten Abschnitt bildete die Eintheilung des ganzen Reparaturbaues in zehn Abtheilungen und die Verbindung derselben an einzelne Personen. Von diesem Abschnitt der die Ueberschrift führt: *Κατὰ τὰδε μεμύθηται τὰ ἔργα*, und aus mehreren Columne bestand, hat sich leider nur der Anfang der ersten und zweiten erhalten; die Fortsetzung muß einer andern darunter angebrachten Steinplatte gestanden haben. Man kann indeß daraus noch so viel entziffern, daß die Abtheilungen der Linie der Befestigungen von N. nach W. S. und D. folgten, und die erste Abtheilung das Stück der nördlichen langen Mauer von der oben wäbnten Zwischenmauer der Stadt (*διατείχιον*) bis zu einem Thor in dieser langen Mauer faßte; dann folgte zweytens die andere Hälfte der langen Mauer, und als dritter und vierter Theil der Peiræus; der fünfte, wieder erhalten, enthielt die südliche lange Mauer von der Zwischenmauer des Peiræus bis zum *Κεραμεικόν*; auf den sechsten fiel die andere Hälfte dieser Süd-Mauer; und für die übrigen vier Theile blieb die eigentliche Stadtmauer, an der am wenigsten zu thun war. Von den Namen der Unternehmer und den bedungenen Geldsummen hat sich Nichts vollständig erhalten.

## G r e i f s w a l d.

Herrn C. A. Koch: Erklärung des Briefes Pauli an die Galater von Conr. Stephan Matzias, außerordentlichem Professor der Theologie an der Königl. Universität zu Greifswald. Mit besonderer Berücksichtigung des Commentars von Herrschel, 1833, VI. und 138 S. 8.

Der Verf. hat sich im Vorwort selbst über den Standpunkt, von welchem aus er wahrscheinlich seine Leistung beurtheilt sehen will, ausgesprochen. Die Erklärung sey ein Theil einer Vorlesung, bey welcher man von mancher Forderung, die sich sonst wohl an einen ausführlichen Commentar machen lasse, absehen müsse; es habe ihm in dieser Erklärung zuvörderst nur darum zu thun seyn können, unabhängig von fremden Meinungen den Sinn der Paulinischen Worte darzulegen, und ihn auf grammatischem, historischem und dogmatischen Wege zu begründen. Die älteren Erklärungen habe er ganz unberücksichtigt gelassen, ohne befürchten zu dürfen, daß man es fallend vermessen werde. — Wir glauben nicht, daß durch die genannten Rücksichten itgend ein Moment für die Beurtheilung gegeben sey. Sieht man davon ab, daß sich durch Anführungen gewissermaßen eine historische Anschauung des Dinges der Exegese gewinnen läßt, oder auch durch treffende concise Erklärungen zugleich mit einer Einsicht in den Geist des einen und des andern berühmten Exegeten, so ist der Zweck aller Anführungen, wie aller Exegese, derselbe, den auch der Verf. als den seinigen bezeichnet hat, und finden alle Anführungen und alle Rücksicht auf alte, wie neue Exegeten in der Angemessenheit zu jenem Zweck ihren Maaßstab und

ihre Beschränkung. Der Verf. braucht darum, wenn er anders dem von ihm selbst bezeichneten Ziele in der Anstrebung genügt, so wenig einen gerechten Vorwurf zu fürchten, als wir ihm gedererseits deshalb, weil es nur eine Vorlesung sey, irgend eine Entschuldigung zugestehen können. Etwas anders ist es freylich, dem Zweck einer Vorlesung genügen, und eine wissenschaftliche Erklärung der Öffentlichkeit übergeben. Indem dieß mit der Vorlesung geschieht, tritt sie aus ihrem beschränkten Kreise heraus, und muß nun entweder allen wissenschaftlichen Forderungen behufs ihres Zweckes genügen, oder sie wäre besser ganz unveröffentlicht geblieben. Doch werden wir uns zur Beurtheilung selbst.

Es ist aus früheren Studien des Verf. (baptismatis expositio biblica) bekannt, daß auch er dogmatisch das Christenthum vom Standpuncte des Identitätssystems ansieht und behandelt. Es ließ sich daher wohl erwarten, daß auch in vorliegender Erklärung sich die Einwirkung jener Philosophie in der Art offenbaren werde, daß die christlichen Ideen nach ihren Sätzen gedeutet werden, und diese Erwartung wird nur in dem Fern getäuscht, als sich, wie es freylich bey den Anhängern jener Schule immer der Fall ist, sehr schwer entscheiden läßt, ob die Rücksicht auf den Symbolglauben, oder der Einfluß jener Philosophie den Verf. mehr geleitet habe, so gewiß von jener philosophisch-dogmatischen Seite abgesehen, viel Schätzenswerthes geliefert hat. Der Verf., ausgerüstet mit großem Scharffinn und tüchtiger Sprachkenntniß, hat in der eigentlich philosophischen Seite des Commentars gewiß das richtige Verständniß des Briefes gefördert, und zwar sowohl in Erklärung und Bestimmung ein-

zelner Worte, als der Fassung ganzer Gedanken. Es ist dieß um so leichter zu erkennen, als er meist gerade die Erklärung des mit Recht so gefeyerten Winer mit klar und bestimmt ausgesprochenen Gründen gewürdigt, und wie wir nicht erst urtheilen können, gewiß oft verbessert hat.

Es dürfte es dagegen mit der philosophisch-dogmatischen Seite des Commentars und hier das Resultat seiner Forschung leicht das Umgekehrte seyn. Sey es durch Einfluß der dialectischen Philosophie, die ja bekanntlich ihre Dogmen so gut mit einem kirchlichen Gewande zu umkleiden versteht, oder auch aus wirklicher symbolischer Befangenheit, der Verf. trägt einerseits seinen Heft bey, wiederum Meinungen und Sätze als biblisch hinzustellen, die es nicht sind; und dürfte andererseits von dem gewöhnlichen Fehler seiner Schule nicht frey seyn, die Rechtfertigung gewisse Lieblingsdogmen so zu führen, daß er ihnen einen im Grunde doch nur willkürlichen Sinn unterlegt.

Den gesunden und richtigen Blick des Verfs. an der philologischen Seite des Commentars charakterisieren insbesondere folgende Stellen, in denen wohl der achtungswerthe Begründer der neuteamentlichen Grammatik selbst den Fortschritt gern anerkennen wird. S. 13 zu I., 7. 'Aufsonderbare Weise erklärt Winer diesen Satz; die Worte: *οὐκ ἔστιν ἄλλο* bezieht er mit mehreren älteren Auslegern auf *μεταπίθεοδε* zurück, indem er übersetzt: quod quidem (sc. vos deficere a Christo) non est aliud, nisi etc. und mit diesem Abfalle hat es keine andere Bewandniß, als daß u. s. w. Allein sieht man auch von der gewaltsamen Beziehung des *ο* ab, so hätte es doch hiernach wenig-

stens ἄλλως oder ἄλλῃ τινι τρόπῳ heißen, und statt ἐστὶ auch wohl ἔχει oder ἐγένετο stehen müssen. Winer will seine Erklärung durch die Behauptung begründen, daß *εἰ μὴ* nie. daß (he sey), als *sed* (welcher Behauptung er jedoch nicht treu bleibt, s. Kap. II., 16. & wird), wie es einige Ausleger nehmen; in auch bey der natürlichen Beziehung des *οὐ* auf das unmittelbar vorangehende *εὐαγγέλιον* braucht man *εἰ μὴ* nicht grade für *sed* zu nehmen, sondern kann, ja muß vielmehr von der gewöhnlichen Bedeutung ausgehen, und diese, wie vorher geschah, nur etwas modificieren. Außerdem wird auch aus dem folgenden Verse handgreiflich, daß der Apostel durchaus kein anderes Evangelium anerkennen will. Noch auffallender erklärt Winer den Artikel vor *ταράσσοντες*, indem er die Worte: *τινὲς εἰσὶν οἱ ταράσσοντες ὑμᾶς* aus diesen beiden Sätzen bestehend läßt: *εἰσὶν ταράσσοντες ὑμᾶς, καὶ οὗτοι εἰσὶ τινες*, sunt, qui vos perturbent, ii vero aliquot, pauci quantaxat sunt. Hätte der Apostel den Artikel weggelassen, so würde der Sinn seyn, wen nicht, oder nur daß Euch einige verwirren, in die Worte: *εἰ μὴ τινὲς εἰσὶν ταράσσοντες ὑμᾶς* hießen also ganz so viel, als: *εἰ μὴ τινες ταράσσουσιν ὑμᾶς*. Durch den Artikel entsteht dagegen der Sinn: nur daß es einige giebt, die von der Art, von der Beschaffenheit sind, daß sie Euch verwirren; in dem ersteren Satze ist eigentlich nur die zufällige äußere Thätigkeit der *τινὲς* angegeben, in dem zweyten aber das ganze Bestreben oder Wesen derselben, welches auf Verwirrung, oder Irreleitung gerichtet ist. Was nun die Hypothese Winers betrifft, so kann ja *τινὲς* nicht, als ob es dem *ὀλίγοι* gleich stände,

durch pauci übersetzt werden, da es im Gegentheil das lateinische quidam ist; als solches ist aber *τις* nicht quantitativ, sondern qualitativ zu verstehen, welches sich noch am deutlichsten zeigt, wenn man es als Fragwort betrachtet. Diese Willkür wird aber außerdem dem Apóstolo untergeschoben, durch die Behauptung, daß er eigentlich in dem einen Satze habe zwey Sätze zusammenfassen wollen? Was ging es denn den Paulus an; ob ein Paar mehr oder weniger die Gemeinde verwirrten? Musste es ihm nicht vielmehr um die Sache, d. h. um die daseyende Verwirrung oder wirklich vorhandene Abirrung zu thun seyn? Wir haben die Worte des Verf. selbst angeführt, allerdings um die Gründlichkeit und den Scharfsinn desselben, so wie die ganze Interpretationsweise nach der philologischen Seite gleichsam und obtutu zu zeigen. Es erhellt aber zugleich aus diesem Beispiele, daß die ganze Erklärung ein mehr oder weniger temporäres Interesse hat. So bedeutend auch der Commentar von Winer ist, und an sich gewiß alle Berücksichtigung verdient, für die Wissenschaft werden immer die Werke einen bleibenderen Werth haben, die nicht gleichsam eine fortlaufende Critik eines einzelnen Commentars, sondern eine nur die Sache selbst ins Auge fassende, wenn auch mit historischer Rücksichtnahme auf andere Auslegungen, rein objective Erörterung geben, wie sie ja seitdem über den vom Verf. behandelten Brief erschienen sind. Aehnliche gründliche Widerlegung Winers, wie gründliche Exegese überhaupt findet sich noch S. 68 zu III, 15 über *ὁμως*; S. 69, über *ἐκιδιὰ τὰ σέβεται*, III, 15; S. 99, zu V, 19. S. 7. I. 2. *οἱ οὖν ἐμοὶ πάντες ἀδελφοί*, I, 2. *ταῖς ἐκκλησίαις* etc. — Gleichwohl ist

der Verf. in seiner Polemik gegen Winer weder immer gerecht noch glücklich, und sind es oft auch nur dialectische Spitzfindigkeiten, mit denen er die Erklärung jenes trefflichen Gelehrten befreitet. So ist *παρεισάρτοι* II, 4. weit b von Winer erklärt, der den wahren Gehalt; *inclam, per frandem ac dolum* (h. e. *per tatis simulationem*) ingrediuntur erschöpft, während der Vf. nichts als das Lexicalische gibt; und wenn der Vf. zu *ἐλευθερία* II, 4. bemerkt, »begreift in negativer Hinsicht das Freyseyn von den Fesseln des mosaischen Gesetzes, in positiver Hinsicht aber das Leben in Christo, das Wandeln im Geiste und der Wahrheit in sich. Winer faßt sie nur von der einen Seite, indem er nur das Freyseyn ab *observanda lege judaica* fe hält; wäre sie weiter nichts, so hätte sie keinen eigenen festen Inhalt, und wäre also in positiver Hinsicht = nichts« — so erkennen wir darin nur eine mißlungene spitzfindige Dialectik. Es ist wahr, daß das Freyseyn einen positiven Inhalt haben kann, aber eben so gewiß, daß die negative Seite gleichwichtig ist, und fragt sich doch er welche Seite der Apostel eigentlich gemeint, ist nach dem Zusammenhange nur wahrscheinlich, daß er den Sinn Winers im Auge hatte. Doch es dürften auch der Stellen gar viele seyn wo die Erklärung des Verfs. auch ohne alle andere Rücksicht nicht genügen möchte. Z. B. gleich I, 1. wo *ἀπόστολος* wenigstens ungenau als 'ein von Christo Erwählter' erklärt wird, während es vielmehr ein von ihm Ausgesandter ist, so daß die Wahl zwar vorausgesetzt, aber nicht weiter ausgesprochen wird; die Erklärung von *διὰ* I, 1; I, 5. wo das gottgeweihte Gemüth sich in der Doxologie in seinen frommsten Wüns-

schen eröffnen soll; I, 13.; f. II, 5., τῆ ὑποτα-  
γῆ, von Winer für gleich mit εἰς τὴν ὑποταγὴν  
erklärt, was nun freylich nicht richtig scheint,  
aber eben so wenig von dem Verf. richtig als eine  
Einstimmung von οἷς genommen wird, da es sich  
selbst als eine nähere Bestimmung des εἰσα-  
hinstellt u. s. w.

Daß aber die dogmatisch-philosophierende Sei-  
te des Commentars eine solche sey, und zu sol-  
chen Resultaten führe, wie wir oben angedeutet,  
zeigen wohl Stellen der Art zur Genüge; S.  
86: 'Wie nämlich der Sohn Gottes Mensch seyn  
musste, um die Menschheit zu erlösen und mit  
Gott zu versöhnen, da das Göttliche abgesondert  
für sich, dem Menschlichen fern bleibt und es  
nicht mit sich zu versöhnen vermag \*), so konnte  
er auch das Gesetz nur aufheben, so fern es in  
Ihm selber zur Erfüllung kam und in dem Evan-  
gelio zu seiner Erfüllung gelangte.' S. 58  
'Alein der Geist darf nicht etwa nur wie eine  
einzelne Kraft oder Eigenschaft Gottes, sey es

Dies muß, da in der Bibel nichts davon steht,  
wohl die tiefere Fassung und Begründung des  
Verf. seyn. Wir fragen aber: 1. woher weiß er  
denn als Ausleger das Alles? 2. bemerkt er, da  
er doch sonst so dialectisch auftritt, den Widerspruch  
nicht, der in seinen eigenen Worten liegt? Das  
Göttliche soll dem Menschlichen für sich fern bleiben.  
War nun das Menschliche in Jesu nicht rein mensch-  
lich? Wie konnte sich nun das Göttliche, das dem  
Menschlichen ja fern bleiben soll, zuerst mit ihm  
vereinigen? Und dann, wie konnte das Göttliche,  
da es in sich doch immer gleich unveränderlich ist,  
nachdem es sich mit dem Menschen Jesu verbunden,  
dadurch fähiger werden zur Versöhnung, als vor-  
her? Entweder man gebe Besseres, oder man lasse  
doch solche sogenannte tiefere Begründung, deren die  
einfache, freylich ganz anders zu fassende Bibellehre  
gar nicht bedarf!



des Vaters oder des Sohnes, betrachtet werden, sondern er hat, obwohl in dem Vater begründet, und durch den Sohn vermittelt, dennoch eine absolut vollkommene Persönlichkeit in sich selbst und in ihm als solchem ist das Wesen und ewige Thätigkeit Gottes, des Vaters, wie Sohnes, wahrhaft aufgehoben und aufbewahrt.

Was aber nun den dogmatischen Standpunkt des Verfs. in seiner Anwendung auf die Exegese, und somit für das richtige Verständnis der Bibel noch bedenklicher macht, ist, daß die Offenbarung zu den Auslegern gehört, die sich nicht begnügen, den Sinn der Paulinischen Worte einfach auszulegen, sondern gleich in der Auslegung selbst ihr subjectives Urtheil, wie sie meinen, eine tiefere philosophische Begründung und Auffassung, mit einweben, wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß Alles ewige Wahrheit enthalte. Wir wollen hier nicht weiter urgieren, daß man eine offenbare *petitio principii* begeht, da ja Gott auch zulassen könnte, daß die ewige Wahrheit zugleich mit Vorstellungen der Nachwelt übergeben würde, die einer bestimmten Zeit entsprungen auch in ihr ihre Begrenzung und Bestimmung finden, — was sich mit der Annahme einer wirklichen Offenbarung recht gut verträgt, wie an einem anderen Orte von, und gezeigt ist —, oder daß man von dem zweifellosen richtigen Verständnisse dessen, was die neutestamentlichen Schriftsteller wirklich gemeint haben, noch weit genug entfernt ist, oder daß zweifellos die eigentliche Aufgabe des Exegeten die ist, nur auszulegen, daß die Beurtheilung der Dogmatik angeht, daß man mehr oder weniger die Aufgabe der einzelnen Disciplinen verwirrt, — wir wollen zugeben, daß, wie die Sachen einmal ste-

hen, auch eine Beurtheilung in controversen Lehren gar wohl bey der Auslegung selbst an ihrer Stelle sey; wie Ref. dieß selbst gethan. Aber u Wahrheit und Klarheit in der Bibelforschung zu behaupten, darf einerseits die Bibel selbst so g. allein der Maasstab und Grund und Quelle der Beurtheilung seyn, als andererseits streng geschrieben werden muß, was der Sinn jeder einzelnen Stelle für sich sey, und was dann der Ausleger nach der analogia fidei darüber hinzusetzt. Der Verf. macht es anders, er hält seine Erklärungen so, daß man nicht mehr weiß, was nun eigentlich die Meinung des neutestamentlichen Schriftstellers, und was seine Meinung ist. Wir verweisen auf III, 13. S. 65, 'Der Apostel hat Christum' u. s. w., und S. 30, zu I, 16, 'εὐδὸς θεός', sofern zugleich seine Natur rein göttlich ist und sich in ihm das Wesen und der Wille Gottes lauter und vollkommen ausdrückt, so daß er als solcher an Macht, Größe und Herrlichkeit Alles überträgt' u. s. w. Der Verf. unterscheidet gar nicht zwischen der Verschiedenheit der Bedeutungen, nicht zwischen Paulus und den andern Aposteln, geschweige daß er sich bemüht hätte, seine nicht ergetisch zu begründen — er spricht nur dogmatisch. Erkante doch auch Dr. Tholuck, ihm zu d. Br. a. d. Röm. Aufl. 3. S. 30. it, daß der Name εὐδὸς θεός von Christo, wie von den Aposteln in sehr verschiedener Beziehung gebraucht sey. — Nur mit Unwillen aber werden billig denkende Theologen die Art aufnehmen, wie der Verf. sich über die Leistungen würdiger Gottesgelehrten, die ihm vorangegangen sind, äußert. Nicht zu gedenken, wie der treffliche Wiener, über dessen Commentar sich nach dem Vorwort S. VI, das Urtheil in der Erklärung selbst

ergeben soll, behandelt wird, S. 99. 'Winer fährt dann in abstracter und materieller Weise so fort S. 108. — 'verdrehet den Begriff dieser Wörter'; oder was der Verf. im Vorwort über Dr. Paulus sagt. — Wie vermügte der Verf. wohl über den trefflichen Koppe so zu schreiben: 'Koppe — gibt auf dem Grunde, er ganz tüchtigen mit verständigem Scharfsinn verbundenen Gelehrsamkeit, das beste Zeugniß, wie man durch gewisse willführliche Quid pro quo's die neutestamentliche Sprache verdrehen, durch herbegeholtte jüdische Vorstellungen und rationalistische Einfälle den Sinn entstellen, kurz wie man die Schwierigkeiten verwischen, und das Ganze, seiner Form und seinem Inhalte nach, so recht gründlich verfluchen kann' —? Wir wollen zugeben, daß in mancher Weise, besonders in philologischer Hinsicht, von den Vorgängern des Verf. gefehlt sey, welches großes Verdienst bleibt ihnen immer! Und auch in der Erklärung dieses Briefes dürften sie den Verf. in gar manchem hinter sich lassen. Denn jedenfalls haben sie ihre eigentliche Aufgabe nicht erkannt, und mit treuem Fleiße für den Zusammenhang in größern Massen, wie den einzelnen Versen, wie auch in der Kritik (auf Lachmann nimm der Verf. gar keine Rücksicht) weit mehr geleistet als der Verf., der doch auf ihren Schultern stehen konnte.

Köllner.

## B e r l i n .

Bey G. Finke, 1836: Alberti Hoefers Pomerani de Prakrita dialecto libri duo. XII u. 212 S. in 8.

Nachdem das Sanskrit unter uns heimisch geworden ist, kommt die Reihe der Untersuchung auch an die Sprachart, welche das Sanskrit wie sein Schatten durch das alte Indien begleitet, das Prakrit. Wie das Sanskrit in Indien herrschend geworden ist, muß auch alsbald in den näheren und entferntern Kreisen neben ihm sein schwächeres Abbild im Prakrit entstanden seyn, welches ursprünglich alles aus dem Sanskrit hat, aber zum Theil noch an das älteste Sanskrit, die Vedasprache, erinnert; lange scheint es dann in den weiten Gebieten Indiens unbeachtet sich fortgebildet und mannigfach gestaltet zu haben, bis es immer selbständiger und kräftiger geworden allmählich an die Stelle des alternden Sanskrits tritt und in die herrschenden Dialecte des neuern Indien übergeht. In den Dramen erscheint es schon wetteifernd mit dem Sanskrit, und die Dichter hätten es nicht gewagt die verschiedenen Volksdialecte nicht bloß von Leuten niedern Standes und Characters, sondern auch von Königinnen und Göttinnen reden zu lassen, wenn nicht das Sanskrit damals im wirklichen Leben seine Herrschaft zu verlieren angefangen hätte; Literaturen, die sich weniger an das brahmanische Wesen angeschlossen, werden bald rein prakritisch, ja in das Sanskrit selbst bringen zuletzt einige prakritische Bestandtheile. So mehrfach wichtig, muß das Prakrit eben so gut wie das Sanskrit in den Kreis unserer Studien gezogen werden: während aber sonst nur Zerstreutes bis jetzt über das Prakrit gesagt ist, zieht es der Verf. obigen Werkes, welcher vor einiger Zeit noch die hiesige Universität besuchte, zum erstenmale vollständig zur Untersuchung. Die Wahl dieses Gegenstandes ist zu loben, nicht

minder die Ausführung. Zwar besaß der Verf. nicht die reichern Hülfsmittel von einheimischen Prakrit-Grammatikern, mit welchen man unstreitig ein noch viel vollständigeres Werk über Prakrit schreiben könnte; er konnte bloß die in Europa und zu Calcutta gedruckten Dramen nutzen, welche, da ihr Text oft unsicher ist, erst eines vorsichtigen Lesers bedürfen: aber in diesen Grenzen hat der Verf. seinen Gegenstand mit rühmlichster Gelehrsamkeit sowohl als Geschicklichkeit behandelt. Eine reiche, gedrängte Sammlung von Beobachtungen ist gut geordnet und richtig beschrieben; die Erklärung der Erscheinungen überall selbständig, bündig, vom besten Eifer und von eigener näherer Einsicht befeelt; und da das kleine Buch schon eine so große, doch klar gehaltene Fülle von Bemerkungen über Prakrit und Verwandtes enthält, ist noch eine Auswahl von ganzen Prakrit-Stellen aus dem Drama *Mritschhakati* zur zusammenhängenden Unterweisung für die hinzugefügt, welche die seltenen Calcuttaer Drucke nicht selbst besitzen. Dieses Lob wird der Erstlingschrift des Verf. ungeschmälert bleiben, obwohl künftige Untersuchungen in diesem noch sehr wenig durchwanderten Felde die jetzigen Annahmen und Muthmaßungen vielfach verändern werden. Um hier nur wenig von der Art zu berühren: da in dem von H. Brockhaus herausgegebenen *Prabodha-Tschandra* S. 9, 5. 15 nicht, wie der Verfasser S. 169 angibt, der Genitiv Pl. des Pronomen der zweiten Person *tumhānam* (S. 56, 1), sondern *tuhmānam* lautet, so wird man es vom sanskr. *tuschmānam* ableiten müssen, vgl. sanskr. *juschmākam*; wenigstens hätte auf die abweichende Schreibart Rücksicht genommen werden

müssen. Die sinnlose, auch falsche Regel: der lateinischen Grammatiker, daß j Position mache, hätte den Verf. nicht S. 20 veranlassen sollen, sie im Sanskrit oder Prakrit vorauszusetzen, wo sie eben so unrichtig wäre; das a im lat. mājis ist eben so wenig wegen j lang wie wegen j malis, mälit, da es vielmehr nur als aus m-gi zusammengezogen verlängert worden ist. Die Erklärung des Namens Prakrit S. 1. 2. 8. ist schwerlich gelungen, weil der Verf. den Namen Sanskrit herbeizuziehen unterlassen hat: beide Namen sind nur durch ihre Wechselbedeutung verständlich, Prakrit kann nicht die 'abgeleitete' Sprache bezeichnen, als bedeutete Sanskrit die 'ursprüngliche'; sondern Sanskrit heißt nur die 'feine, künstliche' in Bezug auf Prakrit als die 'natürliche d. h. kunstlose, schlechtere'. Dagegen ist ein durchgängiger Vorzug dieser überhaupt schätzerwerthen Schrift der, daß darin über der Sylbenton berücksichtigt ist, eine Rücksicht, deren Nothwendigkeit im Umfange der Sanskrit-Sprachen zuerst in diesen Gel. Anz. vorgehoben ist, S. 1056 vom Jahrgange 1835.

H. C.

### U t r e c h t.

Commentatio de militum praetorianorum  
 pud Romanos historia, auctore S. J. A.  
 Gronemann, praemio ornata. 1832. 97  
 Seiten in 8.

Die vorliegende Schrift ist eine academische Preisschrift, welche 1831 von der Utrechter Universität gekrönt wurde. Der Gegenstand war der Aufgabe würdig; mehr als ein Staat könnte auch jetzt aus der Geschichte der Römischen Prä-

torianer Lehren ziehen; wenn solche Beispiele benutzt würden. Der Verf. hat die Aufgabe historisch behandelt, indem er zuerst von dem Ursprunge der Pratorianer vor Augustus ausgeht; woben das veränderte persönliche Verhältniß der Heerführer seit Sulla, wo die Armeen nicht mehr Armeen des Staats sondern der Feldherren waren, mehr hätte hervorgehoben werden können. Das zweyte Kapitel gibt dann der Aufgabe gemäß die Geschichte der Pratorianer seit Augustus bis Septimius Severus. Die darüber vorhandenen Nachrichten sind mit Fleiß gesammelt und verarbeitet. Der Umstand, daß der Imperator von jetzt an als solcher sein Pratorium in Rom hatte; und also die jetzigen Pratorianer von selbst aus den früher Hervorgehenden, hätte nicht unbemerkt bleiben sollen. Die historische Uebersicht ist nach der Reihe der Kaiser geordnet, und greift dadurch tiefer in die Römische Geschichte ein. Der folgende schnitt erörtert den Einfluß, den die Pratorianer auf den Römischen Staat gehabt haben, w derselbe in den Einrichtungen des Augustus sich entwickelte; über die Zahl der Pratorianer, Zügellosigkeit, über die Praefecti praetorio, die mit ihnen vorgegangenen Veränderungen, und wie aus dem alten imperium militarium ein militares imperium geworden sey. Die Unterschiede von beiden werden auseinander gesetzt und zuletzt gezeigt, wie das ganze Institut dazu beigetragen habe den Untergang des Römischen Reichs herbeizuführen.

Hn.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

57. Stück.

Den 11. April 1836.

---

L e i p z i g,

Angabe eines Verlegers, so daß man fürchten möchte, es werde nicht in den eigentlichen Handel kommen, 1834. gr. 8.: *Antiqua summaria codicis Theodosiani ex codice Vaticano nunc primum edita. Praemissa est codicis et summariorum descriptio. XIV 62 Seiten* nebst einer theils rothen theils schwarzen Schriftprobe. Dieß ist was wir auf unseren Universitäten, der Unterz. weiß auch nicht seit wie lange, ein Programm nennen, da die eigentliche Ankündigung Dessen, was vorgehen soll, meist nur einige Zeilen ausmacht, und Das, was bey einem wahren Programme wesentlich ist, die Angabe der Stunde etwa nur auf dem Titel steht, so daß alles Uebrige bey jeder anderen Gelegenheit völlig ebenso gut hätte gedruckt werden können. Das gegenwärtige Programm ist die Ankündigung der Antrittsrede einer außerordentlichen Professur,



welche der Verf. der Einleitung und Herausgeber der Summarien selbst, Herr Prof. Hanel, schon vor seinen für unser Fach so wichtig gewordenen und noch so viel versprechenden erhalten hat, und in sofern bezieht sich Bächleins auf die Antrittsrede, als, wenn Reisen nicht gemacht hätte, die ihn abhielt, Antrittsrede früher zu halten, er durch im Stande gewesen wäre, die Summar auszugeben und die Handschrift zu be- Diese Letztere ist nämlich die, aus welcher erste Ausgabe der acht letzten Bücher des dosischen Codex von Tilius mit Hülfe Ranconnet besorgt worden ist, wobey er denn bekanntlich die acht ersten Bücher aus der Westgothischen Compilation vorausschickte. Nach ersten Anmerkung könnte man den Verf. leicht mißverstehen, es seyen zwey verschiedene Arbeiten, da er von der editio octo posteriorum librorum und dann wieder von der totius codicis editio spricht. Die Ausgabe ist aber eine und dieselbe, und es ist nicht einmal irgend Jemand bisher eingefallen, bey dieser Ausgabe von zwey Bänden zu sprechen, ungeachtet allerdings sagen könnte, es seyen zwey Editionen, das zweyte freylich merklich kürzer, doch auch mit Angabe des Druckorts oder mehr Verlagorts und der Jahrzahl, was dem zweyten Titel desselben Bandes nicht leicht vorkommt, und dann zweymal eine neue Seitenzahl und ein neues Alphabet, so daß sich auch durch dieses Beyspiel bestätigt, was neuerlich bey Gelegenheit der amtlichen Ausgabe des Corp. juris can. von der Zahl der Bände eines Werks gesagt worden ist.

Die Summarien sind in der Handschrift der

acht vollständigen Bücher enthalten, sie gehen also nicht, wie man aus dem zu allgemeinen Titel glauben könnte, auf den ganzen Theodos Codex, sondern nur auf diese acht letzten. Die Meinung die der Vf. sonst hatte, zte Buch sey von Cujacius bey seiner Ausgabe, der von 1566, aus der Parisschrift 4406 genommen, findet der Verf. neuerer Vergleichung unrichtig. Die Summt er, wie Niebuhr, der vor zwanz Jahren in der Zeitschrift III. (demselben, der von dem palimpsesten Gajus sei- erste Nachricht enthielt) S. 409..412 auch der Erste war, der diese Inhalts-Angabe er- nte, als zu derselben Zeit wie die Constituz- en selbst geschrieben, an, also nicht nach dem zehnten Jahrhundert. Von wem und wo sie st worden seyen, läßt sich nicht angeben, hey ihnen derselbe Fall ist wie bey so vie- eren Büchern, von denen nichts Zeugniß bt, als sie selbst. Einen sehr großen Werth ihnen der Verf. selbst nicht bey, sie beweisen nur, daß selbst die acht letzten Bücher wohl ganz vollständig auf uns gekommen sind, dann lassen sich einige Stellen daraus be- zeln.

Hugo.

L e y d e n.

Zu seiner großen, aber angenehmen, Ueber- raschung hat der Unterz. die zweynte Hälfte des siebenten, also, da das Werk bekanntlich nach den auch dadurch wichtigen partes der Digesten geht, letzten Bandes von Schulting's

notae ad Digesta, heraus gegeben und mit Zusätzen vermehrt von Herrn Prof. Smalenburg, erhalten, welche 1835 bey Luchtmanns an S. 649 bis 1456 erschienen ist. Man könnte darüber wundern, wie diese zweyte Hälfte in jemand unerwartet komme, da die erste sich erste angekündigt hatte, allein die Anzeigen zu den zwey letzten Titeln, welche akch. noch übrig waren, hatte der Herausg. schon früher, als alles Andere, 1799 zur Probe reden lassen, und da hätte man glauben können, diese Probe werde nun auch das Werk vollenden. Davon ist aber in der Vorrede gar Nichts gesagt, und es ist recht gut, daß man das Ganze vollendet hat ohne sich durch diese Probe machen zu lassen, da sie wenigstens in Deutschland nicht sehr bekannt geworden seyn muß. Die zwey Titel, so ausgezeichnet wichtig sie sind, hätten freylich nur einen viel kleineren Band gegeben, als irgend einer der vorhergehenden, hier nur bis S. 902, also etwa 270 S.; daß dieser hier nun doch der größte ist, kommt hauptsächlich von supplementa bis S. 136 her, worin auch die erst im sechsten Bande nutzten Bemerkungen von Rucker, Voßbl und Van de Water für die früheren Bücher eingetragen sind. Darauf folgen zwey Register, das eine für Sachen und Wörter bis S. 1406, und das zweyte bis zu Ende, von Schriftstellern, einige Mal auch z. B. jurisprudentia antejustiniana und jurisprudentia restituta nach dem Titel des Buchs, wenn gleich, wie namentlich bey diesen der Fall ist, die Bücher auch unter dem Namen des Verfassers oder Herausgebers stehen. Begreiflich sind bey diesem zweyten Register keine Seitenzahlen ange-

geben, und da könnte man denn freylich zweifeln, wozu diese drey Bogen nutzen sollen, wenn nicht etwa die Belesenheit der Verfasser der Lungen zu beweisen dienen, oder einem lebenden Schriftsteller die Freude zu machen, daß er sich doch auch, wenigstens einmal in einem oder einigen seiner Werke, ansetzt. Noch eine Zugabe, die mehrere Freude machen wird, sind zwey Kupfer, das Bild von Schulting und von Herrn Prof. Smalenburg, nicht so von Briffonius von Heineccius, wo über der beiden Verfasser den obersten Theil des Titellupfers einnehmen, während man deutschen im Schlafrocke an seinem Arbeitstische steht, wo ihm zwey Gehülfen Bügel tragen. Hier soll Schulting vor dem Anfang des sechzehnten Titels, Herr Prof. Sm. vor dem Anfang der Supplemente stehen. dem ersten ist die Zahl des Tages und Monats (wie es die Alten gewiß nie gehabt und wie es eine Zeitlang bey dem alten und neuen Kalender üblich war und noch eine über der andern, daß man es auch einen Bruch nehmen könnte) und des Jahrs einer Professur in Leyden, seiner Geburt und des Todes angegeben. Letzteres Jahr hat dem Unterz. Noth gemacht, da es MDCCXXXIII ist und er 1734 hat drucken lassen. So sehr aber auch ein solches an Ort und Stelle gefertigtes Bild die Vermuthung für sich hat, so hat es doch die Angabe der Handbücher, die gerade nachgeschlagen worden sind und die hinter Schulting's von Uhle gesammelten Dissertationen (nachher dem ersten Bande seiner

Commentationes Acad.) abgedruckte Gedächtnisrede, die 1734 einen Monat nach Schelling's Tode J. J. Bitriarius hielt sich.

Hug

L e i p z i g.

Johann Friedrich Hartknoch: Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit im Lichte unserer Zeit. J. Wilh. Neumann, Königl. Preuß. Commiffarius. 1836. 56 S. in 8.

Die Tendenz dieser kleinen Schrift ist keinesweges den zeitherigen Besitz der Patrimonial-Gerichtsbarkeit als unrechtmäßig darzustellen, oder die Mängel derselben im Vergleich der vom Staate selbst ausgeübten anzuziehen, sondern sie soll nur die Frage beantworten, ob und in wie weit die Patrimonial-Gerichtsbarkeit der nothwendigen Vervollkommnung der Rechtspflege hindernd im Wege stehe, ob, wenn letzteres der Fall seyn sollte, Aufhebung von Seiten des Staats als gütlich fertig erscheine?

Der Verfasser, dem das Lob einer lichtvollen und fließenden Darstellung gebührt, und der die aufgeworfene Frage auch nicht ohne Geist behandelt hat, sucht nun zu zeigen, daß das Fortbestehen dieser Gerichtsbarkeit in unserer Zeit, welche die größtmögliche Vervollkommnung der Rechtsgesetzgebung und des ganzen Staatsorganismus zu erreichen sucht, nicht bloß in Criminal- sondern auch in Civilsachen, in

keinem Staate, ohne alle Rücksicht auf die darin bestehende Regierungsform, länger als zulässig bestehen werden könne. Denn gehe man auf die Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts zurück, so sey es ein einleuchtender Witz, daß Jemand als Unterthan des Königs auf den Grund eines Privatrechts keinen Anspruch nehme, die nur aus der Gewalt abgeleitet werden können und zu den natürlichen Hoheitsrechten des Regenten gehören (S. 9). Richterqualität und Gerichtsbarkeit sey ihrer Natur nach unzertrennlich verbunden (S. 15), eine erbliche Gerichtsbarkeit sey ein Unding; nur der Staat könne Gesetze haben, weil sie Staatsbehörden sind und ausüben müssen. Niemand könne die Gerichtsbarkeit eigenthümlich erwerben, auch nicht durch Vererbung nach, weil diese von dem Rechte unzertrennlich sey; dieselbe könne stets nur von einem von dem Staatsoberhaupte erteilten Auftrage beruhen (S. 16—22).

Man betrachte man die Sache historisch, so haben in früheren Zeiten die Ansichten auch in England gegolten, daß der König die Quelle aller Gerichtsbarkeit sey, wie noch der Sachsenspiegel sage, und die Patrimonial-Gerichtsbarkeit beruhe nur auf einer allmählichen Erweiterung der Rechte der Grundherren. Die Benennung sey daher nicht so zu erklären, als ob sie sich in *patrimonio* befinde, sondern müsse objectiv als auf das Patrimonium des Grundherrn, worin die Unfreyen mit begriffen waren, ihrer Wirksamkeit nach sich beziehend verstanden werden. Es sey eine falsche

Ansicht der neueren Zeit, diese Gerichtsbarkeit als ein Realrecht der Güter, als ein dingliches Privilegium zu betrachten; sie könne daher auch dadurch nicht erhalten werden, da man ihre Aufhebung als einen Eingriff Eigenthumsrechte oder als Entziehung dinglichen oder gemischten Privilegiums da (S. 23 — 40).

Der Verfasser sucht endlich zu zeigen die Unterwerfung eines Theiles der Staatsbürger unter die Gerichtsbarkeit eines Privatus das Princip der rechtlichen Gleichheit verlege daß die Patrimonial-Gerichtsbarkeit einer zweckmäßigeren und vollkommnern Gerichtsorganisation, namentlich der Einrichtung collegialischer Verhandlung und Entscheidung wichtiger Rechtsachen hindernd in den Weg trete, daß sie wegen der unvermeidlichen Abhängigkeit des Justitiars vom Gerichtsherrn das nothwendige Vertrauen der Unterthanen zum Richter störe, daß sie die Beaufsichtigung des Staats in hohem Grade erschwere und daß jedenfalls die Rückbe der Patrimonial-Gerichtsbarkeit auf diese Weise als ein Opfer betrachtet werden k. (S. 41 — 56).

Zacharia.

---

G ö t t i n g e r

## g . b r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Dem 14. April 1836.

S u l z b a c h.

In der vj Seibelschen Buchhandlung: Lehrbuch der Religionswissenschaft, ein Abdruck der Vortragshefte eines ehemaligen Religionslehrers an einer katholischen Universität, von einigen seiner Schüler gesammelt und herausgegeben 1834. Erster Theil XX und 444 S. Zweyter Theil VIII u. 272 S. Dritten Theiles erster Band VI u. 314 S. Dritten Theiles zweyter Band X u. 406 S. in 8.

Es hat den Herausgebern nicht nöthig geschienen, entweder den Lehrer, zu dessen Rechtfertigung sie die mündlichen Vorträge hier gedruckt zu lassen, oder auch nur sich selbst als die Vertreter vor dem literarischen Publicum, zu nennen. Sicher bedurfte es in dem Birkel, wo zunächst das Geschick des ehemaligen Lehrers Interesse erregte, und seine Entscheidung erhielt, solcher Nennung nicht, und so würden auch hier weitere Vermuthungen über die Person des Verfassers, auch wenn sie zu einiger Evidenz erhoben



ben werden könnten, durchaus unnütz erscheinend. Die Herausgeber theilen uns nur mit, daß er vor etwa 15 Jahren Theologie an der catholischen Universität vor, ist dann durch Anregung Uebelwollender höhern Orts vertrieben, und endlich seines Amtes auf eine Weise gesetzt, daß ihm selbst die Herausgabe seiner Werke nicht frey steht, und er sich mit andern Wissenschaften anderer Art, Logik, Mathematik beschäftigt hat. Seine frühern Schüler hoffen, ihn dadurch vor jedem Verdachte der Heterodoxie zu rechtfertigen.

Zunächst läßt sich bezweifeln, ob das erwähnte Mittel, die Veröffentlichung der nachgeschriebenen Collegienhefte, wirklich geeignet sey, die öffentliche Meinung für den Lehrer zu gewinnen. Man braucht dabey nicht im geringsten die Treue der Nachschreibenden in Zweifel zu ziehen, daß wirklich jedes Wort des Vortrags durch die Feder den Weg bis zur Feder gefunden habe, allein theils ist doch der engere Kreis akademischer Zuhörer ein ganz anderer, als der des sammtpublicums, und der Vortrag, nur für diesen berechnet, nicht sofort auch für dieses recht: theils dürfte gerade bey vorliegenden Druckschriften nicht sehr auf rege Theilnahme des Lesers zu rechnen seyn. Sie sind zu ausführlich, wortreich, weitschweifig, der Kern ist zu sehr mit Ballast umgeben, um zu durchgängige Lesens zu reizen. Die Methode des Verfassers (wir wissen nicht, ob auf catholischen Universitäten das Herkommen dazu den Grund hergibt), leidet an der scholastischen Form, die ihre Sätze mit Für- und Gegengründen abhandelt: da folgen auf jeden durchgeführten Satz die Einwürfe, und dann deren Widerlegung, Alles schön nur

meriert, und am Ende jedesmal der Triumph, es werde jetzt hoffentlich Alles klar, und der du führte Punct unumstößlich seyn. Wer einem Recensenten hat jetzt noch wohl Zeit Lust, dem Hin- und Herreden über Fragen die nicht allein viel scharfsinniger und wissenschaftlicher, sondern auch viel anziehender und gedrängter schon anderswo behandelt sind, hier sich noch hinzugeben? Wenn nur nicht immer die Ueberschrift schon anzeigte, hier folgen so und so viele Zweifel, die aber alle gelöst werden sollen, oder so und so viele Einwürfe, gegen die sich aber wieder dieß oder das sagen läßt! Das ist keine Form, wie sie die Gegenseit bey wissenschaftlichen Dingen fordert. Bey wenigstens bringt eine solche Anordnung öfters die Besorgniß hervor, ob der Verfasser bey den sechs aufgezählten Zweifeln, nicht vielleicht gerade den wichtigsten siebenten verschwiegen habe; oder ob bey den glücklich genug aufgefundenen Erwidern und Antworten sich nicht aufs neue die Dubia erheben möchten, wie Köpfe der Hydra. Jenes Hin- und Herreden, jenes videtur quod sic, und videtur non der Scholastiker ist an und für sich richtig, und besonders dem dogmatischen Forscher deshalb so gefährlich, weil der Faden der Arbeit, der doch immer ein höchst einfacher und ungezwungen fortlaufender ist, in diesem Handel von Distinctionen und Divisionen so leicht absichtlich versteckt werden kann und sich unabsichtlich versteckt. Weit zuträglicher für den Ruhm ihres Lehrers würden die Herausgeber durch eine genießbare Umformung des Stoffes gesorgt haben, und wäre es auch nur durch Aphorismen, durch Mittheilung des wirklich Neuen und Originellen aus seinen Vorträgen: dafür

würden sich Leser gefunden haben, für diese vier Bände wagen wir nicht eine große Theilnahme zu verbürgen. Ihre nächste Absicht, die Vertheidigung des Lehrers aus seinen eigenen Trägen, würde darunter nicht gelitten, und das Publicum hätte dann sich auf die Redlichkeit der Mittheilenden verlassen müssen, wie es auch jetzt gleichfalls nur an diese gewiesen ist.

Wenn nun nach den vorliegenden Mittheilungen aus den Vorträgen des Lehrers beantwortet werden soll, wie weit er sich etwa der Heterodoxie schuldig gemacht, und dadurch das Absetzungsurtheil verwirkt habe, so drängt sich sofort als Antwort auf, allerdings geht der Verf. in der Gestalt mancher Dogmen seinen eigenen Weg: allein nie weicht er dabey von dem kirchlich-catholischen Lehrbegriff so weit ab, daß etwas wirklich Heterodoxes oder Häretisches auskäme. So viel er auch auf Vernunftmäßigkeit der Sätze dringt, und sie in ein gefällige Licht zu setzen weiß: nie weicht er von der vorgeschriebenen Linie weiter ab, als dieß sonst bey catholischen Dogmatikern vorkommt, und namentlich bey den Operationen der Scholastik vielfachen Beyspielen beobachtet werden. So bringt er z. B. bey dem Trinitätsbegriff Resultat eine Fassung des Dogmas heraus (I. 2. S. 226), die allerdings der altkirchlich Athanasianischen Orthodorie nicht durchaus entspricht: dem Vater in Gott soll Alles das zuzuschreiben seyn, was in Beziehung auf das Wohl aller geschaffenen Wesen, dem Sohne alles dasjenige, was in Beziehung auf das Wohl einer ganzen Wesenart, namentlich des ganzen menschlichen Geschlechts nothwendig ist, dem heiligen Geiste endlich alles dasjenige, was nur zur Beförderung des Wohls eines einzelnen (!) Geschöpfes, nament-

sich z. B. eines einzelnen (!) Menschen dienet'; das heißt doch in der That nicht, wie das alte Symbolum verlangt, die Personen auseinander halten, da jede folgende schon in der nächst vorgänglich enthalten, der Begriff der Hypostasen bewahrt, Alles vielmehr ziemlich sabellianisch geformt ist. Allein ist denn wohl die in der ganzen Scholastik übliche, durch Augustins Neuplatonische Principien eingeführte und besonders durch Richard von St. Victor ausgebildete Trinitätslehre, wonach die Personen mit drey göttlichen Eigenschaften, Macht, Weisheit, Güte zusammenfallen, ist sie denn wohl der alten Orthodoxie näher, oder enthält sie den Begriff der Hypostasen wohl schärfer, als jene Deutung unsers Verfassers? Wird für ihn hieher Grund zur Verdammung entlehnt, so trifft gleichem Rechte dasselbe jeden Dogmatiker der catholischen Kirche, der eine speculative Behandlung der Athanasianischen Formeln versuchte, anzunehmen Thomas und Scotus, den Lombarden, ja Augustin selbst. Wirklich sollte man den catholischen Oberbehörden hierbey mehr Umsicht zuzusetzen haben, da ja bekanntlich für Ausdeutung der Dogmen ein sehr weites Feld durch die allerrechtgläubigsten Lehrer eröffnet ist, und der Herr sich bestimmt genug zu dem Principe verbunden hat, um das es allein den kirchlichen Behörden zu thun seyn kann, nämlich Aufrechterhaltung der Autorität der Kirche. Ueberall, wo er sich einer Ausdeutung bewußt ist, versäumt er nicht, die Ansicht als seine Privatmeinung auszugeben; und nun pflegt doch sonst jedesmahl die bekannte Formel *salvo meliori iudicio sanctae matris eccles.* oder *si non aliter iudicatus. m. eccl.* eine Regide zu seyn, unter der sich selbst schon ziemlich arge Heterodoxie verbergen

Kann. Die catholische Kirche pflegt dabey, und sonst jene practische Umsicht zu üben, wegen welcher ihr Verfahren so gerühmt, und als ob es einer lang erprobten Verwaltung anerkannt steht nur das Princip fest, so ist von den Irrationen des einzelnen Dogmatikers nicht zu fürchten. Wir müssen deshalb das inquisitorisch Eingreifen gegen den vorliegenden Lehrer nicht durch seine Sätze motiviert, und als nicht mit dem sonst üblichen Verfahren vereinbar klären. Indes wer kann denn nach Roms ster Verdammungsbulle über einen Lehrer der Rheinischen Universität, der kein Anathema, sondern den innigsten Dank des Stuhles für speculative Begründung der catholischen Sätze verdient hatte, wer kann denn nach solchem durchaus unbegreiflichen Fehlgriff wissen, auf welchem Wege Absetzungen über tholische Religionslehrer dort erwirkt werden mögen!

Es würde bey einem Vergleiche dieser Theorien mit der so viel besprochenen Möhlerschen Symbolik gar nicht schwer werden, zu beweisen, daß unser Verf. in vielen Stücken noch beytem rechtgläubiger, nicht allein mit dem Tritinum conformer, sondern auch für Erhaltung der kirchlichen Autoritäten viel zuträglicher denkt, als jener Symboliker. In dem wichtigsten Dogma, dem rein constitutiven Satze von der Tradition, mit dem bekanntlich das ganze catholische System steht und fällt, haben beide Männer zwar nicht die alte Strenge beybehalten: sie erblicken darin weder das objective Factum einer bestimmten Summe von Wahrheiten und Lehren, die von Mund zu Mund überliefert sind, noch die mehr subjective Eigenschaft, daß die Kirche sich der fortwährenden Inspiration erfreue, wor-

auf eigentlich das Tridentinum hinaus will. Weit Männer wagen es nicht, hierfür die wissenschaftliche Verantwortung zu übernehmen; aber es ist Möhlers Heterodoxie viel weiter und radikaler geworden, als die unsers Anonymus.

Symboliker bekanntlich macht aus der Tradition nichts weiter, als den eigenthümlichen in der Kirche vorhandenen und durch die kirchliche Erziehung sich fortpflanzenden Sinn, der jedoch nicht ohne seinen Inhalt zu denken sey. Hier ist die objective Seite der Tradition ganz aufgegeben, da doch das Dringen auf den Inhalt jenes Sinnes bey weitem noch nicht die Doctrina *apostolica* ersetzt, die nach altcatholischer Orthodoxie als Quelle des Glaubens der Schrift an die Seite gesetzt wird. Eben so bestimmt ist auch an der subjectiven Seite der Tradition gerade das aufgegeben, woran der catholicen Kirche gelegen ist, das Inspirationsmäßige in dem eigenthümlichen Sinne, wie das Tridentinum so bestimmt erklärt, Spiritu S. dilata. Nicht einen Augenblick läßt es sich vernennen, daß der Möhlersche eigenthümliche Sinn, als Quelle des Glaubens gar keine besondere Garantie darbietet, nichts anders ist, als die Meinung des Schleiermacherschen Sages von dem christlichen Glaubensbewußtseyn, wie es in der kirchlichen Gemeinschaft sich ausbildet, und dabey ist nur der bekannte Möhlersche Kunstgriff zu beachten, wie er Sätzen, die in ihrer altcatholischen Gestalt unhaltbar erscheinen, irgendwie eine oft durchaus protestantische Fassung gibt, um sie hindendrein gerade so als catholisch auszubieten. Unser Anonymus dagegen führt die Tradition auf den Satz zurück, die catholische Kirche habe zu allen Zeiten die Meinung gehabt, daß der Gesamtglaube ihrer Mitglieder eine

wahre göttliche Offenbarung sey. Es kommt hier nicht darauf an, auszuführen wie weit er seinen Satz zu beweisen verstehe, sondern nur, daß diese Ansicht von der Tradition gewiß in catholisch orthodoxer sey, als die Mößt. Der Anonymus sieht doch auf das Princip Inspiration bey dem Gesamtglauben, hält damit gerade das fest, um das es den kirchlichen Autoritäten zu thun ist, dringt bey der Tradition auf das Supranaturelle, wodurch sie sich als Quelle des Glaubens für den Einzelnen rechtfertigen kann. Welche Fassung dieses Dogmas also dem Tridentinum näher stehe, bedarf wohl weiter keiner Frage.

Etwas ungünstiger für unsern Anonymus möchte wohl ein Vergleich in der Lehre der Messen ausfallen. Denn wenn auch dem Symboliker längst nachgewiesen ist, wie er an diesem Dogma die Bedeutung des Opfers ziemlich zurücksetzt und fast nur die Bedeutung des Sacraments behandelt, so hat er dabey doch mehr Geschicklichkeit bewiesen, um wenigstens anscheinend vom Opfer zu reden, wenn auch im Grunde Anders als das Sacrament herauskommt. Anonymus ist dabey sorgloser gewesen, so die Opferidee mit ihren Consequenzen durch nur beyläufig erscheint, und er sich vergeblich bemühet, die altorthodoxe Terminologie der Transsubstantiation anzuwenden. Gerade hier dürften überhaupt catholische Dogmatiker wohl am leichtesten mit dem Tridentinum in Zwiespalt gerathen. Man hat dort bekanntlich die Opferidee und die Sacramentsbedeutung so weit auseinander gehalten, daß beide Seiten des Abendmahls sogar in ganz verschiedenen Sitzungen (sess. 13 de sacrificio missae, sess. 22 de sacramento altaris) behandelt wurden; offenbar war erstere

durchaus für die Synode die Hauptsache, und war auch nur um den Clerus in seiner vollen Bürde, als opfernden Priester zu bestätigen. Ganz entgegen pflegen die Dogmatiker von Sacramentsbedeutung auszugehen, und darzu so gut es gehen will, die hergebrachten Bestimmungen, die eigentlich nur für die Opferidee passen, zu rechtfertigen. So sieht man bey unserm Dogmatiker die Bedeutung der wirklichen Brotwandlung, die er orthodox genug festhält, gar nicht ein, während sie bey der strengen Opferidee unerlässlich ist, um den darzubringenden Leib wirklich herbey zu schaffen: beynah calvinisch soll sich Jesus Christus mit unserer Seele vereinen, wie Brot und Wein, die stärkenden Nahrungsmittel, sich mit dem Leibe vereinigen: Das mag sacramentalisch verstanden erträglich seyn, aber das Messopfer ist es nicht. Eben so die Eucharistie unter einer Gestalt, die volle Concoction wird streng orthodox aufgestellt; aber der Zusammenhang daran im System bleibt bedeutungslos, weil der Verf. gar nicht das Interesse hatte das orthodoxe System, die Opferbeziehung dadurch in ein volles Licht zu stellen, daß sacramentalische Genuß verstümmelt, und nur das offerre hervorgehoben wird. Auch hier indes, so klar die Abweichung vom kirchlichen Systeme ist, darf sie nicht für größer, sondern nur für minder gut versteckt gelten, als bey Möhler, und keinesweges für so beträchtlich, um jenseits jener Linien zu stehen, zwischen denen der wissenschaftlichen Behandlung ein freyes Feld eröffnet ist. Wir wiederholen es, des Verf. Achtung vor der constitutiven Autorität der Kirche ist so groß, daß die kirchlichen Oberbehörden durchaus durch Tolerierung einzelner Abnormitäten keine Gefahr liefen: von protestantischen Grundsätzen



ist er so fern, daß er es z. B. für ein durchaus gleichgültiges Ding erklärt, ob Paulus im Briefe an die Römer Erbsünde habe lehren wollen, oder nicht (III. 2. S. 49); daß er behauptet, die Gata gebe bey ihrer Abweichung vom Grund in der Regel einen noch bessern und erbauenden Sinn: da verschwindet gewiß jede Gefahr, daß ein solcher Dogmatiker den catholischen Glauben verrathe.

Die ganze Stellung des Verfassers läßt sich am einfachsten unter uns mit dem ältern rationalen Supernaturalismus vergleichen; in sofern unter dem Einflusse des Kantischen Criticismus ein logisch folgerechtes System mit entschieden moralischer Tendenz herausgebracht werden soll. Er ist zufrieden, wenn seine Dogmen nur inwendig als nicht irrational, und für practische Zwecke brauchbar erscheinen: jedem Sätze wird deshalb die Vernunftmäßigkeit, der sittliche und wirkliche Nutzen nachgewiesen, wobey Mancher an die ältere Tübinger Schule erinnert. Jede gemüthliche Auffassung der Religion, und jede speculative Behandlung derselben, die über das hinausgeht, wird hier vergebens gesucht.

Daraus endlich dürfte dem Verf. doch gleichfalls kein Vorwurf in deutschen Landen gemacht werden, daß er von Roms Principat wenig weiß; ein Primas der Kirche soll seyn: daß gerade Roms Bischof dazu gekommen, und es bis jetzt geblieben ist, geht ihm mehr aus Zufälligkeiten hervor. Allerdings nicht im Sinne der Curie gedacht! Indes Herr Möhler hat eben so wenig vom Papste, und in den Systemen der orthodoxesten Scholastiker findet man auch nicht mehr von solchen Sätzen, so daß der einzige Vorwurf, der ihn hier treffen könnte, größere Aufrichtigkeit im Reden seyn wird, wäh-

rend sich jener Symboliker besser auf das Re-  
 tice und die künstliche Zweydeutigkeit ver-  
 n hat. Offenbar ist das Verfahren der  
 erbehörden, die hier Absetzung decretiert ha-  
 weder mit der gewöhnlichen kirchlichen Pra-  
 us, in Einklang, noch der sonst so gerühmten  
 administrativen Umsicht angemessen, noch bleibt  
 endlich, wenn die catholische Kirche sich mit  
 Princip ihrer constitutiven Autorität nicht  
 begnügen, und übrigens dem Dogmatiker für  
 seine Unterwerfung unter ihr Urtheil nicht eine  
 gewisse Freyheit der Bewegung gestatten will,  
 überhaupt nur noch wissenschaftliche Behandlung  
 in der dortigen Theologie erreichbar. Man sollte  
 doch dort aus den Erfahrungen der Dogma-  
 rit in der evangelischen Kirche sich wenigstens  
 die Lehre ziehen, daß das kirchliche System auf  
 die Dauer den Einwirkungen der Zeitphiloso-  
 nie nicht entgehen kann: unser Anonymus steht  
 bey Kant; allein schon hat man ja die ca-  
 tholische Dogmatik auch Hegelisch reden gelehrt:  
 U dann jedesmahl Absetzung erfolgen, auch  
 die Grundprincipien so gut respectiert blei-  
 als es hier geschehen ist? Wohl möchten  
 ir deshalb den Andeutungen der Herausgeber  
 Glauben schenken, daß außer der Heterodoxie  
 auch andere Insinuationen dem Verfasser geschas-  
 t haben mögen.

Rettberg.

L o n d o n

For Parbury, Allen and Co., 1833: The  
 political, commercial and financial condi-  
 tion of the Anglo-Eastern Empire in 1832;  
 an analysis of the home and foreign go-  
 vernments, and a practical examination of

the doctrines of free trade and colonization; with an examination of the charter proposed by His Majesty's ministers, and suggestions for the amendment. Second Edition. By R. Montgomery Martin, author of 'the past and present state of the tea trade of England and of the continents of Europe and America' — 'British relations with the Chinese Empire in 1832' — 'Ireland as it was — is — and ought to be' — 'Poor laws for Ireland, a measure of justice to England' etc. 403 S. gr. 8.

Mr Montgomery Martin, von Geburt ein Irländer, brachte drey Viertel seiner Lebenszeit in Ostindien, theils als Arzt in der Englischen Marine, theils in Handelsgeschäften zu. In den letztern, dem Anscheine nach, nicht sonderlich vom Glücke begünstigt, beschloß er als politischer Schriftsteller sich eine andere Existenz zu bereiten. Die Angelegenheiten Irlands und der Ostindischen Compagnie boten ihm ein weites Feld dar. — Der ausführliche Titel des angezeigten Werks enthält die Schriften, die in einigen Jahren aus seiner Feder hervorgehen sind. Als Irländer hat er sich ganz auf der liberalen Seite angeschlossen. Er gab in ihrem Sinn vom Anfange der Verhandlungen über die Reform-bill im Parlamente an, in London Journal, betitelt: 'the united Kingdom' heraus. In Betreff der Ostindischen Compagnie gehört er den Conservativen an; er tritt in dem angezeigten Werke als eifriger Vertheidiger der Privilegien derselben auf; seine politische Schriftstellerey scheint aber seine öconomische Lage nicht nach Wunsch verbessert zu haben, denn er erwähnt in jener Schrift, daß er genöthigt sey, sein Glück auf dem Europäischen Continente zu

auch 4. — Die Local-Kenntniß des Verfassers  
 im Englischen Ostindien und dessen Han-  
 dverhältnissen hat ihn in den Besitz von man-  
 daten gesetzt, die bey der Frage über die  
 auer der Privilegien der Ostindischen Com-  
 die allerdings berücksichtigt zu werden ver-  
 enen; allein weit entfernt ein Ganzes zu lie-  
 fern, wie der Titel seines Werks verspricht, er-  
 halten wir nur Bruchstücke, die der Verfasser  
 in ein System zu bringen versucht. Der Gang  
 seiner Darstellung ist kürzlich dieser: die Errich-  
 tung der Ostindischen Compagnie bezeichnet die  
 Periode der Größe des Britischen Reichs zur  
 See; in der Mitte von inneren Unruhen und  
 auswärtigen Kriegen erwarb diese Compagnie  
 it einem großen Aufwande von Blut und  
 schätzen in der östlichen Hemisphäre für Eng-  
 ein unermessliches Reich, sie richtete ihre  
 Waffnen immer gegen den Despotismus der Ost-  
 indischen Fürsten, und beschützte die unterdrück-  
 a Völker; durch ihr Capital-Vermögen, Er-  
 fahrung und Patriotismus erwarb sie für Eng-  
 den ausgedehnten Chinesischen Handel;  
 als die gesetzgebende Gewalt in England  
 Wandel nach China frey gab, bot die Com-  
 agnie alles zur Beförderung desselben auf. Der  
 Verfall der Ausfuhr von Indien nach England  
 r eine Folge des Gesetzes des Parlaments,  
 ch welchem alle rohe und fabricierte Producte  
 Indiens, mit Ausnahme von Indigo, verzollt  
 werden mußten; der große Absatz von baum-  
 wollenen Waaren in Indien geschieht auf Ko-  
 sten vieler Tausende von Hindus, denen durch  
 gesetzliche Verfügungen ihre Erwerbsquelle ent-  
 zogen ist; diese Hindus beschweren sich mit vol-  
 lem Rechte, daß während die Häfen ihres Lan-

des den Englischen Producten offen stehen, die Englischen Häfen den andern verschlossen. Die Forderung Englands, Ostindien mit von Liverpool versehen zu wollen, setzt Million Hindus außer Brot, und entzieht Gouvernements von Bengalen und Madras bedeutende Einnahme. Der Verfasser behauptet ferner, daß die Land-Revenüen in Hindostan weder so drückend, noch von einem so großen Betrage sind, als in England behauptet wird, daß sie nicht vermindert werden können, und daß die Einnahme und die Schuldenlast viel geringer sind, als solche im Verhältniß der Bevölkerung Ostindiens in irgend einem Staate in Europa sind. Das Gouvernement der Compagnie habe alles was in ihrem Vermögen stände aufgeboten, das Volk zu unterrichten und unmenschliche Gebräuche abzustellen. Den geborenen bedeutende Dienststellen anzuvertrauen könne nur mit großer Vorsicht geschehen; die Anwendung der bürgerlichen Gesetze müßten die religiösen Meinungen und Gebräuche, Sitten und Vorurtheile berücksichtigt werden; die minimal-Gesetzgebung verfare nach milden Gesetzen; die Ausführung der Straf-Erkenntniß geschehe aber unausbleiblich und mit Schnelligkeit; die Erfahrung habe gelehrt, daß nur durch die Wiederholung der Verbrechen vorgebeugt werden könne. Die Eingeborenen wider gegen Colonisation eingenommen; wenn die Compagnie sich der Ankäufe von Grund und Boden durch Europäer widersezt habe, so sey es aus dem Gefühle der Gerechtigkeit geschehen, die Eingeborenen nicht aus ihrem Eigenthume zu verdrängen. Officielle und authentische Documente lieferten Beweise, daß der Zustand der

us sich im Vergleiche mit der Vorzeit merk-  
 lich verbessert habe. Das 'home government'  
 in Indien (die in England etablierte Ober-  
 richtung) sey eine Vereinigung von drey Ge-  
 stalten, die gegen einander in einem richtigen  
 Gleichgewichte ständen; die Autorität, welche  
 die Armee zustände, bringe nicht nur keine Ge-  
 fährde; im Gegentheile sey die Patronage, die  
 sie ausübe, vortheilhaft für den Staat. Das  
 auswärtige Gouvernement (die Regierung in  
 Ostindien) genieße eine große Ausdehnung der  
 Macht, siehe aber unter der Controlle des home  
 Government, die keinesweges dem Namen  
 nach, sondern in der Wirklichkeit Statt fände. —  
 Die Indische Armee sey viel zu zahlreich, um  
 mit den königlichen Truppen zusammenschmol-  
 zen zu werden; einer solchen Vermischung stän-  
 de sich entgegen, in der Natur der Sache liegende,  
 überwindliche Hindernisse entgegen. — Wollte  
 man der Analogie und der Geschichte Gehör ge-  
 ben, so würde man bald zu der Ueberzeugung  
 gelangen, daß eine Umwerfung der Grund-  
 richtung nach welchen das Englische östliche Reich  
 regiert worden sey, die Zerstörung des  
 Gleichgewichts zwischen der Britischen Krone  
 und ihren Unterthanen zur unausbleiblichen Fol-  
 ge haben werde.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, die  
 Entwicklung und Beweisführung dieser Sätze,  
 wie aus den Parlaments-Verhandlungen  
 hinlänglich bekannt ist, vielen Widerspruch er-  
 fahren, in dem Werke selbst zu lesen. In der  
 Vorrede zu der zweyten Auflage wünscht der  
 Verfasser sich selbst Glück, durch seine Schrift  
 dazu beygetragen zu haben, das Ministerium

zu bewegen, die Verwaltung der Regie des Englischen östlichen Reiches ferner in Händen der Compagnie zu lassen. Er bezieht sich auf die officielle Correspondenz, die zwischen dem Herrn Charles Grant und den Directoren der Compagnie Statt gefunden hat und verbreitet sich ausführlich über den Handel mit China, der nach Herrn Grants Ansicht aufhören müsse. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Zeit, da es angemessen scheinen möchte einen freyen Handel nach China zu verstatten, noch nicht eingetreten sey; er kann nicht einräumen, daß der Handel von China und England, bey der großen Verschiedenheit der Verhältnisse beider Länder, auf gleichen Fuß gesetzt werden könnte. Soll der Handel mit China frey gegeben werden, so wünscht er, wenigstens für einen noch näher zu bestimmenden Zeitraum, eine Ausnahme für den Theilhandel gemacht zu sehen, der der Compagnie bis dahin verbleiben müsse. Der Englische Kaufmann würde während dieser Periode Zeit haben, mit dem besondern Character der Chinesischen Kaufleute bekannt zu werden, und letztern würden sich an die uneingeschränkten Handelsoperationen im Verfolge der Zeit gewöhnen. Das Ministerium hat sich bekanntlich für den freyen Handel mit China ausgesprochen und es steht nun zu erwarten, ob die nachthiligen Folgen, die der Verf. von dieser Maßregel vorher sagt, in Erfüllung gehen werden.

---

# Stättische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 16. April 1836.

Paris.

Bei F. G. Levrault, in der Königlichen Buch-  
handlung: *Aréxdoxa. Anecdota Graeca e co-*  
*libus regis descripsit, annotatione illustra-*  
*J. Fr. Boissonade. Vol. IV. 1832. X*  
*490. Vol. V. 1833. VIII und 504 Seiten*  
*Octav.*

Die Fortsetzung dieser neuen Sammlung un-  
achtziger Schriften der spätern Gracität (deren  
erste eine andere Hand begonnen hatte, G.  
A. 1832. S. 1865) zeichnet sich besonders durch  
die Biographie Barlaam's und Joasaph's  
aus, deren Verfasser ein Mönch Johannes  
ist, und von der wir bereits Lateinische,  
Französische und andere Uebersetzungen gedruckt  
haben. Dieses kirchenhistorische Werk, welches  
wahrscheinlich aus der Mitte des achten Jahr-  
hunderts stammt, hat zu seiner Zeit viele Leser  
gehabt, und ist jetzt noch in vielen Abschriften  
vorhanden, indem die Königl. Bibliothek zu



Paris allein deren wenigstens 17 aufweisen. Schon seit längerer Zeit hatte Hr. Bois de aus diesen Quellen den Griechischen Text zustellen gesucht, und beabsichtigte den gemelten critischen Apparat in einer größern gabe, welche auch die verbesserte Lateinisch-Üebersetzung Jac. Billy's liefern sollte, zu machen. Da jedoch im jezigen Zeitalter wenig Sinn für die äußere Förderung solcher Arbeiten, die wohl zwey Folianten in Anspruch nehmen könnten, jenseit des Rheines zu herrschen schien, so entschloß sich der würdige Gelehrte, vorläufig nur den Text nach den beiden besten Handschriften berichtigt und mit den wichtigsten biblischen Nachweisungen versehen, drucken lassen. Die Veranstaltung einer größern gabe überläßt er dem Kaiserl. Bibliothekar Kapitar zu Wien, welcher sich früher mit seinen Freunde Schmidt, dem trefflichen Bearbeiter der *disciplina clericalis* von Pedro Alph so, zu diesem Zwecke vereinigt hatte, und dem Tode desselben die Arbeit allein zu gen verspricht. Erst nach Erfüllung dieser sprechens wird das gelehrte Publicum auch genauere Erörterung der wichtigen Streitfrage über den eigentlichen Verfasser des Werks erwarten haben. Seit Allatus' Forschungen hat man Johannes von Damaskus dafür gehalten. Ref. glaubt aber nicht, daß die Quelle ein positives Zeugniß für diese Annahme liefert. Viel beruht hier auf der festen Bestimmung des Zeitalters der einzelnen Handschriften, doch das größte Gewicht muß man auf den innern Beweis legen, welcher sich auf eine gründliche Vergleichung dieses Werks mit den echten Schriften des Johannes von Damaskus stützt. Das au-

Zeugniß der Pariser Quellen nennt das  
 eine Erbauungsgeschichte aus dem Innern  
 Aethiopiens, welches Indien heißt, durch den  
 nach Johannes von Saba nach der heiligen  
 gebracht.' Die geographische Unkunde,  
 die Indien in Aethiopien sucht, und Sa-  
 berne Indische Stadt nennt, die mythische  
 dung des Apostels Thomas nach diesem  
 Indien, die unüberwindliche Zuversicht und Aus-  
 dauer, und Selbstverläugnung der ersten Christen  
 unter der heidnischen Grausamkeit des Indischen  
 Königs Abenner, das wunderthätige Leben  
 des heiligen Barlaam und Joasaph, und endlich  
 das legendenhafte Hinscheiden dieser Männer un-  
 dem Könige Barachias, welche das Werk  
 die Beförderung mit unglaublicher Schnelligkeit  
 gefördert haben soll, alles dieses deutet auf ein  
 italier hin, in welchem der Glaube an das  
 Verderbare, und Unendliche zu tief in dem Men-  
 schen gewurzelt war, als daß er die geringsten  
 Zweifel an der Wahrheit solcher wohlgemeinter  
 Aussagen hätte hegen sollen. Der vorgebliche  
 Ort des Werks im mythischen Indien und  
 die Einführung desselben in Jerusalem durch  
 Johannes, der ein ehrwürdiger und tugendhafter  
 Patriarch der Bohnung des heiligen Saba gewesen  
 seyn soll (den wir aber aus keiner andern Quel-  
 len kennen), erinnert an Johannes von Jerusa-  
 lem, nicht jenen ältern, welcher im Jahre 386  
 Nachfolger des Cyrillus ward, sondern an den  
 Geographen des Johannes von Damaskus, dem  
 man auch eine Geschichte der Bilderstürme-  
 rey (die einen so verderblichen Einfluß auf die  
 politischen Verhältnisse des Griechischen Reiches  
 ausübte, und die auch in vorliegender Schrift  
 erwähnt wird) beylegt und der im Jahre 705

wahrscheinlich zum Patriarchen von Jerusalem ernannt wurde. Er war ein jüngerer Zeitgenosse des Johannes von Damaskus, dessen Leben in die Form einer Legende von ihm eingekleidet mit der vorliegenden Biographie sehr viel Ähnlichkeit hat. Er erzählt von jenem unter andern daß er gegen das Verbot des Bilderdienstes geschrieben habe; welches Leo III. der Isaurier im Jahre 726 ergehen ließ. Diese Nachricht hat keinen geringen Einfluß auf die Annahme gehabt, nach welcher man die oben genannte Geschichte der Bilderstürmery auch dem Johannes von Damaskus beylegte, der als einflußreicher Staatsmann unter dem Chalifate Abd'ul Melik's I., und als nachheriger Begründer der Glaubenslehre der orientalischen Kirche wohl am besten in diesem langen und heftigen Streite bekannt seyn konnte. Von Damaskus wanderte Johannes nachdem er sich durch jene polemische Schrift Ungnade seines Chalifen zugezogen hatte, in Kloster Saba bey Jerusalem; und hier war wo er ganz der Theologie und Philosophie in Johannes von Damaskus und Johannes von Saba ist hiernach also wohl eine und die selbe Person, und das Herüberbringen der obigen Biographie aus Indien, dem mythischen Schauplatz der beiden Heiligen, ist wohl nur auf den Verfassers eigene Flucht aus dem Chalifenreich (welches er als gottlos und verrückt schildert) in Jerusalem zu beziehen. Das erdichtete Indien wo die grausamen Könige, die Unterdrücker des Christenthums hausen, wäre also wohl nichts anders, als das Chalifenreich, das der Verfasser absichtlich nicht genannt zu haben scheint, wenn es uns anders erlaubt ist, die sonst im Mittelalt.

herrschende Unwissenheit in geographischen  
gen auf diese Art zu entschuldigen.

Ferner enthält der vierte Band ein alphabe-  
s Wörterverzeichnis in 907 politischen Ver-  
worin die Bedeutung ausgewählter Griechi-  
Wörter durch Synonyma bezeichnet wird.

ge hat dieses lexicon schedographi-  
seinem Glossar bereits fleißig benutzt.

ist Moschopoulos' Werk *περὶ σχεδῶν*,  
und ein anonymes Schriftsteller in B.

30 der Boissonadischen Anecdota verfaßt

Der ebenfalls anonyme Verfasser des vor-  
zenden Lexicons bedient sich oft einer barbari-  
schen Gracität, scheint aber noch in die Zeiten  
Anna Komnena zu gehören. Denn B. 65.

bet er die Kaiserin mit den Worten: *ἄνασσα*  
*Αἰνα*, *σκόπει* an; und B. 185 scheint er sich

seinen Schüler Angelos Komnenos zu  
ben, den er bald darauf den göttlichen  
den theuren nennt.

Hierauf folgt zunächst ein *ἐγχειρίδιον ἀριθ-*  
*μικῆς εἰσαγωγῆς*, von dem Philosophen Do-  
minos aus Larissa, nach zwey Handschriften.

Das Werk selbst ist nach Euklidischen Principien  
antworten. Eine andere ungedruckte mathemati-

che Schrift desselben Verfassers *πὼς ἐστὶ λόγον*  
*λόγον ἀφελεῖν* (de deductione in propor-

ibus facienda) verspricht der Herausg. in ei-  
späteren Bande dieser Sammlung bekannt zu

achen. Man hält Dominos für denselben  
Schriftsteller, welcher sonst wohl Damianos oder

Heliodoros von Larissa heißt, und von dem wir  
noch eine Optik (welche ebenfalls an den mei-

sten Stellen nur ein Auszug aus der Optik des

Euklides ist) und ein Fragment von der Wäschraube besitzen.

Dann erhalten wir auch noch ein neues Gedicht in 102 jambischen Trimetern von Iodorus Prodomos: *κατὰ μακρογυγελου γέλα δὸκονυτος εἶναι διὰ τοῦτο σόφου*. Eine liche Satire auf eine alte Frau von dem Verfasser machte Thorlacius früher unter Philes Namen bekannt; aber die Pariser Schrift legt beide Gedichte dem Theodosius, welcher gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts lebte, und bey seinem Eintritt in das Kloster Namen Hilarion annahm, und sich da auch den Ehrentitel *Κυρός* erwarb. Es liegen noch von seiner Gedichte handschriftlich in den Bibliotheken verborgen. Einige davon sind auch schon neu gedruckt, z. B. das Klagedicht über die Schreiergereyen der Mönche an den Kaiser Manuel Komnenos in Koras' *Ἀτακτα*. Die *σχέδον μὲν*, eine kleine Declamation, steht im ersten Bande der vorliegenden Anecdota. Andere pädagogische und metrische Schriften wurden bereits durch Raporte du Teil in B. 6. 8. u. 9. und von Boissonade in B. 11. der Pariser *Notices et extraits* bekannt gemacht. Ungedruckt aber sind noch seine Satiren auf den Unwissenden, die sich ein Gelehrter dünkt, in ähnlichem Geiste geschrieben wie das vorliegende Gedicht; ferner ein Philoplaton oder Ledergerber und sein Scharfster oder Arzt. Unter der Regierung der Komnenen lebend, fand er häufig Gelegenheit zu panegyrischen Schriften, theils in Versen; theils in Prosa, z. B. 128 Hexameter an den Kaiser Johannes Komnenos über die Eroberung von Kastamon; 296 Hexameter auf die Wiedereroberung

Kastamon und Besitznahme von Gangra; Hexameter auf Joh. Komnenos' Einzug in Konstantinopel nach der Eroberung von Kastamon 118 Hexameter an Anna Komnena. Über diese Gedichte noch seine Leichenreden auf Kononikos Komnenos und andere Große des byzantinischen Reichs, noch seine Hochzeitsrede über die beiden Söhne der Anna Komnena scheint des Verfassers Glück gemacht zu haben; denn ein hexametrischer Abschied von der Hauptstadt des Reichs ist voll Klagen über unverdiente Vernachlässigung. Alles dieses so wohl als auch seine Grammatik und seine philosophischen gegen Porphyrios und Aristoteles gerichteten Schriften sind noch ungedruckt; und eine Wiener Handschrift besitzt außerdem noch ein astronomisches Gedicht über die Sebastokratorissa Irene. Jetzt liefert Monade unter den dreym poetischen Alphabeten Fortsetzung zu B. 1. S. 161 dieser Sammlung auch eins von Ptochoprodromos, d. h. Prodromos. Die beiden andern sind Nazios (wahrscheinlich dem Patriarchen Nazios, welcher im IX. Jahrhunderte die Fabel des Babrias in rein jambische Tetraftichen setzte), und von Neilos, wohl demselben, welcher unter Theodosios dem Jüngern Epigramme schrieb, und Scholasticus heißt. Von ihm sind in der Florentiner Bibliothek noch andere Gedichte vorhanden. Ein ähnliches poetisches Alphabet steht nach Gaisford in einem Bodlejaniensian Codex zu Oxford.

Die übrigen kleinen Schriften, welche der 4te Band noch liefert, sind folgende: 1. *στίχοι κατ' ἀλφάβητον πολιτικοὶ κατανύκτιοι ἀπ' ἑμπαδοῦς ψυχῆς εἰς τὸν σωτῆρα*. Dieses in

politischen Distichen geschriebene Gedicht gehö den bessern der Gattung, und ist in dieser Sicht den von Allatius heraus gegebenen B des Metaphrasten Symeon nicht unähnlich. Verfasser kennen wir nicht. — 2. στίχο ἐπὶ τῶν δεήσεων εἰς τὸν κραταῖον καὶ ἡμῶν ἀνδέντην καὶ βασιλέα in drey Abt gen, von denen die erste wahrscheinlich Kaiser Andronikos und dessen Mitregenten An nikos den Jüngern gerichtet ist, die zweite a den Herrscher und die Herrscherinn, und die dritte ebenfalls an den Herrscher. Es sind poetische Bittschriften in politischen Versen von einem Hbbling, der sich nicht genannt hat. — 3. Eine Bereicherung der Reden des Libanios durch die schöne Erzählung, wie Aphrodite im Strei mit Here und Athene nur durch den Schm der Rose gesiegt habe. Diese mythische D tung fand der Graf Leopardi unter den Sch der Barberinischen Bibliothek. Sinner schaffte sich eine Abschrift davon, und diese es, welche hier zuerst durch Boissona Druck erscheint. — 4. Ein Brief des Hamartolos an den Patriarchen von D Der Verfasser ist sonst nicht bekannt. — 5. C Kleiner Aufsatz über die Hellenischen Lyriker, wah scheinlich ein Fragment des größeren Werkes vo Didymos. Es wird darin Ptolemäos περὶ στυ τικῆς ποιήσεως citiert. Die Pariser Biblioth besitzt auch noch, einer Privat-Nachricht zufolge ein unediertes Werk des Izezes περὶ τραγῳ δίας καὶ κωμῳδίας. — 6. Eine lange Reihe Hebräischer und Griechischer Namen, die man Christus beygelegt hat. Viele davon sind schwer zu erklären. Der Sammler derselben ist anon ym. — 7. εἰς πόρνας, ebenfalls von einem

- nannten Verfasser. Die Mönche des Mittelalters gefielen sich in hyperbolischen Declamationen dieser Art, von denen schon Manches durch den Namen bekannt geworden ist. — 8. ein vorgegebener Brief des Kaisers M. Antoninus an Euzebius Panplio, den schon Fabricius aus der Biographie des heil. Abericius kannte, woselbst ihn die Inschrift wieder gefunden hat. — 9. eine Erklärung des Amianus über den Schwur der Götter bey dem Styr. Auf ähnliche Weise sucht diesen Mythos der zweyte neulich entdeckte Vaticanische Mythograph (cap. 178) zu erklären.
10. Ἀνδρόν Κορυθῆς περὶ τῆς τῶν ἁγίων εἰκόνων ἀποσκευῆς; eine geschichtliche Uebersicht der berühmtesten Christus- und Marienbilder, welche die Kirchenschriftsteller öfters erwähnen.

Der fünfte Band, mit dem die lange Reihe vorliegender Anecdota wahrscheinlich geschlossen ist (denn zu einem sechsten Bande wird keine Öffnung gemacht, wiewohl der thätige Herausgeber viele ungedruckte Sachen zu besitzen scheint), beginnt mit dem μαρτύριον τοῦ ἁγίου Ἀπέδρα καὶ τῆς συνουσίας αὐτοῦ ἐν Νέκασσι πόλει. Dieses historische Document klärt den Zeitpunkt auf, über den die Nachrichten über sehr sparsam vorhanden waren, nämlich Angelegenheiten der Aethiopier und Homerischen glücklichen Arabien unter den Königen Sabas und Dunaan (Dhou-Nowas) zur Zeit des Kaisers Justin in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Der Regierungssitz der Aethiopischen Könige war damals Axume (Axum); und im Lande Saba, d. h. im glücklichen Arabien, war Regran, d. h. Adjran oder Aggran,



die Hauptstadt. Hier ist der Schauplatz der schichte, welche vom heil. Arthas erzählt w Viele Handschriften haben dieselbe aufbeweg Lambecius machte bereits darauf aufmer hielt sie aber für einen Auszug aus Nonn von dem Bruchstücke in Photios' Myriobibli zu lesen sind. Dieser Nonnosos lebte an nians Hofe, und schrieb die Geschichte seiner sandtschaften zu den Aethiopiern, Homeriten, razenen und andern Arabischen Stämmen. Auch gibt es noch eine andere ungedruckte Schrift über dieselbe Periode von Symeon Metaphrasta, wie es scheint.

Wichtig für diese Epoche ist auch die folgende Schrift über die Gesetze der Homeriten da dessen verstümmelter Anfang auf ein große Werk hindeutet, worin ebenfalls der Religion krieg zwischen Glasbaas und Dunaan und Befehrung der Homeriten zur christlichen gion ausführlich beschrieben war. Das Ende ses größeren Werkes ist bereits nach einem ner Codex von Gulonius unter dem Titel gentii cum Herbano Judaeo disputatio Drucke übergeben worden. Die Pariser Ha schrift enthält beides als ein zusammenhängend Ganze.

Zunächst folgt eine Reihe Briefe von Eu Notaras und Gennadios. Jener war un den Kaisern Johannes und Constantin, den M läologen, *μεσάζων*, d. h. erster Vorsteher de öffentlichen Angelegenheiten, und hieß als solcher auch des Kaisers *γαμβρός*, wie alle Magnaten des damaligen Reichs. An Verwandtschaft mit Johannes und Constantinus ist wenigstens nicht

Lenken; denn keiner von beiden Kaisern hatte er.

ner erhalten wir noch einige poetische Verse von dem unglücklichen Rhetor Manuel Ibbolos, der schon B. 1. S. 120 vorkam, sind zum Theil an den Kaiser Michael Pallogos gerichtet, welcher dem Verfasser in seiner Jugend Nase und Lippen hatte abschneiden lassen, ihn hernach aber zum Vorsteher der Rhetorenschule in Konstantinopel erhob, wo er abermals gemißhandelt wurde. Seine politischen Verse, welche sich durch Wohlklang auszeichnen, sind ziemlich zahlreich, und meistens noch ungedruckt. Denn auch die Bibliothek des Escurials die Bodlejanische Manuscripten-Sammlung Oxford besitzt noch manches Gedicht dieses Rhetors, welcher dem Ende des XIII. Jahrhunderts angehört.

von Nikephoros Chumnos, dessen von der Seele durch Creuzers scharfsinnige Behandlung zuerst lesbar geworden ist, und ein Boissonade schon in den frühern Bänden der Anecdota zwey Trostreden beym Tode Johannes Paläologos, dem er 1304 seine Tochter Irene vermählt hatte, u. s. w. hat drucken lassen, erscheinen jetzt noch acht rhetorische und poetische Schriften. 1. Eine Leichenrede auf Theodoros, Bischof von Philadelphia, welcher er dem ältern Andronikos lebte. Nikephoros selbst war unter Andronikos II. ὁ ἐπὶ τοῦ κανικλείου, d. h. derjenige kaiserliche Beamte, in dessen Händen sich das Gefäß κανικλείος mit der rothen Tinte befand, womit der Kaiser unterschrieb. Ihm hielt wiederum Theodoros Hys-

talentos eine Grabrede, deren historischer Werth durch die rhetorische Einkleidung sehr geschmückt wird (s. Anecdota Vol. I.). — 2. eine doctische Abhandlung über die Verwandlung Wassers in Wein zu Kana, an denselben Ort von Philadelphia gerichtet. Schon Nisephus Basilakes, welcher in der letzten Hälfte des Jahrhunderts in Constantinopel die Rhetorik lehrte, behandelte in seinen sophistischen Ethopoiien sehr vielbesprochene Dogma, Rhetor. Gr. ed. Valz. Vol. I. p. 499. — 3. eine ähnliche Untersuchung über Elias und Elissaios an Theoleptus. — 4. ἔλεγχος κατὰ τοῦ κακῶς τὰ πάντα πατριαρχεύσαντος Νιφῶνος, ἀνενεχθεὶς παρὰ τοῦ Νικομηδείας καὶ τοῦ Μιτυλήνης πρὸς τὴν ἑσπραν σύνοδον. Diese Rede fällt in Jahr 1315. Der darin angeklagte Niphon, Patriarch von Constantinopel, lebte unter dem Namen Andronikos, und wird auch sonst von Byzantinischen Schriftstellern als ein Mensch geschildert. Die Namen der von Nikomedien und Mitylene, von denen die Rede ist, finden sich nirgends angegeben. 5. ein Brief, und zwar der 63ste der Sammlung, welche 172 enthält. Der Verfasser ermahnt darin seine Freunde, sich durch unwissenden Sophisten in der Redekunst nicht überwältigen zu lassen. — 6. παραμυθητικὴ ἐπὶ συμφορᾷ φίλου τῶν γνησίων τινός, falls einer der zahlreichen Briefe, wie es scheint. 7. eine titellose Schrift, deren Veranlassung nicht leicht zu ersehen ist. Sie enthält viel dunkle Anspielungen, deren Erklärung um so schwerer fällt, da der Verfasser sie aus Rücksichten, die wir nicht kennen, recht absichtlich ins Dunkel gestellt hat. Möglich ist es, daß Nisephus

zu **Vos** seinen eigenen Sohn, den er in seinem  
 Elemente als einen gottlosen Mönch be-  
 zeichnet, hier hat andeuten wollen. — 8. Das  
 genannte Testament: διαθήκη καὶ πρὸ τῆς  
 αὐτῆς ὡς ἐπ' αὐτῇ τῇ τελευτῇ τῇ διαθη-  
 κτικῆς συντακτῆριος.

Die  
 nächsterner erhält die Literatur des Georg Pa-  
 ner **Merkes** einen neuen Zuwachs durch die Be-  
 kanntmachung einer seiner Reden oder μελετῆ,  
 deren Gegenstand erdichtet und in die Zeit des  
 Perikles verlegt ist. Aber hier erscheint das  
 rhetorische Talent des Pachymeres eben so mit-  
 telmäßig als seine in der Byzantinischen Ge-  
 schichte bewiesene historische Kunst. Seine  
 Vorrede fällt in den Ausgang des XIII. Jahr-  
 hunderts, wo er am Hofe der Paläologen hohe  
 Staats- und Kirchenwürden bekleidete. Am  
 interessantesten ist er durch seine sehr ausführliche  
 Darstellung der Aristotelischen Philosophie gewor-  
 den. Auch sind seine Progymnasmata durch  
 Boissonade in die Sammlung der rhetorischen  
 Meisterwerke aufgenommen worden.

von d  
 h. Von Michael Komminatus aus Choná oder  
 Koffá in Phrygien, dem Metropolit von  
 Aegae, dessen Biographie seines Bruders, des  
 Byzantinischen Historikers Niketas, schon, wenn  
 nur Lateinisch, gedruckt worden ist, lie-  
 fert Boissonade jetzt noch ein jambisches Gedicht  
 auf die Stadt Athen. Mit innigster Wehmuth  
 kehrt sich der Verfasser nach den vielen und gro-  
 ßen Herrlichkeiten, die Athen einst füllten, ver-  
 gebens um, und gelangt endlich zu dem schmerz-  
 lichen Ausruf: ὄλωλε σύμπαν τῶν Ἀθηνῶν  
 τὸ κλέος! Wahrscheinlich ist dieß Gedicht nach

der Monodie oder Todtenklage um seinen Bruder geschrieben, welcher 1216 in Nikäa starb, hin er nach der Einnahme Constantinopels zu die Franken geflüchtet war.

Außerdem wird hier ein Brief des Nicolaus Secundinus (auch Saguntinus XI. Euboicus genannt) an Andronikos, den Sohn des Kallistos mitgetheilt, welcher schon durch Boivin theilweise in einer Französischen Uebersetzung bekannt war, und den Priarte dem Bessario einst beylegte. Er liefert einen Beleg zur Geschichte der heftigen Streitigkeiten, welche sich gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts unter den Gelehrten Italiens über Plato und Aristoteles erhoben. Andronikos hatte nämlich den Michael Apostolios in einem besondern Buche trefflich widerlegt, und bey dieser Gelegenheit schrieb Nikolaos diesen Brief an seinen Freund, den gewandten Aristoteliker und Verfasser der Schrift *περὶ τῶν τῆς ψυχῆς παρὰ τὸν Ἰνδὸν* Sein gedrucktes Werk *de origine et rebus gestis Turcarum* ist bekannt. Andere Werke von ihm liegen noch handschriftlich in Italiens Bibliotheken verborgen. Andronikos hatte den Cardinal Bessario zum Freunde, von dem Boissnade auch einen kurzen Brief mitgetheilt hat worin der Streit der Platoniker und Aristoteliker berührt wird. Ein anderer hier zuerst druckter Brief von Georg Amiruzes Bessario gibt einige historische Ausbeute: er ist 1461 geschrieben; denn er nennt die eben geschehene Einnahme von Trapezunt durch die Türken. Amiruzes begleitete mit Bessario den Kaiser Johannes Paläologos nach Italien, und soll nach der Eroberung Constantinopels ein Mu-

feinann geworden seyn. An Amiruges' Brief  
 eßt sich der Reihe nach noch ein anderer  
 dem berühmten Theodoros Gaza an Des-  
 os Chalkondyles. Dieser bezieht sich auf  
 sich Privat-Verhältnisse beider Gelehrten zu Rom  
 Florenz. Er muß zwischen 1473—1478  
 brieben seyn, da in jenem Jahre Bessario,  
 und in diesem der Verfasser selbst gestorben ist.  
 Zunächst folgt noch ein Brief des Theodoros  
 Gaza, aber ohne Adresse. Man hat nicht mit  
 Unrecht auf denselben Demetrius Chalkondyles  
 geschlossen. In dem Briefe selbst ist indeß keine  
 bestimmte Andeutung vorhanden; es finden sich  
 aber einige nicht undeutliche Beziehungen auf  
 den vorhergehenden Brief darin; und es kom-  
 men darin die Namen Bessario, Aurispa, Guar-  
 mus und Athanasios als Zeitgenossen vor.

Den Beschluß der vorliegenden Anecdota  
 chen noch mehrere kleinere Schriften des XV.  
 Jahrhunderts; 1. ein Brief des Andronikos  
 Ilift an Georg Paläologos Dishypa-  
 os, datiert vom dritten Merz 1476, aus Lu-  
 und, d. h. wohl nichts anders als London;  
 un wir wissen, daß der Verfasser in Eng-  
 nd war. Als ein in Thessalonich geborener  
 tieße ging er nach Italien, und lehrte 1464  
 Bologna; und 1469 schloß er sich Bessa-  
 s Gefolge zu Rom an. Der Brief berich-  
 aber weiter, daß Georg Hermonymos, der  
 artaner, vom Papst Sixtus IV. von Rom  
 nach England geschickt worden sey, um den  
 Erzbischof von York, den Eduard IV. hatte ins  
 Gefängniß werfen lassen, zu befreien. Der  
 Gesandte sey aber dort gemißhandelt worden,  
 habe alles verloren, und sey nur auf des Briesstelz-

1. sein persönliche Bürgschaft wieder aus dem  
 fängniß befreit worden, und wende sich  
 an Georg Paläologos und durch ihn an  
 König von Frankreich Ludwig XI. Der  
 scheint also in England geschrieben zu seyn.  
 2. ein Brief Gregors an den Kardinal sei-  
 sario. Wahrscheinlich ist dieß Gregorio  
 Ziferna (von Citta di Castello), welche  
 1450 zu Neapel lehrte, dann unter Nicolaus V.,  
 dem großmüthigen Beförderer der Griechischen  
 Literatur, zu Rom lebte, und nach dem Tode  
 dieses Papstes nach Paris ging. Der Brief ist  
 in tiefster Demuth geschrieben, und spielt be-  
 sonders auf eine Schmähschrift an, welche Gre-  
 gor im Eifer der kirchlichen oder philosophi-  
 schen Streitigkeiten einst gegen Bessario ver-  
 faßt haben mochte, wovon er jetzt aber eine  
 rührende Palinodie singt. Da er verspricht  
 gar noch eine panegyrische Rede auf Bessa-  
 rio dem damaligen Patriarchen von Constantino  
 Glücklicherweise hat auch diese sich erhalten,  
 erscheint jetzt zuerst im Drucke. — 3. eine  
 anonyme Schrift über das wunderthätige Leben  
 heiligen Aberkios, das schon aus einer La-  
 tinischen Uebersetzung bey Lippomann und  
 ricius bekannt war. Die Geschichte des heiligen  
 Aberkios hat sonst viel Aufsehen unter den  
 Schenschriftstellern gemacht, und ist bis jetzt  
 keineswegs aufgeklärt.

G. H. B.

1791

G ö t t i n g e r  
**Lehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

61. Stück.

Den 18. April 1836.

---

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht den  
 Herrn Dr. Friedrich Wöhler, bisherigen Lehrer  
 Chemie an der höhern Gewerbschule in Cas-  
 serndorfen, ordentlichen Professor in der medicini-  
 schen Facultät allhier zu ernennen. Derselbe  
 wird sofort seine Lehrstelle antreten.

L o n d o n.

Observations on the structure and diseases  
 of the testis by Sir Astley Cooper. Ueber  
 die Anatomie und Krankheiten des Testikels von Sir  
 Astley Cooper. 1830. 240 S. in Fol.

Das Leben und Wirken des großen Englischen  
 Chirurgen ist ohne Zweifel das schönste Bey-  
 spiel zur Macheiferung für den ganzen Stand  
 der Chirurgie. Nach einem Leben voll glänzen-  
 der Thätigkeit weicht er den Abend desselben der  
 Herausgabe von Werken, die seinen Namen der  
 spätesten Nachwelt noch theuer machen werden.



Astley Cooper's Werke sind der treue Spiegel seines an Erfahrungen reichen Lebens und in der Einfachheit mit welcher er, unverblümt von vorgefaßten Meinungen und Theorien Franke Natur schildert und den Erfolg seiner Heilmethoden beschreibt, liegt das Anziehende seiner Schriften und ihr Anspruch auf Classici. Der erste Theil des Werkes enthält in 55 Seiten die anatomische Beschreibung des Testikels und der ihn umgebenden Theile, begleitet von 10 lithographierten colorierten Tafeln von großer Deutlichkeit. Besonders schön und eigenthümlich sind die Beschreibungen und Abbildungen der albuginea, des inneren Baues des Testikels und der epididymis, so wie des canalis inguinalis in Hinsicht auf die denselben bildenden Muskelfasern und den Ursprung und Verlauf des cremaster.

Der zweyte Theil enthält die Lehre von den Krankheiten des Testikels. Es werden dieselben wie die der Brustdrüse eingetheilt: 1. welche die Folge von acuter oder chronischer Zündung sind; 2. welche specifischer Natur aber nicht bössartig; 3. bössartige Zustände.

1. Acute Entzündung des Testikels, her humoralis (von Cooper Testitis genannt) Die Humoralpathologie ist zu Grabe getragen in manchen Stücken vielleicht mit Unrecht. Wenn man das Blut eines an Rogg leidenden Pferdes in die Venen spritzt, so bringt bey diesem dieselbe Krankheit hervor. Das Symptom der Hodenentzündung ist, wenn dieselbe von Leiden der Harnröhre entsteht, eine Irritation der pars membranacea oder prostatica mit dem Gefühl als wären dort einige Tropfen Urin stecken, Empfindlichkeit des Samenstranges im Leistenringe, dann Geschwulst

r Epibidymis, welche auch später verhältniß-  
 sig stärker schwillt als der Hoden. Der Cre-  
 ster ist zuweilen krampfhaft angespannt. Ei-  
 ng entsteht im Testikel selbst dann selten  
 we a die Entzündung traumatischer Natur ist.  
 Di häufigste Ursache ist Tripper, dessen Entzün-  
 dung sich bis zur pars prostatica fortsetzt, wie  
 sich dieß bey einem Gehangenen, der am Trip-  
 per gelitten hatte, ergab. Es ist jedoch schwer  
 zu erklären: warum fast immer nur ein Testikel  
 leidet. Anwendung des Catheters oder der Neg-  
 mittel für die Harnröhre bringt nicht selten Ho-  
 denentzündung hervor. Ebenso Leiden der pro-  
 stata, wie nach dem Steinschnitte oder bey al-  
 ten Beuten; Blasensteine, oder Nierensteine im  
 Urther. Unvollkommen herabgestiegene Testikel  
 künden sich leicht; Erkältung bringt oft Ho-  
 denentzündung hervor, zuweilen unbefriedigter  
 bey ger Geschlechtstrieb. Hestige Hodenentzün-  
 dung im jugendlichen Alter hat nicht selten Atro-  
 phie um Folge und gänzlichess Schwinden. —  
 Die Behandlung ist der unsrigen sehr ähnlich.  
 sehr wichtig ist die Unterstützung der Hoden.  
 dem Suspensorium müssen 4 Bänder vorn  
 en das Leibstück zulaufen, 2 vor dem Testi-  
 2 dahinter. Die gewöhnlichen Suspenso-  
 en zerren den Testikel nach unten, ohne ihn  
 unterstützen. Um örtliche Blutentziehung an-  
 wenden rath C. einige Venen des Hodensacks  
 einer Lanzette anzustechen. So lange der  
 atient steht, bluten sie reichlich und hören auf  
 wenn er sich legt. In den ersten Tagen werden  
 erkältende Umschläge gemacht, nach Abnahme der  
 Turgescenz warme Breiumschläge. Bey emp-  
 pfindlichen Personen ist der innerliche Gebrauch  
 des Opiums oft von großem Nutzen, nach An-  
 wendung antiphlogistischer Mittel. Zur Berthei-

lung der nachbleibenden Härte ist Wachstaffe sehr zu empfehlen. Man läßt damit das Spenorium belegen. Das wirksamste Mittel eine Ekellur.

2. Einfache chronische Geschwulst des Testikels. Die Geschwulst entsteht langsam ohne Schmerzen, geht von der Epididymis aus und ist nicht mit constitutionellen Fehlern verbunden. Doch ist nicht selten eine oder die andere Secretion in Stocken gerathen. Zufällige Verletzungen des geschwollenen Hoden bringen intercurrente acute Entzündung hervor, wodurch die Geschwulst allmählich so zunimmt, daß der Patient deren Entfernung durch das Messer wünscht. Es tritt Suppuration und Fistelbildung ein, oder es wächst aus dem Abscesse eine granulierende Geschwulst hervor, die keinen böartigen Character trägt, früher aber oft für böartig gehalten wurde und deshalb die Castration veranlaßte.

Die Verhärtung bey dieser chronischen Geschwulst des Testikels scheint in dem Längewebe ihren Sitz zu haben, welches die Samen Gefäße verbindet, denn nach der Heilung kehrt der Hoden zu seinen Functionen zurück. Die granulierende Geschwulst entspringt aus der pulpa testis und hat sich aus der exulcerierten albuginea hervorgeedrängt. Diese Krankheit kommt nicht selten bey Leuten vor, die in ihrer Jugend scrophulig gewesen sind, nach langen Mercurial-Curen nach häufigen Erkältungen. Tripper ist die häufigste Gelegenheits-Ursache. In der Regel ist die Geschwulst zertheilbar und erfordert um so weniger Castration da sie nicht böartig ist, weder Samenstrang noch Leistendrüsen ergreift. Horizontale Rückenlage ist während der Cur durchaus erforderlich. Bloßes Sitzen im Bette ist eben so nachtheilig wie Stehen. Mercur, Ab-

rungen, und wiederholtes Ansehen von Blut.  
n. Dabey Umschläge von liq. ammon.

℥v spir. vin. ℥j. Diese Behandlungs-  
e, 4 bis 6 Wochen fortgesetzt, ist in der Re-  
erfolgreich ehe sich Eiterung eingestellt hat.  
die Krankheit durch Sympathie mit der Ure-  
ara entstanden und Stricture vorhanden, so  
kann man während dieser Bougies anwenden.  
Doch nicht wenn große Reizbarkeit vorhanden  
ist, oder wenn die Stricture nur unbedeutend ist.  
Man verlasse sich dann auf die allgemeine Be-  
handlung, da diese oft zugleich die Urethra bes-  
sert indem sie den Testikel herstellt, ohne Gefahr  
größere örtliche Desorganisation zu erzeugen, was  
Bougies sehr oft thun. (Was soll man von  
den Aekmitteln erwarten, wenn Cooper sich ge-  
euthigt sieht von den Bougies dieß Geständniß  
zu machen. Rec.).

Die granulierende Geschwulst des eiternden  
Hoden kann mit Aekmitteln oder zusammenzieh-  
henden Mitteln behandelt werden, oder man  
schneidet sie dicht über der Albuginea weg, macht  
die Hautränder durch zwey elliptische Schnitte  
und und zieht sie zusammen, mit oder ohne  
st.

Fisteln der Hoden sind oft sehr schwer zu heil-  
en, indem sie durch den abgesonderten Samen  
unterhalten werden. Man kann sie schließen durch  
Seton oder vermittelst Durchschneidung des  
desferens, wodurch natürlich die Secretion  
des Samens unterbrochen wird.

3. Neuralgie des Testikels (Irritable testis).  
Eine schmerzhaft und schwer zu heilende Krank-  
heit. Der Hode ist dabey nur wenig geschwol-  
len, aber so empfindlich, daß die leiseste Be-  
rührung unerträgliche Schmerzen erregt, und daß  
die Kranken gezwungen sind beständig auf der

gesunden Seite zu liegen. Der Schmerz stiert nicht bloß im Testikel, sondern auch in Leistengegend und dem Oberschenkel der le-  
den Seite. Bewegung bringt nicht bloß den Augenblick heftige Schmerzen hervor, dern hinterläßt sie auch für längere Zeit. Magen ist dabey sehr reizbar und es entsteht häufig Erbrechen. Die Krankheit dauert manchmal einige Wochen, manchmal Jahre lang, widersteht allen Mitteln, so daß die Patienten dringend die Castration verlangen, die Cooper dreymal in solchen Fällen mit Erfolg verrichtet hat. Diese Krankheit ist nicht inflammatorischer Natur, sondern dem Tic douloureux zu vergleichen. Ueber die Veränderung im Nerven hat die anatomische Untersuchung nichts ergeben; in den Testikeln welche Cooper entfernte war keine Abweichung zu entdecken. Bey der Behandlung dieses Uebels suche man den Tonus des Nervensystems zu erhöhen, die Empfindlichkeit der ganzen Constitution und des leidenden Theils anstumpfen. Chinin, China, Eisen, Arsenik, Ammonium, Spirituosa, Narcotica, Calomel, Opium und Antimon in Verbindung, der örtliche Gebrauch der Belladonna, Opium und Caphur, Blasenpflaster in der Leistengegend, Umschläge, Seereisen. Cooper fängt in der Regel mit Calomel und Opium an, bis das Zahnfleisch anschwillt. Dabey Sarsaparille = Dec ein Vesicator in die Leistengegend, welches ugt. sabin. und mercur. aa offen erhält wird. Auf dem Testikel erkältende Umschläge. Zuweilen hilft ein aus der Urethra erregter Ausfluß durch Einbringen von ugt. cantharid. (Recbat in seinem Buche 'Ueber Paralysen der Inspirationsmuskeln' zu beweisen gesucht, daß der Knieschmerz in der Coxalgie von Contractur des

und iliacus herrührt, und darauf hingezogen, daß die Erklärung dieser Neuralgie zur Erläuterung anderer dienen könne. Der Leistenkanal ist ein muskulöser Canal (wie Cooper selbst schon gezeigt und durch seine Abbildungen an gegenwärtigen Werke dargethan hat) und in solcher ist er den Krankheiten solcher Canäle anverworfen, Lähmung und Krampf. Nimmt man habituellen Krampf des Leistenkanals als die Ursache dieser Neuralgie an, so ist ihre Natur leicht verständlich und es würden sich daraus wichtige practische Fingerzeige ergeben. Auch wird es erklärlich wie die Castration diese Neuralgie heilen konnte, während die Durchschneidung neuralgischer Nerven nur selten hilft. Der Samenstrang schrumpft nach dieser Operation wohl zusammen, theils zieht er sich zurück, und theils zieht sich so dem Drucke des krampfhaft verengten Leistenkanals. Daß man in Fällen, wo die bisherige Behandlungsweise und vielleicht das Haarseil in der Leistengegend und calische Urtheile nicht helfen, die Einschneidung des Leistenkanals wagen dürfe, wird wohl niemand zweifeln, der den dauernden Nutzen der Incisionen bey Stricturen der Harnröhre und des Mastdarms kennt).

4. Entzündung des Testikels in Folge von Parotiditis. Das Bekannte.

Hydatiden-Geschwulst des Testikels. Siemsen  
 selten und schwer zu erkennen. Die Gesundheit leidet dabey im Allgemeinen nicht, der Hoden ist nicht schmerzhaft, Fluctuationsgefühl ist da, aber nicht sehr deutlich. Bey der anatomischen Untersuchung findet man die tunica vaginalis verdickt und adhärierend, die albuginea

ebenfalls verdickt, der Testikel besteht zum Theil aus einer festen Masse, zum Theil aus Cysten von verschiedenem Umfange, nur die kleinsten enthalten eine seröse Flüssigkeit, in den größten ist ein Entzündungsproceß vorgegangen, die Häute sind verdickt und ihr Contentum ist schwammiger Natur. Wie diese Cysten entstehen ist zweifelhaft, ob durch Erguß in das Zellgewebe oder in die Samen Gefäße. Cooper neigt zu der Meinung, daß sie verstopfte und erweiterte Samen Gefäße sind; die Cysten sind nämlich nicht isoliert, sondern sie senden feste Stränge aus, durch welche sie mit andern Cysten zusammenhängen. Man sollte diesen Zustand daher Tubular-Krankheit nennen. Jedenfalls sind diese Cysten keine animalische Hydatiden.

Die Diagnose dieses Zustandes ist so schwierig, daß Irrthum kaum zu vermeiden ist; um dieselbe fester zu stellen ist es daher rathsam die Geschwulst mit der Lanzette anzustechen.

Die Ursache dieses Zustandes ist völlig unbekannt. Eine allgemeine Behandlung hat da auf nicht den mindesten Einfluß, es muß die Castration vorgenommen werden, die mit voller Zuversicht dauernden Erfolg verrichten werden kann.

6. Animalische Hydatiden im Testikel. In dem etwas vergrößerten Testikel eines Leinamens fand Cooper in der Epididymis eine Cystis, welche eine ganz isolierte Hydatide enthielt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G e t t i n g e n  
 . L e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

62. 63. Stück.

Den 21. April 1836.

---

L o u d o n .

Beschluß der Anzeige: Observations on the structure and diseases of the testis by Sir J. E. Cooper. etc.

Scrophulöse Entzündung des Testikels. Chronische Krankheiten gründen sich auf zwey constitutionelle Zustände, sie entstehen entweder von angeborener zarter, schwacher Bildung, oder durch Umänderung einer ursprünglich gesunden constitution durch geistige und körperliche Anstrengungen, Unmäßigkeit u. s. w. Den ersten stand nennt man scrophulös, den letzten entweder bloß chronisch oder böartig. Das äußer-scharacteristische der scrophulösen Constitution die besondere Zartheit des Hautorgans. Daher scheinen die Venen durch, deshalb sind die Backen so floride und die Haut wird so leicht wund, besonders im Gesicht und an den Ohren, daher denn die Halsdrüsen so oft schwellen. Dieselbe Düntheit zeigt sich in inneren Organen, Magen, Därmen, und den Herzwänden.



Deshalb zeigt die Verdauung und die Circulation so wenig Energie. Aus demselben Grunde warum die unter der Haut gelegenen Mesenterialdrüsen in Folge von Irritation so häufig schwellen, zeigt sich dieß auch in Mesenterialdrüsen in Folge von Irritation der Schleimhaut des Darmcanals. (Von der so genannten Deposition scrophulöser Tuberkelmaterie das Parenchym der Organe erwähnt Cooper gar nichts, und doch gibt gerade diese den scrophulösen Geschwülsten einen so eigenthümlichen Character. Rec.). Im allgemeinen werden die secretorischen Drüsen selten von den Scropheln ergriffen, doch macht der Testikel hierin eine Ausnahme. Er wird selbst bey sehr jungen Kindern vergrößert und hart ohne schmerzhaft zu seyn, und kann Jahre lang in diesem Zustande bleiben, bis die Geschwulst sich unter Besserung der Constitution verliert. Häufig geschieht dies zur Zeit der Pubertät und bis zum 20sten Jahre nicht selten sind beide Testikel ergriffen, geschwollen, hart, aber nicht schmerzhaft. Das Serum ist unverändert und die Venen nicht geschwollen. In diesem Alter geht die Geschwulst häufiger als bey Kindern in Eiterung über, gewöhnlich von der Epididymis her. Der Eiter ist schlecht und mit Samen vermischt. Der Absceß kann Jahre lang offen bleiben. Zuweilen bilden sich mehrere Abscesse und an beiden Hoden. Ein Schwinden der Hoden ist meist die Folge davon.

Bey der Section findet man im Hoden der Epididymis gelbe Flecke, die mit einem Entzündungsheerde umgeben sind. Die Materie welche sich bey dem Uebergange in Absceßbildung in den gelben Flecken erzeugt, ist kein wahrer Eiter sondern eine Mischung von Fibrine und Serum. Auch aus den scrophulösen Abscessen

wickelt sich zuweilen eine granulierende Geschwulst.

Die Behandlung besteht vorzüglich in der allmählichen Verbesserung der Constitution; reine Körper-Übung, gute Nahrung, warme Bäder, Calomel mit rheum, oder soda mit rheum, liquor potassae; Jodine fürchtet Cooper; tonica, Wiederherstellung der gestörten Secretionen muß die Absicht seyn die uns in der Wahl der Mittel leitet. Nützlich Mercur- und Jodine-Frictionen im Stadium der Exsudation, doch mit geringem Erfolge; Umschläge von liq. ammon. acet. und spir. vini. Ist Eiterung eingetreten, adstringierende Injectionen, Portwein, Sublimat oder Höllenstein-Solution.

8. Syphilitische Hodengeschwulst. Die Hodengeschwulst beim Tripper hat nichts syphilitisches und erfordert keinen Mercur. Das syphilitische Gift ergreift wegen seiner Neigung für diese Organe vermuthlich zuerst die Albuginea, doch ist diese Meinung nur hypothetisch, da Cooper keine syphilitische Hodengeschwulst seciert hat. Der Testikel erreicht unter dem Einflusse der venerischen Entzündung das vier- oder fünffache seines natürlichen Umfanges. In der Mehrzahl der Fälle sind beide Testikel ergriffen. Die Geschwulst geht sehr selten in Eiterung über. Venerische Hodengeschwülste sind gemeinlich mit Nüsschlägen und Periostitis verbunden. Dieß legitimirt die Diagnose, so wie auch die allen syphilitischen Uebeln eigenen nächtlichen Exacerbationen. Die Heilung erfolgt unter der kräftigen Anwendung des Mercuris und der Sarsaparille.

9. Ossification des Testikels. Es verknochert zuweilen die tunica vaginalis, häufiger jedoch die albuginea in Folge chronischer Entzündung.

Für sich allein erfordern diese Oeffnungen  
ne operative Eingriffe.

10. Markschwamm des Hoden. Im An-  
fang ist die Geschwulst des Testikels völlig hart  
rundlich, später wird die Epididymis ergriffen  
dann wird sie birnförmig und der Hydrocele ähn-  
lich. In der Regel enthält die Scheidenhaut et-  
was Wasser, doch fühlt man bey genauer Unter-  
suchung die festere Masse hindurch. Die Ober-  
fläche des Hoden ist oft uneben. Er ist anfangs  
nicht schmerzhaft, später zeigen sich schießende  
Schmerzen im Hoden und Samenstrang. Die  
Zunahme geschieht mit sehr verschiedener Schnel-  
ligkeit und ist nicht gleichförmig. Die Constitu-  
tion scheint nicht zu leiden, doch bey genauer  
Nachfrage ergibt sich daß der Appetit gering, der  
Leib verstopft und die Gallensecretion vermindert  
ist. Im zweyten Stadium bedeckt sich das Scro-  
tum mit varicösen Venen und der Testikel fühlt  
sich weich an, so daß das Gefühl der Fluctua-  
tion sehr täuschend wird. Der Samenstrang ein-  
scheidet sich. Der Patient sieht cachectisch aus,  
ist Diarrhöe oder Verstopfung zugegen. Im  
dritten Stadium adhärirt der Hode mit dem  
Scrotum, die Leistendrüsen schwellen an. Die  
Venen schwellen noch stärker und das Scrotum  
wird an einer Stelle purpurroth und fluctuierend  
so daß der Wundarzt sich häufig verleiten läßt  
eine Lanzette hineinzustoßen. Es kommt nun  
Blut zum Vorschein. Eine solche Wunde heilt  
zuweilen wieder zu, bricht aber bald nachher  
wieder auf; ein fungus bricht daraus hervor,  
der in wenigen Wochen die Größe der Hand-  
fläche erreicht und häufig abstirbt und sich wieder  
erzeugt. Drückt man den Testikel, so kommt  
eine hirnartige Masse zum Vorschein. Ulcera-  
tion entsteht jedoch nicht immer. Geschwulst

Testikels und des Samenstrangs nehmen zu, Markschwammbildung schreitet im Unterleibe die Schmerzen sind anhaltend und bedeutend Patient erliegt der Irritation und dem Verluste. Ist die Krankheit von Anfang Markschwamm, so stirbt der Kranke innerhalb eines Jahres vom Anfange der Geschwulst, doch gesellt sich der Markschwamm auch zu einfachen Verhärtungen des Testikels und dann können Jahre darüber hinweggehen ehe der Patient erliegt.

Bei der anatomischen Untersuchung zeigt es sich, daß in dem ersten Stadium die Härte nur von der starken Anspannung der Albuginea abhängig sey, nicht von der Festigkeit der ergossenen Masse, welche von fibröser Beschaffenheit, gelblich weißer Farbe mit Blut gefleckt, und stellenweise gefäßreich ist. An den ergriffenen Stellen sind die Samengefäße verschwunden, an übrigen noch sichtbar. Im zweyten Stadium findet man Testikel und Epididymis mit weichen weißen fibrösen Masse angefüllt, zwischen welcher als das Product gewöhnlicher Entzündung, die mit der specifischen zugleich verläuft, coagulirte Lymphe abge sondert ist. Im dritten Stadium enthält die Scheidenhaut eine Menge Wasser, die Albuginea ist geplatzt, ein Theil hat sich hindurch gedrängt, daher der Testikel eine so unregelmäßige Gestalt bekommt und die Leisten drüsen schwellen. Das Innere des Testikels enthält seröse Cysten, coagulirtes Blut, eine weiße, weiche, fibröse Masse, die beim Drucke eine rahmartige, etwas blutig gefärbte Masse entleert. Der Samenstrang ist sehr vergrößert, verhärtet und knotig. Die Bauchhöhle enthält Serum, hinter dem Duodenum liegt eine dicke Geschwulst über der Aorta und vena

cava. Ihr Umfang ist von der Größe ei-  
 Faust bis zu der eines Kinderkopfes. Auch  
 andern Theilen der Unterleibshöhle und in  
 Regel in der Leber kommen Geschwülste vor

Markschwamm des Hoden kommt häufig  
 scrophulösen Constitutionen vor, doch auch  
 solchen, deren Constitution ursprünglich gesund  
 war und durch äußere Umstände herunter gekom-  
 men ist. Die örtliche Veranlassung ist gewöhn-  
 lich eine leichte Quetschung. Das Blut welches  
 man in einigen Fällen den Patienten entzog  
 coagulirte sehr schwach, weil es wenig Faserstoff  
 enthielt; das Serum war übermäßig und von  
 dunkelgelber Farbe.

Bey Ungewißheit in der Diagnose rath Cooper  
 zu einem exploratorischen Einstiche mit ohne  
 Lanzette, der jedenfalls vor der Castration ges-  
 schehen sollte. Nicht bloß Pott, Hunter und  
 Cline haben sich in Bezug auf die Diagnose des  
 Markschwammes des Hoden getäuscht, son-  
 auch Cooper gesteht, daß ihm dieß mehr al-  
 mal begegnet sey.

Die bisherige Behandlung ist erso-  
 fen. Verbesserung der Constitution kann das  
 Uebel aufhalten, aber nicht mehr! Cooper rath  
 nach neuen Mitteln unter den zahlreichen neuen  
 Körpern zu suchen, welche Chemie und Botanik  
 in den letzten Jahren dargeboten haben. Wir  
 bedürfen eines Specificums. Vorläufig suche man  
 die Constitution zu verbessern, wende örtl.  
 Blutegel an und erkältende Umschläge, und ver-  
 richte die Castration so bald die Diagnose ganz  
 fest steht. Indes ist wohl keine chirurgische Ope-  
 ration so durchgängig erfolglos als die Wegnah-  
 me des von Markschwamm ergriffenen Hoden.  
 Nur eine sehr frühzeitige Berrichtung gibt einige  
 Hoffnung. Man wende daher die gegen einfache

rhärtung des Testikels empfohlene Behandlungsweise 6 Wochen lang an und schreite gleich Operation wenn dieselbe nichts hilft. Auch der Operation suche man die Constitution zu verbessern. Die erwähnten Fälle, in denen die Castration wegen Markschwamm unternommen wurde, endigten alle nach Verlauf einiger Monate tödtlich. Nur ein Kranker überlebte dieselbe 1 Jahr und 8 Monate. (Es ist bekannt daß der Ausgang nicht immer so traurig ist; Herr Dr Baring hat in seiner schönen Monographie über den Markschwamm des Hoden mehrere glückliche Fälle mitgetheilt. Jedenfalls aber übt die Castration keinen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Krankheit, wie die große Zahl unglücklicher Fälle beweist. Wegen Unsicherheit der Diagnose in dem besten Stadio ist der Markschwamm des Hoden nicht geeignet zu allgemeinen Resultaten über Verlauf des Markschwamms zu führen. Dazu ist nur das Auge geeignet, weil hier die Diagnose frühzeitig feststeht. Hier lehrt die Erfahrung daß die Natur des Astersproducts Meister werden kann, indem Atrophie des Auges entsteht. Ich habe selbst zwey Fälle der Art in England gesehen, wo beym Gebrauche einiger Alterantien und wiederholtem Ansehen von Blutegeln, beym Aufenthalte auf dem Lande, die Fortschritte des Markschwamms aufhörten ehe die Cornea durchbrochen wurde. Dergleichen Beispiele würden wir sicher auch vom Hoden aufzuweisen haben, wenn die Verwechslung mit der scrophulösen Hodenentzündung nicht so leicht wäre. Die Sterblichkeits-Verhältnisse beym Markschwamm des Hoden sind daher fast nur von den schon entwickelten Fällen genommen und deshalb zu ungünstig. Von Seiten der Augen-

ärzte glaube ich wird man mit der Zeit die zweckmäßigste Behandlung, durch statist Nachrichten, Auskunft erhalten. Vorläufig man freylich noch immer die Castration vomen müssen, so wenig auch darauf zu ist. Rec.).

11. Scirrhus des Hoden. Cooper zwey daran daß der Scirrhus in derselben Form wie in den Brüsten existiert, nämlich als ein nehrförmig hartes Gewebe, doch hat er einige Fälle sehr harter Geschwulst des Hoden gesehen, die mitunter sehr schmerzte, nicht weich wurde, den Samenstrang ergriff, Geschwülste im Unterleibe und Wassersucht erzeugte. Einmal sah Cooper Ulceration entstehen, unter welcher der Testis allmählich verzehrte und der Patient ( Bey der Section findet man Wasser in der Scidenhaut, die Albuginea adhärent, der Testis ist in eine harte, weiße, knotige Masse verwandelt und enthält wenig Gefäße. Von dieser Beschaffenheit sind die Geschwülste im Unterleibe.

12. Castration. Vor ihrer Verrichtung räth Cooper die Scheidenhaut zu öffnen, um sich zu überzeugen, daß man es nicht mit Hydrocele oder Blutbruch zu thun habe. Nach dem Hautschnitt, der vom Leistenringe bis in den Grund des Hodensackes dringen muß, wird der Samenstrang frey gelegt, mit einem Häkchen fixiert und abgeschnitten. Die Arteria spermatica und die Arterie des vas deferens werden unterbunden ehe man den Testikel ausschält. Cooper eifer sehr gegen die totale Unterbindung des Samenstranges, worauf er Tetanus erfolgen sah. (Es ist eine Schande für Deutschland, daß dieses rohe Verfahren noch in clinischen Anstalten gelehrt wird, obgleich es auch bey uns nicht an tödtlichen Ausgängen durch Tetanus gefehlt hat, wie

während meiner Studienjahre gesehen habe. In seliger Vater, der seinen Unwillen über totale Unterbindung des Samenstranges nicht genug ausdrücken zu können glaubte, hatte falls einmal Tetanus darauf erfolgen sehen.

1. Einen Verband soll man erst anlegen die Gefahr der Blutung vorüber ist, dann lege man Suturen an.

13. Hydrocele. Die Operation der Hydrocele durch den Schnitt, wie Hunter sie empfahl, ist in England durch die Injection verdrängt und nur die Fälle beschränkt worden, wo die Diagnose unsicher ist. Die Injection der Hydrocele ist, wie Cooper sagt, eine der nützlichsten Verbesserungen der neuern Chirurgie. Diese Erfindung von Sir James Earle kann sich freylich mit Hunter's Operation des Aneurisma oder Civiale's Steinermalmung, doch macht sie ihren Erfinder zu einem Wohlthäter des Menschengeschlechts. Zur Injection bedient sich Cooper einer Mischung von gleichen Theilen Portwein und Wasser, oder  $\frac{2}{3}$  Wein und  $\frac{1}{3}$  Wasser, oder  $\text{Zinc. sulph. } \text{ʒj}$  mit Wasser  $\text{ʒxij}$ . Man spritze nie so viel ein als man heraus gelassen hat und lasse die Masse bey jungen Personen drey, bey älteren fünf Minuten in der Scheidenhaut, wenn die Schmerzen nicht gar zu unerträglich sind. (Mein seliger Vater, welcher die Injections-Methode während seiner Studien in England schätzen gelernt hatte, und sie in seiner großen Praxis stets mit Erfolg anwandte, gab die Vorschrift, die Flüssigkeit stets so lange darin zu lassen, bis heftige ziehende Schmerzen sich vom Testikel bis nach der Lendengegend erstreckten. Sein Beyspiel hat hier in Hannover diese Methode aufrecht erhalten, die sonst in Deutschland mit Ausnahme von Walthers wenig An-



hänger gefunden hat, offenbar zum Schaden Patienten. Dieß kann man mit einiger Sicherheit aus Ruß's Aeußerung über die Hydr in seinen Aufsätzen und Abhandlungen u. 1834. schließen, wenn er sagt die Hydr sey häufig ein Uebel das man nicht Schaden für das Allgemeinbefinden in Fällen operiere, wegen seines Zusammenhanges mit allgemeinen Zuständen. Hier werden alljährlich alte und fränkliche Leute radical geheilt, ohne spätere schlimme Folgen. Indesß ist es begreiflich daß dergleichen Individuen die Methode des Schnitts sehr schlecht bekommt, da bey fränklichen Leuten jede größere eiternde Wunde schlimme Folgen haben kann. Der wesentliche Unterschied des Schnitts und der Injection liegt Zweifel vorzüglich in der gänzlichen Abhaltung der atmosphärischen Luft von der gereizten Scheidenhaut bey letzterer Methode. (Rec.). Schlimme Zufälle entstehen nach der Injection vorzüglich nur dann, wenn man die Flüssigkeit zwischen die Scheidenhaut und den Hodensack ins Zellgewebe getrieben hat. Indesß bemerkt Cooper, die Wundärzte hätten wohl Recht zu sagen, daß es Constitutionen gebe die man nicht umbringen könne, und andere die man nicht berühren dürfe. So sah er die bloße Punction der Hydrocele tödtlich enden. Der Erfolg der Injection hängt sehr von der Nachbehandlung ab, wobey man durch Diät und Verhalten des Patienten den gehörigen Grad von Entzündung herbeyzuführen sucht, oder dieselbe mäßigt wenn sie zu lebhaft ist. Das Scrotum muß sich röthen und die Geschwulst beynahе wieder so dick werden wie zuvor. Hat sich gar zu viel Wasser wieder angesammelt so zapft man es noch einmal ab. Im Allgemeinen können die Patienten nach 4 Tagen wieder

Geschäften nachgehen. (In unsern deut-  
 lichen Kliniken kann man die Patienten 2 bis 3  
 Male liegen sehen. Rec.). Nach der Opera-  
 tion des Schnittes empfiehlt Cooper das Ein-  
 streuen von Leinsamen-Mehl in die Scheiden-

Für die Heilung der Hydrocele ist gänz-  
 liche Obliteration der Scheidenhöhle nicht erfor-  
 derlich, die Adhäsionen sind gewöhnlich nur par-  
 tiell. Für die Hydrocele cystica des Samen-  
 stranges eignet sich der Schnitt.

14. Entzündung der Scheidenhaut begleitet  
 häufig die Entzündung des Testikels und ist die  
 Ursache der theilweisen Indurationen, welche an  
 verschiedenen Stellen Scheidenhaut und Hoden  
 adhärent machen. Entwickelt sich unter diesen  
 Umständen Hydrocele, so befindet sich das Was-  
 ser nicht an der gewöhnlichen Stelle und ist oft  
 in mehreren Abtheilungen enthalten.

Knorpelbildung in der Scheidenhaut. Ihre  
 Größe ist Knorpel, der Kern Knochen. Ihre  
 Bildung ist den Ossificationen der serösen Häute  
 analog; sie scheinen anfangs zu adhäririeren und  
 erst später flottierend zu werden.

16. Markschwamm der Scheidenhaut. Ein in-  
 teressanter Fall von Markschwamm bey völliger  
 Erhaltung des Testikels.

17. Hämatocele. Blutbruch ist durch sein plötz-  
 liches Entstehen nach einer mechanischen Verletzung  
 meistens leicht zu erkennen. Cooper heilte einen  
 Fall nach 17jähriger Dauer durch den Schnitt.  
 Blutbruch entsteht leicht bey schon vorhandener  
 Hydrocele, durch mechanische Verletzung. Er ent-  
 steht zuweilen durch übermäßige Anstrengungen  
 ohne örtliche Verletzung, man muß alsdann con-  
 stitutionelle Fehler erwarten.

18. Varicocele, ist kaum eine Krankheit zu  
 nennen, meistens nur eine geringe Unbequem-

lichkeit. Unterbindung der Venen hält Er für sehr gefährlich. Key castrirte wegen sehr schmerzhaften Varicocele.

19. Schornsteinfegerkrebs, scheint anfangs local zu seyn, später erst constitutionell zu den. Allgemeine Mittel helfen nichts, nur Emission oder Aetzmittel, doch nicht immer da Die Krankheit ist nicht häufig

Der Appendix enthält zwei Fälle von Markschwamm des Hoden und einen Brief von P. Caddell über die Hydrocele der Bewohner von Barbadoes. Das Scrotum ist dabei gewöhnlich verdickt. Injunctio ist dort eben so erfolgreich wie in England.

Analyse einer Verknochernng der Scheidenhaut. Sie bestand aus phosphorsaurem Kalk 45, kohlensaurem Kalk 17, animalischen Stoffen 38

Die 14 pathologischen, gezeichneten Tafeln sind deutlich und lehrreich, und betreffen zugleich den Markschwamm des Hoden. Besonders schön, neu und lehrreich ist die dritte Tafel, welche die Hydatiden-Geschwulst des Hodens darstellt.

Dies schöne Werk, welches kein Chirurg ohne Dank gegen den trefflichen Verfasser aus der Hand legen wird, verdient es in hohem Grade von einem Sachkundigen mit Auswahl ins Deutsche übertragen zu werden. In einer passenden Bearbeitung würde es eine der populärsten chirurgischen Monographien werden. Es ist zu bedauern daß die Uebersetzungsfabriken kenntnißreiche Gelehrte ganz von solchen Unternehmungen zurückgescheucht haben.

L. Stromeyer.

## B o s t o n .

Commentaries on the constitution of the united states, with a preliminary review of the constitutional history of the colonies and states, before the adoption of the constitution, by Joseph Story, Esq., Lane professor of law in Harvard university. Abridged by the author for the use of colleges and high schools. 1833. XLIV und 736 S. in Octav.

Wir zeigten neulich ein Hauptwerk über die Geschichte der vereinigten Staaten von Nordamerika an, und knüpfen daran gern ein Seitenstück, über ihre Verfassung. Der Verfasser, Joseph Story, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten der vereinigten Staaten, gibt das vorliegende Werk zwar nur als Abkürzung eines Uebersatz zum Gebrauch der studierenden Jugend, welches uns nicht zugekommen ist. Allein auch das vorliegende — weit mehr als ein trockener Auszug — reicht hin für den Gebrauch in unserm Welttheil; und deshalb versäumen wir nicht auf dasselbe aufmerksam zu machen. Die Einleitung gibt außer der Inhaltsanzeige einen Abdruck der Constitutionsurkunde der vereinigten Staaten, und eine Rückweisung nach den Seitenzahlen auf das größere Werk. Hierauf folgt in dem ersten Buch in den nächsten XVII Kapiteln eine historische Uebersicht der Geschichte der V. St. bis zu der Einführung der jetzigen Constitution der Union 1789; weshalb sie auch nur die damaligen 13 Staaten in dem alten Gebiet diesseits der Alleghany-Gebirge umfaßt. Von jedem dieser Staaten wird eine

kurze Geschichte bis auf den erwähnten Zeitpunkt gegeben, und mit einer allgemeinen Uebersicht der Colonien geschlossen. Das zweyte Buch enthält in drey Kapiteln eine kurze Geschichte der Revolution, und Ursprung und Analyse der früheren Conföderation. Erst in dem dritten Buch kommt der Verf. auf seinen Hauptgegenstand, die Auseinandersetzung der jetzigen Verfassung in XLV Kapiteln. Sie beginnt mit dem Ursprung und der Annahme derselben, ihrer Gegenstände, ihrer Beschaffenheit, ihrer Erklärung in den fünf ersten Kapiteln. Wir machen hier besonders auf Kap. VI aufmerksam, welches den Commentar zu der Einleitung (Preamble) der Constitutionsurkunde enthält, worin die Zwecke der Union angegeben werden. Sie sey bestimmt 'to form a more perfect union, establish justice, insure domestic tranquillity, provide for the common defence, promote the general Welfare, and secure the blessings of liberty to ourselves and our posterity.' Diese Zwecke geht der Verfasser dann einzeln durch, und zeigt wie sie nur durch die Fortdauer der Union erreicht werden können; welche Uebel dagegen daraus hervorgehen würden, wenn sich die Republik in mehrere Staaten auflösen sollte. Es sind dies, um es kurz zu fassen, alle die Folgen welche von einem Staatensystem, in das sie sich alsdann verwandeln würde, unzertrennlich sind. Sie werden in allen den eben angeführten Rücksichten mit großer Einsicht und Klarheit auseinandergesetzt, und der Wunsch daß die Union dauernd seyn möge, dadurch gerechtfertigt. Uebrigens ist der Verfasser nicht blind für solche Gefahren; 'seitdem besonders die Erwerbung von

issiana und Florida zu sehr ernstlichen Besetzungen über diese Frage führen.' Daß diese Ergebnisse nicht grundlos sind, haben schon einzelnere Vorfälle gezeigt. Wir unserer Seite glauben freylich daß Nord-America auch bey der Dauer der Union jenen Uebeln mit der Zeit werde ausweichen können, wenn erst die unabhangenden Spanischen Staaten sich mehr zu einem Staatensystem werden ausgebildet haben. Die jetzt entstehenden Streitigkeiten über Texas sind schon das Vorspiel davon. — Nach der Erorterung der Vertheilung der Gewalten, Kap. VII, wird dann zuerst von der Legislation gehandelt; von dem Senat und der Kammer der Representanten; der Wahl und den Sitzungen des Congresses, seinen Rechten und Privilegien, und dem Geschaftsgange, Kap. VIII

Die Erorterung der einzelnen Rechte des Congresses, wie sie in der Constitutionsurkunde bestimmt sind, von Kap. XIV bis XXXII schließt dann mit den vorigen die größere Hälfte des Werkes ein, auf welche dann die Beschränkungen denen die einzelnen Staaten sich im Verhältnisse gegen die Union unterworfen haben, ohne welche diese nicht würde bestehen können, folgen. Hierauf folgen dann Kap. XXXVI und XXXVII die Bestimmungen über die ausübende Macht; also vor allen die Rechte und Stellung des Präsidenten zum Congress und besonders zum Senat; seine Macht und seine Pflichten. Der Verfasser ist der Vertheidiger der bestehenden Einrichtungen, nicht nur in Beziehung auf die Macht, sondern auch die Wiederwahlbarkeit des Präsidenten. Ausführlich wird über die Formen der Wahl desselben und des Vicepräsidenten gehandelt. Den drit-

ten Platz nimmt alsdann die richterliche walt ein, und die auf ihre Ausübung sich ziehenden Einrichtungen, Kap. XXXVIII. XLI; worauf in den letzten Kapiteln noch die Ratification der Verfassung, und die und Weise wie Verbesserungen (amendments) in derselben gemacht werden, gehandelt, mit einigen allgemeinen Bemerkungen geschlossen wird.

Unsere Absicht bey der Anzeige dieses Werkes kann nur die seyn, die Leser mit einem Buche bekannt zu machen, in welchem sie die Formen der Verfassung der Union, mit einer verständigen Würdigung derselben, auseinandergesetzt finden; denn nur von der Union, nicht von der Verfassung der einzelnen Staaten darin die Rede. Dieser Zweck aber denn auch in dieser Abkürzung (nach der vorgesezten Rückweisung auf die Seitenzahl des größern Werkes beträgt diese noch nicht völlig das doppelte), in der, der Vorrede zufolge, nichts wesentliches weggelassen ist, ist Behandlung so ausführlich, daß die Deutlichkeit keinesweges darunter leidet. Daß weder ein Auszug daraus zu geben, noch eine Beurtheilung des Einzelnen möglich ist, wenn man sich nicht in eine Critik der Americanischen Verfassung einlassen will, die man hier nicht erwarten wird, fällt von selbst in die Augen.

Hn.

# G ö t t i n g e r L e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

64. Stück.

Den 23. April 1836.

---

L e i p z i g.

Samml. C. Focke: Plutarchi Pericles.  
 Recensurus et commentariis suis illustravit  
 Carolus Sintenis. Accedunt Excursus.  
 1835. VI und 330 S. in 8.

Wollte Plutarch bey Abfassung der biographi-  
 curen, isten den durch seine philosophische Denk-  
 weise bestimmten Hauptzweck verfolgen, das  
 Große und Edle so zu feyern, daß der Geist  
 es nicht nur schaue, sondern auch am Schauen  
 sich nähre und zur Bewunderung und Nacheife-  
 rung tugendhafter Thaten kräftig aufgeweckt wer-  
 de, so gelang ihm dieses in dem zehnten Buche  
 seines Werkes bey Zusammenstellung des Perikles  
 und des Fabius Maximus um so mehr, als er in  
 diesem in vieler Hinsicht sehr ähnlichen Paare  
 das wahre Musterbild der Tugend ausgeprägt  
 fand. Wir müssen es freylich der Milde seiner  
 Lehre zu Gute halten, wenn er dem Eafterhaften  
 selbst im Widerspruch mit der historischen Wahr-  
 heit immer eine günstige Seite abzugewinnen



weiß; doch beym Perikles dürfte eine solche sinnung fast Billigung fordern, da der Leb- beschreiber hier gegen den mächtigen Parte- und die lästernde Zunge der Bühne anzuk- hatte. Vorstehende Bearbeitung der einen F- des zehnten Buches, womit Herr S. zum- ten Male die Literatur des Plutarch vere- schließt sich auf eine lobenswerthe Weise den- strebungen der neuesten Zeit in diesem Gebiete an, und ist auch dadurch die Anforderung noch nicht erfüllt, den Text der Biographie auf sichere Grundlagen zurückzuführen, so ist doch das Werk mit Ernst begonnen, dem leichtfertigen Verfahren der älteren Kritiker ein Ende zu machen.

Der Herausgeber benutzte bey Feststellung des Textes außer den ältesten Ausgaben, den freylich unsichern Lesarten des Sac. Vulcobius und dem von Bryanus verglichenen dritten cod. Bodleja- nus, die beiden bis jetzt als die besten bekannten Pariser Handschriften aus dem 13. Jahrhundert, Nro. 1671 (cod. A) und 1673 (cod. C). Die erste war für die moralischen Schriften schon frü- her von Wytttenbach gebraucht; ihren Werth so wie den der zweyten für die biographischen hat neulich Hr Prof. Bähr anerkannt, der auch hier durch die Mittheilung der Collation des A den Herausg. unterstützte, während Hr Prof. Held ihm die Lesarten des zweyten Pariser überließ. Recht verdienstlich ist es aber, daß Hr S. end- lich den von ihm früher mehr beyläufig bestim- men und unsicher beurtheilten Werth der lectio- nes des sogenannten Anonymus in einem beson- deren nur zu breit geschriebenen Excurs gründ- lich gewürdigt, und dadurch das unglaublich leicht- fertige Verfahren der früheren Bearbeiter der Biographien aufgedeckt hat. Wenn ein Amyot und Rylander die dargelegten Irrthümer nicht be-

neu haben würden, so thut es uns leid, daß gerade an Schäfer gerügt ist, worin doch so gut Hutten und die übrigen fehlten. Es sich nämlich um den diplomatischen Werth arten, welche die beiden Herausgeber der künftigen Ausgabe von einem nicht namhaft machten Gelehrten erhielten, von denen es allem angenommen wurde, daß sie, wo sie nicht ausdrücklich als Conjecturen früherer Kritiker bezeichnet waren, aus Handschriften entnommen seyen: wiewohl sie an keiner Stelle durch die jetzt bekanntesten bestätigt werden und vermöge ihrer besondern Güte bey den starken Corruptelen der Plutarchischen codices den begründetsten Verdacht erregen konnten. Schon Reiske erhob einigen Zweifel, ohne aber, was wirklich bey nur geringe Aufmerksamkeit nicht schwer gewesen wäre, Sache auf die Spur zu kommen. Herr S. ührt das Verdienst, durch Vergleichung daran zu haben, daß die Varianten des Anonymus theils aus der Lateinischen Uebersetzung des Xylander zusammengesetzt, theils und hauptsächlich bloß die von diesem tüchtigen Kenner des Plutarch aufgestellten Vermuthungen sind, wozu sich hin- und wieder die Verbesserungen von dem charffinnigen Abt Amnot gesellen. Andr. Dacier ist natürlich jene Varianten gleichfalls aus Handschriften ausgezogen seyn; die folgenden Herausgeber — man sollte es kaum glauben — haben den von Dacier angemerkten aber bloß dem Anonymus entnommenen Lesarten einen cod. Dacerii aufgefunden und so zwiefach durch Handschriften zu schützen gewußt, was gewöhnlich dem Xylander angehört. Nur dieses geben wir hier zu bedenken, daß die aus Xylanders Version gefolgerten Lesarten des Anonymus mit den von jenem Uebersetzer aufgeführten Vermuthungen

nicht, wie es geschieht, von gleichem Gesichtspuncte aus betrachtet werden, sondern daß Eylander einen cod. graecus zum Grunde legte, meistens handschriftlichen Werth müssen.

Wie wohl wir es schon um der Wichtigkeit der Sache willen gebilligt haben würden, wenn in der bearbeiteten Biographie die Lesarten des Anonymus nach dem gewonnenen Standpuncte durchgängig geprüft wären, so sind sie doch noch als eine alte Auctorität stehen geblieben, während mit Recht die Pariser Handschriften in den Vordergrund treten. Es nahm uns Wunder, als wir von der geänderten Ansicht des Herausg. über den bedeutenden Werth des cod. C lasen; weit entfernt, ihm ein ausschließliches Ansehen zuzusprechen, da unsere Kenntniß der diplomatischen Kritik des Plutarch noch zu mangelhaft so müssen wir uns ihm doch vor allen andern anvertrauen. Dabey ist aber die Benützung Thukydides, als der Hauptquelle, woraus die Thatsachen mitgetheilt werden, und des Platon, aus dem sein Verehrer auch in sprachlicher Rücksicht vieles entlehnt, hinsichtlich der Kritik unerläßlich. So liefert der cod. C in der Stelle c. 25: *Οἱ δ' εὐδὸς ἀπέστησαν, ἐκλήψαντο αὐτοῖς τοὺς ὀμήρουσ Πισσοῦδρου, καὶ τὰ ἄλλα παρασκευάσαντο πρὸς τὸν πόλεμον*: die Variante *παρασκευάσαντος*, welcher Corai, Schfer und Sintenis vermöge des sich passend schließenden *τὰ ἄλλα* ihren Beyfall gaben. Allein, wiewohl der Sardische Statthalter gegen die Athener mehr leistete, als daß er die Samischen Geißeln aus Lemnos entführte, zumal ihm die Athenische Besatzung von Samos und die vom Perikles eingesetzten Beamten überliefert wurden, so kürzt Plutarch bloß ab, was Thuky-

des I, 115 berichtet: 'ἔπειτα τοὺς ὁμήρου  
 εἴσαντες ἐκ Λήμνου τοὺς αὐτῶν, ἀπέστη-  
 — ἐπὶ τε Μίλητον εὐδὺς παρεσκευάζον-  
 " ῥατεύειν', so daß das τὰλλα παρεσκευ-  
 bey Plutarch mit Rücksicht auf die Rück-  
 der Samier gegen Milet, welches wegen  
 ene die Expedition des Perikles veranlaßt  
 te, entschieden gesichert ist. Was die Nachah-  
 mung des Platonischen Sprachgebrauchs betrifft,  
 so findet sie sich in den biographischen Schriften  
 am gewöhnlichsten in den überfüllt angebrachten  
 Vergleichen, wodurch meistens ein rhetorisch  
 gefuchter und schwülstiger Gedanke hervorgeht.  
 Die διπλὴν σιδήρον (c. 11), eine schöne Con-  
 jectur Ruhnken's, muß ohne Widerrede auf den  
 Soph. p. 267 E. zurückgeführt werden, wo sie  
 get σαδρον im Theaet. p. 179 D. vergleichbar  
 der nicht minder ist das seit Reiske für wahr-  
 gemeinlich erachtete, aber durch den Gegensatz noth-  
 gewendig geforderte ἡδονὰς ἀβλαβεῖς (c. 15) aus  
 Platon nachzuweisen, s. Polit. II. p. 357 B. de  
 Legib. II. p. 667 E. Kurz darauf denkt Plu-  
 tarch bey der Erklärung der Rhetorik als einer  
 ψυχασγωγία an den Phaedr. p. 271 C., was  
 Herr S. nachzutragen vergaß. Wir können hier  
 nur andeuten, worauf der Herausgeber ferner-  
 eine besondere Aufmerksamkeit zu richten hat;  
 er bey seiner Verbesserung ἀπ' ἐλπίδος  
 (c. 20) die auch dem Platon recht geläufige Ver-  
 pfung mit ἀπὸ in ἀπὸ σκοποῦ, ἀπὸ τρό-  
 πῳ, ἀπὸ καιροῦ untersucht, so würde er das  
 Gesetz einiger alter Grammatiker von der Zu-  
 rückziehung des Accentus, welches Schäfer wie-  
 der aufnahm und Heindorf und Bekker in-  
 consequent durchführten, ganz grundlos und als  
 eine seltsame Beeinträchtigung der der Präposition  
 zukommenden Bedeutung befunden haben.

Sehen wir auf den exegetischen Theil der Ausgabe ein, so wäre es unsererseits eine g. Ungerechtigkeit, wenn wir nicht mit Berücksichtigung der ungenügenden Vorarbeiten, die den besonderen Fleiß anerkennen wollten, der Begründung des Plutarchischen Sprachgebrauch und Nachweisung der Geschichtserzählungen c. Thukydides und Diodor verwandt worden. Allein je reichlicher hier gegeben wird, im so fühlbarer ist der Mangel gründlicher chronologischer Bestimmungen, die Schwäche der archäologischen Bemerkungen über die Werke der Periklesischen Zeit (c. 13) und die Unbestimmtheit der Erörterungen über den höchst einflußreichen Verkehr des Perikles mit der Philosophie! Plutarchs Schriften fordern dadurch, daß sie Gelehrsamkeit aufzubieten suchen, einen Erklärer, der mit in gesammten Theilen der antiken Wissenschaft vertraut weder den einen noch den andern einseitig bevorzugen darf. Herr S. würde sich in Manchem gut vorgearbeitet haben, wenn er, mit Weglassung des Weitſchichtigen in seinen Erklärungen, zu Anfang die schon vorliegenden schätzbaren Untersuchungen über die Quellen der Biographie fortgesetzt und nachher im Einzelnen die Art, wie der Biograph die Thatsachen verschieden von seinen Vormännern auffassen und zum Ganzen verknüpfen mußte, so weit es Commentar zuließ, entwickelt hätte. Höchst interessant ist die Weise, wie Plutarch in der Ausgabe der Motive des Thatsächlichen seinen Grundsätzen gemäß dem Thukydides sich bald annähert, bald aber auch von ihm sich wieder zu entfernen weiß, wenn er über den natürlichen Entwicklungsgang die besondere Kraft eines *δαίμονιον* zu setzen sich genöthigt sieht. Fehlt ihm freylich der politische Scharfblick dieses Geschichtschrei-

wie wir es namentlich bey der dem Peri-  
 aufgebürdeten Schuld, Ursache des Pelo-  
 nesischen Krieges gewesen zu seyn, ersehen  
 so zeigt es sich doch offenbar, daß er  
 die Anaxagorisch gebildete Weltansicht  
 des hybriden gestempelten Typus der Geschichte  
 nem gewissen Grade zuzulassen gesonnen ist.  
 Wie wir weiß Plutarch zwey Grundsätze  
 Lehre in Perikles Leben durchzuführen, die  
 die Aufhebung der Daisidaimonie und die Verför-  
 derung des Volksglaubens, sofern er eben nicht  
 glauben ist, mit der Philosophie. Dem Pe-  
 rikles selbst borgt er in erster Beziehung den be-  
 zogenen Ausdruck ab: 'δεῖ μὲν γὰρ ἀμέλει τῆς  
 οὐρανίας δόξης ὡς περ ὄψεως λήμην' (f. Pe-  
 l. c. 8) ἀφαιρεῖν τὴν δαισιδαίμονίαν' (Non  
 p. s. v. sec. Ep. c. 21), und schildert dar-  
 in c. 6 mit besonders lebhaften Farben, was  
 jener Staatsmann dem Umgange mit Anaxago-  
 ras von Seiten einer gesunden Naturwissenschaft  
 verdankte. Und nicht etwa in einer unmittelbaren  
 Beherrschung der Perikleischen Politik, son-  
 dern nur in dem lebendigen Austausch der für  
 die damalige Entwicklungsstufe des philosophie-  
 renden Geistes großen Idee von der Naturord-  
 nung und den natürlichen Gründen der Erschei-  
 nungen dürfen wir Anaxagoras Einfluß suchen,  
 wie freylich dadurch, daß die Staatsreligion von  
 dieser Seite stark gefährdet wurde, wie schon die  
 einzelnen Psephismen zeigen, nach der Perikleis-  
 chen Politik beurtheilt werden und somit dem  
 Lehrer, der für seinen νοῦς keine Tempel ge-  
 baut haben wollte, den durch die Aristokratie  
 herbeygeführten Untergang bereiten mußte. Im  
 Interesse des zweyten Grundsatzes kann nun  
 Plutarch (c. 6) Lampon's politische Auslegung  
 des monströsen Widerkopfs der physiologischen

des Anaxagoras nicht aufopfern, sondern <sup>e</sup> jeden ihr Recht gebend nöthigte ihn der wir erfolgte Sturz des Aristocraten Thukydides i ner Erscheinung die vorausgesagte Zweckb mung mit der Erklärung der natürlich sache zu verknüpfen. Achten wir auf den nen Schluß des Ganzen, so sucht Plutarch lich wie Xenophanes in dem letzten Kam gen den Aberglauben den durch die Dichte sonders den Homer verbreiteten verwerflichen stellungen von den Göttern das Wort zu r um dadurch Perikles Leben nach dem st Beynamen als ein wirklich Olympisches zu ten. Man betrachte dieses nicht als eine N ahmung des Isokrates, sondern Plutarch zunächst als Platoniker die *παλαιὰ διαφ* der Philosophie und Poesie (Plat. Polit. an 607 B) fort, und beabsichtigt, wie es urn be dünden möchte, einen nach Platons Politik ab gemessenen Ausgang, jedoch um die Betrachtung selbst den moralischen Schriften zu überlassen, in denen von den drey Führern hinsichtlich des Götterglaubens die Dichter als die schlechtesten geschildert werden, s. Amator. c. 18. vergl. de Stoic. Repug. c. 38.

Aus diesen Grundzügen wird der Herausgeber entnehmen, daß uns seine Methode, den Plu tarch Wort für Wort zu erklären, ohne auf die Art der Auffassung und Verknüpfung des Ein zelnem wie des Ganzen einzugehen, wenig <sup>er</sup> frieden gestellt hat. Die Fortsetzung seiner <sup>ar</sup> arbeitungen der Biographien wird sicher die an geedeuteten Mängel um so eher beseitigen, als schon diese Schrift die beiden früheren durch ein sichtbares Streben nach Hervollkommnung zu überbieten sucht. Die angehängten fünf Excurse haben einen critischen, grammatischen und liter

sehen Werth. Den ersten bedeutendern über Lesarten des Anonymus haben wir bereits urthelt; der zweyte versucht die c. 3 u. 24 theillich aus einem und demselben Chorge des jüngern Kratinus entnommenen Verse und metrisch festzustellen und zu erläutern, so wie die absichtlich der theogonischen comisch nachgebildeten Worte vorliegen, *εὐνοίας* Constitution am meisten für sich hat.

Die dritte zeigt durch Zusammenstellung einzelner Sätze, daß der Rhetor Aelius Aristides Einiges, die rhetorische Erweiterung bey Seite gesetzt, aus Plutarch entlehnt. Die Bemerkung ist für das Quellenstudium der Griechischen Geschichte und für die Kritik der Plutarchischen Biographien beachtenswerth. In dem vierten Herr S. zur Begründung der Lesart c. 24 *ἢ εἰς ἀντὶν* dasjenige durch Beispiele zu vervollständigen, was besonders Bergler zu Arist. *Plut. v. 237* und Koen zum *Greg. Cor. p. 46 seq.* über den eigenthümlichen Gebrauch der Präposition *εἰς* in Verbindung mit den Verbis der Bewegung zur Bezeichnung der Bewegung zu Personen beygebracht haben. Sintenis geht in allgemeinen Umrissen die vorzüglichsten Schriftsteller durch, nöthigt uns aber gerade dadurch, *εἰς* nur zusammenstellt und nichts begründet, der Aufforderung, daß man doch endlich daran denken möge, nicht bloß jenen schon von den Alten verkannten Gebrauch der Präposition, an deren Stelle man immer das Attische *εἰς* oder *εἰς* zu setzen verlangte, sondern auch in Verbindung damit die feinen Verknüpfungen mit dem Accusativ der Bewegung, welche man nach einem veralteten Kanon durch *ὑπὸν* fälschlich zu erklären mußte, vollständig zu behandeln, wodurch besonders die Kritik des Herodot den größ-



ten Gewinn ziehen würde. Die Eigenthümlichkeit des obigen von der epischen Poesie gehenden Gebrauches besteht darin, daß bestimmte persönliche und örtliche Beziehung zusammenfällt, und wenn der schärfer son- und bezeichnende Atticismus gewöhnlich einen besondern Ausdruck lieb, so behielt bisweilen eben als Ueberbleibsel altepischer Weise jene ungeschiedene Beziehung bey, wofür sich den Vorwurf von Flüchtigkeit oder Inrectheit aufzubürden. Platon freylich bequeme sich nicht dazu; denn das rhetorisch gewählte *εἰς ἑμᾶς εἰσιέναι* und *εἰς τὸ πλῆθος ἀναβαίνειν* (Apol. S. p. 17 C. 31 C) kommt hier nicht in Betracht; vielmehr setzt er nur die elliptische Formel mit dem Genitiv, hat aber dennoch in andern Wendungen bemerkenswerthe Reste ihrer Anschauungsweisen. In dem letzte Excurs werden die wenigen Nachrichten über Leben und Schriften des Lampfacener Idomeneus gesammelt. Wie die Alten sagten, so haben ihn mehr die von seinem Lehrer Epikur an ihn gerichteten Briefe berühmt gemacht. Wir halten uns überzeugt, daß der von Suidas aufgeführte Geschichtschreiber Samothrales von dem Epikureer verschieden ist, und so wie wir erstern sprechen, was der Scholiast zum Apolloni nach der uns wahrscheinlichen Vermuthung der Mythengeschichte von Samothrake mittheilen so können wir nur dem Epikureer die von Diogenes benutzte Geschichte der Socratiker zuzurechnen; meinen aber, daß der bekannte Titel *περὶ Σωκρατικῶν* nur einem Theile des Werkes rechtmäßig zukommen kann, während das Ganze überhaupt Biographien berühmter Männer enthielt. Nur auf diesem Wege lassen sich ihm die vom Ptoarch und Athenäus erzählten Geschichten

lich schreiben. Daß Idomeneus der Epischen Schule angehörte, beweist schon, daß er mit der historischen Kritik wenig Ernst als Epikureer tritt er gegen Platons Kritikus (Diog. II, 60. vergl. III, 36; letzteres nicht vergaß Sintenis), um so, wie es scheint, den Aeschines für den wenn auch nicht Episch genießenden Aristippus Partey zu nehmen. Niebuhr's Urtheil über den unschätzbaren Werth des Idomeneus für die Geschichte der ältern Zeit dürfte viel zu günstig gesprochen seyn.

Dr Kr.

## B e r l i n.

E. S. Mittler: Beyträge zur geognostischen Kenntniß einiger Theile Sachsens und Böhmens von J. E. Gumprecht. 1835. 238 Seiten in Octav. Mit 9 Kupfertafeln.

Die Gegenden in welchen der Verfasser seine in dieser Schrift niedergelegten Wahrnehmungen gemacht hat, sind die beiden Ufer der Elbe zwischen Meissen und der Gränze von Böhmen, und der Strich von dieser an bis gegen Tepliz. Vornehmlich beschäftigen ihn die Verhältnisse Granites, Syenites und Porphyrs zu dem Gneise und dem sogenannten Plänerkalk. In der Gegend von Meissen, bey Escheila u. s. w. zeigen sich ihm die in dem unter dem Plänerkalk liegenden Granit eingeschlossen befindlichen Massen und Stücke der erstgenannten Felsart in solchen Verhältnissen, daß der Verf. annehmen zu müssen glaubt: sie seyen von dem jüngern, auf den schon vorhandenen Granit abgesetzten Pläner durch Spalten und Aushöhlungen in jenem, von oben niederwärts eingedrungen.

gen. An einigen Stellen sah er die Verdungs-Canäle noch bestehend und gleichfalls Pläner ausgefüllt; an anderen Punkten zeigten sich ihm wenigstens schmale Risse im G durch welche die Verbindung der Einschlüsse der obenauf gelagerten Masse bestehen kon an noch anderen Punkten, wo man solche schlüsse gefunden hat ohne sichtbare Verbindung Canäle, können die letzteren durch das Wegbrechen des Gesteins weggenommen worden seyn. Der Plänerkalk, sagt der Verf., liegt sichtlich und anscheinend ungestört auf der Oberfläche des Granites. Adern und eingeschlossene Stücke von Granit fand er nicht in der Masse des Pläners. Die dem letztern eigenthümlichen Versteinerungen fand der Verf. in den im Granite eingeschlossenen Stücken desselben eben so deutlich und wohl erhalten als in dem obern Flöz des Pläners. Diese Verhältnisse geben dem Verf. die Ansicht: daß der Pläner ein dem Granite aufgelagertes Flöz ist, und nöthigen ihn, die Meinung, daß der Granit nach Bildung des Pläners aus dem Innern emporgestiegen sey, und denselben gehoben, auch zum Theil zerrissen habe, zu bezweifeln.

Ferner erklärt der Verf. sich gegen die Vorstellung von einer in Zeit und Art zugleich verschiedenen Bildung des Granites, Porphyrs, Syenites. Seine Beobachtungen führen ihn dagegen zu der Meinung, daß diese drey Felarten nur verschiedenartige Ausscheidungen od Modificationen einer und derselben gleichzeitig gebildeten, großen Masse seyen, in welcher, nach Verschiedenheit der Localität und der eben vorliegenden Stoffe, diese verschiedenen Felarten neben einander, und häufig in einander übergehend entstanden seyen.

**B** Beobachtungen um Töltzchen im menschlichen Grunde ist der Vf. auf einige Punkte oben, an denen sich ein Emporrichten der horizontalen Schichten des Grünsandes oder an den Seiten hervorragender Syeniten zeigt. Diese der Hypothese des Verf. günstige Erscheinung sucht er dadurch zu erklären, daß er annimmt, feste von einer Flüssigkeit umgebene Massen könnten auf die Flüssigkeit und auf die aus derselben erfolgenden Niederschläge und Bodensätze eine Anziehung ausüben, durch welche geneigte Schichten der niedergeschlagenen Masse an den Seitenflächen der präexistierenden festen hervorgebracht würden.

Den Umstand: daß der Plänerkalk, der, nach dem Verf., immer den Grünsand bedeckt, doch fast immer nur an tiefer liegenden Punkten auf dem letztern angetroffen wird, und dagegen auf den hohen fast stets mangelt, wie er denn auf dem ganzen hohen Sandstein-Plateau der sogenannten Sächsischen Schweiz fehlt, sucht der Vf. dadurch zu erklären, daß er annimmt, die ganze vormalig auch dort vorhanden gewesene Bedeckung von Pläner sey durch irgend ein geologisches Ereigniß bis auf die letzte Spur vertilgt worden. Was die Wahrnehmung, daß der Pläner den Grünsand immer bedecke, anlangt, so müssen wir erwähnen, daß S. 102 eine durch Bohren in der Gegend von Jung Bunzlau gefundene Schichtreihe angeführt wird, in welcher der Quaderstein 130 Fuß mächtig den Pläner bedeckt.

Die bis hieher erwähnten Wahrnehmungen hat der Verf. auf dem linken Ufer der Elbe zu machen Gelegenheit gehabt. Auf dem rechten findet er andere Verhältnisse. Hier sieht er den Plänerkalk und Grünsand von einem wahren Granite auf solche Weise überlagert, und doch dadurch in seiner eigenen Lagerung so gar nicht

gestört, daß ihm nur ein ruhiges Ausbreiten einer ganz flüssigen Granitmasse auf der Fläche jener Felsarten diese Erscheinung hergebracht zu haben scheint. Da nun auf Erstreckung der Granit ganz den Foroberen Fläche des Grünsandes u. s. w. folgt, sich seinen Unebenheiten anschmiegt, ein Beben oder Zerreißen der Sandsteinlager aber in den beobachteten Strichen dieser Ueberlagerung durchaus nicht wahrzunehmen ist; so hält der Verf. dafür, daß, wenn dort ein Emporsteigen des Granites aus dem Innern Statt gefunden habe, dieses an einem von den beobachteten Gegenden entfernten Punkte geschehen seyn müsse, von welchem aus der flüssige Granit sich weit umher, aber ruhig verbreitet habe, ohne zerstörende Wirkungen auszuüben.

In der zweyten kleineren Abhandlung über die Gegend von Nebilau in Böhmen führt der Verf. eine große Anzahl von Punkten auf, in welchen der Thonschiefer vom Granit gangartig durchsetzt wird, ohne daß sich an und neben den Berührungsflächen Veränderung der aneinander stoßenden Felsarten zeigt. Diese Vorkommnisse, so wie die in der ersten Abhandlung aufgeführten, werden durch die beygegebenen Profilzeichnungen erläutert.

Wir haben die Wahrnehmungen des Verf. <sup>nem</sup> und nur aufgeführt, und enthalten uns alles Urtheils über dieselben und über die darauf gegründeten Folgerungen um so mehr, als ein solches sich allein auf die Bestätigung oder Widerlegung des Factischen in diesen Wahrnehmungen gründen kann. Die Beurtheilung dieses Factischen aber ist um deswillen eine sehr schwierige Sache, die sich nur durch eine Localbesichtigung der von dem Verf. beschriebenen Punkte erörtern läßt, weil er fast Alles anders gesehen hat, als einige ihm in der

dieser Punkte voraus gegangene  
 Der Verf. erklärt nämlich sehr viele  
 Herren von Humboldt, Freies-  
 Buch, von Leonhard, Maus  
 and. theils für irrig und  
 theils ist ihm nicht gelungen  
 Stellen zu finden, welche von seinen  
 Gegnern beobachtet worden waren.

Noch können wir auch bey diesem Werke, den  
 uns schon oft unangenehm aufgefallenen Um-  
 stand nicht unbemerkt lassen, daß deutsche Schrift-  
 steller der naturhistorischen Fächer sich oft gar zu  
 wenig einer correcten, ja nur einer grammat-  
 tisch richtigen Schreibart, und einer geschickten  
 Wahl der Ausdrücke befleißigen. Wir können  
 Sorgfalt im Style durchaus nicht für Neben-  
 sache halten, auch nicht bey Bearbeitung des  
 trockensten wissenschaftlichen Stoffes. So ist in  
 diesem Buche sehr auffallend und störend, daß  
 der Verf. durchweg die Partikel wie gebraucht,  
 wo durchaus nur als statthaft ist. Was ein  
 indifferentes Granit seyn soll ist ganz un-  
 verständlich. S. 61 findet man folgenden Satz:  
 'viele wein und wachsgelbe Schwerspathdrusen  
 umboldt und Freiesleben nennen den  
 verspath irrthümlich Kalkspath, obgleich sie  
 es vollkommen richtig die Krystallisation, die  
 die des letzteren ist, bestimmen).' Was

heißt das?

teil  
 sah

## Heidelberg.

De litterarum universitate Constantinopoli  
 quinto post Christum n. Saeculo condita, dis-  
 seruit J. C. F. Baehr. 1835. 15 S. in 4.

Dieses Programm des Hn Prof. Bähr erschien  
 zur Ankündigung der Geburtstags-Feyer S. K. H.  
 des Großherzogs von Baden. — Der Gegenstand  
 war unstreitig für eine solche Gelegenheit sehr pas-

send gewählt. Es ist darin von der Lehranstalt Rede, welche von Kaiser Theodosius II. im J. in Constantinopel errichtet wurde. Sie war durch veranlaßt, daß den Privatlehrern, die öffentlich Unterricht ertheilten, dieß Recht genommen, und nur den Professoren dieser öffentlichen Anstalt bengelegt wurde. Der Vf. handelt daher zuerst von den Lehrern. Dieser waren nach der Conf. Edi von Theodosius, die überhaupt bey dieser Untersuchung zum Grunde gelegt ist, 31 an der Zahl; nämlich 3 Oratores, 10 Lehrer der Römischen, und eben so viele der Griechischen Grammatik (Literatur), 5 Sophisten, 1 Lehrer der Philosophie, und 2 der Jurisprudenz. Aus der Schule der Grammatiker treten die Studirenden in die der Rhetoren, um sich hier für ihre künftige Anstellung im Staatsdienste vorzubereiten. Lehrer der Medicin werden in dieser Lehranstalt nicht erwähnt, scheinen eine bloß practische Bildung erhalten zu haben; und wenn für die Jurisprudenz nur zwey angestellt wurden, so lag die Ursache wohl darin, daß für diese die große Schule sich in Berytus fand. Wie hoch die Besoldungen der öffentlich angestellten Lehrer waren, wird nicht angegeben, nach mehreren Spuren scheinen sie bedeutend gewesen seyn. Das Local der Lehranstalt war das, dem Römischen genannte Capitol, in dem die Säle in hinreichender Anzahl sich fanden; wie überhaupt die öffentlichen Anstalten, und also auch die Lehranstalten in Constantinopel nach denen in Rom geformt waren. Auf die Untersuchung über die Lehrer folgt alsdann die über die Studirenden, ihre Aufnahme, Disciplin &c. Ref. findet es nicht nöthig hier mehr darüber zu sagen, da er sich auf seine eigenen Untersuchungen in der Geschichte der classischen Literatur im Mittelalter beziehen kann.

Sn.

G ö t t i n g e r  
Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

65. Stück.

Den 25. April 1836.

---

H a n n o v e r.

H. Hahn: Hannoversche Kunstblätter.  
Jahrg. 1836. №. 1—12. in Quart.

Es war eine unerwartet erfreuliche Erscheinung den Kunstbaum, von welchem das poetische Vor- und Fühwort dieser Blätter redet, in dem Thale der Seine so schnell aufschließen zu sehen. Daß demselben aber auch die sorgfältige Pflege nicht fehle, sieht man mit Vergnügen aus diesen Blättern.

Ihr Hauptzweck war, alles Wissenswerthe die Kunstausstellung zu Hannover zur Kenntniss zu bringen, und namentlich eine über das unmittelbare Anschauen hinausgehende Vermittlung der dieselbe umfassenden Kunsterscheinungen mit dem Publicum einzuleiten. Dieser Zweck ist mit so unverkennbarer Einsicht und in einem der Sache so angemessenen Tone von der Redaction bestrebt worden, daß die wünschenswerthe Unterstützung derselben von Seiten des Publicums auch für die folgenden Jahre sich hoffen läßt. Zunächst wenden sich diese Blätter zwar



an dasjenige Publicum, welches jene Ausstellung selbst in Augenschein zu nehmen Gelegenheit te; sie geben außer den beyläufigen Notizen eine allgemeine Uebersicht über die ausgeführten Werke, theils gehen sie in eine specielle Kritik ein und sprechen unter den Rubriken Gemälde, Landschaften, Thierstücke, Porträts die besondern Gattungen und die Künstler sich durch dahin gehörige Werke hervor zu stellen allein auch Theilnehmer des Vereins, welche diese Ausstellung nicht besuchten und auswärtige Freunde, werden an diesen Blättern Interesse finden, da die meisten Künstler, welche mit dem Verein in Verbindung traten, durch ihre Werke auch anderwärts bekannt sind, und allgemeinere Mittheilungen wie die 'über die Bestrebungen und Tendenzen neuerer Kunst' einen belehrenden Theil dieser Blätter bilden, endlich auch wohlgegelungene lithographische Abbildungen (von dem geschickten Osterwald) der beurtheilenden Schilderung zu Hülfe kommen. Darf Ref. aus reinem Interesse für das Fortbestehen, oder vielmehr Wiedererscheinen dieser Blätter in folgenden Jahren einige Wünsche aussprechen, ohne befürchten zu dürfen, daß der schalkhafte Zeichner des Umschlages die dort sinnreich dargestellte Fabel von dem Manne, der mit sei-  
nem Sohne und seinem Esel zur Stadt zog und Niemanden recht machen konnte, auch auf seine Vorschläge beziehen werde, so sind es folgende. Erstens, daß die Ausführlichkeit der Kritiken mehr auf die Bedeutung der Gattungen Rücksicht nehmen möchte, in welcher verdiente Künstler gearbeitet haben. So ist man für dieses Mal besonders ausführlich über einige Genrebilder gewesen, außerordentlich wortkarg über die historischen Bilder. Hat man sich hierbey viel-

ht nach dem Geschmack des Publicums gericht.  
 Gesezt die Leistungen in dem Genre wä-  
 um so vieles vortrefflicher gewesen, als die  
 Historienmalerey, wie sie unstreitig zahl-  
 gewesen sind, so wäre doch zu bedenken,  
 der letztern Gattung, eben weil sie am  
 begünstigt ist, schon schätzbare Versuche  
 munterung verdienen und daß Künstler,  
 e solche Versuche einsenden, ohne diese Auf-  
 munterung leicht unmuthig werden und hierbey  
 llichkeit der Beurtheiler erblicken könnten.

Ein sehr gelungenes Bild dieser Gattung aber  
 war Lesterley's Tochter Sephtas, von welcher  
 daher auch Ref. an einem andern Orte ausführ-  
 licher gesprochen hat. Die Redaction hat den  
 Werth dieses Bildes auch gewissermaßen aner-  
 kannt; denn sie hat S. 94 davon eine Abbildung  
 gegeben, obgleich dasselbe S. 96 in einigen Wor-  
 ten abgefertigt ist, in denen nur der Ansicht ge-  
 dacht wird, welche der Berichterstatter von  
 dem Sujet des Bildes hatte. Zweytens wäre  
 zu wünschen, daß man sich in diesen Blättern  
 über die Gegenstände der Concurrnz genauer  
 ausspräche. Es wäre hierdurch auch zuweilen  
 möglich — was besonders Beurtheilung einge-  
 liefener Skizzen betrifft — die Künstler von  
 Mißgriffen im Einzelnen zu rechter Zeit abzuhal-

Dagegen ist auch die hier gegebene Beur-  
 theilung der Skizzen (S. 95) durchaus ungenü-  
 gend. — Wollte man für solche Zwecke diese  
 Blätter nicht benutzen, so würde man vielmehr  
 die oberflächlichen Urtheile der Menge befördern,  
 als das Urtheil des Publicums leiten, wozu die  
 Herausgeber nach dem hier zum Theil Geleisteten  
 allerdings die Mittel zu besitzen scheinen. — End-  
 lich wäre es vielleicht für viele Besitzer dieser  
 Kunstblätter wünschenswerth die Abbildungen vom

**Texte zu trennen.** Zu Abbildungen von **S** tuen mit Schatten (wie in Nro. 9) würde ab für die Folge auf keine Weise zu rathen seyn

Wende

at

**E d i n b u r g.**

**Transactions of the royal society burgh. Vol. XII. part. I. 1832.**

Die durch Zufall verspätete Anzeige dieses Bandes erlaubt es uns einerseits und macht es andererseits zur Pflicht, die meisten Aufsätze nur kurz zu berühren, da Vieles seit dieser Zeit viel tiefer ergründet worden ist, während Anderes beachtigt oder als unstatthast abgewiesen worden ist. Die Abhandlungen sind folgende:

An account of observations made in Scotland on the distribution of the magnetic intensity, by James Dunlop. Die Versuche sind nach der älteren bekannten Methode ausgeführt, die auch Hansteen immer angewandt hat. — Notice concerning an autograph manuscript by Sir Isaac Newton, containing some notes upon the third book of the principia etc. by James Craufurd Gregory. Local Bemerkungen beziehen sich auf den bekannten Streit über die temporäre Geisteszerrüttung Newton's. Die Angriffe auf Biot hat dieser schon genüg in der Recension über Brewster's Life of Newton (Journ. des savans 1832) erläutert. Auch Gautier hat der Behauptung, als sey er von Laplace beauftragt gewesen, über die Zeit, in welcher Newton seine theologischen Studien begann, in England Nachforschungen anzustellen, öffentlich widersprochen. — An inquiry into the geometrical character of the hour-lines upon the antique sun-dials, by T. S. Davies. — On

analysis of solar light, indicating many colours, forming coincident equal length, by D. Brewster.

Wach besprochene und bestrittene Analyse, welche der Newton'schen Theorie feindlich entritt, läßt sich auf vier Sätze zurückführen. 1) Weißes Licht besteht aus der Zusammensetzung dreier einfachen Farben, roth, gelb blau, durch deren Mischung alle übrigen hervorgebracht werden. Dieß haben bereits auch schon Boyle und Maier angenommen. 2) Das prismatische Farbenbild besteht aus drei Farbenbildern von gleicher Länge, einem rothen, gelben und blauen, die an denselben Punkten anfangen und aufhören. 3) Alle Farben in dem prismatischen Bilde sind zusammengesetzte Farben, indem jede eine Mischung aus rothem, gelbem und blauen Lichte, in verschiedenen Verhältnissen, ist. 4) Eine gewisse Quantität weißen Lichtes, die nicht durch das Prisma zerlegt wird, weil alle Strahlen, aus welchen es besteht, gleiche Brechbarkeit haben, ist in jedem Punkte des Farbenbildes vorhanden und kann, an manchen Punkten, von dem übrigen Lichte isoliert werden. —

No. regarding new experiments on the vibrations of heated metals, by Arthur Trevelyan. — A description of a fossil tree discovered in the quarry of Craighleith near Edinburgh, in the month of November 1830 etc. by Witham. — On the horary oscillations of the barometer near Edinburgh, deduced from 4410 observations, with an inquiry into the law of geographical distribution of the phenomenon, by J. D. Forbes.

Was der Vf. über seine Instrumente und Beobachtungsmethode sagt, so wie die Tafeln selbst, müssen wir füglich übergehen. Gegen die Formel,

welche Bouvard gegeben hat (Bibl. univ. 18<sup>o</sup>) und vermöge deren er die Barometerschwankung in jeder Breite, in jeder Höhe und für jede Tag oder Jahreszeit finden will, macht Forb' gegründete Einwendungen und gibt alsd' andere Formel, welche jedoch nur das Geset' Abnahme der Schwankungen, die von der  $\lambda$  herrührt, darstellt. — On a new species of coloured fringes, produced by reflexion betw. the lenses of achromatic or compound object glasses, by D. Brewster. — Account of some experiments in which an electric spark was elicited from a natural magnet, by J. D. Forbes. — On a new electrometer and the heat excited in metallic bodies by voltaic electricity, by W. S. Harris. — On the law of the diffusion of gases, by Th. Graham. Das Gesetz, welches der  $\lambda$  durch Versuche erweisen will, ist folgendes. Wenn zwey Gasarten sich vermischen, so wechseln sehr kleine Volumina beider Gasarten ihre Plätze, welche Volumina, für jede Gasart, der Quadratwurzel der Dichtigkeit dieses Gases umgekehrt proportional sind. — On the equation of loci traced upon the surface of the sphere, as expressed by spherical coordinates, by Th. St. Davies. Seit Clairaut gezeigt hat, wie man jede krumme Oberfläche durch eine Gleichung zwischen drey rechtwinkligen Coordinaten ausdrücken kann, hat man immer mehr die besonderen Methoden, durch welche man früher die Natur einzelner krummen Flächen und Linien doppelter Krümmung zu bestimmen suchte, vernachlässigt und zuletzt die rechtwinkligen Coordinaten fast ausschließlich angewandt. Indessen läßt es sich nicht läugnen daß häufig auch andere Coordinatensysteme sehr leicht zu Resultaten führen, die auf dem gewöhnlichen Wege nur schwer zu er-

alten seyn würden. Namentlich gilt dieß von  
 4 u sphärischen Coordinaten, wenn man Linien  
 zieht, die auf einer Kugelfläche gezogen werden  
 Davies entwickelt nun hier die Gesetze die-  
 ses Systems; ähnliche Versuche, die man  
 erer Zeit auch in Deutschland gemacht hat,  
 er nicht. Die Abhandlung ist reich an in-  
 nentesten Anwendungen. Zu diesen gehören be-  
 undels die Untersuchung über die Spirale des Pap-  
 über Viviani's bekanntes Problem, über die  
 sche Epicycloide, über die Evodrome.

### M a g d e b u r g.

Verlag der Creuz'schen Buchhandlung, 1836:  
 Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach.  
 Herausgegeben von San-Marte. Erster Band.  
 Dar val. Mit dem zweyten Titel: Parcival, Rit-  
 zeraed-ht von Wolfram von Eschenbach. Aus  
 dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male über-  
 seth. LIX und 672 S. in 8.

Nachdem man das Nibelungelied von sehr ver-  
 schiedenartigen Gesichtspuncten aus übersetzt, und  
 Walthers Lieder in einer ansprechenden Bearbeitung  
 em großen Publicum vorgeführt hat, kommt nun  
 uch die Reihe an Wolfram von Eschenbach. Zach-  
 manns treffliche Ausgabe hat freylich den Gedanken  
 möglich gemacht, allein die Aufgabe ist doch  
 viel schwieriger. Das Verständniß des Textes  
 dyuact sich nicht so leicht, und selbst wenn der  
 Uebersetzer glücklich dazu gelangt ist, hat er zu be-  
 fürchten daß der gewöhnliche, poetischen Genuß  
 ohne Mühe suchende Leser ihm nicht treu bleibt,  
 weil er sich schon etwas anstrengen muß wenn er  
 dem sinnreichen und tiefdenkenden Dichter folgen,  
 und das verschlungene Gewebe der Fabel gegen-  
 wärtig behalten will. Am dankbarsten werden die-  
 jenigen eine Uebersetzung aufnehmen, welche sich

mit der alten Sprache nicht gerne befassen wollen, aber Einsicht in den Inhalt und Geist von Wolframs Gedichten zu erlangen wünschen. Hier empfangen sie vorerst sein größtes, mit ein von poetischem Leben ausgestattetes Gedicht Parzival. Herr San-Marte (wie sich der Uebersetzer nennt) hat mit Tact und Geschick die Uebersetzung angegriffen: er hat sehr richtig eingesehen, daß ein wörtliche, dem Inhalte und Sinn streng folgende Uebersetzung gar nicht möglich sey, und sich daher mit vollem Rechte die Freyheit genommen, das alte Gedicht Form und Inhalt nach, darf er so sagen? mundrecht zu machen. Es kann jetzt mit viel größerer Bequemlichkeit genossen werden, Wolfram sucht einsame, von andern noch niemals betretene Pfade, hier ist der Weg gebahnt, auf welchem man ohne aufgehalten zu werden, fortzuschreiten kann. Ob im Einzelnen der Sinn jedesmal genau getroffen seyn würde eine überflüssige Untersuchung nöthig machen: wir vertrauen daß der Uebersetzer im Ganzen sein Original verstanden hat; und da er, wo er es angemessen findet, eine Reihe von Versen ausläßt, oder umstellt, um den Gang der Erzählung, den Wolfram so gern unterbricht, regelmäßiger zu machen, so kommt es auf den grammatischen Sinn von ein paar Zeilen oder eines Satzes gerade nicht an. Da eine Einsicht und sichtbarer Liebe zur Sache ausgeführt, die Einleitung den Geist jener Zeit in allgemein. Umrissen darstellt, für das Verständniß im Einzelnen außerdem Anmerkungen hinzugefügt sind, endlich durch Abtheilungen und kurze Angabe des Inhalts die Uebersicht des Ganzen erleichtert wird, so ist es kaum nöthig das Buch zu empfehlen: es wird sich denen, deren Bedürfniß es mit Sinn und Geschmack befriedigt, von selbst empfehlen.

W. Grimm.

S t t i n g i s c h e  
A c h t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

66. 67. Stück.

D e n 28. A p r i l 1836.

---

S t t i n g e n .

**S. M.** der König haben gnädigst geruht den bisherigen außerordentlichen Professor Herrn Dr. **U. U. Berthold** zum ordentlichen Professor in der medicinischen Facultät zu ernennen.

M ü n c h e n .

o Ueber die Stammtafel der Westsachsen von **John M. Kemble**. 1836.

Von den ältesten gothischen, langobardischen, angelsächsischen Königen sind uns Geschlechtern überliefert worden, sämmtlich auf einer Verknüpfung der historischen Zeit an die mythische beruhend. Diese Namen und ihre Verhältnisse scheinen für die deutsche Mythologie und die ersten Anfänge unserer Geschichte wichtig; man weiß aus Tacitus und Plinius, daß Ureintheilungen der Germanen mit der Stammsage von Göttern und göttlichen Helden zusammenhängen. Wir haben aber nur Ueberreste einer



reichhaltigen Tradition, viele Fäden sind auch den geretteten Fragmenten ausgerissen, noch zu erklären scheint unmöglich; manche sich unerwartet nach und nach wiederfinden, so bald es der Forschung das Element zu erfassen und zu entwickeln Die Deutung ist also durch die Fortschritte, welche wir in Herstellung der Mythologie überhaupt machen werden.

Mit den lange vernachlässigten angelsächsischen Genealogien haben neuerdings gleichzeitig Lappenberg in seiner Englischen Geschichte S. 120 und der Unterz. in dem früher als das B selbst gedruckten Anhang der Mythologie sich beschäftigt. Jetzt läßt sich in Einzelnem schon weiter schreiten, und sehr erfreulich ist es, von einem für diese Untersuchungen vorzugsweise ausgeübten Engländer einen Theil derselben bereit aufgenommen zu sehen.

Die vollständigste und reichste aller angelsächsischen Genealogien, die westsächsische ist es, welche Herr Kemble seiner näheren Betrachtung zieht. Mit Recht gilt ihm Geardic, des Reiches Stifter, in dieser Reihe für den historischen Namen. Von Elefa sodann ausgehend gewinnt er vier und zwanzig mythische Namen, und zerlegt sie scharfsinnig in drey Theile, nachdem Lappenberg die Wiederkehr der Zahl in der ältesten angelsächsischen Ueberlieferung hinreichend dargethan hat (Gesch. Engl. S. 111. 112). Hauptveränderung dabey ist, daß die Vöden zwischen Bældäg und Fridhoveald weggenommen und dafür ganz an des Stammes Spitze, vor Beadvig, gestellt wird; denn die übrige Anordnung der ersten Octas rechtfertigt sich von selbst (man vergleiche die eingeklammerten Namen S. XII meines Anhangs). Den Vö-

zwischen Bældäg und Fridhoveald wegzu-  
 en gebietet die durch seine Einschaltung ge-  
 Alliteration. Wider die Alliterationen der  
 Octas ist nichts einzuwenden, vorausge-  
 in Gevis die erste Sylbe aus der blo-  
 besteht, woran nur das nord. Gave  
 X meines Anhangs) zweifeln ließe. In der  
 Octas versagt die Alliteration bey den  
 Beav und Tætva; in der ersten aber  
 val. Weder Itermon : Heremöd noch Vö-  
 Beadvig alliterieren, und unerlaubt bringt  
 Verf. hier den zweyten Theil der Zusam-  
 gungen in Anschlag. Man müßte etwa  
 Itermon und Hermöd sich an den einfas-  
 Namen Mon (Mannus) und Möd genü-  
 lassen, und für Beadvig an dem in der drit-  
 Octas wiederkehrenden Vig. Sonst könnte  
 Itermon aus Heremon hervorgegangen seyn,  
 ch man Heremon : Heremöd erz-  
 e. Daß überhaupt hier Alliterationen wal-  
 egt am Tage und damit ist eine im Mittel  
 poetische Auffassung verbürgt. Da nun  
 ß Westsachsen sondern alle übrigen Stäm-  
 Vöden auf gleiche Weise heruntershie-  
 nd zum unmittelbaren Vater Bældägs,  
 gs, Seaxneáts u. s. w. machen (S. III  
 Anhangs), so wird überall (ausgenommen  
 Kentischen Genealogie) an derselben Stelle  
 Band der Alliteration unterbrochen. Bey  
 Redaction der Stammtafeln muß also das  
 Urfaß den Hauptgott unmittelbar mit einem  
 eberühmten Eponymus zu verbinden dagewe-  
 sen seyn. Doch erscheint von jeher der nordische  
 Baldr als Odins Sohn.

Alle Namen der drey Octaden sind unhistori-  
 sche und zumal die der beiden ersten wird man  
 durch Götter und Vergötterte auszulegen befugt

seyn; damit ist der mythischen Kritik ein weites Spielraum geöffnet. Hr Kemble erklärt Beava vîg oder Beadvîga bellator, deus bellatorum, es bezeichnet folglich nichts als einen den Lenker der Schlachten. Schwert, die Hvala, welches hier sehr passend (balaena) geleitet und zu nicor, dem N geheuer gehalten wird: so gut Vöden als kar, Nicor (Mythol. 276) kann er auftreten als Hvala; wer den Gott nicht mag einen Helden, einen Seegeist, gleich Kητος der griechischen Fabel annehmen. mon und Heremod hatte ich in meinem ohne Rücksicht auf die gebrechende Alliteration bereits gesucht zu erklären; bey dem letzten Na scheint es mir richtiger, den nordischen Hermöddr ins Auge zu fassen, als einen bloßen Beynamen Vödens. Itr heißt nur prae excellens, nicht jucundus. In Hådra der Verf. hådor (ahd. heitar) serenus; nord. Fabel hat einen Riesen Heidhr, doch alles ist noch zu unbestimmt, und die Deutung des Athra durch Annarwi so falsch sie selbst seyn kann. Sceáf und Sc deuten sich unverkennbar aus den Trümmern verbliebenen Mythos, und kein Zweifel Sceldva, Scildva der altnordische held Skiöldr zu finden ist. Aus zwey Schriften wird uns hier S. 16 eine merkwürdige Stelle mitgetheilt: iste Sceldius primus bitator Germaniae fuit, quae Germania dicta erat, quia instar ramorum germinum ab arbore sic novem regna, quae Germania nuncupantur, in novem filiis divisa a radice Boerini germinaverunt. Statt Boerini hat man zu lesen Boevini, Beovini und seiner neun Söhne Namen werden S. 18. 31

gezogen. Augenscheinlich identificiert sich Beo-  
 aus einmal mit Beov, Beav, Beava,  
 es in den Genealogien lautet, dann aber mit  
 ulf, der zu Eingang des berühmten an-  
 then Gedichts als Scilds Sohn auftritt.  
 gewünscht, daß gerade dem verdienten  
 isgeber des Beovulf diese volle Namensform  
 th gewesen wäre, um sie für die verkürzte  
 anzugeben und daraus erst zu erklären. Beava,  
 ay soll im altsächsischen beo, bewod (mes-  
 se Deutung finden, das die ags. Mundart  
 einmal kennt, und so wird ein Gott der  
 Ernte, Fruchtbarkeit und Fülle herausgebracht.  
 Weit sicherer scheint es mir bey Beovulf stehen  
 zu bleiben; auch in ihm wird sich etwas Gött-  
 liches erkennen lassen. Schon vor dreizehn Jah-  
 (Jahrgang 1823 unserer Anzeigen S. 2) ha-  
 ich diesen Namen richtig übersetzt Bienenwolf.  
 nenwolf, Immenwolf ist nichts anders  
 der Specht, weil alle Spechte den Bienen  
 nachstellen und noch heute heißen so einzelne  
 arten. Die Römer nannten ihn außer pi-  
 s auch apiastra (fem.), die Griechen μέ-  
 ποψ oder αέροψ oder δρυοκολάπτης, es ist ein  
 muthiger Vogel, mit schönem buntem Gefieder.  
 Von dem Spechtcultus berühre ich einiges My-  
 S. 388. Es muß unter den alten Sach-  
 sen von der Heiligkeit dieses Vogels ge-  
 ben haben, die sich an einen Helden knüpften,  
 oder von dem Helden ausgingen, der seinen Na-  
 men führte. Wie der römische Picus ein Sohn  
 Saturns war, wie er Remus und Romulus, des  
 Mars Söhne, und zwar neben der Wölfin, im  
 Walde füttert (altböhmische Glosse bey Hanka  
 17a: z tra cec, d. i. stracec, Sitiaratow zin)  
 mochten längst verklungene sächsische Ueberliefe-  
 rungen einen Beovulf feyern und mit Vöden

in ein Geschlecht bringen. Beovine (Biene, freund) bezeichnet den Vogel, der gern Bienen ist, also das nämliche was Beovulf, mit andrer Wendung. Ja das unzusammengesetzte B scheint auszudrücken was das lat. apiastenspeiser, engl. bee-eater. So wären Namensformen Beova, Beovine, Be in Einklang gebracht und eine lebendigere Form gewonnen, die ich hernach noch durch e. Umstand bestätigen werde. Die willkommen. Bestätigung durch den Inhalt einer Sage wir kaum hoffen. Doch scheint die Kunde göttlichen Spechten tiefer in Europa zu haften, ich finde, daß die Litthauer den Specht melletis (fem.) nennen und eine Göttin Melletele verehrten.

Auf Beova folgt der Name Tætva; er kan wenn hier Alliteration gelten soll, nicht richtig seyn, und die Besserung liegt nahe. Ich schreibe vor zu lesen Bätva (ahd. Pazawo) und darnach könnte man den Eponymus der Bataver betrachten; die Ableitung dieser Volksbenennung Batau, Betuwe (dem Ort) taugt ohnehin nichts. Wer aber das TV nicht festhalten will dürfte lesen Beadva (ahd. Patawo) von beado (pugna), was in der Bedeutung auf eins hinaus liefe mit Beadvig.

Daß Geata, besser Geát, der nordliche Gau, bloßer Beyname des Odins ist verkennt niemand. Herr Kemble sucht aber in den Sinn des Namens zu dringen. Unbedenklich zum Grunde liegt die Wurzel giutan, fundere, und wie dieß lat. Wort zuweilen ausdrückt gignere, parere, könnte Geát, ahd. Koz den Allzeuger, Allerschaffer bezeichnen, vgl. Myth. S. 12. Der Vf. leitet den verwandten Begriff von Fülle und Fruchtbarkeit aus dem Namen. Vielleicht wären

andere Deutungen jener Wurzel gerecht, an einer jeden wird auch zugleich das Verstandes des Appellativs Gautar abhängen.

Wenigstens einleuchtend ist was zur Auslegung des Namens Fin, Gen. Finnes beygeht wird. Allerdings muß man absehen von altu. *Verbum finna*, ags. *findan*, und nach der ags. Wurzel *finnan* suchen. Ich weiß es Fin aus der Sprache nicht zu erläutern.

Die nordische Recension der Genealogie gibt den Namen Burri an als gleichbedeutig; und auch das ist nicht aus dem Auge zu verlieren, daß Finns Vater Godvulf in einigen Aufzählungen Folcvealda genannt wird.

Esla (mit ags. *e*) entspricht einem gothischen *aila* (ein solcher erscheint in der goth. Stammesage), abd. *Ensila* (Anhang S. XI), und trägt die göttliche Bedeutung in sich. Das folgende Elesa erinnert an den Mannsnamen Else *Mib.* 1485, 4 und an den Ortsnamen Aliso alten Germanien, deren beider Bedeutung nicht verborgen liegt; ich zweifle, daß es die von *peregrinus* sey.

Auf solche Weise wären nun auch mindestens acht ersten Namen der unmittelbar nach Vöden genannten Ahnen der übrigen Stämme zu erklären. Herr Kemble bespricht bloß noch den Namen Hengist, wo sich freylich die Alliteration am leichtesten macht, so jedoch daß Vöden nicht ausgeschlossen werden darf und als Vater des Vocta bleibt. Hengist und Hors erscheinen ganz in mythischem Licht, die Geschichte wird Mühe haben sie zu behaupten. Beide Namen enthalten den Begriff Ross oder Pferd. Selbst der auf Hors folgende Eortc ist wohl genauer

genommen Eohric, von eoh, altf. ehu, equis also equipotens oder *ἰππόδαμος*.

Doch hier muß ich auf etwas die Aufmerksamkeit lenken, das selbst Herr Kempte unberührt läßt. Wie im Kentischen Stamm R auftreten, so im westsächsischen Wölfe (Godv Fridhovulf) und ein Specht (Beovulf), im sächsischen ein Rabe (Sigefugel), in dem deutschen ein Schwan (Sæfugel) oder eine Schw und ein Falke (Vesterfalcna): lauter m Thiere. Dazu nehme man nun die alten Wapen (auf Lappenberg's Karte findet man die Schilde abgebildet). Der Schild von Kent enthält ein Roß, der von Essex ein 'sahs', nach Seaxe-neat, dem ostsächsischen Eponymus; der Schild von Suffer (hier muß Zusammenhang obwalten mit Deira, vergl. Anhang S. IX Anmerkung) sechs Schwalben, endlich der von Wesser ein Kreuz mit vier Schwalben. Waren diese westsächsischen Schwalben eigentlich Spechte? der gewestfächsische Stammbaum gewährt außer Beovulf keinen nach einem Vogel genannten Helden; freylich steht er in der zweyten Octas und würde in sofern allen andern Stämmen gemein seyn, aber die vollständige Genealogie von Wesser hat ihn aufbehalten. Aus den Wapen, alt sie seyn mögen, sind die weit älteren Wapen der Stammtafeln nicht entsprungen, vielmehr Wapen entworfen nach den gefeyerten Stammhelden. Aber die merkwürdige Einstimmung beider scheint bisher völlig unbeachtet geblieben.

Der Kentische Eoric führt den Beynamen Aesc, und alle Stammgenossen heißen Aescingas. Stände er in der ersten Octas statt in

den dritten, und ließe der kurze Vocal sich gegen die Schreibung Oisc, die auf ein langes é führt, vertheidigen, so getraute man sich wohl an den rithen Ask der Edda, an den germanischen so zu erinnern. Denn Asc und Isc zu finden scheint immer zulässiger und selbst der germanische Askiburg kann sich mit dem Volksnamen Iscaevones messen. Man würde in Asciburgium einen bloßen Anbau neben Eschbäumen sehen, führte nicht Tacitus die Benennung ausdrücklich von einem Stammhelden her, bey dem ihm zunächst Ulixes einfällt; das kündigt germanische Ueberlieferung an von einem Ask oder Isk, der dem Volke für des Ortes Gründer galt. Doch ich lenke zu weit ab und begnüge mich mit der Bemerkung schließen, daß es sehr wohl nicht befremden kann zu sehen, wie die deutsche Mythologie zwar eine große Zahl von Gestalten mit der nordischen theile, allein auch viele eigenthümliche aufstelle, wogegen ihr manchen nordische ganz fehlen. So muß es sich verhalten: Seaxneát, Beovulf u. s. w. sind in Scandinavien unbekannt.

Jac. Grimm.

## P a r i s.

Chez J. Tastu: Voyage de découvertes de l'Astrolabe exécuté par ordre du Roi, pendant les années 1826, 27, 28 et 29, sous le commandement de M. J. Dumont d'Urville. — Zoologie par MM. Ouoy et Gaimard. Tome IV. 1833. 390 Seiten. Tome III. 1834. 366 S. in Octav. Mit dem Atlas in Fol.



Ueber den ersten Band der Zoologie, oder der dritten Abtheilung der Reise des Astrolabe haben wir im 6. Stück des J. 1833 unserer Anzeigen bereits referiert. Der zweyte Band fehlt und der dritte 1834 herausgekommene umfaßt die Mollusken, und zwar die Cephaloen. Die Genera sind folgende: *Oliva*. Das Thier ähnet durchaus nicht dem der Kammkiemen-Schnecke, der Fuß ist eysförmig, sehr breit und krümmt sich beständig über die Schale her, so daß er die Stelle des Mantels vertritt; durch den Fuß tritt ein großer Wassercanal. Der Mantel ist sehr kurz und reicht nicht über die Schalenränder hervor; die Schleimbälge sind am rechten Rande des Mantels gelegen, aber sehr wenig entwickelt. Zwey Kiemen in der Athmungshöhle; der Purpurbeutel ist wenig entwickelt und sondert nur wenig Saft ab. Die Ruthe des Männchen wird vom Samencanal durchbohrt; die Thiere lieben Fleisch, aber sie sind nicht im Stande zu fressen, sondern sie nehmen nur dessen Saft in sich. Fast in allen Gegenden der heißen Länder findet man selbige. *Ancillaria*. Das Thier hat große Aehnlichkeit mit dem von *Oliva*; die Hn. Verf. fanden nur die Speicheldrüse der rechten Seite ausgebildet; Augen konnten sie nicht wahrnehmen; es sey dieses wohl dasjenige Mollusk, bey dem die Schleimabsonderung am stärksten ist. Nur auf Neu-Seeland wurden *Ancillarien* im lebenden Zustande angetroffen. *Cypraea*. Ihr Mantel umhüllt die ganze Schale; sie sind nur wenige Stunden des Tages munter. Die Abtheilung *Ovulae* will der Verf. nicht für eine von den *Cypraeen* verschiedene Gattung gelten lassen. *Strombus*, zu denen auch die *Pteroceren* gerechnet werden; Körper und Fuß sind

sehr zusammengedrückt, letzterer zerfällt in einen  
 vordern kürzern und in einen hintern längern  
 L. Es sind 2 neue Arten von Strombus,  
 St. vanikorensis (nahe verwandt mit  
 Canarium) und St. taeniatus (von den  
 Mollusken, das Thier aber noch unbekannt), mit-  
 acht. Conus. Das Thier dieser Muschel  
 äußerlich die größte Aehnlichkeit mit dem  
 von Strombus; es ist sogar schwer die Scha-  
 von Strombus und Conus im jüngern Zu-  
 stande von einander zu unterscheiden. Merkwür-  
 dig ist die hakenförmige an der rechten Seite  
 gelegene Zunge, welche ausgehöhlt ist und in  
 dieser Höhle angelförmige hornartige Haken ent-  
 hält, von denen einige nach vorn, andere nach  
 hinten gerichtet sind. Auch hier ist nur eine  
 unpaarige rechts gelegene inwendig hohle Spei-  
 cheldrüse vorhanden. Die Kegelschnecken sind ob-  
 Zweifel die scheuesten von allen Mollusken.  
 C. sanguinolentes aus Neu-Guinea, dem C.  
 aus sehr nahe stehend, und vielleicht auch  
 atens, aus Neu-Holland, sind neu. Ce-  
 rithium. Die Reisenden fanden immer nur  
 Individuen mit weiblichen Organen. C. leve,  
 C. marmoratum, C. taeniatum, C. breve,  
 C. lemniscatum, C. diemense, C. variega-  
 um, C. inflatum, C. australe, C. Turritella  
 C. violaceum. Turritella mit den  
 drei neuen Arten T. rosea, T. granosa und  
 Cerithium. Melania, den Turritellen  
 sehr verwandt, ist durch sieben neue Arten, M.  
 erythrostroma, M. moluccensis, M. celeben-  
 sis, M. uniformis, M. costata, M. papuen-  
 sis, M. Funiculus bereichert worden. Am-  
 pullaria; die hierzu gehörenden Thiere sind  
 getrennten Geschlechts; es mag wohl keine Mol-

lüßen geben, bey denen die Geschlechtsorgane  
 beider Geschlechter, mit Ausnahme der Ruth  
 eine größere Aehnlichkeit mit einander hätten  
 hier; *A. celebensis* ist neu. *Paludina*  
 scheinen lebendig gebärend zu seyn; *P. costa*  
*P. ventricosa*, *P. nigra*, *P. buccinoides*. *N*  
*rita*. So wohl die im Meere als die im sü  
 Wasser lebenden Arten dieser Gattung habe  
 eine gleiche Organisation, weshalb man sie  
 nicht mit Lamarck in zwey Gattungen, *Ner*  
*und Neritina* eintheilen dürfe; die Thiere h  
 gen eine Zeit ihres Lebens außerhalb des Wa  
 sers zu, ohne sich jedoch weit davon zu entfer  
 nen. Neue Arten sind *N. punctata*, *N. do*  
*reyana*, *N. guamensis*, *N. reticulata*, *N.*  
*communis*. *Navicella*. *Ancylus*; *A.*  
*striatus* von Teneriffa. Von *Turbo* ist *T.*  
*tuberculosus* neu. *Phasianella*; die Thie  
 re dieser Gattung sind ihrem Baue nach wa  
*Turbo*s und bilden eigentlich nur eine Unterab  
 theilung dieser letzteren Gattung; *Ph. ven*  
*cosa*. *Trochus* mit den neuen Arten *T. lim*  
*batus*, *T. irisodontes*, *T. australis*, *T. tae*  
*niatus*, *T. striolatus*, *T. tiaratus*, *T. ze*  
*landicus*, *T. luteus*, *T. planus*, *T. auratus*.  
*Rotella*, *R. guamensis* neu. *Delphin*  
*nula*. — Bey der Zergliederung von *Tro*  
*chus* und *Turbo* fanden die Verfasser den  
 nern Bau beider Gattungen ganz übereinstim  
 mend; nur äußere minder wichtige Anhängel  
 und der Deckel zeigte Verschiedenheit. Das  
 Herz hat zwey Ohren, und diese liegen auf  
 dem Mastdarm. *Turbo*, *Phasianella*, *Rotel*  
*la*, *Delphinula* und *Trochus* sind Zwitter, nur  
*Trochus Pagodus*, *T. luteus*, *T. nanus*, *T.*  
*planus*, und *T. auratus* sind getrennten Ge:

bleichts und charakterisieren sich durch einen  
 butigen, wenig gewundenen Deckel, so wie  
 den Mangel von Fäden an den Seiten  
 des Solarium. Vermetus. Die  
 Verfasser waren die ersten, welche seit Adanson  
 dieses Thier gesehen haben; sie entdeckten *V.*  
*tonganus*, *V. zelandicus*, *V. giganteus*, *V.*  
*tonganus*, *V. reticulatus*, *V. carinatus*, und  
*V. roseus*. Die Thiere sind Zwitter und sitzen  
 auf ihrer Geburtsstelle fest. Stomatella;  
*St. maculata*, *St. nigra*. Haliotis, mit  
 der neuen Art *H. albicante*. Parmopho-  
 rus; *P. convexus*. Emarginula; *E. par-*  
*mophoidea*, *E. Panhi*, *E. australis*, *E. la-*  
*ta*, *E. rugosa*, *E. striatula*, *E. vanikoren-*  
*sis*. Fissurella, mit den neuen Arten *F.*  
*tongana* und *F. afra*. Patella, *P. flexuo-*  
*sa*, *P. argentea*, *P. novemradiata*, *P. stel-*  
*leria* sind neu entdeckt. Den Schluß macht  
 die neue Gattung *Patelloidea*. Das Thier  
 ist von *Patella* sehr ähnlich, aber die  
 Kiemen in eine einzige sehr kleine, an der  
 rechten Seite des Kopfes gelegene und äußer-  
 lich sichtbare Kieme vereinigt. Die Schale ist  
 am gewöhnlichsten dünn, mit sehr nach vorn  
 gerücktem Wirbel. Die zu dieser Gattung ge-  
 hörenden Arten (*P. fragilis*, *P. striata*, *P.*  
*laminea*, *P. conoidea*, *P. stellaris*, *P. elon-*  
*gata*, *P. pileopsis*, *P. squamosa*, *P. septi-*  
*formis*, *P. orbicularis*, *P. punctata* und *P.*  
*rugosa*) sind vielleicht mit Ausnahme der *P.*  
*fragilis*, welche wahrscheinlich das Thier bey  
 Chemnitz Tab. 197. fig. 1921 ist, neu.

Der vierte Band enthält die Zoophyten.  
 Als Einleitung werden allgemeine Betrachtun-

gen über die Verbreitung, Eintheilung, Schwierigkeit des gründlichen Studiums dieser Thier mitgetheilt, worauf dann die Betrachtung einzelnen Gattungen und Arten folgt.

Gattungen und neuen Arten theilen wir h mit. Beroë. Dieses Geschöpf dürfte wegen seiner höheren Organisation den Uebergang von den Mollusken zu den Zoophyten ausmachen. Kiemen und Circulationsorgane kommen vor, obwohl kein deutliches Herz wahrzunehmen ist. *B. elongatus* ist sehr gut anatomisch geschildert. *Galeolaria*, neue Gattung, mit den Arten *G. australis*, *G. quadridentata*. *Physophora*. Außerst leicht zerstörbare Thiere, welche man kaum anfassen kann ohne sie zu zerreißen, und wobey man sich hüten muß einzelne Fragmente für ganze Thiere zu halten, wie das oft schon geschehen ist. *Ph. alba*, *Ph. intermedia*, *Ph. australis*, *Ph. discoidea*. *Stephanomia*. *St. Helianthus*, *St. Melo*, *St. hippopoda*, *St. triangularis*, *St. imbricatus*, *St. heptacantha*, *St. foliacea*, *St. Tectaria*, *St. cirrosa*. *Diphyes*. Dieses sind Thiere, durchsichtig wie Krystall, so daß man ihre ganze innere Organisation wahrnehmen kann; sie bestehen aus zwey Theilen, welche sich unabhängig von einander bewegen, von denen aber der eine ohne den andern nicht lange bestehen kann. *D. Bory*, *D. Abyla*, *D. Calpe*, *D. bassensis*, *D. Cucullus*, *D. Cucubalus*, *D. Cymba*, *D. truncata*, *D. cuboidea*, *D. enneagona*, *D. tetragona*, *D. quinquedentata*, *D. hispida*, *D. dubia*, *D. prayensis*. *Holothuria*. Nach Nerven haben die Verfasser vergebens gesucht. *H. Ananas*, *H. flammea*, *H. spinosa*, *H. aurea*. *Fistularia* (eine

lange *Holothuria*). *F. doreyana*, *F. punctata*, *F. fusca*, *F. rubeola*, *F. tenuis*. Ganz charakterisirt sind noch 16 andere neue *Sororien*-Arten. *Actinia*. Auf die anatomische Untersuchung dieser Thiere haben die Verfasser nicht so viel Sorgfalt verwandt als es eigentlich erforderlich gewesen wäre; sie haschten zu sehr nach neuen Arten. *A. magnifica*, *A. aurora*, *A. amethystina*, *A. globulosa*, *A. fuscorubra*, *A. punctulata*, *A. pelagica*, *A. rubro-alba*, *A. doreensis*, *A. Clavus*, *A. gracilis*, *A. arborea*, mehr als Fuß hoch, mit sehr großen Fühläden, in Neu-Guinea; *A. alcyonoidea*, *A. villosa*, *A. coerulea*, *A. viridescens*, *A. tuberculosa*, *A. viridula*, *A. tongana*, *A. striata*, *A. mammillaris*, *A. parvitentaculata*, *A. papuana*, *A. strigata*. *Mamillifera*. Diese Thiere sind nämlich Actinien mit lederartiger warzenförmiger Umhüllung. *M. cingulata*, *M. viridis*, *M. viridifusca*, *M. lutea*, *M. fulva*, *M. neokorensis*. *Fungia*. Eine wahre Actinie, auf von den Thieren selbst producierten Kalklamellen ausgebreitet. *F. actiniformis*, *F. crassitentaculata*. *Polyphyllia*. *P. pelvis*. *Turbinolia*. Diese machen den Uebergang von den Fungien zu den Coryphyllien. *T. rura*. *Caryophyllia*. *Lobophyllia*. *L. aurea*. *Dendrophyllia*. *D. rubeola*. *Astrea*. *A. viridis*, *A. amboinensis*, *A. fusco-viridis*. *Goniopora*. *G. pedunculata*. *Tridacophyllia*. *Meandrina*. *Madrepora*. *Alveopora*. *A. viridis*. *A. rubra*. *Pocillopora*. *Montipora*. *M. verrucosa*. *Porites*. *Heliopora*. *Tubipora*. *T. rubeola*. *Clavularia*. *C. vi-*

ridis, C. violacea. Coronularia. C. m. l.  
 tipinnata, C. subviridis. Alcyonum.  
 glaucum, A. viride, A. Flabellum, A  
 berculosum, A. ramosum, A. amicor  
 A. aurantiacum, A. flexibile, A. fla  
 A. imbricatum, A. terminale. Borlas  
 B. quinquelineata, B. striata, B. vittata  
 B. viridis, B. tricuspidata, B. Novae-Ze-  
 landiae, B. quadripunctata. Carybdea.  
 C. bicolor, C. bitentaculata. Orythia. O.  
 incolor. Dedalaea. D. mauritiana  
 lcyoncellum. A. speciosum. Oikopleu-  
 ra. O. bifurcata. — In diesem Bande sind  
 von S. 307 — 366 Bemerkungen über einige  
 die zoologischen Forschungen erleichternden Lo-  
 calitäten, und Winke wie man sich bey zoolo-  
 gischen Seereisen zu benehmen habe mitgetheilt.  
 Von S. 367 — 381 sind die Mittel angegeben,  
 zoologische Sammlungen an Bord eines S  
 fes anzulegen und selbige aufzubewahren.  
 wohl wissen möchte wie viel Instrumente, Gefä-  
 ße, Weingeist und andere Conservationsmit-  
 tel man mitzunehmen hat, wenn man eine sol-  
 che zoologische Reise unternimmt, wird am En-  
 de dieses Bandes die beste Auskunft finden;  
 ein flüchtiger Ueberblick wird sogleich die Taus-  
 sende von Franken angeben, welche behufs der  
 Herbeschaffung jener Mittel erforderlich  
 Das Lob, welches wir in der früheren Anzeige  
 den Abbildungen beygelegt haben, dürfen wir  
 auch gegenwärtig in vollem Maße wiederholen.

Berthold.

G ö t t i n g i s c h e  
**Lehrte Anzeigen**

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

68. Stück.

Den 30. April 1836.

---

H a n n o v e r.

Bei Hahn: Cicero in seinen Briefen.  
 beige Zeitfaden durch dieselben, mit Hinweisung  
 w. die Zeiten, in denen sie geschrieben wurden.

B. N. Abeken, Rector und Prof. am  
 Rathsgymnasium zu Osnabrück. 1835. X und  
 441 S. in 8.

Schon immer galten Cicero's Briefe, die ge-  
 wiß unter den Brieffsammlungen der alten, neue-  
 ren und neuesten Zeit eins der anziehendsten  
 Bücher bleiben, für das deutlichste Bild seines  
 Charakters und seiner äußern Verhältnisse; zu-  
 gleich aber auch für eine Schilderung Roms,  
 wie es zu jener Zeit war, in welcher Cicero  
 schrieb, und aus d. m. Gesichtspuncte aufgefaßt,  
 wachen er seiner Eigenthümlichkeit nach fest-  
 stellt. Freylich würden wir etwas Anderes be-  
 sitzen, wenn wir eine eben so starke Brieffamm-  
 lung von Lucull oder von Cäsar oder von dem  
 jüngern Cato hätten, aber im Ganzen möchte  
 doch, mit dem Unterschiede des individuellen Au-



ges und Urtheils, ungefähr derselbe Abdruck des politischen Lebens von jedem treuen Beachter gegeben worden seyn, sofern er in Kenntniß der politischen Verhältnisse jener eingeweihet war. Cicero gibt uns — wenn (wie der Herr Verf. richtig bemerkt) eigentlich Herzensergießungen in den Briefen der Art, überhaupt selten sind — was er war, wollte und beobachtete. Zu dem Reize der Brieffammlung eines Mannes von seinen Verbindungen, Einsichten und Zwecken, kommt der seiner bewegten Zeit noch hinzu. Denn ein höchst beachtenswerther Mann war Cicero und bleibt er auch für den, welcher seine manche Blöße verrathenden Briefe gelesen hat; und seine Zeit ist unlängbar des sorgfältigsten Studiums werth.

Wir haben über Ciceros Briefe namhafte Arbeiten, unter denen hier nur des Manutius immer noch sehr schätzbarer Commentar für das sprachliche Verständniß und Wielands Uebersetzung mit den Anmerkungen für die Erläuterung persönlichen und sächlichen Verhältnisse genannt werden mögen. Der Herr Verf. ging von dem Gesichtspuncte aus, wie stellenweis unverständlich die Ciceronischen Briefe dem Schüler, wie schwierig deren Erläuterung und Auslegung oft selbst dem Lehrer auf den Gymnasien seyen, und wie äußerst nützlich, ja, zur Einweihung in den inneren Zusammenhang der politischen Zustände der wichtigen Zeiten von Sulla's Abtreten bis zu dem Herankommen Octavian's, sogar nothwendig das Studium dieser Briefe für den gereiften Jüngling gehalten werden müsse; und er unternahm die vorliegende Arbeit, um einen verdeutlichenden Hintergrund und eine Beleuchtung zu schaffen, auf und in welchen die einzelnen Sendschreiben Ciceros, gleichsam von selbst

ständig hervortreten. Er hat seinen Zweck nicht. Wenn ihm dabei zahlreiche Vorkarben zu Hilfe gekommen sind, die er redlich und bar benutzte und angeführt hat: so ist auch Arbeit des Verfassers sehr ausgezeichnet und vorgelagerten Absicht entsprechend zu nennen. Der Werk ist in Abschnitte getheilt, welchen eine Einleitung vorhergeht, 'das Leben Ciceros und die Ereignisse während desselben bis auf den Zeitpunkt, wo seine Briefe beginnen, in kurzer annalistischer Uebersicht', größtentheils nach Livius' *Annales veterum regnorum et populorum*. Vom Geburtsjahre Ciceros an (im Jahre Rom's 648, vor Christus 106) sind die, Cicero näher oder entfernter berührenden Ereignisse der 38 Jahre bis 69 vor Chr. nach der Folge kurz dargestellt, damit der Leser wisse, wie der Brieffschreiber der geworden, welcher er war und in welchen Verbindungen man ihn zu denken habe. Ihn bildete seine Zeit, seine Naturanlage, seine Erziehung, aber auch sein Fleiß. Dieß wird von unsern Stylisten zu oft vergessen. Kaum können sie die Feder einigermaßen gebrauchen, so wollen sie auch schon Schriftsteller und vielleicht gar Redner seyn, während die größten Stylisten von den verschiedensten Anlagen es zur Höhe ihrer Vortragskunst hauptsächlich auch durch ihren Fleiß gebracht haben. — Der erste Abschnitt ist betitelt: 'Briefe Ciceros vor dessen Consulat geschrieben (J. R. 686—689; v. Chr. 68. 65), Cicero strebend nach der höchsten Würde.' In diesem Abschnitte, wie in jedem der folgenden geht eine annalistisch angeordnete 'Uebersicht des Geschichtlichen' der genauern Auseinandersetzung der Umstände und Nebenumstände, unter denen die Briefe dieses Zeitraums geschrieben sind, unter steter Anfüh-

rung der Quellen, voran; wobey der Verf. Alles, was zum unmittelbaren Verständniß des Autors dient, sorgfältig beigebracht, voll vertheilt und dargestellt hat. Zweyter Abschnitt: 'Briefe Ciceros v. 692 — 694 (v. Chr. 62 — 60), Cic. einflußreicher Consular der dritte: 'Briefe Ciceros im Jahre 695 geschrieben (v. Chr. 59). Cäsars erstes Consulat So wichtig dieß Jahr auch ist, hätte es mit denen des zweyten Abschnittes doch süglich und selbst richtiger vereinigt werden können; in dessen streiten wir deshalb mit dem Vf. nicht. Vierter Abschnitt: Briefe C. in den Jahren 696 und 697 (v. Chr. 58 — 57), C. in der Verbannung'; ein zur Kenntniß des Characters des berühmten Staatsmannes sehr wichtiger Abschnitt voll der anziehendsten Auseinandersetzungen. Fünfter Abschnitt: Briefe Ciceros in den Jahren 697 — 702 (v. Chr. 57 — 52), Ciceros Herstellung.' Sechster Abschnitt: 'Br. Ciceros während seines Proconsulates in den Jahren 703 u. 704 (v. Chr. 51. 50), der Proconsul Cicero.' In diesen beiden und den folgenden beiden Zeiträumen ist Cicero's, des großen Lobredners und steten Verehrers seines Pompejus, Verhältniß zu Cäsar besonders ins Auge zu fassen, das vom Verf. mit Liebe im Einzelnen dargestellt zu seyn scheint, so schwer es auch ist, alles Räthselhafte darin zu erklären, und Cicero's Schwanken und Buhlen zu entschuldigen. Cäsar ist in dem ganzen Werke zwar nicht mit blinder Parteylichkeit und Vorliebe gepriesen; aber die unwiderstehliche Macht, welche dieser bezaubernde Held, Staatsmann und Schriftsteller auf sein Zeitalter ausgeübt und die sich auch noch in unsern Tagen auf Männer, wie Johannes Müller und Göthe erstreckt hat (denn er fiel und

erließ der Welt die Sehnsucht nach dem, er hätte noch thun können!), scheint auf den Verf. gewirkt zu haben, was feig als getadelt werden soll, wenn es nicht zur Gerechtigkeit gegen andere Heroen der alten Geschichte führt. — Siebenter Abschnitt: 'Br. 4', geschrieben nachdem er seine Provinz verlassen bis auf die Schlacht von Pharsalus, in Jahren 704 — 706 (v. Chr. 50 — 48); Cäsar und Pompejus. 'Herr. R. Abeken zeigt die Wichtigkeit der Zeit des Kampfes zwischen Pompejus und Cäsar und sagt (S. 273) sehr richtig: 'in der That haben wir eine seltene Günst des Schicksals erfahren, indem uns Documente aus einer so unendlich wichtigen und großen Zeit aufbehalten sind.' Documente, in denen Character und Thun der Hauptpersonen dieses Dramas dem Verständigen klar vor Augen liegen. — Achter Abschnitt: 'Briefe Ciceros, von der Schlacht bey Pharsalus bis auf Cäsars Tod, in den Jahren 706 — 710 (v. Chr. 48 — 44); Cicero während Cäsars Herrschaft.' Dem Vergleiche, welchen sich (S. 282) der Herr Verf. zwischen dem trübsinnigen, selbstquälerischen Cicero und Shakspeare's Hamlet erlaubt, vermag Ref. nicht beizutreten. Cicero war bey aller seiner Bildung, Einsicht und theoretischer Moralität, im Grunde nicht bloß ein schwacher Mann, wie der Verf. auf allen Seiten seines trefflichen Werkes gleichsam wider Willen zeigen muß und zeigt, sondern auch ein edlerer, jedoch ehrgeiziger Emporkömmling, ein Mann dem noch Niemand Tiefe des Gefühls beygelegt hat, ein Mittel Ding zwischen Gelehrtem und Geschäftsmann, seine Zeit verkennend und sich selbst nicht tren. Eine gewisse Passivität hat er mit Hamlet gemein; aber Cicero hätte sie können mit

Ehren behalten, wenn er sich zeitig zu den seinen zurückziehen und nach ferneren Auszeichnungen und Einflüssen nicht hätte streben wollen, die zu behaupten er der Stärke mangelte. Welt war freylich auch damals aus den Fugen, aber Cicero war nicht (wie Hamlet) durch seine Stellung berufen, sie einzurichten! — Neuer Abschnitt: 'Briefe Ciceros in den letzten funfzehn Monaten seines Lebens (S. 170 — vor Chr. 44. 43).' Ciceros Verhältniß zu elenden Antonius nimmt hier die Leser besondrer in Anspruch.

Den Schluß macht von S. 431 an eine Zugabe, Ciceros Geburtsstätte betreffend, von dem Preuß. Gesandtschafts-Prediger Hn Abeken in Rom. Auch ist ein sehr zweckmäßig angelegtes Verzeichniß der Briefe Ciceros und Anderer, die in diesem Werke besprochen und angeführt werden, angehängt, das 1. die Briefe in der gewöhnlichen Ordnung und 2. nach der Schützeschen Ausgabe nachweist, 3. aber noch die Seite des vorliegenden Werkes zeigt, auf der von den einzelnen Briefen die Rede ist.

Wir müssen dieß fleißige und geistvolle Buch allen Schulmännern, welche Ciceros Briefe ihren Secundanern oder Primanern erklären wollen, aber auch allen Freunden der Schriften des großen Römischen Redners, mit Ueberzeugung als ein vortreffliches Hülfsmittel empfehlen. Die Sprache des Verf. ist fast überall correct; nur einige Verstöße finden sich, z. B. 'größesten', 'Cicero'n' im Accusativ, während doch 'Cäsar' im Acc. undeclinirt geblieben und nur im Dativ mit dem n versehen ist, u. dgl. Wegen 'ahnen' (fehlerhaft statt ahnden, wie es in jeder Bedeutung geschrieben werden muß vor Hand) und des Apostrophs hinter Marius', Lucius' im

istb wollen wir nicht rechten. Unangenehm daß der Verf. den Mißbrauch des Wortes eutend' statt: wichtig, ansehnlich, beträchtlich brachtenswerth, — theilt, da 'bedeutend' den Begriff bedeutungsvoll zurückgelegt bleiben sollte; die Mode macht das Wort schließlich so trivial, daß das Bedeutende nichts mehr bedeuten wird. Bemerklicher ist hin und wieder ein etwas nachlässiger, und daher schwerfälliger und schleppender Styl. 3. B. S. 21. 22. 'Auch mochte er (Cic.) schon ahnden, Pompejus werde nicht der Mann seyn, die Macht der Tribunen, wenn dieselbe sich einmal wider ihn erheben sollte, zu brechen; wie denn die Gründe, die er später in dem Buche über die Gesetze für den Hersteller der tribunicischen Gewalt gegen seinen Bruder Quintus anführt, bey'm Lichte betrachtet, eben dieses zu erkennen geben; wobey er indesß verschweigt, daß Pompejus um höher zu steigen, des Beystandes der Tribunen und des Volkes bedurfte', — eine Periode, gegen welche sich vielerley mit Recht erinnern läßt und die noch nicht die schwächste im Buche ist.

Sedoch sind diese Mängel bey einer zweyten Auflage, welche das Buch gewiß verdient und vermuthlich erleben wird, leicht zu tilgen. Etwas Anderes müssen wir aber, eben bey dieser trefflichen Arbeit, als unsern Wunsch vortragen: Erstens. Möchte es dem Herrn Verf. gefallen haben, den Gedanken klar auszusprechen und auch gehörig auszuführen, welcher sich in seinem Werke mittelbar so vielfach andeutet, — nämlich: daß die ungeheuere Entfittlichung der Römervelt seit dem Falle Karthagos der hodenlose Abgrund war, über welchem nur die Reste alter stammartiger Römertugend und

die immer unmächtiger werdenden Formen: Verfassung den Staat schwebend erhielten; der Sturz des Freystaats und seiner Haupt Institute, so wie nächter des Kaiserreichs, ser Entfittlichung wegen unvermeidlich w und daß die Staaten des neuern Europas, we che glücklicherweise auf wahre Religion und höhere Sittlichkeit sich stützen, nur durch Erhaltung der sittlichen Gesinnung und Handlungsweise im Volke, des Rechtes, der Mäßigung und Ordnung, gleiche Zerrüttung von sich abzuwenden vermögen. — Zweytens. Bekanntlich verstanden die Römer zu und auch noch nach Ciceros Zeiten nichts besser als Landbau, Kriegskunst und Rechtspflege; dieß sind die drey Lichtpunkte bey dem weltherrschenden Volke. Es darf daher, wenn man einen großen Römer darstellt, nie die Frage unbeantwortet bleiben; wie verhält er sich zu jenen drey Hauptfächern seiner vaterländischen Bildung? Ueber Ciceros geringe Kriegsdienste ist in dem vorliegenden Buche das Genügende gesagt; dagegen auf die andern beiden nicht hinreichende Rücksicht genommen, was bey der Rechtswissenschaft und ihrer Ausübung um so mehr zu verwundern ist, als Ciceros Beschäftigung mit theils privat- und criminal-rechtlichen, theils Staats-Reden daran hätte öfters erinnern sollen, man von ihm auch kein vollständiges Bild erhält, wenn man nicht weiß, wie er als Jurist zu beurtheilen ist. Bekanntlich tadelt und lobt Cicero Gesetze und Rechtswissenschaft hin und wieder, sich widersprechend, Parteyzwecken dienend oder den Philosophen spielend. Eine Untersuchung darüber, wie er sich zu dieser echt vaterländischen Wissenschaft verhalten, wäre sehr nützlich, und würde eben in dem vorliegenden Werke um so mehr

Platz seyn, als daran einige Züge zur Charakteristik der Römischen Bildung überhaupt hätte angeknüpft werden können. — Drittens. Eine kurze übersichtliche Beurtheilung der Lateinischen und der wissenschaftlichen Stufe Ciceros wird ebenfalls in dem Buche vermißt. Zwar ist davon Etwas an verschiedenen Stellen beygelegt, aber nicht erschöpfend eingeflochten. Hätte der Herr Verf. seinen Autor als Redner, Staatsmann, Gelehrten und Philosophen beurtheilt, so würde sich auch gleichsam von selbst ergeben haben, daß Cicero eines beständig von Außen zugeführten Materials zu seiner geistigen Thätigkeit bedurfte, da er so wenig Selbstdenker und geistiger Schöpfer (Genie) war, und Herr A. wurde nicht in Versuchung gekommen seyn, ihn mit Horaz (S. 27. 27) zu vergleichen, dessen schöpferischer Geist auch in sich selbst Nahrung fand und daher Freyheit von äußerer Störung und Anregung (schwerlich gerade das, was wir 'müßige Stunden' nennen) sich wünschen mußte. — Ref. erlaubt sich diese Bemerkungen bey dem Werke des Herrn Verf. zu äußern; erkennt aber im Uebrigen an, daß dasselbe dem Verständnisse eines unschätzbaren Ueberbleibfels aus dem Alterthume mit großer Umsicht und tiefgreifender Forschung entgegen kommt.

B. M.

B a m b e r g.

Gedruckt auf Kosten des historischen Vereins, und in Commission bey J. C. Dresch: DER RENNER. Ein Gedicht aus dem XIII. Jahrhunderte, verfasst durch Hugo von Trimberg, Magister und Rector der Schulen in der Theuerstat vor Bamberg, zum



ersten Mahle heraus gegeben, und mit läuterungen versehen vom historisch Vereine daselbst. Heft I. 1833. Heft 1834. Heft III. 1836. Zusammen 247 zwey tige Quart-Seiten, und zwey Bogen Vorr.

In diesen drey Heften ist der Abdruck der au der Bibliothek der Universität Erlangen befindlichen Handschrift des Kenners vollendet. Unsere Anzeigen haben das Verdienstliche des Unternehmens bereits im Jahre 1833 S. 878 anerkannt. Der Verein hat geleistet, was ihm in seiner Lage möglich war; er hat auf seine Kosten geleistet was ohne seine Unterstützung, d. h. ohne die Beyträge der Mitglieder, höchst wahrscheinlich noch lange unterblieben wäre. Dafür gebührt ihm Dank. Mögen andere ähnliche Vereine seinem Beyspiele folgen.

Der Kenner wird stets für die Geschichte seiner Zeit, für die Geschichte der deutschen Dichtkunst, für die vollständigere Kenntniß unserer Sprache ein wichtiges Buch bleiben. Wer jetzt ihn lesen will, kann ohne Schwierigkeit sich einen hübschen Abdruck einer der bessern Handschriften verschaffen, und wer irgendwie Veranlassung hat sich auf ihn zu berufen kann die Stelle angeben, die jeder Leser ohne Mühe nachschlagen kann. Dieses war bis jetzt unmöglich; denn der 1549 zu Frankfurt gedruckte Kenner ist bekanntlich nicht mit voller Sicherheit zu gebrauchen, und überdieß noch, vielleicht eben so selten als eine Handschrift. Auch dem Sprachkenner, der sich berufen fühlt ein ehedem so viel gelesenes Gedicht seiner ursprünglichen Gestalt näher zu bringen, ist das Geschäft, dem er sich zu unterziehen hat, nicht wenig erleichtert. Hätten die Bamberger Herausgeber sich ein zu ho-

Ziel gesteckt, so würde ihr ganzes Unterneh-  
in nichts zerfallen seyn.

Selbst ist für den Kenner noch sehr viel  
hän, und weit mehr, als in einem vierten  
ste, welches der historische Verein noch nach-  
setzen gedenkt, Platz finden kann. Was vor  
allem noch thut ist, daß man die zahlreichen  
Handschriften untersuche, und die Verwandtschaft  
derselben ermittle. Von der Erlanger und ei-  
ner Wolfenbüttler Handschrift wird angegeben,  
daß sie von einem Michel aus Würzburg  
gebeßert und geordnet seyen. Was hat man  
unter diesem Bessern und Ordnen zu verstehen?  
Welche Handschriften gehören dieser Classe an?  
Läßt sich ausfindig machen, wie Hugo's Ge-  
dicht ausjah, ehe jener Michel seine Hand daran  
legte? Hugo sagt Vers 10452, daß er sieben  
und sieben und siebenzig Jahr alt sey; in den  
Schlußversen S. 269, die offenbar später und  
von anderer Hand hinzu gefügt, oder vielmehr  
ungeschickt eingeschaltet sind, heißt es, das Ge-  
dicht sey geendet worden dō tūsent und driu  
hundert jar von Cristes geburt vergangen  
wären. Herr Doctor Lappenberg hat bereits,  
wie in der Vorrede zum zweyten Hefte ange-  
führt wird, bemerkt, daß S. 255 der Uffenbach-  
schen, auf der Hamburger Stadtbibliothek be-  
findlichen Handschrift \*), die Vergiftung Kaiser  
Heinrich VII. durch den Dominicaner Bernhard  
erwähnt werde. Dieselben Zeilen stehen, wört-  
lich so wie in der Uffenbachischen, in der Erlan-  
ger und aus ihr Seite 194 des Bamberger  
Druckes. Daß Hugo nach dem Jahre 1313 noch  
gelebt hat, ist nicht wahrscheinlich; weit wahr-

\*) im niederdeutschen Dialecte gesez-  
, ist ein Irrthum.

scheinlicher aber, daß diese Zeilen von M von Würzburg eingerückt sind, und mithin Zeichen seiner Bearbeitung des Kenners anhen werden können. Läßt sich dieß zur Gheit erheben, so ist es wichtig für die Sonngung der Handschriften; es mag daher beyläufig bemerkt werden, daß auch die Frankfurter, so wie die niederdeutsche Helmstädter Handschrift diese Zeilen haben.

Erst wenn ausgemittelt ist, ob noch Handschriften eines rein Hugischen Kenners voranden sind, oder nicht, läßt sich entscheiden, welche Handschrift als Grundlage dienen kann, oder muß, und mit welcher alsdann die übrigen in Hinsicht auf einzelnes zu vergleichen sind. Wer indeß vorläufig die leichte Mühe übernehmen wollte, den neuen Druck mit der Erlanger Handschrift zu vergleichen, würde sicherlich nichts überflüssiges thun; denn wie es scheint, hat der neueste Abschreiber nicht allenthalben das richtige gelesen, und ein Verzeichniß solcher Schreib- oder Druck-Fehler würde eine dankenswerthe Zugabe zu dem Abdrucke seyn, der wohl auf geraume Zeit der einzige bleiben wird.

Man muß sehr bedauern, daß die Handschrift nicht mehr vorhanden ist, aus welcher Herr Regierungsrath Graff das einzige noch übrige Blatt in der Diutisca B. I. Seite 139 mitgetheilt hat. Auf alle Fälle aber kann dieses gerettete Blatt, mit welchem S. 135 des Bamberger Abdruckes zu vergleichen ist, uns lehren, daß für den Kenner die gewöhnliche mittelhochdeutsche Orthographie beyzubehalten ist. Die frühern Regeln für Verskunst so wie für manches Grammatische, lassen sich allerdings nicht unbedingt einführen, und die der spätern Zeit oder der Mundart des Dichters angehörigen Ausnahmen

müssen aus dem Gedichte selbst abgeleitet und gestellt werden. Ähnliches aber tritt, wenn in verminderten Verhältnissen, selbst bey den Werken des goldenen Zeitalters ein.

Am Schlusse fügen wir noch für Leser, außer dem Kreise der Kenner liegen möchte, die Ausrede bey, daß der historische Verein gesonnen

das Statutar-Recht und die alte Gerichts-Ordnung der Stadt Bamberg, mit Erläuterungen von einem einheimischen höchst erfahrenen Rechtsgelehrten versehen,

dem Drucke zu übergeben, und daß Nachweisungen oder Beyträge, welche auswärtige Gelehrte geneigt seyn möchten zu diesem Zwecke mitzutheilen, dem Vereine höchst willkommen seyn werden.

Der Herr Rec. erlaubt dem Unterzeichneten hier noch folgendes bezubringen. Auf die Verfassung Heinrich VII., deren im Kenner 17155 erwähnt wird, bezieht sich auch wohl das Gedicht von dem Wolf und seinem Weib, welches ich im Reinhart Seite 333 eingeschaltet, Seite CLXXXII aber mit Friedrich II. in Verbindung gesetzt habe, weil mir der darin genannte Meister Elias aus dem Helias Scotigena des XII. Jahrhunderts eher noch um 1250 deutbar schien als nach 1313. Wirklich liest die Frankfurter Ausgabe des Kenners 87b Friderich statt Heinrich. Indessen gibt Flacius in seinen *varius doctorum picrumque virorum de corrupto eccl. statu poematibus*. Basil. 1557. p. 470 — 485 ein lateinisches, wahrscheinlich auch schon im Beginn des XIV. Jahrhunderts verfaßtes Lied 'de morte imperatoris Hen-

rici VII. quem frater Paulinus (den andern Bernhard nennen) ordinis praedicatorum toxicavit (quod tamen illius ordinis fratres constantissime negant), ex vetustissimo bro.' Den Geistlichen stellt der deutsche Dichter, nach damaliger Weise, als einen Wolf da und knüpft daran eine ältere Thiersfabel.

Sodann scheint mir weder bewiesen noch wahrscheinlich, daß Sebastian Brant Urheber der 1549 gedruckten Umarbeitung des Kenners ist. Sie hält sich viel zu nahe an den alten handschriftlichen Text, als daß sie von einem zu Einschaltungen geneigten Dichter herrühren sollte. Aus der in von der Hagens Grundriß S. 394 enthaltenen falschen Behauptung, daß die Umarbeitung das alte Gedicht weit über die Hälfte, bis auf 24000, vermehre, bildet Servinus (Gesch. der d. Nat. Lit. 2, 126) die noch verbreitene, 'daß in der Ausg. von 1549 etwa 24000 neue Verse hinzu gekommen seyen.' Die Wahrheit ist, daß der Frankfurter Druck 122 vier-spaltige Blätter und auf jeder Spalte 50 Verse zählt, also (von den Lücken der Absätze wegesehen) etwa 24400, der neue Bamberg'sche Druck aber (von einzelnen ausgelassenen Zeilen abgesehen) 24572.

Jac. Grimm.

## B e r l i n .

Verlag von E. H. Schröder, 1835: Die älteren Jüdischen Feste mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch dargestellt von J. F. L. George. XX u. 308 S. in 8.

Dieses Buch kam dem Ref. erst zu als er die im vorigen Jahrgange St. 204 erwähnte Abhandlung über denselben Gegenstand beendigt

ha e. Die Ursachen, wodurch die Ergebnisse der  
 b ersehtigten Untersuchungen gänzlich verschied-  
 ausgefallen sind, können zwar hier nicht alle  
 hnt werden: die wichtigsten aber sind diese.  
 nal beschränkt der Verf. sich auf die hebräi-  
 jen Feste so sehr, daß er seinen Blick über des-  
 n enge Grenze nicht erhebend, auch ohne alles  
 se Urtheil über Mosaisches oder Nichtmosai-  
 es bleibt. Dadurch ist dieß Werk sogar hin-  
 dem viel gründlicheren Versuche zurückgeblie-  
 welchen der vortreffliche Tübingische Ge-  
 lehrte Dr Baur schon zur Lösung der Frage über  
 die Art der hebräischen Feste gemacht hatte. So-  
 dann ist die Weise der geschichtlichen Forschung,  
 welche dieß Buch zeigt, ziemlich unfruchtbar.  
 Sie besteht darin, die ersten besten Gründe der  
 weiff noch gar nicht recht erkannten Erscheinung  
 aufzusuchen und wie sie zufällig dem Suchenden  
 entgegenkommen, als unzweifelbar fest zu halten:  
 vobey denn die wahren Gründe und der echte  
 Zusammenhang beynah überall verkannt, ja durch  
 as Hervorheben von Zufälligkeiten und beliebigen  
 Einfällen oft zurückgedrängt werden. Wollte  
 der Verf. z. B. noch einmal erwägen, was er  
 über das Verhältniß des Deuteronomium zu den  
 übrigen Büchern des Pentateuchs, oder über die  
 Bedeutung des Pascha meint, wollte er erst ge-  
 nauer untersuchen, ob man nach de Wette's  
 Weise von Genesis, Exodus, Leviticus, Nu-  
 meri als eben so vielen einzelnen, nach einander  
 entstandenen Büchern reden könne — er würde  
 wahrscheinlich vieles ganz anders betrachten. Zwar  
 führt der Verf. gewisse philosophische Worte z.  
 B. vom Abstracten und Concreten stets im Mun-  
 de; er rühmt sich auch in der Vorrede nicht we-  
 nig, von Rationalismus sich frey zu wissen:  
 aber die gerade zu dieser Sache, die der Verf.

abhandeln will, gehörige Philosophie fehlt, und was das ängstliche Rufen gegen Rationalismus betrifft, so weiß Ref. nicht, was der Verf. sich dabey gedacht hat. Sofern nämlich Rationalismus etwas Schlimmes seyn soll (und läugnet diese Möglichkeit gar nicht), so ist doch nur im Sinne von leerem Râsonneme oder vom Geschwâtz zu verstehen, welches mit dem ersten besten Grunde begnügt ohne d. wahren zu haben: dann aber sehe mancher, sich rühmt, zu, ob er nicht in das Uebel, er entronnen seyn will, unverhofft gefallen sey. Leider ist eine Verwirrung der dahin gehörigen Begriffe jetzt, besonders von gewissen Gegenden Deutschlands her, so allgemein, daß dieß Buch nur ein neues Beyspiel davon gibt. Wer sich nur rühmt, in Bezug auf das N. T. nicht rationalistisch zu denken, glaubt alles Uebrige leicht hin abmachen zu können, und treibt bey dem Wahne Rationalismus im schlimmsten Sinne. Manche gewissenlose Schriftsteller (n. unsern Verf. rechnet Ref. dahin) glauben etw. ihnen unangenehmés, wogegen sie selbst nichts Vernünftiges sagen können, genug widerlegt oder vielmehr schänd. verhöhnt zu haben, wenn sie es rationalistisch nennen: zur Strafe sollten sie verurtheilt werden ein paar Jahre lang das bequeme Schmähwort gar nicht gebrauchen zu dürfen! — Die Darstellung würde durch mehr Schärfe und Bündigkeit gewinnen.

H. C.

---

Unter der Recension von Gumprecht's Beyträge zc. S. 639 ist das Zeichen \*\* zu setzen.